Archiv für slavische philologie


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE



ARCHIV

FÜR

SLAVISCHE PHILOLOGIE.

UNTER MITWIRKUNG

VON

A. BRÜCKNER, BERLIN, J. GEBAUER, PRAG, C. JIREČEK, WIEN, A. LESKIEN, LEIPZIG,

W. NEHRING, BRESLAU, ST. NOVAKOVIĆ, BELGRAD, A. WESSELOFSKY, ST. PETERSBURG,

HERAUSGEGEBEN

VON

V. JAGIĆ.

ZWEIUNDZWANZIGSTER BAND.

BERLIN,

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.

1900.

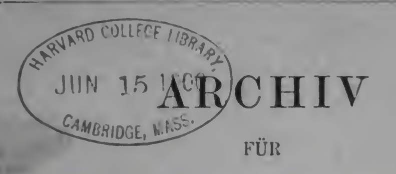
Inhalt.

Abhandlungen.

Seite

Kritischer Anzeiger.

Kleine Mittheilungen.



ARCHIV
FÜR
SLAVISCHE PHILOLOGIE.

UNTER MITWIRKUNG

VON

A. BRÜCKNER, BERLIN, J. GEBAUER, PRAG, C. JIREČEK, WIEN,
A. LESKIEN, LEIPZIG, W. NEHRING, BRESLAU, ST. NOVAKOVIĆ, BELGRAD, A. WESSELOFSKY, ST. PETERSBURG,

HERAUSGEGEBEN

VON

V. JAGIĆ.

ZWEIUNDZWANZIGSTER BAND.
ERSTES UND ZWEITES HEFT.

BERLIN 1900
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.
S W. ZIMMERSTRASSE 94.
ST. PETERSBURG, A. DEVRIENT.

INHALT.

Abhandlungen.

Kritischer Anzeiger.

Kleine Mittheilungen.

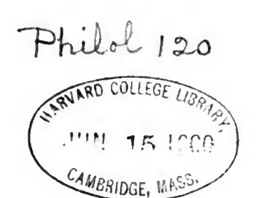
Alle Einsendungen für das »Archiv für slavische Philologie« sind an mich nach Wien VIII. Kochgasse 15, zu richten.

V. Jagić.

Das Archiv für slavische Philologie erscheint in Heften zu 10 Bogen oder Doppelheften zu 20 Bogen, je vier Hefte bilden einen Jahrgang Preis für den Band 20 *M*, für einzelne Hefte 6 *M*.

Die ersten 12 Bände sind zum ermäßigten Preise von 180 *M* (bisher 241 *M*) durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Weidmannsche Buchhandlung.



Die Entwicklung serbischer Sätze mit *te* von Parataxis zu Syntaxis.

Die slavischen Sprachen sind im Allgemeinen reich an Copulativpartikeln mit fein abgestufter Bedeutung und wenden sie an, wo manche andre Sprachen nur ein farbloses »und« haben. Das Serbische hat *i*, *a*, *pa* (*pak*), *te* (*ter*, *tere*). Ohne auf alle möglichen Fälle einzugehen, kann man im Ganzen und Grossen die Gebrauchsweise so bestimmen:

i verbindet ohne weiteren Nebensinn, gibt also die blosse Nebeneinanderstellung von Wörtern oder Sätzen.

a gibt einer Verbindung die Färbung, dass etwas neues, dem erst ausgesprochenen nicht ganz paralleles eintritt, etwa wie das griech. *δέ*, berührt sich aber mit dem *i* oft so nahe, dass bei einer Uebersetzung in andre Sprachen häufig nur ein »und«, kein »aber« eingesetzt werden kann. Der Unterschied von *i* und *a* bleibt aber immer darin erhalten, dass nur *i* »auch« bedeuten kann, nicht *a*, z. B. in dem Sprichwort *i kamen bi riječma podigao*, wo *a* unmöglich wäre. Ebenso darin, dass die Parallelsetzung »et-et« nur durch *i*-*i* ausgedrückt werden kann, z.B. *i ja mogu i konj mi može, ali bog ne da* (Sprichwort).

pa (*pak*) bedeutet gemäss seinem ursprünglichen Sinne (iterum) »und dann«, gibt also an, dass das zu zweit Genannte dem Ersterwähnten zeitlich folgt. Der prägnante zeitliche Sinn zeigt sich in der häufigen Verbindung *pa onda*, z. B. *posle toga ostanu u njezinu dvoru još tri dana, pa onda podju k ocu njegovome* (Vuk, Prip. S. 63).

te ist die eigenthümlichste Copulativpartikel, was auch die Grammatiker andeuten. Budmanni § 274 übersetzt *i* und *a* durch ital. e, *te* und *pa* durch e poi. Etwas genauer drückt sich Maretić

(Veznici § 81) aus, das *te* komme oft einer consecutiven Bedeutung sehr nahe. In der That hat *te* wenigstens in der volksthümlichen Rede wohl niemals die Bedeutung eines nur anreihenden »und«, sondern den Sinn von »und so«, »und in Folge davon«, was dann sehr leicht die Wendung nimmt »und darum«.

Zur Veranschaulichung des Bedeutungsunterschiedes der Partikeln vgl. *poznao ja njezinu ćud a ona moju te ašikujemo, pa se i ja mislim, ako bog da, o jeseni oženiti* (ich lernte ihren Charakter kennen, sie *aber* [und sie] meinen, *und so* fangen wir eine Liebschaft an, *und darauf* denke ich daran, mich, wenn Gott will, im Herbst zu verheirathen); *baci ga* (*buzdovan*) *u nebo, pak* (und dann) *se poda-nj načetveronoži te* (und so) *dočeka ga u ledja* (Vuk, Prip. S. 3).

Während nun die Satzverbindungen mit *i, a, pa* keine besonders bemerkenswerthe Weiterentwicklung erfahren haben, ist das in hohem Grade bei den mit *te* verbundenen Sätzen der Fall. Man kann hier hübsch beobachten, wie eine ursprünglich rein anreihende, parataktische Verbindung übergeht in das Verhältniss von Hauptsatz und abhängigem Nebensatz, in Syntaxis. Das Serbische drückt durch *te* eine Menge Beziehungen aus, wo das übliche grammatische Schema Final-, Consecutiv-, Relativsätze u. a. findet. Ich glaube, dass es auch für allgemeine syntaktische Betrachtungen nicht ohne Interesse ist, dies etwas weiter auszuführen.

Im einzelnen und an Beispielen stellt sich die Entwicklung so dar:

1. *te* fügt Sätze parataktisch an einander, immer so, dass der Inhalt des zweiten Satzes als eine Folge des ersten erscheint (und so, in Folge davon, und deshalb). Hier genügen ausser den oben schon angegebenen einige Beispiele: *primjeri jednu i drugu stranu te nadje* (und findet so), *da je njegov dio tri-četiri prsta uži* (Vrčević, Podrug. S. 25); *udovica nije imala poroda te sve imuće svojega muža naslijedila* (und in Folge davon [darum] erbte sie die ganze Habe ihres Mannes; ebd. S. 8); *postavljam zavjet svoj s vama te* (und in Folge davon) *od sele ne će nijedno tijelo poginuti od potopa* (1. Mos. 9. 11)[1]); *jer sam go te se sakrih* (und darum habe ich mich versteckt; 1. Mos. 3. 10).

[1]) Die Bibelcitate beziehen sich auf die Vuk-Daničić'sche Bibel.

2. Von solchen Wendungen liegt der Uebergang zu einem abhängigen sogen. Consecutivsatz sehr nahe. Bei einer Menge von Sätzen mit *te*, die im Serbischen noch als einfach parataktisch verbunden aufgefasst werden können, wird man bei Uebersetzung oder bei gleichen Texten in anderen Sprachen ein »ut, dass« u.s.w. vorziehen, z. B. *onaj se kamen pretvorio u zlato te sija kao sunce* (Vuk, Prip. S. 43, dass er leuchtete wie die Sonne); *ljude oslijepiše te ne mogahu naći vrata* (1. Mos. 19. 11), vgl. die Vulgata: eos percusserunt caecitate, ita ut ostium invenire non possent; Kautzsch A. T.: die Leute schlugen sie (die Engel) mit Blindheit, so dass sie (die Leute) sich vergeblich bemühten, die Thür zu finden; *Sara je stade zlostaviti te ona pobježe od nje* (1. Mos. 16. 6), vgl. Kautzsch: da behandelte Sarai sie hart, so dass sie ihr entfloh. Die Annäherung zur Abhängigkeit des zweiten Satzes tritt in den beiden letzten Beispielen dadurch besonders hervor, dass die verbundenen Sätze verschiedene Subjekte haben. Ein weiterer Schritt zur Verwandlung in einen Nebensatz ist da geschehen, wo die Folge als Wirkung einer im ersten Satze ausgedrückten Handlung erscheint, die ohne Hinzufügung des Satzes mit *te* inhaltslos und unverständlich bliebe (ut nach verbis efficiendi etc.). Sehr oft nach Verben des Befehlens, Bittens, Bewirkens u. ä., z. B. *Faraon zapovjedi ljudima za nj te ga ispratiše* 1. Mos. 5. 45 (befahl, dass ..); *gospod učini te (Josif) omilje tamničaru* Gott machte, dass er lieb wurde dem Gefängnisswärter, 1. Mos. 39. 21 (im Griech. entspricht dem serbischen Satze mit *te* einfach ein Objekt ἔδωκεν αὐτῷ χάριν ἐναντίον τοῦ ἀρχιδεσμοφύλακος); *navodi je te čini preljubu* verführt sie, dass sie Ehebruch begeht, Matth. 5. 32, vgl. ποιεῖ αὐτὴν μοιχευθῆναι; *dogovore se te dozovu jednu vješticu* Vuk, Prip. S. 112 sie verabreden eine Hexe herzurufen; *nekakav seljak otide u goru da siječe šljeme, i pošto ga odjela, digne seljane te ga donesu pred kuću* Vrčević, Podrug. S. 12, ein Bauer ging in den Wald um einen Firstbalken zu fällen und nachdem er ihn zugehauen hatte, bietet er die Dorfleute auf, dass sie ihn vors Haus bringen; *bog tvoj dade te izadje preda me* 1. Mos. 27. 20, dein Gott gab, dass es mir in den Weg lief. In all solchen Sätzen kann man freilich noch ohne weiteres nachempfinden, dass der ursprüngliche Sinn ist: Gott gab (es) und so ... Allein das thut nichts zur Sache; da ein Satz *bog dade* seinem Sinne nach unvollständig ist, nothwendig ein Objekt

erfordert, so vertritt eben der Satz mit *te* das Objekt und ist ein in der üblichen Bedeutung des Wortes abhängiger Satz.

3. Noch deutlicher fühlbar wird die Abhängigkeit, wenn der erste Satz nur ein Geschehen, eine Zeit, einen Zustand angibt, wobei eine nähere Bestimmung gegeben werden muss, um einen vollständigen und verständlichen Sinn zu gewinnen, z. B. *dogodi se te Kain prinese gospodu prinos* 1. Mos. 4. 3, es begab sich, dass Kain dem Herrn ein Opfer darbrachte; *dodje vrijeme te onaj čovjek sasvim ostara* Vrčević, Podrug. S. 7, es kam die Zeit, dass jener Mann ganz alt wurde; *jesi li pri sebi te za smrt moliš boga* Vrčević, Prip. II, S. 182, bist du recht bei dir, dass du Gott um den Tod bittest; *šta sam skrivio te si me tako žestoko tjerao* 1. Mos. 31. 36, was habe ich verbrochen, dass du mich so hart verfolgt hast?; *šta je čovjek te ga spominješ ili sin čovečji te ga polaziš* Ps. 8. 4, was ist der Mensch, dass du seiner gedenkest, oder der Sohn des Menschen, dass du ihn heimsuchest; *što je tebi jutros na uranku ter se jesi vas preobrazio* Nar. pj. matice hrv. I. 56, v. 39, was ist dir heutmorgen in der Frühe, dass du dich ganz verwandelt (entstellt) hast?; *u tom mu padne na um te pljune na zemlju* Vuk, Prip. S. 61, da fällt es ihm ein auf die Erde zu spucken; *fali ti bože te možemo gosta ugostiti* Vuk, Prip. S. 82, Dank dir Gott, dass wir den Gast bewirthen können.

4. Die unter 2 angeführten Beispiele, in denen der Satz mit *te* Folge oder Resultat einer Thätigkeit ausdrückt, berühren sich schon ziemlich nahe mit den sogen. Finalsätzen (ut finale). Ueberhaupt werden die Kategorien Folge und Wirkung auf der einen, Absicht und Zweck auf der andern Seite in der Sprache nirgends scharf geschieden (vgl. im Serbischen den Gebrauch von *da*). So empfindet man auch manche Sätze mit *te* geradezu als Absichtssätze, z. B. *niti se užiže svijeća i meće pod sud nego na svijetnjak, te svijetli svima koji su u kući* Matth. 5. 15, vgl. die Vulgata: neque accendunt lucernam et ponunt sub modio, sed super candelabrum, ut luceat omnibus qui in domo sunt. Das Beispiel ist überhaupt für den Gebrauch der Partikeln lehrreich: im Griechischen steht *οὐδὲ καίουσιν λύχνον καὶ τιθέασιν αὐτὸν ὑπὸ τὸν μόδιον, ἀλλ' ἐπὶ τὴν λυχνίαν καὶ λάμπει πᾶσιν τοῖς ἐν τῇ οἰκίᾳ*; der Serbe hat das *καὶ* zwischen den beiden parallel stehenden Verben durch *i* gegeben, das zweite aber anders empfunden, daher *te*. Vgl. noch:

one dolaze svako podne ovde na ovo jezero te se kupaju Vuk, Prip. S. 17, sie kommen jeden Mittag an diesen See um sich zu baden.

5. Am allerdeutlichsten wird die Abhängigkeit der Sätze mit *te*, wo sie Relativsätzen andrer Sprachen entsprechen. In Beispielen wie *ko je to dolje te mumi* Vuk Prip. kann man die Parataxis allenfalls noch empfinden: wer ist das da unten und brüllt so; *nešto (je) živo te jede i pije* Vrčević, Podrug. S. 9, es ist etwas Lebendiges und so (deshalb) isst und trinkt es; es liegt aber einem Relativsatz »das isst und trinkt« ganz nahe. Völlig zum Relativsatz wird aber der Satz mit *te*, wenn im ersten Satz ein deiktisches Pronomen steht, das erst durch Hinzufügung des *te*-Satzes einen begrifflichen Inhalt bekommt: *upita će oni iz prvoga sela onoga te mu je predjašnju pripovijetku kazao* Vrčević, Podrug. S. 27, fragt der aus dem ersten Dorf den, der ihm die frühere Geschichte erzählt hat; *pošlju za njega jednoga od onih te su se bili okupili*, sie schicken nach ihm einen von denen, die sich versammelt hatten. Es steht daher *te* auch völlig parallel mit den Relativpronomina *koji*, *što*, z. B. *ali ti je milija krava koja mlijeko dava, ali ona, te prevali nogom kabao* Vrčević, Prip. II. 7, ist dir lieber eine Kuh, die Milch gibt, oder eine, die den Kübel mit dem Fuss umstösst; *evo meni za onu (proskuricu), što sam ja izio, sto dukata, a evo tebi druge stotine za onu, te si ti izio* Vrčević, Prip. II. 10, ich nehme für die Hostie, die ich gegessen habe, hundert Dukaten, du bekommst andere hundert für die, die du gegessen hast. Verstärkt wird die Abhängigkeit des *te*-Satzes bis zum äussersten, wenn er in den andern Satz eingeschoben ist: *pristupi blizu groba pa unutra pogleda, a oni, te dube grob, upita ga: što gledaš* Vrčević, Prip. II. 144, er trat ans Grab und sah hinein, der aber, der das Grab grub, fragte ihn: wonach siehst du; *konj dovede ono momče, te jahaše, taman pred vrata svoga gospodara* Vrčević, Podrug. 19, das Pferd brachte jenen Burschen, der ritt, gerade vor das Thor seines Herrn.

Ich möchte diese Auseinandersetzung nicht so verstanden wissen, als deckten sich die abhängigen serbischen *te*-Sätze genau begrifflich mit den sogen. Consecutiv-, Finalsätzen u. s. w. Ich wollte nur zeigen, wie sich aus einfacher Parataxis syntaktische Gefüge mannigfaltiger Anwendung und Bedeutung entwickeln.

A. Leskien.

Zur Declination des zusammengesetzten Adjectivums.

Miklosich hat die Formen der zusammengesetzten Declination bekanntlich in zwei Classen eingetheilt: in solche, bei denen das Adjectiv und Pronomen declinirt werden (Zusammenrückungen), und solche, bei denen das Adjectiv angeblich in seiner thematischen Form auftritt, so dass man es hier mit einer wahrhaften Composition zu thun hätte (vgl.: »Ueber die zusammengesetzte Declination in den slavischen Sprachen« Wiener Sitzungsberichte, phil.-hist. Cl. LXVIII, 133. 1871). Zu den letzteren Formen rechnete er den Instr. Sg. m. und n., Instr. Sg. f., Gen., Dat., Loc. u. Instr. Pl. aller Genera und Dat. Instr. Dual.

Ueber die erstere Art der Formen ist kein Wort weiter zu verlieren. Anders verhält es sich jedoch mit der zweiten Art. Gegen ihre Theorie protestirte lebhaft A. Leskien: Die Declination im Slavisch-Litauischen und Germanischen 1876, S. 130—138. Er bestritt es, dass man es hier mit einer Composition zu thun habe und nahm an, dass alle Formen des zusammengesetzten Adjectivums ursprünglich Zusammenrückungen aufwiesen und dass dann in jenen Fällen, in denen eine schwere Endung *-mь*, *-mъ*, *-ma*, *-chъ*, *-ją* in beiden Elementen ganz gleich und nahe hinter einander zweimal erscheint, durch Abwerfen des ersten inneren, für die Charakteristik der Formen unwesentlichen der beiden gleichen Bestandtheile eine Dissimilation, eine Erleichterung gemacht ist, wie im Sg. Fem.: Gen. z. B. *dobry-ję* statt **dobry-jeję*. So wäre aus **dobrъmь-jimь* der Instr. Sg. m. und n. *dobrъ-jimь*, nach späterer Lautform und Dehnung des ъ vor *j*: *dobry-jimь* (добрꙑимь) entstanden. Leskien geht hier freilich irrthümlicherweise von einem Instr. Sg. **dobrъmь* bei den *o*-Stämmen aus, obzwar er auf S. 131 *dobromь* als die regelrechte Form ansetzt und *dobrъmь* einklammert. Damals waren nämlich die massgebenden Denkmäler noch nicht recht bekannt.

Dagegen hat Leskien mit Recht hervorgehoben, dass der Gen. Pl. добрѣ-ихъ und Instr. Pl. добрꙑ-ими in die erste der von

Miklosich aufgestellten Kategorien eingereiht werden müsse, da добръ und добры die regelrechten nominalen Formen des Adjectivs wären. Miklosich hat auch thatsächlich in seiner Vgl. Gramm. Bd. 3² (1876), S. 55 unterdessen den Gen. Plur. aus der zweiten Kategorie ausgeschieden, den Instr. Pl. dagegen darin noch belassen, wie er denn überhaupt an seiner Theorie hier und auch später festhielt.

Im Masculinum hätten wir — bemerkt weiter Leskien — bereits drei Casus, die von Haus aus *ъji*, daraus *yji*, oder von vornherein *-yji* aufwiesen: Instr. Sg. *dobrъ-jimь*, *dobryjimь* (diese Form kann jedoch, wie wir sahen, nicht so aufgefasst werden), Gen. Pl. *dobrъ-jichъ*, *dobry-jichъ*, Instr. Pl. *dobry-jimi*. Den Loc. Pl. hätte man nach dem Gen. und die beiden Dativformen des Plur. und Dual. nach derselben Analogie gebildet.

Wenn auch die Miklosich'sche Hypothese hier mit Erfolg bekämpft wird (namentlich auch mit Hinweis auf das Litauische und Lettische), so möchten wir doch in einigen Punkten eine grössere Klarheit haben, als sie uns die Leskien'sche Erklärung bietet.

Bei den verschiedenen Schreibungen der hier in Betracht kommenden Formen in den altkirchenslavischen Denkmälern handelt es sich zunächst darum, was das Ursprünglichere hier war. Wenn sich auch die Denkmäler in dieser Hinsicht nicht gleichartig verhalten, so gewinnt man aus denselben doch den Eindruck, dass die Formen новъıимь, новъıихъ, новъıимъ u. s. w. die älteren, ursprünglicheren sind. So werden sie auch von Leskien in seinem Handbuche (3. Auflage, S. 90) angesetzt. Freilich macht uns hier gleich der Zogr. grosse Schwierigkeiten mit seinem ъı (ⱏⰹ), da er das *y* sonst regelmässig mit ъı (ⱏⰻ) bezeichnet. Man könnte nun geneigt sein, in dem ъı des Zogr. den ältesten vocalischen Repräsentanten dieser Formen zu sehen. Mit ı (ⰹ) wird nämlich im Zogr. ein selbständiges anlautendes *i* bezeichnet und damit würde theoretisch der Gen. Pl. добръıхъ = добръ-ихъ vollkommen übereinstimmen. Man müsste dann freilich annehmen, dass die anderen hier in Betracht kommenden Casus der Analogie dieses Genitivs erlagen und hinsichtlich des vocalischen Elementes darnach gebildet wurden. Allein diese Hypothese liesse sich nicht in Einklang bringen mit der Declination der weichen Stämme. Man müsste nämlich darnach hier auch ganz analog ein -ьи- erwarten,

doch dieses kommt gar nicht vor, selbst auch im Zogr. ist es als erwartete Parallele zu -ъι- nicht anzutreffen, sondern es bildet hier -ии-[1]) die Regel. Leskien meint, der Gegensatz gegen die adjectivischen *jo*-Stämme würde verschwinden, wenn man annähme, dass -ъι- nur verkürzte Schreibung für -ъιι-, d. i. -ъι-ι = *y-ji* sei. Um besser begreifen zu können, was eigentlich mit dieser Schreibweise zum Ausdrucke kam, müssen diese Fälle im Zogr. näher untersucht werden. Wir bemerken nun, dass diese Formen im Zogr. nicht ausschliesslich sind. Wir finden darin auch solche mit einem echten ъι = *y*, die also durch Contraction entstanden sind, z. B. нєчистъιхъ Matth. 10. 1. Zahlreich werden sie im Lucas: дроугъιмъ 4.43; рождєнъιхъ 7. 28; житıискъιмı 21. 34 u. s. w. (im Lucas kommen etwa 20 solche Formen vor, abgesehen vom Nom. Sg. m.). Im Joh. finden wir etwa 6 mal das ъι und nur etwa 2 mal ъι: стъıмь 1. 33; мрътвъıхъ 12. 9. Ganz analog kommt hier (im Joh.) bei den weichen Stämmen fast ausschliesslich -и- (contrahirt aus -ии-) vor: вѣроуѭштимъ 1. 12 u. s. w., welche Formen im Zogr. auch allmählich häufiger werden, während sie in der ersten Partie selten sind (z. B. дрєвьнимъ Matth. 5. 27). Es herrscht hier also ein Parallelismus, der nichts zu wünschen übrig lässt. Wir müssen demnach die Formen mit -ъι- auf gleiche Stufe stellen mit jenen der *jo*-Stämme, die ein *-ii-* (-иı- oder -ıи-) aufweisen. Gemäss der Aussprache des Abschreibers oder gemäss seinem Originale wurde ъ mit folgendem anlautenden и als ъι und sogar als ъι-и ausgesprochen, wie uns die Belege въιнѫ Marc. 5. 5 (Mar. hier въι-инѫ) und къι-исви Matth. 14. 29 verrathen. Trotzdem wird aber sonst regelmässig auch hier ъι geschrieben: въıнѫ Luc. (9. 56); 24. 53 u. s. w., ja sogar отъıмєтъ Marc. 2. 20; 4. 15 u. s. w. So hat uns der Urheber des Zogr. offenbar auch добръıхъ statt добръıихъ u. s. w. geschrieben und suchte sich womöglich consequent zu bleiben, so dass seine Schreibweise als eine Art gelehrter Combination erscheinen muss. Einmal freilich entschlüpfte ihm auch ein -ъıи in истинъиъıи Joh. 6. 32, doch muss dieser Nom. (Acc.) Sg. m. von den übrigen Formen getrennt werden, da hier das ъι anders ent-

[1]) Geschrieben wird es eigentlich mit -иı- oder -ıи- (in der Transcription).

standen ist. Daher werden wir auch finden, dass derselbe meist anders behandelt wird, als die anderen Formen mit ъı. So haben wir gleich in unserem Denkmal im Nom. Acc. Sg. m. häufig ein ъı: чскъı Matth. 11. 19 u. s. w., ja im Luc. und Joh. wird dieses zur Regel, von der es nur wenige Ausnahmen gibt. Es kommt hier auch стоı (= свѧтон) vor: Luc. 1. 72 (hier auch im Mar. so).

Müssen nun die Adjectivformen des Zogr. mit ъı entsprechend den -нн-Formen der adjectivischen *jo*-Stämme als die älteren uncontrahirten ъıн-Formen aufgefasst werden, so lassen sich damit auch die anderen uncontrahirten Adjectivformen, die wir hier noch sehr häufig antreffen, in Einklang bringen, so dass auch hier ein Parallelismus herrscht. So finden wir hier: сѣвъшаего Matth. 13. 18; ослабленоуемоу Matth. 9. 2; лѫкавъноуемоу Matth. 12. 45 u. s. w.

In den Kiever Blättern wird das *y* mit ън bezeichnet (ähnlich auch im Assem.). Wir haben hier nur contrahirte Formen: небесьскънхъ (einigemal), тьмьнънхъ V b 12 u. s. w. (mit einer Ausnahme in der Ueberschrift: небесьскъıхъ VII 1). Ganz analog auch bei den weichen Stämmen: вънъшьнин III 4; тоуземъ IV b 10; противѧщıхъ VI b 1. Analog auch die anderen Formen: блаженаго, блаженоумоу, чьстьнаго, свѧтаго, вѣчьнѣмь u. s. w., also nur contrahirt. Der Nom. (Acc.) Sg. m. ist hier dagegen ganz anders. Dreimal haben wir hier вьсемогъı (II 13; IV 2; IV b 2) und sonst wird er mit ъı also ganz anders als die früheren Formen geschrieben und zwar ebenfalls regelrecht: вьсемогъı II b 2—3; III 17; V 13; вѣчьнъı I b 16; III 1, 17; IV 15; V b 7; VI 10 u. s. w., etwa noch 7 mal. Ausnahme: даръ сь принесенън VII 20. Durch diese Schreibweise soll hier also offenbar ausgedrückt werden, dass hier nicht *y*, sondern etwa *ъj* oder *yj* ausgesprochen wurde, wofür auch die Schreibweise сı даръ VI 2 und сı приносъ III b 1 zu sprechen scheint.

Im Mar. kommt ъı und ъıн in allen Fällen neben einander vor, ohne dass ein Unterschied, wie es scheint, obwaltet. Nur im Nom. Acc. Sg. m. kommt hier auch -он vor: оумерон Joh. 12. 1; свѧтон Luc. 1. 72; нарицаемон Joh. 21. 2.

Von den anderen Denkmälern soll hier nur noch der Glag. Cloz. berührt werden. Die uncontrahirten Formen kommen hier nur ausnahmsweise vor: Nom. Sg. неправедьнъıн 773, der aller-

dings anders zu beurtheilen ist, Dat. Pl. благꙑимъ 548, Instr. Pl. невидимꙑими 559; von den weichen Stämmen: прочиихъ 239 und съмотрѣѭштиимъ 616. Ganz analog kommen auch die anderen Formen uncontrahirt nur ausnahmsweise vor: прѣданаего II 38, sonst einige Mal -лаго und regelrecht -аго, im Dat. Sg. nur -оумоу, im Loc. Sg. einmal непобѣдимѣемь 780, sonst nur -ѣмь. Hier zeigt uns abermals dieser Parallelismus, dass die Formen mit -ꙑи- die älteren sind.

Es handelt sich nun um ihre Erklärung. Wie wir oben sahen, lässt Leskien *dobry-jimъ* durch Dednung des ъ vor *j* entstehen (Die Declination, S. 134). So meint er auch in seinem Handbuche, der gewöhnlichste Fall einer Dehnung des ъ zu ꙑ vor einem mit *j* anlautenden Elemente wären die Formen des bestimmten Adjectivs (S. 39). Allein diese Erklärung ist nur soweit richtig, als sie auf den Nom. (Acc.) Sg. m. bezogen wird, für die anderen Formen kann sie nicht in Betracht kommen. Es ist nämlich nur eine dialektische Eigenthümlichkeit des Aksl., nach welcher *ъ* vor *j* in *y* (ꙑ) übergehen kann. Neben derselben besteht eine andere, ebenfalls nur eine dialektische, nach welcher dasselbe *ъ* in *o* übergeht; daher fanden wir neben свѧтꙑи auch ein свѧтои. Allein neben einem свѧтꙑихъ kommt kein *свѧтоихъ vor, und doch müsste dies der Fall sein, wenn das ꙑ durch Dehnung des ъ vor *j* entstanden wäre. Es kommt hier übrigens noch ein anderer Umstand in Betracht. Wie ein *jь- im Anlaute zu *i* geworden ist (имѫ aus *jьmą), so ist höchstwahrscheinlich auch ein *ji* in *i* übergegangen, so dass wir es dann hier mit den Pronominalformen ichъ, imъ etc. zu thun hätten, die also kein *j* aufwiesen.

Das ꙑ der bestimmten Adjectiva muss demnach anders erklärt werden. Wie добра-ѥго, доброу-ѥмоу so waren ursprünglich alle Formen beschaffen. Im Instr. Pl. m. und n. hatte man daher добрꙑ-ими im fem. *добрами-ими. Die gleiche Pronominalform für alle drei Genera (ими) wird wohl auch hier einen Ausgleich herbeigeführt haben, so dass für alle drei Genera die Form добрꙑими aufkam. Diese war nun massgebend für die weitere Entwickelung. Zunächst wurde der Gen. für alle drei Genera *добръ-ихъ unter dem Einflusse von добрꙑими und vielleicht auch добрꙑѩ zu добрꙑихъ. Die gleiche Pronominalform ихъ im Loc. Pl. führte auch добрꙑихъ als Loc. Pl. für alle

drei Genera herbei. Dann wurde nach demselben Princip auch der Dat. Pl., Dat. Instr. Dual. und Instr. Sg. m. und n. gebildet.

Analog verhält es sich mit den *jo*-Stämmen. Auch hier ist das erste der beiden *ii* nicht durch Dehnung aus *ь* entstanden, sondern es ist vom Instr. Pl. искрьнınими auszugehen.

W. Vondrák.

Einige Streitfragen.*)

3. Eine einheitliche slavische Ursprache?

Welchen Zweck verfolgt die vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen? Sie will offenbar durch die Vergleichung verschiedener slavischer Sprachen irgend eine Erklärung erzielen. Da die einzelnen Thatsachen unangetastet bleiben und bleiben müssen, so kann ihre Erklärung nur darin bestehen, dass man die früheren Stadien, aus denen die letzte Form hervorgegangen, durch die Vergleichung in irgend einer Weise erschliesst. Z. B. wenn der Slovene und Kroate oder Serbe heute den Gen. Sing. *žene* sagt und diese Form erklärt werden soll, so will man selbstverständlich daran, dass heute der Genitiv so lautet, nicht rütteln. Man will und darf die Sprache nicht berichtigen wollen: *žene* bleibt so als Genitiv sing. Wenn man aber die verwandten slavischen Sprachen heranzieht und zwar wenn man findet, dass nicht nur altslov. женъı lautete, sondern noch heute im russ. жены, klr. жони, poln. *żony*, böhm. *ženy*, ls. *żony*, so muss diese Abweichung des Slovenischen und Serbokroatischen mit dem Auslaut *-e* im Gegensatz zu *-y* aller übrigen slav. Sprachen unsere Neugierde wecken und wir werden die Frage uns vorlegen: hat denn diese Abweichung der besagten südslav. Dialecte von den übrigen west- und ostslavischen immer stattgefunden oder nicht? und wenn nicht, wo ist da der Uebergang vom ursprünglichen zu einem neueren Zustand anzunehmen? welcher Grund mag die Sprache zu dem Uebergang veranlasst haben?

*) Vergl. Archiv XX, S. 1—54.

Bei dieser Gedankenoperation muss man gleich eine Voraussetzung zu Hilfe nehmen, die stillschweigend mitwirkt, wenn man sie auch nicht laut ausspricht. Die Voraussetzung lautet: es wird einmal in allen slavischen Sprachen für den Genit. sing. des Wortes жена eine und dieselbe Form bestanden haben. Lassen wir diese Voraussetzung nicht gelten, so hat die Vergleichung zwischen den einzelnen slav. Sprachen gar keinen Sinn. So werden wir also durch jede begründete und zu einem Ziel führen wollende Vergleichung dazu geführt, stillschweigend vorauszusetzen, dass wir endlich und letzlich mit einer ursprünglich einheitlich gewesenen, später aus bekannten oder unbekannten Gründen in verschiedenartig lautende Individualitäten zerfallenen Erscheinung zu thun haben. In der That, es wird z. B. niemandem einfallen, den bulgarischen Genitiv на жена, отъ жена mit dem женꙑ oder жене morphologisch vergleichen zu wollen, jedermann wird sagen, diese zwei Erscheinungen haben morphologisch nichts gemeinsames, aus женꙑ oder жене kann nicht отъ жена, на жена entstanden sein.

Also die vergleichende Grammatik operirt unter dem Hintergedanken, dass sie mit Erscheinungen zu thun hat, die aus ihrer gegenwärtigen Mannichfaltigkeit auf einen Ursprung zurückgeführt werden können. So ist es in der That, die vergleichende Grammatik der indoeurop. Sprachen bewegt sich im Bereich der Erscheinungen, die auf gleichem Ursprung basiren, und ebenso die vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen befasst sich mit Dingen, die aus der heutigen oder durch schriftliche Denkmäler uns zugänglichen Mannichfaltigkeit auf einheitlichen Ursprung zurückgeführt werden können. Das eigene wissenschaftliche Ziel der vergleichenden Grammatik besteht darin, die Gründe der aus einer ursprünglichen Einheit hervorgegangenen Mannichfaltigkeit auseinanderzusetzen und natürlich auch den Weg und die Reihenfolge des Zerfalls oder Uebergangs aus der Einheit in die Mannichfaltigkeit anzugeben. Also um bei dem angeführten Beispiele zu bleiben, zwischen den beiden Formen des Genitivs женꙑ und жене muss die wissenschaftliche Vergleichung eine Vermittlung zu bewerkstelligen trachten. Diese muss zeigen: 1) ob женꙑ oder жене das ältere und ursprünglichere ist, oder 2) ob beide Formen etwa eine dritte, verloren gegangene voraussetzen; sie muss 3) zeigen, wann und warum jene Form, welche man als secundäre anzunehmen

den Grund hat, statt der ursprünglichen aufgekommen ist. Im gegebenen Falle antwortet die vergleichende Grammatik: 1) dass sie vom Standpunkte der slavischen Sprachen die Form жены nicht nur für älter, sondern auch betreffs aller slavischen Sprachen für ursprünglich hält, folglich 2) dass жене eine spätere, nachträglich ins Leben gerufene Form ist. Jetzt aber entstehen folgende Fragen: 1) wann ist жене im Serbokroatischen und Slovenischen ins Leben getreten, und 2) warum? Auf die erste Frage kann nur die genaue geschichtliche Erforschung der einschlägigen Sprachen Antwort geben, z. B. in unserem Falle kann man fürs Serbokroatische wenigstens so viel sagen, dass schon die ältesten uns geschichtlich zugänglichen Sprachdenkmäler solche Formen, die dem Genit. auf жене entsprechen, aufweisen, z. B. in der Urkunde des Ban Kulin vom J. 1189 lesen wir schon ѹсѣчение главе Иѡвана крьстителa, betreffs des Slovenischen können wir schon in den Freisinger Denkmälern den Accus. plur. *greche* (neben *grechi*) constatiren und *ot zlodeine oblasti* (III. 71). Auf Grund dieser Thatsache kann man also nur so viel sagen, dass schon zu Beginn der geschichtlichen Zeit dieser Sprachen die Genitivformen auf *e* statt des ы vorhanden waren. Doch kann sich die wissenschaftliche Forschung damit nicht zufrieden geben, sondern 1) möchte man wissen, ob diese Formen damals die allein üblichen waren oder ob daneben noch die andere ältere Form vorkam. Dafür gibt es einen Anhaltepunkt in den Freisinger Denkmälern, wo neben *greche* als Accus. plur. noch *grechi* vorkommt (ebenso *grefnike* neben *krouui* = krovy). Freilich kann Jemand einwenden, von diesen zwei Formen sei schon damals nur die eine national gewesen, die zweite aber kirchenslavisch-literarisch. Zu diesem Einwurf muss die Wissenschaft bereit sein Stellung zu nehmen. In der That, es gehörte eine langsam reifende und allmählich erstarkende Einsicht dazu, bis man sich entschloss zu behaupten, *grechi* (грѣхы) müsse nicht gerade bloss kirchenslavisch sein, sondern es könne ebensogut damals noch neben *greche* als eine vorhandene ältere Doublette der Volkssprache geherrscht haben. Eine gewaltige Stütze gewinnt diese Behauptung durch die moderne Dialectforschung, welche nachgewiesen hat, dass im Čakavischen und im Slovenischen (z. B. bei den Beli kranjci) noch jetzt der Genit. sing. auf *i* für *y* lebt. So sieht man, wie einerseits die geschichtliche Erforschung, anderer-

seits die Dialectforschung der vergleichenden Grammatik zu Hilfe kommen können. Nachdem man das alles erledigt, dann erst entsteht die wiss. Hauptfrage, warum oder wenigstens wie so die slovenische und serbokroatische Sprache der Form жене vor женъı den Vorzug gab? Das ist in der Regel die schwierigste Frage, das Warum muss in sehr vielen Fällen leider unbeantwortet gelassen werden, man muss sich mit der Constatirung der Thatsache zufrieden geben, höchstens kann man die Vermuthung wagen, was das Emporkommen der Form verursacht haben mag. Im gegebenen Falle hat es die wissenschaftliche Erforschung nur so weit gebracht, dass sie vermuthet, die Genitive auf *e* mit weichem consonantischen Auslaute vor diesem *e*, das dem altkirchenslavischen ѧ entspricht, also *duše* aus доушѧ — haben jene andere Hälfte, die von rechtswegen auf ъı auslauten musste und auch auslautete, an sich gezogen und sich assimilirt. Man nennt das bekanntlich — Analogie, d. h. Uebertragung oder Verallgemeinerung einer Casusendung über das ganze Gebiet derselben Kategorie. Bei der Beweisführung vermittelst der Analogie kann man nie über die mehr oder weniger wahrscheinliche Vermuthung hinauskommen. Denn auch wenn man sich mit der Annahme einer solchen Analogieübertragung einverstanden erklärt, könnte man noch immer ein anderes Warum aufwerfen, z. B. im gegebenen Falle könnte man fragen, warum hat eben nur im Slovenischen und Serbokroatischen die Analogie der e-ѧ-Endung jene andere an sich gezogen? oder warum lautet gerade umgekehrt im Russischen der Genitiv von душа-души́ und im Polnischen *dusza-duszy*? Hier kommen wir auf ein weiteres Warum, auf welches bisjetzt keine Antwort erfolgte. So gibt es in der vergleichenden Grammatik sehr viele Warum, auf die man kein Darum geben kann.

Wenn also die vergleichende Grammatik vorzüglich mit den Erscheinungen zu thun hat, die in den Einzelsprachen verschiedenartig lautend oder aussehend zu guter letzt auf einen Ursprung hinweisen, so könnte man sagen, schon darin sei der Beweis gegeben, dass das ganze Gebäude der vergleichenden Grammatik auf dem Grunde einer einheitlichen Ursprache beruht, also die vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen beruhe auf der Voraussetzung einer einheitlichen gesammtslavischen Ursprache. In der That beherrschte diese Idee bis in die neueste Zeit die gesammte Sprach-

wissenschaft. Man sprach und spricht auch jetzt noch von einer indoeuropäischen, von einer germanischen, einer baltoslavischen, zuletzt einer slavischen Ursprache. Das Bestreben, das Bild einer Ursprache wiederherzustellen, machte sich namentlich in den 50er und 60er Jahren, unter dem Einfluss der Forschungen und Darstellungen Schleicher's stark geltend. Es ist bekannt, dass er sogar eine kurze Fabel in der indogermanischen Ursprache praestirte. Doch die Zeit dieser einseitigen Begeisterung für die Wiederentdeckung der Ursprachen sind jetzt schon vorbei. Nach und nach hat man gelernt bescheidener und nüchterner zu sein. Je weiter man an der Vertiefung in die einzelnen Abschnitte der vergleichenden Grammatik arbeitete, desto mehr wurde das Gefühl lebhaft, wie verhältnissmässig gering der Umfang des Gemeinsamen oder als gemeinsam Anerkannten ist, wie das Gemeinsame verschwindend klein aussieht gegenüber dem in jeder einzelnen Sprache Individuellen. Man stand da schon wieder vor einer neuen Frage: ist das der Vergleichung sich nicht unterwerfen Wollende in jeder einzelnen Sprache eine neue Zuthat, ein Gewinn der nachfolgenden Periode oder sind die Mittelglieder, die die Vergleichung ermöglichen würden, ausgestorben? Viel Licht hat in dieser Richtung das Studium der romanischen Sprachen in ihrem Verhältnisse zur römisch-lateinischen verbreitet und so kann auch das Studium der modernen slavischen Sprachen untereinander und im Zusammenhange mit dem altkirchenslavischen Dialect lehrreiche Schlüsse an die Hand geben betreffs des Urslavischen. Denn einen indoeurop. Text herzustellen ist unendlich schwierig, einen urslavischen schon viel leichter oder verhältnissmässig sehr leicht. Warum? weil man im ersten Falle mit Herstellungsversuchen bezüglich einer Einheit zu thun hat, die in sehr viele Splitter zerfallen ist, wovon einige ganz oder beinahe ganz zu Grunde gegangen sind; dagegen ist im zweiten Falle die Zersplitterung nicht sehr weit gegangen, und an einem grossen Stück (das ist das Altkirchenslavische) ist der Stil des einstigen Ganzen noch sehr treu erhalten und liefert so viele sichere Anhaltspunkte, dass es verhältnissmässig nicht schwer fällt, auch die übrigen Stücke mit jenem zusammen in ein gut harmonirendes Ganzes zu verbinden. Wie vieles muss in den romanischen Sprachen als ein nachträgliches Novum abgestreift werden, um bis zum alten römischen Latein zu gelangen? Nicht gerade so viel,

und doch auch genug muss in den einzelnen slavischen Sprachen herausgenommen oder auf einen älteren Massstab zurückgeführt werden, damit es in den Rahmen des Gesammtslavischen passt. Aber wie vieles zugleich ging in den einzelnen lebendigen Gliedern verloren, das für den Zustand der gesammtslavischen Einheit unbedingt als vorhanden gewesen anzusehen ist? Z. B. im Satze Ostrovski's »Я съ роду такой не нашивала« ist eigentlich das einzige Wörtchen не und die Präposition съ urslavisch, alles andere sind entweder abgestumpfte neuere Formen oder neuer Ersatz für den verloren gegangenen älteren Vorrath. Statt я hätte der Urslave азъ gesagt; такой wäre такоы oder таковъı gewesen und нашивала ist ein neuer Ersatz für das ältere Imperfect пошаахъ; auch съ родоу würde kaum so, mindestens съ рода gelautet haben.

Wenn in einem aus sechs Wörtern bestehenden Satz ein solcher Unterschied zwischen einer heutigen Sprache — und die russische gehört nicht zu den am weitesten von dem Urbild entfernten, — und der anzunehmenden Ursprache obwaltet, wie schwer muss es nicht sein, für einen etwas grösseren Umfang die alten Züge mit Sicherheit festzustellen? Nehme man selbst das älteste uns überlieferte Altkirchenslavische, z. B. den Satz io. 18. 3 приде тамо съ свѣтилъı и свѣштами и оржжии — auch das kann nicht im vollen Umfange urslavisch sein. Der Aorist приде wird wohl schon urslavisch so gelautet haben, etwa прииде, allein schon bei тамо können Zweifel aufsteigen, ob gerade das die einzige urslavische Form war, da wir in mehreren Sprachen für тамо die Form *tam* haben und nicht bewiesen werden kann, dass *tam* erst aus *tamo* habe entstehen müssen. Der Instrumentalis съ свѣтилъı dürfte lautlich wegen der polnischen und böhmischen Form, die noch heute dafür *světidlo*, *świecidło* gebrauchen — kaum urslavisch sein, aber schon wieder entsteht auch hier die Frage, hatte es im Urslavischen nur eine Form »*světidlo*« gegeben, woraus erst später ein grosser, ja numerisch wahrscheinlich grösserer Theil des Slaventhums свѣтило machte, oder gab es schon in der urslavischen Zeit zwei Formen nebeneinander, *světidlo* und свѣтило? Derselbe Zweifel wiederholt sich bei свѣштами, da auch hier das Polnische und Böhmische mit ihrem *świeca*, *svíce* (älter auch *svieca*), hier aber auch das russische und slovenische *sveča*-свѣчá, serbokr. *svijeća* mit ihren Formen desselben Wortes gegen die Ursprünglichkeit des altkirchen-

slavischen съ свѣштами Einspruch erheben. Auch hier kann also urslavisch nicht das Wort so gelautet haben, wie es kirchenslavisch geschrieben, aber auch nicht so, wie es heute russisch-slovenisch oder polnisch-böhmisch ausgesprochen wird. Welches war also die Urform? Theoretisch, da wir die Wortbildungsgesetze kennen, werden wir die Form **světja* als die urslavische aufstellen. Wer kann aber beweisen, in welchem Stadium der Entwickelung des slavischen Ethnos das Wort *světja* gesprochen wurde und wie lange diese Form lebte? Wer kann beweisen, wenn man dieses mit dem anderen Wort zusammenstellt, welches früher, welches später, oder ob beide gleichzeitig aus der theoretisch von uns vorausgesetzten Einheitlichkeit, also *свѣтидло, *свѣтja in die nachher geltende Spaltung, свѣтидло-свѣтило, свѣћа-свѣча, *swieca*, свѣшта, getreten sind? Wir sind auch nicht im Stande, den Grund anzugeben, warum diese Aenderungen vor sich gingen. Im ersten Falle liegt wenigstens die Erklärung nahe, свѣтидло sei nicht so bequem auszusprechen wie свѣтило — und dieses Motiv bewirkte allerdings in allen Sprachen und zu jeder Zeit grosse Veränderungen — aber wer wird in gleicher Weise behaupten können, dass z. B. свѣшта leichter, einfacher sei als **světja*, oder dass **svieca* weniger Anstrengung koste als **světja*? Und während im ersten Falle nur zwei verschiedene Formen neben einander vorhanden sind, eine mit der erhaltenen Lautgruppe *dl*, die andere mit dem vereinfachten *l* — laufen im zweiten Falle statt der theoretisch zu Grunde liegenden Urform **světja* nicht weniger als vier Abzweigungen neben einander. Wie steht diese Vielheit im Zusammenhange mit den ethnischen Evolutionen? Wann fanden diese statt?

Mit diesen Fragen kommen wir in das dunkle Gebiet der prähistorischen Zustände der indoeuropäischen Völker, in welchem man immer wieder neue Versuche macht, Manches oder Einiges aus der Dunkelheit ans Licht zu ziehen. Ich will den ganzen Complex dieser Fragen gar nicht zur Sprache bringen. Es sind namentlich zwei Fragen, die in neuerer Zeit vielfach behandelt und sehr verschiedenartig beantwortet werden: 1) über die Urheimath der Indoeuropäer und ihre Culturzustände, und 2) über die Verwandtschaftsverhältnisse derselben untereinander. Bei diesen Fragen, wie man sie immer beantworten mag, werden natürlich immer auch die Slaven in Mitleidenschaft gezogen. Solche Werke und Abhandlungen,

wie das klassische Buch Hehn's »Die Kulturpflanzen und Hausthiere«, das Buch von Schrader »Sprachvergleichung und Urgeschichte«, jetzt das Buch Kretschmer's über die griechische Sprache, die Abhandlung Hirt's »Die vorgeschichtliche Kultur Europas und der Indogermanen« (im IV. Jahrg. der Geograph. Zeitschrift von A. Hettner 1898, S. 369—388) enthalten eine Fülle von Beobachtungen, die allerdings nicht immer unter einander harmoniren. Ich will aus der letztgenannten Abhandlung mittheilen, dass Hirt die Zeit der indogerm. Gemeinsamkeit etwa bis ins Jahr 2000 v. Chr. zurückdatirt, wohlweislich gibt er hinzu: »doch sind die Ergebnisse der Sprachwissenschaft nicht gerade reichhaltig und oft genug umstritten«. In der That kann man auch gegen das Jahr 2000 v. Chr. seine Bedenken haben. Ich z. B. glaube nicht, dass es um das J. 2000 v. Chr. noch eine auch nur annähernd einheitliche »indogermanische« Ursprache gab.

Man setzt die ältesten griech. Sprachbelege um das J. 1000; die sogenannte mykenische Kultur, welche schon eine grosse Einheitlichkeit bei den Griechen veranschaulicht, wird um die Mitte des zweiten Jahrtausends gesetzt. Es ist entschieden zu wenig, einen Zeitraum von 500 Jahren weiter zurückzurechnen, um die Vedasprache und die Homerische Sprache als eine Einheit sich vorstellen zu können. Nein, gewiss viele Jahrtausende zurück muss die Zeit reichen, wo man vielleicht von einer »indogerman. Ursprache« reden könnte. Begreiflicher Weise kann die Trennung nicht plötzlich geschehen sein und braucht sich nicht mit den Wanderungen zu decken. Zwischen den grauen Zeiten einer ideal anzusetzenden Einheit und dem Zeitpunkt der vollzogenen Trennung muss man eine sehr lange Epoche dazwischenschieben, die gewiss nicht ohne bedeutenden Culturfortschritt verlief. Die Frage aber nach dem Culturzustande der Indogermanen ist im Grunde genommen ebenso für die uralten Zeiten keiner einheitlichen Beantwortung fähig, wie gegenwärtig man nicht alle indogerm. Völker auf gleicher Culturstufe vorfindet. Für die Culturstufe der Menschheit bieten die Ausgrabungen und Funde der Pfahlbauten und der Höhlenbewohner viele Anhaltspunkte, zum Unglück weiss man jedoch nicht, was für einer Menschenrasse die betreffenden Bewohner beizuzählen sind. Die Frage z. B., ob die einstigen Bewohner der Pfahlbauten Europas Indogermanen, wie man sagt,

waren oder nicht — ist nicht mit Sicherheit zu beantworten. Eben so wenig weiss man, welchem Volke man, sagen wir, die verschiedenen Bronzenfunde zuschreiben soll, obwohl da wohl keinem Zweifel mehr unterliegt, dass wir es mit den Producten der alten Culturvölker des Mittelländischen Meeres zu thun haben. Daher kam ein italienischer Gelehrter, Sergi in Rom, auf den Gedanken, zu behaupten, das südliche Europa (stirpe mediterranea) sei von Afrika aus besiedelt gewesen. »Unter den Namen Pelasger, Libyer, Iberer, Ligurer, habe sich diese Rasse vom Nilland, wo sie zuerst Fuss gefasst, östlich nach Syrien und Kleinasien, westlich nach Nordafrika bis zum Atlantischen Ocean ausgebreitet und von den canarischen Inseln Besitz ergriffen. Von Afrika aus hätten Völker dieser Rasse Italien, Griechenland und Spanien besiedelt. Damit sei aber keineswegs die Grenze der alten Ausbreitung des mittelländischen Stammes erreicht gewesen, welche vielmehr auch Frankreich, die Schweiz, Grossbritannien und Südrussland bevölkert habe.« Offenbar denkt Sergi dabei an die Zeit vor der Ankunft der Indogermanen. Denn er sagt (Hoernes, S. 55): »Diesem Vordringen sei indess schon in der neolithischen Zeit durch das Auftreten einer anderen mächtigen und zahlreichen Völkerfamilie, der von Norden kommenden Kelten, ein Ziel gesetzt worden. Diese Hellweissen seien in Frankreich eingedrungen, hätten die mittelländische Rasse über die Loire zurückgeworfen und den grössten Theil von England, die Schweiz und das Pothal besetzt.« Wir hätten erwartet, dass uns der ital. Gelehrte sagen wird, wann dieselben Hellweissen sich mit den Griechen vermischt und ihnen ihre Sprache aufgedrängt haben. Denn die früher aufgezählten Völker: Palasger, Libyer, Iberer, Ligurer müssen nicht mit den Indogermanen gerade zu einer Sprachenfamilie gehört haben, von den Griechen und Italern dagegen lässt sich dieses nicht in Abrede stellen. Und doch sagt Sergi: »der mittelländische Stamm, dessen Merkmale man in der modernen Bevölkerung Italiens, Griechenlands und der iberischen Halbinsel noch grösstentheils erhalten findet, sei eine dolichocephale, brünette, aber nicht aus einer Mischung von Negern und Weissen hervorgegangene Rasse gewesen«. So spricht ein Anthropologe, der den Körper des Menschen zum Ausgangspunkt nimmt, aber auf die Sprache gänzlich vergessen hat Rücksicht zu nehmen.

Man muss offenbar die anthropologischen (somatischen) Merk-

male, ja selbst die Cultureinflüsse von den sprachlichen Verwandtschaftsverhältnissen trennen und auseinanderhalten. Somatisch mögen in der That die Anthropologen um das Mittelländische Meer einen sehr schönen dolichocephalen brünetten Menschenschlag bewundern, culturell mögen sie in diesen Ländern, namentlich in dem Ländergebiet des Aegeischen Meeres sehr früh merkwürdige Fortschritte in der Kunst wahrnehmen, allein sprachlich kann man die Bewohner Griechenlands nicht mit Babylonien oder Aegypten, sondern mit den rauhen Bewohnern Germaniens, mit den alten Bewohnern des skythischen Nordens in genetischen Zusammenhang bringen.

Diesen nördlichen Bewohnern Europas, mögen sie nun aus Asien eingewandert sein, wie das Sergi stillschweigend anzunehmen scheint, oder in Europa ihren Ursitz gehabt haben [1]), pflegt man schon für die älteste Zeit einen hohen Grad der Cultur zuzuschreiben, der über das Jägerleben oder das reine Nomadenthum hinaus bereits die Ansässigkeit mit dem Ackerbau als Hauptbeschäftigung repräsentirte, — Hirt sucht das in seiner Abhandlung im Einzelnen auszuführen — allein je höher man diese Cultur ansetzt, desto schwieriger kommt man mit der Hypothese von grossen Wanderungen und Eroberungszügen aus. Den höheren Ackerbau treibende Völker — und zu höheren Ackerbauern, d. h. solchen, die mit Benutzung der Hausthiere, zumal der Rinder, den Ackerbau betreiben, zählt Hirt die europ. Indogermanen — sind in dem Grade sesshaft, dass sie sich schwer zu Raub- und Eroberungszügen entschliessen. — Das war wohl auch ein Grund, warum man in neuerer Zeit die Indoeuropäer nicht aus dem fernen Asien eingewandert sein lässt, sondern in einer langen, aber schmalen, streifartigen Zone in Mitteleuropa, allerdings bis nach Asien hin ausgestreckt, ansässig gewesen sein lässt. Den Grund ihrer Ausdehnung von da aus sucht man dann in der Uebervölkerung. Alles

[1]) Wenn Hirt sagt, die in späterer Zeit aus Asien eingewanderten Völker haben sich nirgends als Culturträger erwiesen, von den Kimmeriern bis auf die Ungarn und Mongolen, so ist damit für eine viel frühere Zeit nichts bewiesen, geht ja daraus, dass das heutige Griechenland nicht als Ausfluss der europ. Cultur gelten kann, nicht hervor, dass es in alten Zeiten auch so gewesen, im Gegentheil, Griechenland und Italien alter Zeiten waren wirklich die über ganz Europa die Wärme der Cultur ausstrahlenden Centren.

das sind sehr vage Vermuthungen, gegen die sich sehr vieles einwenden lässt. Es ist z. B. sehr schwer zu glauben, dass die Indoeuropäer aus diesem mittleren Streifen Europas die südeurop. Länder, die ja gewiss in der Cultur den babylonisch-ägyptischen Einflüssen näher standen, erobert hätten, ohne die dort angetroffene Cultur zu schädigen. Und von einer solchen Unterbrechung, wie sie das früheste Mittelalter unzweifelhaft veranschaulicht, hören wir aus jenen alten Zeiten nichts. Hirt, der gegen Hehn ist, dessen Bild nicht so anziehend aussieht, wie es Hirt nach neueren Versuchen von Grosse, »Die Formen der Familie und der Wirthschaft«, und Leist, »Altarisches jus gentium, Altarisches jus civile« zeichnen möchte, denkt sich in der Abhandlung »Die Verwandtschaftsverhältnisse der Indogermanen« (im IV. B. der Indogerm. Forschungen) die Besitzergreifung Europas durch die Indogermanen (wobei er natürlich sie in Europa selbst uralte Bewohner sein lässt) ungefähr so, wie die mittelalterliche Wanderung der Germanen nach dem Süden Europas. Er fühlt, dass der Vergleich stark hinkt, weil diese südeuropäischen, von den Germanen occupirten und längere oder kürzere Zeit beherrschten Länder doch nicht germanisch geworden sind. Dieses Hinderniss, das seiner Parallele stark im Wege steht, sucht er dadurch zu beseitigen, dass er sagt, es sei die höhere Sesshaftigkeit der Eingeborenen gewesen, die den Sieg des nördlichen Idioms verhinderte. Nach dieser Aussage müsste also die höhere Sesshaftigkeit der Indoeuropäer gegenüber den in Europa angetroffenen Autochtonen der Grund gewesen sein, der die Indoeuropäisirung verursachte. Ich glaube nicht, dass damit das richtige getroffen ist, es müsste entschieden mehr Gewicht auf die grössere Stärke und Energie der Rasse und auf die Zahlverhältnisse gelegt werden. Die Ueberzahl, wobei die Fruchtbarkeit der Rasse eine starke Rolle spielt, dann aber die grössere oder geringere Widerstandskraft — das sind die entscheidenden Factoren. Während die Sesshaftigkeit in dem modernen Zusammenstoss der deutschen und italienischen, der slavischen und romanischen Rasse ganz gleich ist, zieht doch in den Alpen der Deutsche, in der Donauebene der Slawe (Serbe-Bulgare) gegenüber den Italienern und Rumänen den kürzeren. Im früheren Mittelalter war der romanisirte Einwohner des Balkans sei es von Haus aus, sei es durch den Zwang der Verhältnisse Hirte geworden — daher die Bedeutung

влахъ als Hirte — und doch ging er in dem Berührungsprocesse mit den Slaven, mit geringen Ausnahmen, nicht zu Grunde, sondern blieb Sieger. Auch die Entschuldigung mit der Ungunst der klimatischen Verhältnisse hält nicht stich. Gewiss waren die Länder, aus denen die Slaven im frühen Mittelalter die Balkaninsel bezogen, nicht minder rauh und kalt, als die der Germanen — und doch blieben die ersteren zum grösseren Theil standhaft, während die letzteren verschwanden.

Ein Körnchen Wahrheit mag immerhin die Hypothese Hirt's enthalten, wenn er sagt: »die grosse Dialectgruppe der indogerm. Sprache erkläre sich in der Hauptsache aus dem Uebertragen der Sprache der indogerm. Eroberer auf die fremdsprachige unterworfene Bevölkerung.« Allein, wenn man das so verstehen soll, dass die indogerm. Eroberer alle insgesammt und überall Träger einer einheitlichen Sprache ohne irgendwelche dialectische Unterschiede gewesen, so müsste einer solchen Behauptung aufs entschiedenste widersprochen werden. Das that auch, ohne gerade Hirt zu nennen, Kretschmer in seinem Buch über die griech. Sprache, insofern er schon von der dialectischen Differenzirung der Ursprache spricht. Er sagt: »Die älteste Geschichte des Indogermanischen stellt sich als eine im Princip einheitliche dar, die dialectische Sonderung hat immer bestanden, nur das Maass, die Art, das Verhältniss der dialectischen Unterschiede hat sich aller Wahrscheinlichkeit nach im Verlauf einer Jahrtausende langen Entwickelung sehr erheblich verändert« S. 12. Als ein Beispiel solcher dialectischen Sonderung gilt ihm die schon von verschiedenen Seiten ausgesprochene Vermuthung, dass unsere mit *m* anlautenden Casussuffixe, die im Slavischen, Litauischen und Germanischen wiederkehren, uralt sind als eine Varietät, welcher im Arischen, Griechischen, Lateinischen eine andere Varietät mit dem anlautenden *bh*, *φ*, *b* gegenübersteht.

Während aber die neueste Sprachforschung unbedenklich die dialectische Sonderung bis in die indoeuropäische Ursprache zurückreichen lässt, wurde die Ansicht Hirt's auf die slavischen Urzustände, die ja doch uns viel näher liegen und leichter zu erfassen sind, übertragen und so gedeutet, dass die ganze dialectische Sonderung innerhalb des Slavischen erst von dem Zeitpunkte des Auseinandergehens der Slaven in die heute von ihnen bewohnten

Länder datirt und zwar nicht bei ihnen selbst aus ihrem Inneren, sondern erst aus ihrer Berührung mit den fremdsprachigen Menschen, die sie in den neu von ihnen bezogenen Ländern vorfanden, hervorgegangen. Diese Consequenz aus Hirt's oben citirter Abhandlung hat zuerst Prof. Stojanović gezogen in seiner »Pristupna akademska beseda« und da meine und Dr. Oblak's Bemerkungen, die im Archiv XIX, S. 269 ff. dagegen gerichtet waren, eine Erwiederung Stojanović's hervorriefen, die im Mai-Heft 1897 der Zeitschrift »Дело« erschienen ist, so entschloss sich Prof. Polívka darüber im »Věstník slovanských starožitností«, Heft I, zu referiren unter Nr. 14. Ich will dieser Streitfrage etwas näher treten, wobei ich vor Allem die zuletzt gemachten Aeusserungen Polívka's einer Prüfung unterziehe.

Die Frage von einer dialectlosen Einheitssprache der Slaven, die angeblich bis zum Zerfall dieser Einheit in Folge der Auswanderung aus der Urheimath dauerte, bringt die Frage über das Verhältniss der heutigen slavischen Sprachen zueinander in Fluss. Da stehen sich nun zwei Ansichten gegenüber, für die eine beruft man sich auf die kleine bereits im J. 1884 erschienene Schrift Baudouins de Courtenay »Uebersicht der slavischen Sprachenwelt«, über die ich im VIII. B. des Archivs referirte (S. 134—5) und bereits dort der Behauptung Baudouins, dass es zwischen den Polen und Russen, zwischen den Serben und Bulgaren, zwischen den Polen und Slovaken, zwischen den Polen und Čechen, selbst wohl zwischen den Grossrussen und Kleinrussen keinen Uebergangsdialect gebe — entgegentrat: »Wir reden allerdings nicht von Uebergangsdialecten, sagte ich, was ist aber im Grunde genommen das Slovakische, wenn nicht ein Uebergangsdialect des Čechischen nach dem Südrussischen und Südslavischen hin, das Macedonische, wenn nicht ein Uebergangsdialect des Bulgarischen nach dem Serbischen und Kroatischen hin, das Kajkavisch-kroatische, wenn nicht ein Uebergangsdialect des Slovenischen nach dem Kroatischen und Serbischen hin, das Kašubische, wenn nicht ein Uebergangsdialect des Polabischen nach dem Polnischen hin oder umgekehrt u. s. w.«. Betreffs der südslavischen Dialecte habe ich im XVII. B. dieser Zeitschrift die Sache weiter geführt und im Archiv XX unter dem Titel »Einige Streitfragen« auch betreffs der übrigen slavischen Sprachen die Frage nochmals zur Sprache gebracht. Der Streit dreht

sich neuerdings um das Kašubische zwischen Baudouin und Ramułt einerseits und Karłowicz und Brückner anderseits. Während Ramułt und Baudouin das Kašubische als einen Zweig oder Rest der ausgesprochenen pomoranischen Sprache ansehen und es nicht als einen Dialect des Polnischen gelten lassen wollen, sind Karłowicz und Brückner entschieden dafür, dass dieser Dialect zum Polnischen gehört; Brückner geht im Sinne Hilferdings soweit, dass er auch das Polabische dazu zieht und das ganze Sprachgebiet »Lechisch« nennt. Polívka, ohne genau zu wissen, ob Baudouin noch jetzt seine einst schroff ausgesprochene Behauptung »es gebe keine Uebergangsdialecte« aufrecht erhält, bekennt sich zu dieser Meinung und sagt auch warum? Er meint, dass die heutigen Zwischendialecte zwischen den einzelnen slav. Sprachen, wie z. B. zwischen Böhmisch und Polnisch, zwischen Serbisch und Bulgarisch u. s. w., die man für Uebergangsdialecte hält, jüngeren Datums sind, eine Folge der späteren Mischung der benachbarten Stämme, das seien eigentlich Mischdialecte. Er will mit dem Namen »Mischdialect« offenbar die Bedeutung der Erscheinungen herabdrücken. Man könnte aber fragen, wo giebt es nach seiner Auffassung »reine« Dialecte? Wo berühren sich nicht die Menschen, zumal die Nachbarn untereinander? Er meint »das Serbische auf der einen und das Bulgarische auf der anderen Seite seien streng geschiedene Sprachen, jede von ihnen hätte ihre selbständige Entwickelung namentlich in ihren Lauten«, er citirt als serbisch *ć đ u*, als bulgarisch *št' žd' ъ-a-o*. Dagegen muss jedoch erwidert werden, dass die wahre Natur der Uebergangsdialecte allerdings nicht nur darin besteht, dass daselbst in den Grenzgebieten zwei von verschiedenen Seiten kommende Strömungen ineinander fliessen, sondern auch in solchen Erscheinungen sich kundgeben muss, die einerseits den Ausgangs- oder Endpunkt der einen, anderseits den Anfangspunkt der anderen Gruppe abgeben, wobei man nicht mit einem Merkmal allein, sondern mit einer Summe von mehreren und verschiedenen operiren muss. So ist betreffs der angeführten Merkmale noch gar nicht ausgemacht, ob in der That alle Beispiele mit *u* für *ѫ* statt des erwarteten *ъ-o* spätere Serbismen sind. Man kann eben so gut sagen, schon zur Zeit der Entstehung des *u* aus *ѫ* kann dieser Lautprocess einen etwas anderen Umfang genommen haben, als irgend ein anderes Merkmal. Oder man kann eben so sagen, schon zur Zeit als

tj in einem Centrum und seiner Ausstrahlung *št'*, in einem anderen Centrum und wieder seiner Ausstrahlung *ć* ergab, kann diese letztere Aussprache tiefer in das Sprachgebiet sich erstreckt haben, als einige andere Merkmale, und hier im Grenzgebiete sogar einen eigenthümlichen Laut *ḱ* erzeugt haben. Wer wird leugnen wollen, dass die macedonische Aussprache des ѣ als *e* und die serbische in Altserbien des ѣ als *e* nichts anderes ist, als die Fortsetzung derselben Erscheinung aus einem Sprachgebiet mit einer Summe von Merkmalen in ein benachbartes Sprachgebiet mit einer anderen Summe von Merkmalen, die mit jener ersteren nicht ganz identisch ist. Die Menschen sind die Träger der Sprache, schon der griech. Philosoph nannte den Menschen *ζῶον πολιτικόν*, das russ. Sprichwort sagt »Гора съ горой не сдвинется, а человѣкъ съ человѣкомъ сойдется.« Wie ist die Bedeutsamkeit und Verständlichkeit der Lautcomplexe entstanden, als durch gegenseitige Mittheilung? Die Auffassung Polívka's, welche fürs erste jede slavische Sprache für sich als abgeschlossen sich vorstellt, mit einer Summe von selbständig entwickelten, ihr allein zukommenden Merkmalen, halte ich für veraltet. Wenn diese Absonderung, wie er sie für alle einzelnen slavischen Sprachen statuirt, denkbar wäre, so müsste man fragen, ja woher kommt dann überhaupt die Verwandtschaft, woher das Gemeinsame dieser einzelnen Sprachen? Wenn es wahr ist, was er sagt: »die čechoslavische und die polnische Sprache haben jede für sich ihre bestimmten Eigenschaften« — was ja als letztes Resultat gewiss richtig ist — so braucht noch nicht wahr zu sein die etwaige Annahme, dass alle diese Eigenschaften gleichen Umfang oder gleiches Alter haben. Polívka gibt selbst zu, dass im Polnischen der Verlust der Vocallänge in geschichtlichen Zeiten vor sich ging, dieses Merkmal ist also gewiss nicht so alt, als der Unterschied zwischen *hrad* und *grod*, und doch rechnet er alle diese Unterschiede zu »určité zvláštnosti«, wenn man auch weiss, dass *grod* (resp. *hrod*) selbst über den lausitz-serbischen und *hrad* (resp. *grad*) selbst über die südslavischen Dialecte sich ausdehnt. Wenn die Ansicht Polívka's von einer abgeschlossenen Entstehung der Einzelsprachen richtig wäre, so müsste man sagen, die Südslaven seien mit ihrem *grad* ganz unabhängig von den Čechoslaven zu demselben Resultat gelangt, ebenso die Lausitzerserben mit ihrem *grod* ganz unabhängig von den Polen. Dann müsste man

aber auch sagen, dass die Polen *noc* ganz unabhängig von dem böhmischen und laus.-serb. *noc* zu Wege gebracht haben. Alles das scheint mir aber nichts weniger als wahrscheinlich, scheint mir nicht richtig zu sein. Ich finde mich daher durch die Bemerkungen Polívka's nicht veranlasst von der Ueberzeugung, es gebe in der slavischen Sprachenwelt viele Uebergangsdialecte, und es habe einst noch unendlich mehr gegeben, als jetzt, abzugehen. Schon die Streitfrage betreffs des Kašubischen, die neuerdings ausgebrochen ist, spricht für die Richtigkeit meiner Ansicht. Auch die Untersuchungen Broch's über die slovakisch-kleinrussische Sprachgrenze in Ungarn bieten neues Material in dieser Richtung.

Auch die andere Frage, die Application der Hirt'schen Theorie auf die slavischen Sprachen seitens Stojanović's berührt Polívka. Zur Theorie Hirt's, die er nur mit allgemeinen Worten rühmt, nimmt er keine Stellung, er findet sie beachtenswerth, aber zu irgendwelchen auch nur wahrscheinlichen Resultaten werde sie nicht führen. Ich weiss nicht, warum dann die Theorie eine Beachtung verdient. Richtig ist die Bemerkung Polívka's, dass die dem Professor Stojanović als Grundstein dienende Behauptung, es habe in vorhistorischer Zeit nur eine einheitliche slav. Sprache gegeben und die heutige Mannichfaltigkeit sei erst in Folge des Auseinandergehens aufgekommen, eigentlich in der Theorie Hirt's nicht direct ausgesprochen ist. Wenn er dennoch die Ansicht Stojanović's, dass die Slaven eine einheitliche allen gemeinsame slav. Sprache auf den Weg in ihre neuen Heimathen mit sich nahmen, einen gesunden Gedanken nennt — so möchte ich die Diagnose anders stellen, da ich von der Gesundheit des Gedankens nicht in gleicher Weise überzeugt bin. Von Polívka wundert es mich, nach dem oben gesagten, allerdings nicht, dass er glauben kann, das čech. *hrad*, *bláto* sei ganz selbständig und unabhängig von dem südslavischen *grȃd blȁto* zu diesem Resultat gekommen. Er weist zur Unterstützung seiner Ansicht auf die Unterschiede der Betonung hin, scheint meine Erklärung, warum dass so bei uns *blȁto* und im čech. *bláto* ergab, nicht zu kennen. Er beruft sich, das scheint ihm zu imponiren, auf die rumänischen Formen *baltă*, *gard*, vergisst aber dabei, dass es noch gar nicht ausgemacht ist, ob und von welchen Slaven diese Entlehnung und zu welcher Zeit seitens der Rumänen stattfand (vergl. weiter unten). Mir will es scheinen, dass wenn Prof. Polívka in die

Frage stärker sich vertieft hätte, er gerade die Annahme, es sei vor der Trennung der Slaven nur eine einheitliche dialectlose slav. Sprache vorhanden gewesen, im hohen Grad unwahrscheinlich gefunden haben würde. Ich sehe ganz davon ab, dass die neueste Sprachforschung bereits in der indoeurop. Ursprache dialectische Sonderungen anzunehmen bereit ist (vergl. oben). Und die Slaven, deren Zeitpunkt des Auseinandergehens man frühestens ins III.—IV. Jahrh. n. Chr. ansetzen darf, sollten in dieser Zeit, wo sie ja doch schon recht zahlreich gewesen sein müssen, sprachlich einheitlich dastehen? Aber sehen wir auch von dieser theoretischen Unwahrscheinlichkeit ab. Hirt spricht im Sinne seiner Theorie von den indogermanischen Eroberern, und die indogermanischen Dialecte der einstigen einheitlichen Ursprache wären eine Rückwirkung der fremdsprachigen unterjochten Bevölkerung auf die den Eroberern abgelauschte Sprache, also eine Art Corrumpirung derselben und die Vererbung dieser Corruptelen durch die Kinder, die statt der correcten Sprache ihrer Eltern jene der Diener, deren Obhut sie anvertraut waren, propagirt hätten. So denkt sich Hirt die Entstehung der indogerm. Sprachen, wobei er die Rolle der Mütter einigermaassen ausser Acht lässt. Wo giebt es aber eine Analogie zu diesen allerdings eingebildeten Vorgängen bei der Wanderung der Slaven nach dem Westen und Süden Europas? Wo traten die Slaven als Eroberer und Unterjocher zahlreicher allophylen Massen auf? Im Westen jenseits der Weichsel waren es die durch den Abgang der deutschen Stämme entvölkerten Gebiete, die sie still, heerdenartig sich ausbreitend, besetzten und als Ackerbauer ihre Arbeit in der neuen Heimath fortsetzten, ganz in der Weise, wie sie es gewohnt waren in der früheren Heimath zu verrichten. Man hört bekanntlich bald nachher von den Unterjochungsversuchen seitens der Deutschen, aber von den Eroberungen und Unterdrückungen ihrerseits sehr wenig oder gar nichts. Man weiss, dass die Slaven schon in der vorgeschichtlichen Zeit, da sie bekanntlich unter der Herrschaft der Gothen standen, einige Culturwörter von den letzteren entlehnt haben, wie къназь, оусерагъ (-зь), хорагы u. s. w. Diese trugen sie auch in die neue Heimath; aber von der Veränderung ihrer Sprache unter dem Einfluss des fremdsprachigen Milieu in der neuen Heimath weiss man nichts. Sollen etwa die Böhmen unter dem fremden Einfluss den einstigen Nasalismus verloren haben? warum

behielten ihn dann die Polen, Pomoranen und Polaben, die doch so ziemlich in das gleiche Milieu, das deutsche, kamen? Warum behielten den Nasalismus die Polen und ihre nächsten Nachbarn nach dem Osten, die Weissrussen, nicht? Wir wissen aus der geschichtlichen Zeit, dass die russischen Slaven, namentlich die Vorfahren der heutigen Grossrussen, viele finnische Stämme verdrängt oder vertilgt haben. Wo spiegelt sich diese Thatsache in der russischen Sprache ab, wenn man von einzelnen Ausdrücken absieht? Polívka meint, nur das Maass des Einflusses einer fremden Sprache sei strittig, nicht das Princip selbst. Das sagt er auf S. 23, zustimmend der Aeusserung Stojanović's, und auf S. 24 gibt er wieder mir Recht, wo ich diese angebliche Beeinflussung seitens fremdsprachiger Bevölkerung mit Hinweis auf das Polnische und Russische bekämpfe. Wie soll man diese nach zwei entgegengesetzten Richtungen vertheilte Zustimmung in Einklang bringen?

Doch halten wir uns an das von Stojanović behauptete. In seiner Antwort wiederholt er selbst, dass es seine Absicht war, den Beweis zu führen, dass die serbische Sprache auf dem heutigen Boden entstanden und dass sie nicht aus der Urheimath mitgebracht wurde. Die Slaven haben, sagt er, auswandernd aus der gemeinschaftlichen Heimath die urslavische Sprache mit sich geführt (wenn differencirt, fügt er in der Antwort hinzu, so sehr wenig, keineswegs soviel, dass schon in der gemeinsamen Periode die Keime der heutigen slav. Sprachen enthalten wären). Aus dieser gemeinsamen slav. Sprache seien in den heutigen Sitzen die gegenwärtigen slav. Sprachen hervorgegangen unter dem Einfluss der Völker, die im Verhältniss zu den Slaven als Besiegte oder als Sieger auftraten. Prof. Stojanović glaubt zuerst einen Widerspruch in meiner Abwehr gegen diese Theorie zu entdecken darin, dass ich den postpositiven Artikel und den Verlust der Declination vom Bulgarischen dem Einfluss der Walachen, d. h. der Balkanrumänen zuschreiben möchte. Er möchte siegesbewusst ausrufen: nun, da habt ihr den fremden Einfluss. Darauf kann und muss man folgendes erwidern: In der ganzen Streitfrage handelt es sich nicht um die späteren Phasen der Beeinflussung seitens fremder Elemente, sondern nur darum, ob die Balkanslaven, also die Vorfahren der späteren Bulgaren, Serben, Kroaten, Slovenen, eine einheitliche dialectlose slavische Sprache auf die Halbinsel gebracht haben oder nicht.

Wenn man diese Frage beantworten will, darf man nicht die letzten, heutigen Ausläufer der sprachlichen Evolution zu Grunde legen, sondern die ältesten nachweislichen Belege dieser Sprachen. Wie man dabei weder die Germanismen eines Truber, noch die Italienismen der dalmatinischen Sprache oder die Turcismen des Innerserbischen u. s. w. in Betracht ziehen soll, sondern nur die älteste Durchschnittserscheinung des Slovenischen und Serbokroatischen zu Grunde legen muss, so ist auch betreffs des Bulgarischen die heutige Phase bei Seite zu lassen und die alte mit der vollen Declination versehene Sprache als Ausgangspunkt zu wählen. Man muss, um concret zu sprechen, die alte bulgarische Sprache irgend eines Denkmals, z. B. einer alten Urkunde, etwa jener Asens aus dem XIII. Jahrh. oder des bologner Psalters ungefähr aus derselben Zeit, die serbokroatische Sprache nach der Urkunde Kulins oder nach der Schenkungsurkunde Nemanjas und vielleicht die slovenischen Bestandtheile der Freisingerfragmente der Betrachtung dieser Frage zu Grunde legen und fragen, sind die dialectologischen Merkmale dieser Denkmäler alle das Resultat der Beeinflussung, welcher eine und dieselbe nach dem Süden gebrachte urslavische Sprache, in dieser Weise bei den Slovenen, in jener bei den Serben und Kroaten, in dritter bei den Bulgaren seitens der älteren vorgefundenen Bevölkerung dieses Landes ausgesetzt war. Prof. Stojanović bejaht das natürlich und muss soweit gehen, dass er behauptet, wenn die altslovenische Sprache, schriftlich fixirt im IX. Jahrh., bevor noch der heutige ethnische Typus der Balkanländer entstanden — hier muss man zwar zugeben, dass im IX. Jahrh. nicht alles so war, wie z. B. im XIX. Jahrh., allein die ethn. Haupttypen, der altillyrische repräsentirt durch die Albanier, der griechische durch die Griechen, der romanisirte autochthone repräsentirt durch die Rumänen und der slavische repräsentirt durch die grösste Masse der slav. Stämme waren gewiss bereits vorhanden — doch lassen wir ihn fortsetzen, er sagt: Wenn die altslovenische Sprache noch damals am nächsten war der urslavischen, so würde sie gewiss, wäre sie um drei Jahrhunderte früher fixirt worden, wo nicht geradezu urslavisch, so wenigstens sehr, sehr nahe der urslavischen gewesen sein. Und ich bin der Meinung, sagt er weiter, dass zu jener Zeit, also drei Jahrhunderte vor der Entstehung des kirchenslavischen Schriftthums, die Sprache nicht nur in den südlichen Gegenden der

Balkanhalbinsel so beschaffen war, sondern überall an der Marica und am Iskar, an der Morava und an der Drina und an der Narenta — kurz überall, wo es slavische Ansiedlung gab. Das ist nun etwas, was man leichter behaupten als beweisen kann. Gewiss ist es richtig, dass die slavischen Sprachen noch jetzt im Ganzen sich sehr nahe stehen, viel näher als die romanischen Sprachen zueinander; gewiss ist diese nahe Verwandtschaft einerseits auf ihr langes Zusammenleben zurückzuführen, wobei sie einen ziemlich hohen Grad des friedlichen sesshaften Ackerbauerlebens erreicht hatten, anderseits aber auch darauf, dass sie auch nach ihrer Trennung keineswegs solchen Amalgamisirungsprocessen mit fremdsprachigen Elementen ausgesetzt waren, aus denen eine neue slavische Sprache in der Art einer heutigen romanischen hätte entstehen können. Seien wir nur vorurtheilsfrei und umsichtig in unserer Betrachtung. Eine einzige slavische Sprache, das ist das heutige Bulgarische, zeigt einen derartigen Sprachtypus, dass man bei ihr wirklich auf starke fremdsprachige Beeinflussung denken darf. Sonst aber keine. Alle übrigen slavischen Sprachen oder Dialecte haben den alten gemeinslavischen Sprachtypus, allerdings mit allerlei Verlusten oder Modificationen, bis auf die Gegenwart treu und rein erhalten. Es ist aber dabei merkwürdig genug und nicht ausser Acht zu lassen der Umstand, dass gerade die charakteristischen Merkmale, wodurch wir heute die slavischen Sprachen auseinander halten, meistens in denselben Punkten zusammentreffen und dass diese Unterscheidungspunkte in der Regel über mehrere Sprachen, nur in ungleichen Dimensionen sich ausdehnen. Z. B. um gleich auf die nach Stojanović noch immer als im Süden, in der heutigen Heimath des Serbischen, entstandenen und in diesem Sinne von ihm vertheidigten Punkte zu kommen, noch in der Antwort möchte er den Abfall des *t-d* vor *l* der Entstehung nach dem Serbischen der neuen Heimath zuschreiben und zwar unter dem Einfluss einer fremdsprachigen Bevölkerung. Also Slaven, aus denen die heutigen Serben hervorgingen, hätten ursprünglich noch падлъ плетлъ gesprochen, als sie auf die Balkanhalbinsel kamen, so wie die anderen Slaven, aus denen die heutigen Polen, Böhmen u. s. w. hervorgingen. Man muss betreffs dieses Merkmals vor allem sagen, dass es so leichter Natur ist, dass man kaum eines thrakoillyrischen Einflusses bedarf, um zu erklären, warum der eine Theil

der Slaven падлъ, der andere палъ spricht. Im Altrussischen sprach man ja einst wie allgemein гыньти-гинуть, jetzt spricht man гибнуть; oder im Russ. spricht man noch heute двинуть, im Serbokr. jetzt *dignuti*, in früherer Zeit *dvignuti*, irgend ein fremder Einfluss hat diese Aenderungen nicht verursacht. Nimmt man aber an, dass die Gruppen *dl*, *tl* die Vorfahren der späteren Serben und Kroaten aus dem Nordosten brachten, so müsste man annehmen, dass zu jener Zeit auch die nächsten Nachbarn derselben, die Vorfahren der Russen, ebenfalls *tl*, *dl* gesprochen haben. Nun wäre es doch wenig wahrscheinlich anzunehmen, dass bei den östl. Südslaven und bei den russ. Slaven, die unter ganz anderen Verhältnissen seit ihrer Trennung gelebt haben, bei den einen etwa durch den fremdsprachigen Einfluss (thrakoillyrischen), bei den anderen aus den inneren Gründen der eigenen Aussprache *t-d* ausgefallen wäre. Uud wenn dieser Abfall einer thracoillyrischen Reaction zuzuschreiben wäre, wiewird man sich erklären, dass das Slovenische, sonst so nahe an die übrigen südslav. Dialecte gebunden, *t-d* vor *l* bald abfallen lässt, bald nicht? Liegt es nicht viel näher anzunehmen, schon in der urslavischen Zeit habe der Abfall von *t-d* vor *l* einen grossen Theil des Slaventhums ergriffen, wie es scheint den südöstlichen (nach der alten Gruppirung), während der nordwestliche an der Aussprache *t-d* vor *l* festhielt; die Slovenen dürften an der westlichen Linie die nächsten Grenznachbarn derjenigen Slaven gewesen sein, die *t-d* vor *l* wahrten und so griff einerseits diese Aussprache in ihr Gebiet hinein, anderseits erfasste sie von Südosten kommend jene andere Welle, die *t-d* vor *l* abgeworfen hatte. So ragten, was diesen Punkt betrifft, zwei Linien von zwei entgegengesetzten Seiten kommend, in das einstige slovenische Sprachgebiet hinein. Man braucht weder mit thracoillyrischen noch mit keltischen, weder mit finnischen noch mit deutschen Einflüssen zu operiren, um diese Erscheinung zu begreifen.

Was den zweiten Punkt, die Formel *tort-trat* anbelangt, so findet Prof. Stojanović den Beweis für die auf dem südlichen Boden entstandene Metathese in dem Umstande, dass im Rumänischen die oben erwähnten zwei Wörter in der Formel *alt-ard* fortleben, ferner darin, dass die geogr. Namen *Labin*, *Rab*, *Skradin* lauten. Darauf muss man erwiedern: 1) das rumänische Wort *baltă* ist wahrscheinlich gar nicht direct aus dem Slavischen hervorgegangen, da wir

auch im Albanischen *balt*, *balte* haben und merkwürdiger Weise auch im Hex. von Johannes Exarch. lesen wir 67a: вода сънидє се тожє и събраниѥ ѥдино имєнова и бал҄тины и дѫбри и ѥзєрьскаѩ мѣста и рѣчнаа — also in Johannes Exarchus steht noch балтина, auch im Neugriech. ist *βάλτη palus* — und es hat schon Mikl. in der Abhandlung »Die slavischen Elemente im Neugriech.« (S. 11) die Behauptung aufgestellt, dass das neugriechische wie das rumänische Wort *baltъ* albanisch und nicht slavisch ist. Es ist also möglich, dass in der bei Joh. Exarch bewahrten Form eher ein rumänischer Einfluss steckt. Man könnte auch auf den Gedanken kommen, dass блато im Munde der nichtslavischen Bulgaren die den Sprachwerkzeugen dieses Volkes geläufigere Form *балто annahm. Das würde in мал҄дичиѥ, пал҄тъ, салность (cf. Archiv XVIII. 598) seine Analogien finden. Alles das wären »bulgarische« Doppelformen zu блато, платъ, сланость. Auch das andere Wort *gard*, das nicht Festung, sondern eine Hecke bedeutet, ist in Folge dieser Bedeutung wohl nicht aus dem Slavischen entlehnt, sondern stimmt mit dem alb. *gerd* in der Bedeutung Zaun überein — und dieses Wort ist nicht aus dem Slavischen entlehnt. Also diese beiden Ausdrücke beweisen für die Entstehung der serbischen Lautgruppe *trat* aus *tort* im Süden gar nichts. Aber ebensowenig kann man aus dem geograph. Wortmaterial etwas ableiten. In alten Zeiten war der Sprachorganismus den fremden Wörtern gegenüber viel machtloser oder unbeholfener als später. Man liebte die Lautgruppe nicht, die man schwer aussprach, und machte aus *Albona* — *Labin*, aus *Arbe* — *Rab*, eben darum, weil man im eigenen Wortvorrath diesen Umwandlungsprocess durchgemacht hatte. Wenn in urslavischer Zeit die Lautgruppe *tort* theilweise *trat* ergab, — und zwar ragte diese Linie bekanntlich selbst über das südslavische Sprachgebiet bis zu den Vorfahren der heutigen Slovaken und Čechen hinein — so folgt daraus noch nicht, dass, sobald im einheimischen Wortvorrath dieser Process vollzogen war, die Nachwirkung dieser Fähigkeit bei den einzelnen Sprachen verloren ging. Wenn die Beweisführung Stojanović's richtig wäre, dass man schon *Albona*, *Arbe* gekannt hat, als man, ich weiss nicht unter welchem Einfluss, daraus *Labin*, *Rab* machte — denn gerade die alte Ueberlieferung *Albona*, *Arbe*, *Sardike*, *Sirmium*, *Aspalathum*, *Pelso* u. s. w. zeigt, dass weder die Römer noch die Illyrier oder Kelten etwas gegen diese Lautgruppe

einzuwenden hatten, also etwas, was sie noch nicht hatten (d.h. die Abneigung gegen die Formel *tolt*), nicht Anderen übermitteln konnten, erst die Slaven fanden etwas daran auszusetzen, sie müssen aber diese Eigenschaft bereits besessen haben, als sie das neue Leben mit Ausdrücken, wie die obenerwähnten, bekannt machte, wobei sie eben die besagte Eigenschaft nöthigte, Umgestaltungen vorzunehmen — so müsste man nach derselben Logik auch noch auf die Bekehrung zum Christenthum gewartet haben, um mit dem heil. Martinus bekannt zu werden, da ja bekanntlich der Martinstag in *Mràtin dan*, *mràtinske poklade*, *mratinske duge noći* fortlebt, und ein Spruch lautet *Sveti mràta snjeg za vrata*. Das ist eine Einzelumwandlung, die in anderen slav. Sprachen keine Analogien hat. Ebenso ist мраморъ eine böhmisch-südslavische Umwandlung, die nicht in die urslav. Zeit zurückreicht, denn sonst hätte der Russe *мороморъ, der Pole *mromor* (für *marmur*) — die Russen haben мраморъ von den Südslaven bekommen. Man sieht an solchen partiellen nachträglichen Einfügungen in die Hauptregel, dass der eigentliche Beweggrund zur Aenderung gerade darum in sehr alte Zeiten, weit hinter die letzte Wanderung zurückzuversetzen ist, weil die Aenderungen der Formel *tort-tolt* so allgemein alle slav. Sprachen ergriffen haben. Nur dann, wenn z. B. nur die Südslaven градъ гладъ sprechen würden, alle anderen aber bei der Urgestalt geblieben wären, könnte man noch mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, dass diese Metathesis erst auf dem neuen Heimathsboden vor sich gegangen, wobei man aber auch die Sprache, resp. Völker nennen müsste, welche dieser Aenderung Vorschub leisteten. Wenn aber der Čechoslovake ebenso, wie der Südslave *hlad-hrad* seit undenklichen Zeiten spricht, wenn auch der Pole eine Metathese vornahm, nur im Vocal etwas abweichend, wenn auch die Ostslaven, die wir heute Russen nennen, an derselben Formel eine allerdings etwas andere Aenderung vornahmen — so liegt darin für mich ein Beweis, dass dem slavischen Organismus schon sehr früh, in uralten Zeiten, in diesem Punkte eine gewisse Empfindlichkeit eigen war, in Folge deren er die Formel *tort* zu beseitigen trachtete. Fast alle Slaven strebten der Lautgruppe voc. + *r* oder *l* + cons. dadurch auszuweichen, dass sie den Vocal zwischen *r* (oder *l*) + cons. einschalteten durch Platzveränderung oder durch Wiederholung desselben, also градъ-*grod*-городъ. Der wahre

Grund, warum die Slaven bei *gardas* — oder *gordos* — nicht blieben, ist uns freilich unbekannt. Vielleicht hängt das mit der Neigung aller Slaven, den consonantischen Auslaut aufzugeben und den Vocal, der nun in den Auslaut kam, sehr zu schwächen, irgendwie zusammen. Denn durch den Wegfall des auslautenden *s*, *n-m*, *t* mag der Slave bekundet haben, dass er keinen consonantischen Silbenschluss haben wollte. Das mag ihn dann veranlasst haben, auch im Inlaut dem consonantischen Silbenschluss aus dem Wege zu gehen. Setzen wir als vorslavisch *gardas*, getrennt *gar|das*, so haben wir zwei consonantisch abschliessende Silben; sagen wir *гра|дъ, *гро|дъ, so haben wir zwei vocalisch abschliessende Silben, sagen wir *go|ro|dъ*, so haben wir drei vocalisch abschliessende Silben. Dies mag das Hauptmotiv dieser Aenderung gewesen sein, das mit den Thrako-Illyriern ebensowenig zu thun hat, wie mit den Finnen oder Kelten. Wann diese Vorgänge vor sich gingen, ist nicht leicht zu sagen — aber wenn sie mit dem Consonantenausfall im Auslaut in Zusammenhang sind, so ist schon dadurch ihr hohes Alter einigermassen garantirt. Aber auf eine Thatsache möchte ich noch hinweisen, die für das hohe Alter spricht. Man hat schon längst constatirt, dass im Polabischen und zum Theil im Pomoranischen auch noch die Form *tort* theilweise lebt. Polab. *korwû* (*korvó*), kašub. *morz*, polab. *porsang-porssang* (прасѧ). Wie ist das zu erklären? Ich glaube einfach so, dass die polabischen und polnischen Slaven an der äussersten Grenze gegenüber den Litauern (u. Preussen) lebten und dass als sich jene neue Strömung in Bewegung setzte, sie die äussersten gegen die benachbarten Litauer (u. Preussen) hingestreckten Grenzen schwächer erfasste — und desswegen die aus der lituslavischen Periode übrig gebliebene Formel *tort* vielfach noch fortdauerte.

Eine Bestätigung dieser Ansicht möchte ich auch darin erblicken, dass das Altpoln. ganz auf dem litauischen Standpunkte steht, indem es *wilk*: lit. *wilkas*, *pirwszy*: lit. *pirmas*, p i e r ś ć (aus p i r ś ć) : lit. *pirsztas*, *pierś*: lit. *pirszis* u. s. w. wahrt. Das sind gewiss uralte Formen. Vielleicht erklärt sich auch das nls. *pśoso* gegenüber *prose* dadurch, dass das letzte verhältnissmässig spät aus **porse* hervorging, weil eben das NLs. in der nächsten Nachbarschaft des Lechischen stand — und vielleicht erst unter der aus Böhmisch-OLs. zufliessenden Strömung diesen Umwandlungsprocess durchgeführt hat.

Was die verschiedenen Exponenten der Lautgruppen *dj*, *tj*, *ktj*, *gtj* anbelangt, so verhält es sich damit in gleicher Weise. Zu behaupten, dass die verschiedenen Reflexe *c-z* (*dz*), *ć*-ђ, *č-ž*, *ć-j*, *št'-žd'* erst in den neuen Heimathen der einzelnen slav. Völker entstanden sind, ist erstens darum nicht möglich, weil sich mit der Idee der einzelsprachigen Modification die Thatsachen nicht decken. Wenn *c-dz* (*z*) in dem ganz nordwestlichen Gebiete wiederkehrt, so ist es doch wohl viel wahrscheinlicher, anzunehmen, dass diese Erscheinung eine alte, aber lange Linie repräsentirt, welche schon in der vorgeschichtlichen Zeit zur Geltung kam, als zu behaupten, im Böhmisch-Slovakischen, im Lausitzserbischen und im Lechischen sei diese identische Erscheinung überall unabhängig von einander und selbständig aufgetaucht. In der aus sehr alter Zeit überlieferten Form *Wenceslaus* der latein. Urkunden ersehen wir, dass die böhm. Aussprache — *c* für *tj* — bereits vorhanden war, als der Nasalismus (cf. *Zventibaldus*, *Szventiepulc*) noch nicht geschwunden war. Der Kaiser Constantin Porphyrog., der *Βλαστήμερος* schreibt aber *Ζαχλοῦμοι* und *Βοισέσθλαβος*, *Μουντιμῆρος*, *Σφενδόπλοκος*, hat auch *τὸ Μεγυρέτους*, während in den Eintragungen des Evangeliums von Cividale (aus der Mitte des IX. Jahrh.) ein Name *Liutisti* vorkommt, offenbar *Ljutištь*. Uebrigens wozu bedürfen wir dieser dialectisch auseinandergehenden Beispiele, da wir fürs IX. Jahrh. bereits die ganze altkirchensl. Sprache vor uns haben. Es gehört aber eine eigene Glaubensseligkeit, die sich auf keine Gründe stützt, dazu, um zu behaupten, dass die Lautgruppen *št'-žd'* erst im Süden aus *tj-dj* hervorgingen. Wir wissen allerdings nicht, was bei einem Theil der südslav. Stämme diese auffallende Lautgruppe hervorgebracht hat, man muss annehmen, dass so wie im Französischen gegenüber dem Italienischen aus *nocte* nicht *notte*, sondern *nuit* hervorging, d. h. *kt* ergab *jt*, so wird im Slavischen *noktis* wohl zunächst ein *nojtis* gegeben haben. Während nun in den übrigen slav. Sprachen *jt* sich als *tj* wirkend zeigte, wie *svêtja* zu *svéća*, *svêća*, *svêca* wurde (vergl. mailänd. *lač* für *lacte*, *noč* für *noche* und span. *noche* = *noče*), muss angenommen werden, dass in einer Sprachgruppe die Laute *tj-ktj* nach beiden Seiten hin Erweichungen ergaben: *jtj-štš*, dass also sowohl *noštšь* (aus *nokti-nojtj*), wie auch *svéštša* (aus *svétja-svéjtja*) die Form gelautet hat — die Lautgruppe *štš* vereinfachte sich zu *št'*, wie das auch bei *skj* sichtbar ist: *nošt'ь*

und *ogništ'e*. Miklosich, der in der Böhtlingk-Festschrift »über die Lautverbindung *kt* in den indoeurop. Sprachen« geschrieben hat, nimmt Metathese an, so dass *pešti* aus *petši*, *svěšta* aus *světša* (*světja*) hervorging. Ich halte diese Erklärung für unwahrscheinlich, sie erklärt nicht die Weichheit der Lautgruppe *št'*, abgesehen davon, dass man sehr schwer begreift, wie ein *světša* veranlasst werden sollte, eine Metathese zu *svěšta* vorzunehmen. Wir finden zwar solche Erscheinungen wie *kojn* statt *koń*, wie *nači* statt *najti* (dann auch *najći*, *dojđe* für *dojde* oder *dođe*) — aber das sind keine ausreichenden Parallelen. Eine Parallele wäre es, wenn im Bulg. statt *ночь etwa *нојчь gesprochen werden würde, nicht aber ношть, пишт'а, свѣшт'а. Dass aber die Aussprache пишт'а, свѣшт'а die älteste ist, dafür sprechen 1) die ältesten Sprachdenkmäler, die sehr genau in allen Fällen, wo das angebracht ist, den weichen Charakter der Lautgruppe zum Vorschein treten lassen, 2) die Beobachtung an verwandten Sprachen, so z. B. eine ältere oder wenigstens alterthümlichere Aussprache ist *otpuščati* als *otpuštati*, *ogńišče* als *ognište*. Aber auch für die Auffassung des пешть als hervorgegangen aus пештшь sprechen solche Erscheinungen, wie im Altböhmischen die Lautgruppe *ske* zuerst *šče* (d. h. *štše*), dann *št'e* (*ště*). Aelter hiess es *lučišče*, *puščen*, *ščastný*, *tščě*, später *lučišt'e*, *pušt'en*, *št'astný*, *tště*. Ps. Klem. saec. XIV schreibt *ſczenci* (103. 21) und *ſtenye* (16. 12). Wenn man diese Parallelen nebeneinanderstellt, so verliert die Annahme, dass das altkirchenslavische *št' žd'* späte Erscheinungen sind, erst im Süden entstanden, jede Ueberzeugungskraft.

Aber nicht nur diese Merkmale sind uralt, auch andere Erscheinungen können dafür angeführt werden, dass sie schon in der urslavischen Zeit als dialectische Sonderungen gelebt haben: ich erwähne einige. Während die Gesetze des ersten und zweiten oder hinteren und vorderen Palatalismus offenbar alt urslavisch sind — denn alle slav. Sprachen wurden von ihnen im Gegensatz zum Baltischen gleichmässig ergriffen — d. h. alle Slaven sprachen Vocativ отроче und Nom. plur. отроци — scheint der Dualismus in цвѣтъ und *květ*, звѣзда und *gwiazda-hvězda* doch auch urslavisch zu sein. Man sieht auch hier, dass die Formen mit *kv* für *cv*, *gv* für *zv* nicht nur die ganze nordwestslav. Gruppe umfassen, sondern theilweise auch das kleinruss. Gebiet streifen, man sagt klr. квилíти, квíт — wie

Polonismen sehen die Worte nicht aus! — Bekanntlich ist auch das *l*-epentheticum eine urslavische Erscheinung — man kann aber nicht sagen, dass die Vertheilung dieses Merkmals durch die slav. Sprachen sich mit irgend einem anderen Merkmal deckt. Denn das Ausbleiben des *l*-epentheticum ist nicht auf die nordwestslavische Sprache beschränkt, sondern auch im Süden muss es Dialecte (innerhalb des Bulgarischen) gegeben haben, die seit alten Zeiten das *l*-epentheticum nicht anwendeten. Man muss hier von den einzelnen Worten wie земь — на земи — absehen — allein wenn ein so umfangreiches Sprachdenkmal, wie Supr. Cod., dem *l*-epentheticum aus dem Wege geht, so muss dahinter ein Dialect stecken. Bekanntlich schreibt Cod. Supr. оставьѭ, исправьениѥ, прославьѥно, славьнше, любьѭ, ослабьѥнаарго u. s. w. Es wäre aber sehr schön, wenn wir wüssten, wo dieses alte Sprachdenkmal geschrieben wurde. Ich vermuthete einst, dass es vielleicht in die Gebiete des alten Daciens zu versetzen sei, das würde dafür sprechen, dass der dortige slav. Volksstamm — ein nächster verwandter der Donaubulgaren — das *l*-epentheticum nicht kannte. — Vondrák wollte es in das russ. Gebiet versetzen; dann wäre es schon näher irgendwo dort, wo es später gefunden wurde, an die Grenze des weissruss.-polnischen Sprachgebietes zu versetzen — doch dafür sind bis auf den Mangel des *l*-epentheticum sonst keine Indicien vorhanden.

Ich glaube, dass in der Aussprache der Nasallaute, des Vocals ѣ und vielleicht der Vocale ъ ь ꙑ dialectische Nuancen schon in der slav. Urzeit vorhanden waren. Wahrscheinlich war schon damals der Hang zur Zusammenziehung der Vocale in verschiedenen Dialecten vorhanden, z. B. доброѥ ergab in den nordwestslavischen Sprachen die zusammengezogene Form *dobré*, im Osten blieb die unzusammengezogene die üblichste, dennoch erfasste die Zusammenziehung des Nordwestens auch einen Theil der Russen (die Kleinrussen), die zusammenziehen in *e*: лéгке, дóвге, придáне. Im Süden wird die Zusammenziehung in *o* vorgenommen: *dobro*. Nach den altsloven. Denkmälen zu urtheilen müsste man annehmen, dass diese Zusammenziehung in den ersten Jahrhunderten der geschichtlichen Zeit noch nicht üblich war, allein das scheint nur für das Altkirchenslavische und wohl auch für das gesammte ostslavische (russische) Gebiet richtig zu sein — es ist fraglich, ob für das ganze Gebiet des heutigen Bulgarischen — kaum für das Serbokroatische

und Slovenische. Fürs letztere haben wir directe Beweise einer uralten Neigung zur Zusammenziehung in den Freisinger Denkmälern, wo wir sogar lesen: me telo, mo dušo, mo veru, tvo milost, večńe veselje, nu je prestup*a*m, klań*a*m se, und im Serbokroat. schon die ältesten Sprachdenkmäler, so in Chiland. typik. aus dem J. 1198: вь прѣкрасн*е* доуше, ѿ вѣръı един*е*, а дроуг*о* 6^b, вь мал*о*мь и смѣрен*о*мь образѣ, шбычаин*оу* молитвоу, ст҃*а* вь неи сьврьшаем*а* страшна соуть 8^b. Gewiss stellt auch der Genitiv auf -га einen uralten dialectischen Zug dar, der schon in der Urheimath neben -го sich entwickelt hat. Auch die Beeinflussung der zusammengesetzten Adjectivdeclination seitens der pronominalen dürfte schon in der Ursprache begonnen haben. Wenn in der Urkunde des Kulin ban светога, зьлога, wenn in den Freising. Denkmälern nicht nur *mnogoga*, sondern auch schon nepravdnega, svetemu zu finden ist — so spricht das für ein sehr hohes Alter, vergl. auch *virchnemo*, *vsemogoćemu*, *železnech*. Ich vermuthe, dass auch in der Conjugation schon in der vorgeschichtlichen Zeit allerlei dialectische Abweichungen sich geltend machten. Z. B. in der ersten Person plur. wird es wohl schon in den ältesten Zeiten neben речемъ auch речемъı, oder -ме, und речемо gegeben haben, das Slovenische und Serbokroat. wird schon damals zur Endung -мо inclinirt haben, ebenso das Böhm. zu *-me*. Es ist interessant zu beobachten, wie *-mo* nicht nur sloven. und serbokroat., sondern auch slovakisch und zum Theil kleinruss. ist. Ebenso ist *-me* nicht nur im Böhmischen das üblichste, sondern es kommt auch im Bulgarischen vor — die Endung -мъ ist altkirchenslav.-bulgar.-russisch, aber auch altböhmisch — im Poln. ist *-my* die übliche Endung, ebenso im Ls., — gewiss war dieser bunte Wechsel schon in der Urzeit vorhanden. Sehr wahrscheinlich ist die Vermuthung, dass die 2. Pers. sing. in den meisten slav. Sprachen auf -шь lautete, so dass -речеши nur beschränkt wäre, vielleicht entstanden nach юси, даси. Vielleicht haben sich auch betreffs der 3. Pers. sing. schon in der Urzeit Endungen auf vocalischen Auslaut und auf -ть oder -тъ gekreuzt.

Es ist also mehr als wahrscheinlich, ja man kann sagen, es ist gewiss, dass schon in der vorgeschichtlichen Zeit der slavischen Sprache, wo man von einer Ursprache zu reden pflegt, nicht unbedeutende dialectische Abweichungen vorhanden waren. Eine urslavische einheitliche dialectlose Sprache hat es nicht gegeben.

4. Nochmals die Kijever Blätter.

Ueber die Provenienz der Kijever Blätter schrieb ich unter Nr. 1 der Streitfragen (Archiv B. XX S. 1 ff.) ziemlich ausführlich. Ich hätte nicht geglaubt, dass es nothwendig sein wird, so schnell nochmals darauf zurückzukommen. Und doch ist das der Fall. Die Veranlassung giebt mir eine lange Anmerkung V. N. Ščepkin's, auf S. XVIII—XX seiner Vorrede zu der vor kurzem im Sonderabdruck aus den Извѣстія erschienenen Abhandlung über die Sprache des bekannten altkirchenslavischen Denkmals »Savina kniga«. Ueber den ganzen Inhalt dieser beachtenswerthen Monographie wird an einer anderen Stelle dieser Zeitschrift referirt werden, ich beschränke mich auf die besagte Anmerkung. Sie ist so gehalten, dass ich wohl voraussetzen darf, der Verfasser habe meine Beweisführung gelesen, ohne jedoch von derselben überzeugt worden zu sein. Das muss ich freilich beklagen. Doch ich bin weit entfernt von der Einbildung, als müsste ich immer das richtige getroffen haben und überall das Recht behalten. So auch im gegebenen Fall, wenn ich auch, aufrichtig gesagt, eine Widerlegung meiner dortigen Auseinandersetzung nicht für sehr leicht hielt. Mir schien vielmehr die Sache nach jener Darlegung so einleuchtend zu sein, dass ich selbst bei grosser Vertiefung und allseitigem Nachdenken über diese Frage keinen triftigen Grund ausfindig zu machen im Stande war, der dagegen vorgebracht werden könnte. Um so mehr war ich auf den Widerspruch Ščepkin's gespannt. Wollen wir hören. Er sagt wörtlich Folgendes:

»Die Darlegung meiner Ansicht über die altslavische und bulgarische Dialectologie wäre nicht vollständig, wenn ich die Streitfrage über die Sprache der Kijever Blätter mit Stillschweigen übergehen wollte. In verschiedenen Abschnitten meines Buches sind Citate und Angaben zerstreut, aus denen ersichtlich ist, dass ich dieses Denkmal nicht dem XI., sondern dem X. Jahrh. zuweise und in seiner Phonetik eine altslavische Mundart erblicke. In dieser Weise schliesse ich mich der Ansicht Miklosich's und der Ansicht Fortunatov's an, die letztere wurde jüngst von Ljapunov im Drucke veröffentlicht. Ich stelle die Behauptung auf, dass niemals und in keiner Weise, weder durch directe Beweise noch durch Analogien aus der Geschichte des slavischen oder irgend eines anderen Schrift-

thums die Berechtigung jener anderen Ansicht erwiesen werden kann, welche in éinem dialectischen Merkmal der Kijever Blätter (in *tj*, *kt* = *c*, *dj* = *z*, *tj*, *sk'* = *šč*) einen westslavischen Charakterzug erblicken will, der in den altslavischen Text zum Zweck seiner Annäherung an die Volkssprache der Mährischen oder irgend welcher anderen Gebiete, wo die slavische Liturgie Eingang fand, hineingetragen wurde. Von den Grenzen, die der Kraft und Aufmerksamkeit eines einzelnen Individums gesteckt sind, gar nicht zu reden, d. h. nicht zu reden von der befremdenden Abwesenheit selbst der geringsten Schwankungen zwischen ц und шт, шч und шт, з und жд im Texte der Kijever Blätter, so muss man doch bekennen, dass die consequente Hineintragung eines phonetischen Merkmals dem Geist und den Zielen der Schreiber aller Epochen zuwiderläuft und in der Praxis bei dem Schreiber des X. Jahrh. linguistische Kenntnisse erfordern würde. Ausser dem erwähnten phonetischen Merkmal verwiesen die Anhänger der von mir bekämpften Ansicht noch auf die in den Kijever Blättern vorfindlichen Formen ціръкъве, циркънаѣ für црькъве, црькъвьнаѣ. In ihrer Eigenschaft als Entlehnungen beweisen diese Wörter eben so wenig, wie крьстъ, оцьтъ, олѣі, олътарь, комъкати und andere pannonische Ausdrücke, deren einige ebenfalls phonetische Varianten neben sich haben, wie олеи, елеи, алътарь. Die phonetische Form цирк- statt црьк- ist sehr charakteristisch für die Epoche der Kijever Blätter, doch auf keinen Fall kann sie als Hinweis auf eine bestimmte Oertlichkeit gelten, da ja gerade die liturgischen Ausdrücke sehr weite Verbreitung ausserhalb der Grenzen ihrer Entstehung erleben können. Für die Würdigung der Kijever Blätter ist es wichtig, hervorzuheben, dass Niemand bisher den Muth hatte, sie ganz aus der Classe der altslavischen Denkmäler auszuscheiden, wogegen die ganze Phonetik des Denkmals laut Einsprache erheben würde: die offene Aussprache des ѣ (ѧ als ѣ und ы), die Zusammenziehung -аго und -оумоу, die consequente Anwendung des *l*-epentheticum, die Aenderung des *i* in der Richtung nach ь, dann das Vorkommen des ь und ъ statt и und ы in bestimmten grammatischen, durch den Einfluss der Analogie entstandenen Formen. Nur nach dem Merkmal *tj* = ц, *dj* = *z* zeigt die Sprache der Kijever Blätter geschichtliche Verwandtschaft mit den westslavischen Dialecten, wie die altslavischen Denkmäler des XI. Jahrh. durch das Merkmal шт, жд geschicht-

liche Verwandtschaft mit dem ostbulgarischen Dialect bekunden. Allein es wäre verfehlt, aus diesem Grund die Sprache der Kijever Blätter für einen westslavischen Dialect zu halten, da die ganze sonstige Phonetik dieser Annahme widerspricht, sie zeigt deutlich, dass die Verwandtschaft mit den westslavischen Dialecten nach dem Merkmal *tj* = ц u. s. w. nur auf eine sehr alte Epoche (aus der Zeit vor der bulgarischen Einheit) zurückgeführt werden könnte. Wenn die Kijever Blätter wirklich dem X. Jahrh. und nicht einer früheren Zeit angehören, was weder durch die Graphik noch durch die Sprache ausgeschlossen ist, so kann auch die consequente Bewahrung von ъ/ь nicht als das älteste Stadium der Sprache, sondern als ein charakteristischer Zug des archaistischen Dialectes angesehen werden. Da uns directe Daten für die territoriale Bestimmung dieses Dialectes abgehen (seine Mundarten könnten mithin zwischen o/e and ъ/ь zerstreut gewesen sein und ausserdem continuirliche Territorien an den Grenzen zwischen jenen beiden Dialecten oder überhaupt ausserhalb derselben gebildet haben), so sind wir der Nothwendigkeit überhoben, den Dialect der Kijever Blätter irgend einer bestimmten Oertlichkeit zuzuweisen. Einige Wahrscheinlichkeit hat für sich die Ansicht, die diesem Dialect auch für geschichtliche Zeiten einen angrenzenden Platz zwischen den Gebieten der westslavischen und südslavischen Dialecte einräumt (Ljapunov, Некрологъ Облака in Извѣстія I. 928), doch darf man nicht ausser Acht lassen, dass das nur éine von den vielen Möglichkeiten ist. Die frühe Nachbarschaft mit den westslavischen Dialecten, die durch das Merkmal *c/z* gekennzeichnet ist, entscheidet nichts in der Frage über die Heimath der Sprache der Kijever Blätter in geschichtlichen Zeiten. Und wenn Geitler und Kalina ohne hinreichenden Grund die Sprache der Kijever Blätter nach Macedonien versetzten (cf. Oblak im Archiv XV), so sind eben so wenig im Rechte ihre Gegner, die diese Möglichkeit in Abrede stellen nur aus Mangel an überkommenen Thatsachen. Eine altslavische Mundart mit dem Merkmal *c/z*, vom Schicksal südlich von der Donau verschlagen und dort von den Mundarten eines anderen Typus umgeben, musste dem unvermeidlichen Nivellirungsprocess unterliegen, wenn ihr ein umfangreicher Zusammenhang abging. Als ein sehr scharf hervortretendes Merkmal musste *c/z* vor den Gruppen шт, жд, ќ, ѓ, шч, ждж, zurückweichen; diese

Gruppen verdrängten im Wege der alltäglichen Beziehungen die Laute *c/z* gleichzeitig in bestimmten, grenzbenachbarten Gegenden und ausserhalb dieser Gegenden in bestimmten, am meisten gebräuchlichen Wörtern. Und wenn schwache Spuren des dialectischen Merkmals *c/z* bis auf heute in bulgarischen Mundarten wahrzunehmen sind, so gebührt diesen in den Augen eines unbefangenen Forschers eine ganz besondere Wichtigkeit. Bisher hat man als eine solche Spur das im Gebiete von Sofia gehörte виз (= виждь) citirt. Jetzt gesellt sich dazu der Trnover Archaismus безнадезен (für безнадеждьнъ) in der Bedeutung неочакван (unerwartet), vergl. Sbornik XIV, lexicogr. Mater. der Trnover Mundart).«

Ich liess den kenntnissreichen Jünger Fortunatov's vollinhaltlich zu Worte kommen. Hoffentlich habe ich den allerdings nicht immer klaren Sinn seiner Worte überall genau wiedergegeben. Gehen wir nun zur Analyse dieser seinen Beweisführung. Ich muss vor allem hervorheben, dass manches davon, was hier gesagt ist, schon längst allgemein als von allen angenommen gilt, einiges wenigstens von mir bereits früher behauptet wurde. So das hohe Alter des Denkmals, das ich selbst bekanntlich entweder in die letzten Jahre der Wirksamkeit Method's oder bald nach seinem Tode versetzen möchte. Eben so gilt als unzweifelhaft die Angehörigkeit des Denkmals nach seinem sprachlichen Charakter dem echten altslovenischen Dialect, bis auf die bekannten Abweichungen *c/z* u. s. w. Die ganze Streitfrage culminirt also darin, ob in der Sprache dieses Denkmals alles, was uns vorliegt, im gegebenen Zusammenhang treue Abspiegelung einer echten volksthümlichen einheitlichen Mundart bildet oder ob in diesem Denkmal eine Contamination des echten Altkirchenslavischen mit einer an die Sprache einer bestimmten Oertlichkeit bezüglich eines hervorstechenden phonetischen Merkmals gemachten Concession vorgenommen wurde. Das letztere behaupte ich, Ščepkin stellt dagegen die Möglichkeit einer solchen Annahme mit sehr energischen, leider nur ganz allgemein lautenden Worten in Abrede. Sein Verhalten meiner Ansicht gegenüber erinnert mich an eine in meinen jungen Jahren erzählte Anekdote von einem alten Professor der Theologie, den ich persönlich kannte. Er rühmte sich in einer gelehrten Disputation seinen Gegner gründlich widerlegt zu haben, diese Widerlegung gipfelte in dem Satz: domine, hoc non est verum! So ungefähr geht auch Herr

Šćepkin vor, er erklärt meine und aller anderen Auffassung, dass *c/z* und *šč* der Kijever Blätter ein in die kirchenslavische Sprache eingetragenes, von einem Individuum der *c-z*-Sprache herrührendes locales Merkmal sei, für unmöglich, mit Worten, die jenem domine hoc non est verum sehr ähnlich sind! Während ich schon in meiner oben citirten Auseinandersetzung auf andere derartige Modificationen des Altkirchenslavischen, auf Anbringung solcher localer Striche hingewiesen habe, verharrt Herr Šćepkin bei seinem domine, hoc non est verum! Der von ihm perhorrescirte Linguist des X. Jahrh. kehrt doch auch sonst recht häufig in mannigfacher Gestalt wieder. So hat er z. B. in dem glagolitischen Schriftthum der Kroaten sehr früh seine Meisterschaft auf dem Gebiete des Vocalismus (e für ѧ, оу für ѫ, и für ы) gezeigt, in den Prager Fragmenten bewährte er sich mit gleicher Folgerichtigkeit betreffs *c/z* u. ä. Ich möchte Herrn Šćepkin bitten, doch zu bedenken, dass wir nur mit schwachen Ueberresten der einstigen Zahl der Denkmäler zu operiren haben, und wenn trotzdem in zwei glagolitischen Denkmälern *c/z* als ein ohne Zweifel absichtlich in einen nicht böhmischen Text eingesetzter Bohemismus constatirt werden muss, — mögen auch die sonstigen Eigenschaften dieser beiden Denkmäler (Kijever Blätter und Prager Fragmente) weit auseinander gehen, bezüglich *c/z* sind sie gleich — so verlieren die Bedenken hinsichtlich der Beschränkung in der Kraft und Aufmerksamkeit eines einzelnen Individuums und bezüglich der linguistischen Routine der Schreiber des X. Jahrh. u. s. w. jede Ueberzeugungskraft, es bleibt von allen Argumenten als Residuum nichts als das domine hoc non est verum übrig, und ein solches Argument imponirt mir nicht!

Mit Recht hat man neben *c/z* auch auf цирк- statt црьк- hingewiesen, beide Erscheinungen decken sich nach meiner Auffassung vortrefflich. Für die Annahme, dass auch in dieser Form eine Concession an die locale Umgebung zu erblicken ist, spricht die Thatsache, dass noch heute an den zwei entgegengesetzten Grenzen Pannoniens, bei den Slovaken im Norden und den Kajkroaten im Süden das Wort gerade in dieser Form vorkommt: slovak. *cirkev, cirkvica*, kroat. *cirkva, cirkvica* u. s. w. Die freisinger Denkmäler, deren pannonischer Ursprung mir mit jedem Jahr deutlicher vor die Augen tritt, geben einen weiteren, durch das Alter hervorragenden Beleg für diese pannonische Form des Wortes. Ich würde sehr

bedauern, wenn Herr Ščepkin gegenüber der unabweislichen Kraft dieser Argumente seinem leeren Gerede noch immer den Vorzug geben wollte.

Ščepkin glaubte freilich mit seiner Weigerung in guter Gesellschaft zu sein, da er sich auf Miklosich und Fortunatov berufen konnte. Betreffs Miklosich's habe ich bereits a. a. O. S. 7 auseinandergesetzt, dass er, der ja auch die Vorfahren der heutigen Slovaken für pannonische Slovenen erklärte und in Pannonien überhaupt die Heimath der kirchenslav. Sprache suchte, auf den von ihm vertretenen Gedanken sehr leicht kommen konnte. Doch Ščepkin scheint mit den Prämissen der Miklosich'schen Conclusion nicht einverstanden zu sein. Daher fehlt seiner Berufung auf die Uebereinstimmung mit Miklosich jeglicher Hintergrund. Was aber Fortunatov's Ansichten anbelangt, so muss ich gestehen, sie noch immer nicht zu kennen. So weit sie von Ljapunov vertreten waren, habe ich darüber schon meine Meinung gesagt. Hat er keine besseren Gründe, als die hier von Ščepkin vorgebrachten, so muss es mir gestattet sein, mich mit ihm in diesem Punkte nicht in Uebereinstimmung zu befinden. Ich bin ja der Verpflichtung iurare in verba magistri überhoben.

Herr Ščepkin denkt sich, wie es allen Anschein hat, die Sprache der Kijever Blätter als einen solchen echten Volksdialect der Balkanhalbinsel, der neben allen sonstigen Merkmalen des reinsten Altkirchenslavischen auch noch ц, з, шч (statt щ, жд, шт) gebrauchte. Schade, dass der Verfasser bei seiner lebhaften Phantasie das Bild nicht noch weiter ausmalte. Er beruft sich auf виз in Sofias Umgebung und jetzt auf безнадезьѧн in Trnovos Umkreis. Betreffs des ersten Wortes verweise ich auf Oblak's Auseinandersetzung (Archiv XVI, 613); was aber den trnover Ausdruck anbelangt, so dürfte auch er in ähnlicher Weise zu erklären sein, als etwas local-neues, vielleicht als Anlehnung des zweiten ж an das in der ersten Silbe befindliche з, also feminin безнадезна statt безнадежна. Jedenfalls wäre es ein sehr gewagtes Unternehmen auf Grund dieser zwei Ausdrücke (beide noch dazu aus ganz verschiedenen Gegenden stammend) von einem westslavischen Dialecte mit ц-з, sei es bei Sofia, sei es bei Trnovo, träumen zu wollen und ich möchte den talentvollen Forscher darauf aufmerksam machen, dass es zu keinem guten Ende führt, wenn man sich einer-

seits solchen eingebildeten Hypothesen hingibt, anderseits die nahe liegenden Thatsachen ignorirt. Das thut er, indem er die Beweiskraft von цирквве bekämpft und die Bedeutung des vereinzelten виз übertreibt. Wo findet man auf der alten slav. Sprachkarte solche Risse, wie sie die Deutung Ščepkin's voraussetzt? Oder will er eine slovakische Colonie im IX.—X. Saec. nach Sofia oder Trnovo schicken?

Das Nichteingehenwollen in die über denselben Gegenstand vorgebrachten Gründe seiner Vorgänger erzeugt leicht den üblen Eindruck, dass man an der Kraft der vorgebrachten Argumente irre wird. Man wendet sich nothgedrungen an die bewährten Mitarbeiter auf demselben Forschungsgebiet. Das that auch ich, indem ich mich brieflich an den ältesten Freund und Fachgenossen Prof. Leskien in Leipzig wandte, um von ihm zu erfahren, wie er sich zur Sache verhält. Ich bin in der Lage, aus seinem Schreiben vom 23. December folgende Worte mitzutheilen: »Die Stelle bei Щепкинъ hatte ich gelesen und mich gewundert über die sonderbare Argumentation. Ich brauche darüber nichts weiter zu sagen, als dass ich Ihren Ausführungen im Archiv XX vollkommen zustimme. Es ist bei der Sprache der Kijever Blätter, d. h. ihrem sonst rein altkirchenslavischen Charakter, wie wir ihn aus den anderen Denkmälern kennen, ganz unmöglich, die *c* und *z* anders zu erklären, als durch eine beabsichtigte Aenderung, die das dem Westslovenen besonders auffällige *št*, *žd* beseitigt hat. Ich kann Ihren Argumenten auch nichts neues hinzufügen. Der Versuch Щепкинъ's irgendwo einen Punkt zu finden, wo ein so zu sagen urslavischer Dialect auf der einen Seite alle Eigenschaften des uns bekannten Altkirchenslavischen, offenbar also in Berührung mit diesem, ausbilden und dabei durch eine Berührung von anderer Seite gerade nur das *cz* entwickeln konnte, schwebt völlig in der Luft. Man kann sich so etwas wohl theoretisch ausspinnen, allein weder durch analoge Fälle beweisen noch innerlich wahrscheinlich machen.«

Ich kann diesen Worten nichts weiter beifügen als den Wunsch, der Verfasser möge es sich nochmals überlegen, ob er nicht am Ende doch auch uns beitritt. *V. J.*

Zur Renaissance der böhmischen Literatur zu Ende des vorigen Jahrhunderts.

Wenn es sich um die Darstellung der böhmischen Literatur seit Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts handelt, so kann man mit vollem Rechte von einer Wiedergeburt, von einer Renaissance derselben sprechen. So hat man es auch immer gethan, immer hat man von einem »znovuzrození«, »vzkříšení« u. dgl. gesprochen. Erst in letzter Zeit ist eine andere Ansicht ausgesprochen worden und zwar von dem böhmischen Literarhistoriker Jaroslav Vlček, der bekanntlich eine ausführlichere Geschichte der böhmischen Literatur herausgibt (Dějiny české literatury). Diese neue Ansicht spricht er zunächst aus auf dem Umschlage zum 7. Hefte seiner erwähnten Literaturgeschichte, dann ausführlicher in dem Artikel: »Naše obrození. Pohled s ptačí perspektivy« in den »Rozpravy filologické věnované Janu Gebauerovi« (S. 1—10). Darnach könnte man eigentlich nicht von einer Wiedergeburt, von einer Renaissance sprechen, sondern nur von einer Neubelebung der böhmischen Literatur. Man stelle sich gewöhnlich — meint er — die 1. Hälfte des XVIII. Jahrh. als die tiefe Bewusstlosigkeit eines Verurtheilten, der scheinbar todt wäre, vor, allein es wäre nur ein Schlummer gewesen. Um nun zu beweisen, dass die böhmische Literatur wirklich nicht ganz im XVIII. Jahrh. ausgestorben war, behandelt er in den beiden Heften 7 und 8 ihre Produkte in einer sehr erschöpfenden Weise, wobei ihm namentlich die Quantität dieser Produkte zu imponiren scheint. So meint er auch in »Naše obrození«, dass sich immer noch die Tradition behaupte, das böhmische Schriftthum wäre zu Ende des XVII. und Anfang des XVIII. Jahrh. ausgestorben, so dass seine Wiederbelebung zu Ende des vorigen Jahrh. eine Wundererscheinung wäre. Er spricht daher absichtlich immer nur von einem »obrození« (Neubelebung, Wiederbelebung) und meidet principiell den Ausdruck »znovuzrození« (Wiedergeburt). Die Differenz in der Auffassung könnte unter Umständen nicht einmal so gross sein, denn es handelt sich darum, was man unter einem literarischen Schlummer und

was man unter Literatur überhaupt versteht, allein ein Unterschied besteht gewiss. Es muss nun hervorgehoben werden, dass man, wenn von einer Wiedergeburt, von einer Renaissance gesprochen wird, dies selbstverständlich nicht so versteht, als ob es vor derselben keine Böhmen, keine böhmische Sprache, also auch keine Produkte derselben gegeben hätte, denn dann wäre ja jede Renaissance überhaupt nach menschlicher Voraussicht unmöglich. Wir setzen dabei weiter voraus, dass es keine lebensfähige Literatur gab, oder dass man das, was damals in Böhmen gedruckt wurde, eigentlich nicht als literarische Produkte auffassen kann, dass mit der Renaissance ein neues literarisches Leben begann, dass neue Ideen sich geltend machten, die eben damals ganz Europa bewegten. Es war wirklich etwas Neues. Das Gegentheil davon müsste uns nun Vlček beweisen, allein dieser Beweis ist ihm nicht gelungen.

So wie wir es hier dargestellt haben, wurde und wird jetzt immer unsere Renaissance aufgefasst. Wir wollen hier beispielsweise auf Tieftrunk's »Historie literatury české« hinweisen, die freilich sonst in vielfacher Hinsicht nicht gerade als ein Muster hingestellt werden kann, immerhin aber muss sie beachtet werden. Tieftrunk spricht nicht von einem vollständigen Aussterben der böhmischen Literatur im XVIII. Jahrh., sondern sagt, dass nach Komenský, insbesondere im XVIII. Jahrh. unsere Literatur immer mehr und mehr sank (3. Aufl. v. J. 1885, S. 90) und führt dann als eine charakteristische Erscheinung dieser Epoche die Jesuitenliteratur an. Von den »literarischen« Jesuiten des XVIII. Jahrh. erwähnt er allerdings nur beispielsweise einige, wie Joh. Barner und Ant. Koniáš. Auf S. 92 sagt er vom böhm. Schriftthum der damaligen Zeit, dass es an Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit immer mehr einbüsste, bis es im XVIII. Jahrh. einseitig wurde, indem es beinahe ausschliesslich religiösen Zwecken diente. Dann geht er auf den Inhalt und die äusserst mangelhafte sprachliche Form näher ein. Er setzt also nirgends ein völliges Aussterben des böhmischen Schriftthums voraus und doch leitet er die neue Epoche mit der Ueberschrift ein: »O vzkříšení řeči a literatury české« (wörtlich: Ueber die Auferweckung der böhmischen Sprache und Literatur).

Der ausgezeichnete Kenner der böhmischen Literatur, insbesondere in ihrer mittleren Zeit, Ant. Truhlář, der unter anderem auch den betreffenden Artikel in Otto's Slovník naučný schrieb (Bd. 6, S. 289—302), hebt ebenfalls bei der Behandlung des XVIII. Jahrh. die Jesuitenliteratur hervor (Bílovský, Fab. Veselý, Tuček); weiter macht er auch auf die

volksthümlichen Dichtungen des G. Volný aufmerksam u. s. w., und doch muss er zugeben, dass hier ein Zerfall eintrat, der eine dem Tode ähnliche Ohnmacht herbeiführte (S. 300). Daher wird dann auch die Neuzeit, welche Fz. Bílý darstellt, mit Recht als ein znovuzrození bezeichnet (S. 302). Derselbe behandelt ebenfalls die neue Zeit in Památník etc. der böhmischen Akademie der Wissenschaften (Prag 1898), S. 111—144. Er gibt zwar zu, dass die böhm. Sprache nicht so gesunken war im XVIII. Jahrh. und nicht so ausgestorben im öffentlichen Leben, wie die Mehrzahl der ältesten Schriftsteller — allerdings nur im Allgemeinen — behauptete und wie es dann später als ausgemacht galt. Dessen ungeachtet spricht er auch hier von einer »Zora vzkříšení« (Morgenröthe der Auferweckung). Und so noch bei anderen Literarhistorikern wie Jireček, Pypin u. s. w. Diese Auffassung ist also allgemein. Was berechtigt nun Vlček dazu, dass er eine mehr oder weniger abweichende Ansicht vorbringt. Wenn wir seine beiden Hefte durchgehen, so können wir nichts finden, was uns dieselbe halbwegs plausibel machte. Vlček zählt uns ausführlich so ziemlich alle die literarischen Produkte des XVIII. Jahrh. auf. Natürlich füllen wiederum die Produkte der geistlichen und insbesondere der Jesuitenliteratur die grössere Partie der Hefte aus. Er geht hier sogar so weit, dass er uns ziemlich ausführlich den theilweisen Inhalt der einzelnen Postillen angibt. Wir wollen zwar nicht engherzig sein, aber wir müssen uns doch verwundert fragen, wie so das alles in eine Literaturgeschichte kommt? Das kann für den Culturhistoriker ein überaus schätzenswerthes Material sein, aber der Literarhistoriker wird daraus nicht denselben Gewinn ziehen können. Wenn er schon dem Principe huldigt, dass die Literaturgeschichte eine Geschichte der Ideen, nicht aber der Bücher sei, so wird er sich höchst weise auf die Andeutung des Inhaltes eines solchen Werkes beschränken und wird sich hüten, uns mit dem Inhalte von 20, 30 Postillen und Predigtensammlungen näher bekannt zu machen. Es kehren ja eigentlich doch nur immer dieselben Gedanken zurück. Die mannigfachen Qualen der Hölle werden darin in drastischer Weise geschildert: die bösen Christen werden in der Hölle wie »abgeschlachtete Schafe« oder wie »Häringe« in Tonnen aufgeschichtet, oder wie Ziegel in einem Kalkofen, wo sie dann wie glühende Kohle oder glühendes Eisen brennen werden. Die verworfensten müssen gerade zu unterst liegen und werden von den anderen gedrückt. Andere sind an glühende Bänke angeschmiedet und werden von den Höllenbadern mit brennendem Schwefel

und Pech übergossen und getränkt. Mit glühenden Zangen werden ihnen einzelne Glieder abgezwickt, sie wachsen aber gleich wieder nach, damit das grause Spiel erneuert werden könnte. Das ist nur eine Probe, in der Art geht es dann weiter. Dazu kommen noch zahlreiche Wunder und Visionen, die auf die Gläubigen entsprechend wirken sollen, und alles, was nicht im Geiste der Gegenreformation ist, wird rücksichtslos verdammt. So ist nun die eine wie die andere der jesuitischen Schriften, so sind auch die damaligen literarischen Produkte der übrigen Geistlichkeit, höchstens dass der eine oder andere noch mehr ins Detail geht. Er gibt z. B. genau an, dass, als der Erlöser gegeisselt wurde, 81200 Tropfen seines Blutes geflossen sind und dass hierbei seine Geliebten 62000 Thränen vergossen hätten. Nach diesen Proben wird man es begreiflich finden, dass wir, wenn wir mit dem Inhalte eines derartigen Werkes bekannt gemacht worden sind, gerne auf die weiteren Werke derselben Art verzichten. H. Vlček wird doch nicht meinen, es komme in der Literatur selbst in diesem Falle auf die Quantität an. Aber derartige literarische Produkte werden ja nicht nach Kilogrammen gewogen, höchstens — wenn man sie zur weiteren entsprechenden Behandlung an einen Greissler abtritt. Wenn man uns mit ganzen Fuhren solcher Produkte käme, würde es an der Sache nichts ändern. Wir mutheten Herrn Vlček doch einen feineren literarischen Geschmack zu, als dass er uns mit solchen Sachen, die hier in ermüdender Weise breitgetreten werden, käme. Es ist auch zu befürchten, dass bei dieser Ausführlichkeit, die hier gar nicht am Platze war, andere Partien, die wichtiger sind, zu kurz kommen können.

Doch nein, es waren ja nicht ausschliesslich solche religiöse Produkte, die damals das Licht der Welt erblickten, wir haben auch eine Schäferpoesie, die durch die drei Namen Lukas, Wenzel und Georg Volný, ferner durch Gavlovič repräsentirt wird. Doch auch diese meist allegorischen und didaktischen Versificationen können nicht als Poesie gelten.

Böhm. Bücher werden also gedruckt und zwar namentlich noch in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrh., seltener dann um die Mitte des Jahrhunderts, so dass es selbst auch in dieser Hinsicht nach abwärts geht. Aber bedrucktes Papier macht noch keine Literatur aus, dazu ist ein entsprechender Inhalt, eine entsprechende sprachliche Form nothwendig. Das erstere haben wir kennen gelernt, über das zweite soll hier gleich gesprochen werden. Fast in allen den erwähnten Produkten

zeigt sich die Sprache in einem kläglichen Zustande. Das bemerken wir aber auch bei Leuten, die den Verfall der böhmischen Sprache selbst beklagten und zu helfen trachteten. So bei Antonín Frozín. Dieser bereiste in den Jahren 1699—1701 ganz Böhmen und hat uns als Frucht dieser Reisen einen Ausweis über den damaligen Stand der böhmischen Sprache hinterlassen. Dieser kommt vor in einer längeren Vorrede zu seinem »Obroviště Marianského Atlanta« 1704. Letzteres ist die Uebersetzung eines Theiles des lateinischen Werkes, das der Augsburger Jesuite Kumpenberg geschrieben hatte. Schon damals sagte Frozín, er hätte Stimmen vernommen, die behaupteten, es werde bald keine Böhmen mehr geben. Um sich davon zu überzeugen, hätte er die Reise durch Böhmen unternommen. Er entschuldigt seine Zaghaftigkeit und seine vielleicht zu grosse Kühnheit in der Sprache, zeigt aber durch seine mangelhafte Ausdrucksweise, wie weit es schon damals, also zu Anfang des XVIII. Jahrh., gekommen war. Fast aus derselben Zeit haben wir ein anderes Zeugniss über die böhmische Sprache der damaligen Zeit, das uns zeigt, dass man es geradezu auf die Ausrottung derselben abgesehen hatte. Im J. 1700 wurde aus dem Schosse der Jesuiten eine Beschwerde an den Ordensgeneral nach Rom geschickt, worin über die Zurücksetzung der Böhmen in diesem Orden geklagt wird. Auch die Zahl der böhmischen Predigten werde immer geringer und dgl. mehr. Der Provincial des Ordens nahm denselben in Schutz gegen diese Beschwerde. Nach dem wirklichen Stande der Dinge wäre die böhmische Sprache nunmehr eine Sprache des Bauernvolkes. Aus dieser Schrift ersehen wir, wie auch von Seiten des Jesuitenordens in Böhmen und Mähren germanisirt wurde und wie dieser Orden dem böhmischen Volke schadete. Unter solchen Umständen begreifen wir auch den Verfall der böhm. Sprache. In den früher erwähnten böhmischen Schriften der Jesuiten ist die Sprache oft geradezu gräulich. Aber nicht viel besser war es auch bei anderen Schriftstellern in dieser Hinsicht. Wer böhmisch schrieb, bildete sich meist die Worte selbst, die mitunter als wahrhafte Monstra erscheinen. Einen Ruf haben sich in dieser Hinsicht Wenzel Pohl und Šimek erworben. Dass überhaupt solche Leute wie Pohl und Šimek auftreten konnten, zeugt uns eben von dem vollständigen Verfall der böhm. Sprache und ohne Sprache gibt es eben keine Literatur. Bei halbwegs normalen Zuständen wären solche Leute absolut unmöglich. Es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn schliesslich selbst viele Patrioten nicht böhmisch schreiben konnten. Pelcl

musste in einem Briefe an Zlobický (20. Sept. 1784) bekennen, er wäre nicht im Stande, damals ein böhmisches Buch zu schreiben.

Als Wenzel Thám im J. 1785 die erste böhmische Gedichtsammlung veranstaltete, da fand er wohl, dass das ihm von anderen Dichtern, wenn der Name hier erlaubt und möglich ist, überlassene Material so mangelhaft war, dass er es in der 3. Abtheilung zum Schluss einreihen musste. Um nun überhaupt etwas bieten zu können, musste er ins XVI. und XVII. Jahrh. zurückgreifen (1. Abtheilung) und Einiges aus dem Lat., Deutschen etc. übersetzen (2. Abtheilung). In der Vorrede bekämpft er den Vorwurf, dass Böhmen keine Poeten hervorgebracht hätte. Mit seiner Sammlung wollte er erst beweisen, dass man in der böhmischen Sprache, wie in anderen Sprachen, alles dichten und singen könne. Man kann aber nicht sagen, dass ihm durch diese Sammlung der Beweis gelungen sei. Einen Anspruch auf den Namen Gedichte hat eigentlich erst eine andere Sammlung, die zehn Jahre später erschienen ist, nämlich die Puchmajer'sche.

Doch wenn wir selbst auch das noch nicht glauben wollten, so haben wir ja klassische Zeugen gerade aus jener Zeit. Wie dachten diese nun über das böhmische Schriftthum? Viele von ihnen haben selbst die Hoffnung aufgegeben, dass die böhmische Sprache je zur Entfaltung gebracht werden könnte, und doch waren ihnen die Produkte der damaligen böhmischen Literatur bekannt, ja vielleicht besser bekannt als uns jetzt. Denken wir an Dobrovský, wie lange bedurfte es, bis ihm die Ueberzeugung beigebracht wurde, dass die böhmische Sprache ihre Lebenskraft nicht ganz verloren habe. Es hat auch Augenblicke gegeben, wo selbst Jungmann die Hoffnung auf bessere Zeiten aufgab, obzwar damals die Verhältnisse schon besser standen. Und da sollte man nicht von einer Wiedergeburt, von einer Renaissance der böhmischen Literatur sprechen können?

Uebrigens wäre es nicht von Belang, ob Jemand hier von einer Renaissance, von einer Wiedergeburt der böhmischen Literatur spricht oder bloss von einer Wieder- oder Neubelebung, d. h. von einem Erstarken bestehender literarischer Strömungen, die er freilich mit der Lupe suchen müsste. An der Sache ändert es nicht viel. Wir glaubten nur hier deshalb protestiren zu müssen, weil Vlček's Auffassung als etwas Epochales hingestellt wurde. Die böhmischen Zeitschriften — freilich nicht alle — berichteten darüber, es wäre wieder ein Steinblock aus dem Wege zur wahren Erkenntniss geräumt worden, ein Irrthum

wäre gefallen und in anderen ähnlichen, schönen aber billigen Phrasen. Unserer Meinung nach ist das alles übertrieben. Niemand hat nachgewiesen, dass es in jener Zeit, um die es sich eben handelt, eine wirkliche böhmische Literatur gab, und so werden wir auch fernerhin von einer Renaissance, von einer Wiedergeburt der böhmischen Literatur getrost sprechen. Wem es nicht gefällt, der kann sich für eine andere Modification entscheiden und etwa den Ausdruck Wiederbelebung u. dgl. gebrauchen, nur darf er uns nicht damit kommen, dass er etwas Neues, Epochemachendes entdeckt habe. Dieser Vorwurf soll sich ja nicht auf Vlček beziehen, der ja ein überaus bescheidener und stiller Arbeiter auf dem literarischen Gebiete ist, dessen Verdienste Jedermann anerkennen muss. Und wir wünschen ihm auch fernerhin den schönsten Erfolg bei seinem Ziele, das er sich gesteckt hat. Aber seine Kritiker gingen zu weit, indem sie dieser Auffassung eine Bedeutung zusprachen, die ihr gar nicht zukommt. Es verschulden freilich die literarischen Verhältnisse in Prag, dass Alles mehr oder weniger übetrieben wird, sei es im guten, sei es im bösen Sinne, je nachdem das Lager ist, aus dem der Autor stammt. Hoffentlich wird auch dies einmal besser werden, wenn man so weit sein wird, dass die Person in den Hintergrund, die Sache aber in den Vordergrund tritt.

W. Vondrák.

Polonica.*)

Unsere Besprechung sei mit den Bearbeitungen älteren Materials begonnen, obwohl gerade hierfür die beiden verflossenen Jahre nicht besonders ergiebig waren.

Das meiste bot das neue Heft der Prace filologiczne (V, S. 309—680, Warschau 1898). Es beginnt mit einer kritischen Ausgabe des Blasiusfragmentes saec. XV durch L. Malinowski, die die sprachliche Seite des Denkmales erschöpft; es folgen meine Studien über altpolnische Belletristik, d. i. über die Historia Alexandri de proeliis von 1510 (in

*) Vgl. Archiv XX, S. 165—180.

der Abschrift des Laurentius de Buńcza aus der Bibliothek des Königs Sigismund, heute in der Zamoiski'schen in Warschau); die Historia trium regum des Johannes von Hildesheim (vgl. Archiv XI, 468—471) in der abschriftlichen Uebersetzung des Laurentius von Łask vom Jahre 1544 und, aus derselben Handschrift, eine halbapokryphe Passionsgeschichte: die sprachliche Seite beider letzterwähnten Denkmäler war schon von Prof. Kalina, Archiv III, 1—66, erörtert worden; ich brachte nunmehr die literarischen Nachweise und Textproben bei. H. Łopaciński bespricht die ältesten polnischen gedruckten Wörterbücher, die vielen Murmelins, Mimer, den viersprachigen (lat. ital. poln. deutsch) Wokabularż oder Slowarz des Ungler (1532?) u. a.; auf die bibliographische Beschreibung dieser gar raren Büchlein folgt eine Erschöpfung des bei Linde fehlenden Materials derselben; natürlich lieferte die Petersburger Oeffentl. Bibliothek den Hauptheil. Derselbe Verf. druckt hierauf ein unicum ab, das älteste erhaltene polnische Schuldrama, Sąd Parysa krolowica trojańskiego, 1542, eine Bearbeitung oder richtiger Verflachung des Judicium Paridis des Jak. Locher von einem Ungenannten; endlich theilt er auch das Fragment einer handschriftlichen Uebersetzung des Acolastus (Geschichte vom verlorenen Sohn) des Gnapheus (aus einer Hds. des XVII. Jahrh.) mit. Schrift und Sprache der Marientraktate des Paterek (Anfang des XVI. Jahrh.) bespricht Kaz. Nitsch, ohne auf den Inhalt des Denkmals, was ungleich nöthiger und interessanter gewesen wäre, einzugehen. Es folgen L. Malinowski's letzter Aufsatz, etymologische Miscellen; dann Recensionen u. a.; der Herausgeber, A. Kryński, welcher diesmal nur die Nekrologe für Malinowski und Przyborowski beigesteuert hat, verspricht für die Zukunft eine raschere Folge der Hefte; über seine eigene polnische Grammatik vgl. Archiv XX, S. 441 f. Im XXVIII. Bde. der Krakauer Rozprawy filologiczne bespricht eingehend Dr. I. Bystroń Graphik und Sprache der polnischen Rechtsdenkmäler des XV. Jahrh. (S. 111—220, 1899), den Swiętosław, Maciej von Rożan u. s. w. — derselbe sammelt reiches syntaktisches Material aus alter und neuer Zeit und publicirt es, geordnet nach den Rubriken eines Miklosich oder Delbrück, in Programmen, Przyczynki do składni polskiej, 1893 und 1899, Krakau.

An die Spitze literarhistorischer Publikationen stellen wir die Fortsetzung der Estreicher'schen Bibliographie; es ist jetzt der XVI. Band erschienen (Krakau 1898, VIII und 377 S. sowie XXXIV Bll. Nach-

träge), die Buchstaben E und F umfassend, immer unentbehrlicher für Jeden werdend, der sich mit älterer Literatur beschäftigt; ein rasches Tempo in dem Erscheinen der einzelnen Bände ist ja durch die verschiedenartigsten Schwierigkeiten in der Beschaffung des Materials, in seiner Drucklegung u. s. w. ausgeschlossen; andererseits kommt der volle Werth eines derartigen raisonnirenden Repertoriums erst dann zur Geltung, wenn es vollendet ist. Nur langsam schreitet vorwärts die Herausgabe alter Drucke; so brachte die Krakauer Biblioteka pisarzy polskich in den letzten drei Jahren nur drei Nummern (34—36). Marcina Błażewskiego setnik przypowieści uciesznych von 1608 gab Dr. Bruchnalski heraus (XI und 117 S.); es ist dies eine Uebersetzung der Fabelsammlung des Verdizotti (cento favole bellissime etc. seit 1560 mehrfach herausgegeben), gleich hervorragend durch die genaue Wiedergabe wie durch Glätte des Ausdruckes. Des Olbrycht Strumieński, o sprawie sypaniu wymierzaniu i rybieniu stawów 1573 (herausgegeben von F. Kucharzewski, 1897, V und 87 S.), sprachlich bereits sehr interessant, wird noch wichtiger — für die ökonomische Landesgeschichte — durch die eingehende Schilderung einer einst so wichtigen, heute ganz darniederliegenden Erwerbsquelle, der Teichwirthschaft. Die letzte und kürzeste Nummer, des Jak. Zawisza von Kroczow, wskrócenie prawnego procesu koronnego von 1613 (herausgegeben von Dr. A. Winiarz, 1899, 55 S.), ist eine politisch-juridische Brochure, die der Erfahrung und Einsicht ihres Verfassers alle Ehre macht: seine kurzen, knappen Ausführungen enthalten eine Reihe wichtiger Reformvorschläge und zwar nicht nur für den Prozessgang, wie man nach dem Titel vermuthen könnte; seine Auffassung der unanimitas in den vota ist besonders interessant und wichtig.

Gleichen Schritt hielt die von Prof. T. Wierzbowski allein in Warschau herausgegebene Biblioteka zapomnianych poetów i prozaików polskich; es erschienen die Nummern 8—10. Zuerst des Jan Seklucyan, des Vorkämpfers für den Lutheranismus auf polnischem Boden von Königsberg aus, Pieśni duchowne a nabożne nowo zebrane i wydane, 1557 (IV und 57 S., 1897), Uebersetzungen deutscher und Umarbeitungen alter poln. Lieder in ziemlich verwahrloster Form; ein Dialog aus den 20- oder 30er Jahren des XVII. Juhrh., Zwrócenie Matyasza z Podola (II, 24 S., 1898), die komische Schilderung einer verunglückten Heerfahrt, die ihrem Helden nur Prügel einbringt, ein Thema, das schon im XVI. Jahrh. mehrfach bearbeitet war, das aber jetzt mit konfessio-

nellen Spitzen (gegen die Protestanten, deren Geistlichkeit und Glauben) versehen wird. Endlich das bei weitem werthvollste: Melchior Pudłowski i jego pisma, przyczynek do historyi literatury polskiej XVI. wieku (94 S., 1898): ein mit Unrecht vergessener Autor, der wieder zu Ehren gebracht wird. Der Name des Verf. figurirte zwar in den Werken eines Wiszniewski oder Maciejowski; seine Dido (aus Vergil und Ovid zusammengeschweisst) hatte kurz zuvor Adalberg wieder herausgegeben, aber seine übrigen Schriften waren so gut wie verschollen, darunter eben das trefflichste, seine Fraszki von 1586, 181 kurze und längere Sinngedichte, den Fraszki des Kochanowski nacheifernd, satirischen und didaktischen Inhaltes, die wenigsten erzählend; Zeugnisse einer reifen, edlen Lebensanschauung in gefeilterer Form, mit der sich auch Scherz und Spott vertrug; längere Gedichte (Elegien) sind beigegeben, unter denen eines, Testament Kumelskiego, für die Drastik altpolnischen Humors eine treffliche Probe abgibt.

Diesen Krakauer und Warschauer Bibliotheken reiht sich nunmehr eine dritte und zwar eine Posener an: Nieznane zabytki piśmiennictwa polskiego, aus den Fonds der Gesellschaft der Freunde der Wiss. durch ihren verdienten Kustos, Dr. B. Erzepki, herausgegeben, von der das erste Heft vorliegt: Kazania niedzielne i świąteczne nieznanego autora spisane około r. 1555 (Posen 1899, XI und 114 S.). Die Predigten, in fliessender und klarer Sprache, leicht fasslichen Inhaltes, halten sich frei von jeglicher konfessionellen Polemik sowohl wie von mittelalterlichen Märlein (nur die Traditionen des Physiologus spuken noch herein) und prägen hauptsächlich Moralisches ein; da sie weder sprachlich noch sachlich irgendwie hervorragen, hätten wir uns auch mit blossen Proben derselben begnügen können.

Wir gehen zu Einzelpublikationen über, in denen namentlich der alte Rey zu Ehren kommt. Nachdem in den letzten Jahren sein Wizerunk (durch Ptaszycki), sein Józef (durch Zawiliński) und sein Zwierzyniec (durch Bruchnalski) neu herausgegeben worden waren, kommt jetzt sein bedeutendstes und reifstes Werk, das Zwierciadło von 1567, durch die hingebende Sorgfalt von S. Adalberg an die Reihe. Adalberg scheute nicht Mühe noch Kosten, um ein Hauptdenkmal polnischer Prosa in der würdigsten Ausstattung und mit der grössten Sorgfalt so herauszugeben, dass die vortreffliche Originalausgabe völlig ersetzt würde; in die Noten verwies er die Abweichungen der 2. Ausgabe (von 1606). Bisher waren nur einzelne Theile des Zwierciadło, mit-

unter gräulich verunstaltet, herausgegeben worden; die jetzige Ausgabe, auch typographisch eine Musterleistung, wird den gesammten Inhalt wiedergeben, ein Glossar u. a. beifügen; bisher ist ein Heft erschienen (Krakau 1897, V und 72 S. gr.-4⁰), das in das zweite Buch des Zywot człowieka poczciwego hineinreicht. An zweiter Stelle ist zu nennen desselben Rey: Kupiec to jest kształt a podobieństwo sądu bożego ostatecznego vom J. 1549, dessen Fragmente in einem durch den ungeahnten Reichthum seines Inhaltes geradezu phänomenalen, alten Einbande, der gelehrte und vielseitig thätige Bibliothekar von Kurnik, Director Z. von Celichowski gefunden und herausgegeben hat (Posen 1898, XVI und 149 S.). Es ist dies eine Bearbeitung des lutheranischen dramatisirten Pamphletes, Mercator des Thomas Naogeorgus (Kirchmair) von 1540, in welcher auf furchtbar drastische Weise die Nutzlosigkeit der katholischen Gnadenmittel und guten Werke, sowie das Alleinseligmachende des wahren Glaubens erwiesen werden. Die polnische Umarbeitung (eine der frühesten, die existiren), sehr umfangreich (an 10 000 Kurzverse umfassend), mildert stellenweise die Krassheiten des Originals, erweitert es andererseits durch ausführlichere Sittenbilder, springt überhaupt recht frei mit der Vorlage um; namentlich sind es einige tief empfundene Ausbrüche wahren Glaubens und Gottvertrauens, die Rey's Werk gegenüber dem Pamphlete charakterisiren. Die Fragmente sind glücklicher Weise für uns über das ganze Werk ausgedehnt, so dass sie uns den Mangel eines vollständigen Exemplars einigermassen ersetzen können. Seklucjan, der dasselbe erhalten hatte, druckte es in Königsberg, ohne den Namen des Ueberarbeiters, d. i. seines Glaubens- und Gesinnungsgenossen — ausserordentlich bezeichnend für Rey!! — auch nur zu kennen.

Aus demselben Einbande stammen auch Fragmente dreier gleichzeitiger Dialoge über konfessionelle Themen, wohl auch von Seklucjan herausgegeben, die Dr. Celichowski u. d. T. Trzy nieznane dyalogi z wieku XVI z egzemplarzy biblioteki Kórnickiej (Posen 1899, 112 S.) veröffentlichte; dass auch sie von Rey herrühren sollten, liesse sich kaum erweisen. Sie kommen uns äusserst erwünscht, denn wir kannten bisher nur die katholischen Gegenstücke (eines Korczewski, Kromer u. A.) hierzu. Der erste, dramatischere Dialog behandelt allerlei Missbräuche der Priester, ihres Wandels und ihrer Lehre in der Beleuchtung des lutheranischen Studenten; der zweite ist nur ein Zwiegespräch zwischen Sünder und Teufel, der durch allerlei Versuchungen und Vor-

spiegelungen jenen in seinem Gottvertrauen wankend machen möchte; der dritte ist das Gespräch zwischen einem ksiądz rzymski und einem pop ruski, die sich gegenseitig die Wahrheit über ihre Vorgesetzten und ihre Lehre sagen, des Papstes sowie des Patriarchen (!!) ungemessenen Ehrgeiz gleichmässig für alles Uebel in der Kirche verantwortlich machen — äusserst interessant und wichtig, schade nur, dass nicht vollständiger erhalten. Durch diese zahlreichen, rein zufällig gefundenen Fragmente wird der einstige ausserordentliche Reichthum der polnischen Literatur des XVI. Jahrh. so recht ins Licht gerückt; unwillkürlich bekommt man Respekt vor dieser Fülle geistiger Arbeit, von der wir oft nur einen schwachen Abglanz noch haben. Man lese z. B. die Verzeichnisse verbotener polnischer Schriften in den römisch-polnischen Indices librorum prohibitorum von 1603, 1604 und 1617, über welche Dr. Z. Celichowski unlängst kurz gehandelt hat (Polskie indeksy książek zakazanych, im X. Bde. des Archivum historyi literatury etc. der Krakauer Akademie, S. 35—45): wie viel Autoren und Schriften werden hier aus einem halben Jahrhundert genannt, von denen auf uns auch nicht eine Zeile gekommen ist.

Als endliche Tilgung einer Art Ehrenschuld möchten wir die Neuherausgabe der so lebensvollen, urwüchsigen, farbensatten Denkwürdigkeiten des jovialen J. Chr. Pasek bezeichnen, die wir Dr. Br. Gubrynowicz verdanken (Lemberg 1898, XXI und 440 S.). Wir besassen sie allerdings bereits in 14 verschiedenen Ausgaben; trotzdem bekommen wir jetzt zum erstenmale den Pasek in seiner unverfälschtesten Gestalt. Man hatte nämlich bisher stets die lateinischen Makaronismen seines Textes ausgemerzt u. dgl. m.; Gubrynowicz gibt dagegen den wahren Wortlaut der (einzigen, leider unvollständigen) Petersburger Hds. wieder; eine gute Einleitung, Anmerkungen und Register erhöhen den Werth dieser ersten, wirklich kritischen, Ausgabe. Pasek war auch in Dänemark gewesen; den auf diesen Aufenthalt bezüglichen Passus besprach unlängst St. Rożniecki (Polakkerne i Danmark 1659 efter J. Paseks Erindringer, Kopenhagen 1896) und wies nach, wie an der Erzählung die Phantasie des urwüchsigen Haudegens mitgewirkt hat.

Besonders zahlreich waren literarhistorische Arbeiten, die aufs Ganze gingen, oder Monographien. Nach längerer Pause, während der man sich mit Kuliczkowski, Spasowicz-Bem und ähnlichen Werken mehr oder minder behalf, sind wir nunmehr in eine neue Periode eingetreten, in der man sich mit besonderem Eifer auf Bearbeitungen der gesammten

Literaturgeschichte wirft. Ich übergehe zwei für Schulen bestimmte Compendien, das kürzere von Kon. Wojciechowski, zwięzły podręcznik etc. (1899, 189 S.) und das umfangreichere und sehr brauchbare von Kaz. Król und J. Nitowski, podręcznik do nauki historyi literatury polskiej (Warschau 1898—1900, X und 537 S.), um zweier Werke von höchst ungleicher Form und Werth zu gedenken. Das eine rührt von Dr. Henr. Biegeleisen her, dem Herausgeber von Mickiewicz, Słowacki, Fredro: Ilustrowane dzieje literatury polskiej. Literatura średniowieczna. Okres Piastowski (Wien, Bondy; 394 S. in prachtvoller Ausstattung, mit vielen Vollbildern und Illustrationen), äusserst umfangreich angelegt, reicht doch dieser ganze Band nur bis in das XIV. Jahrh. (!!) hinein; die unmögliche Literaturgeschichte dieser Zeit wird durch eine Kulturgeschichte ersetzt (die beiden ersten Abschnitte des Buches behandeln sogar das archäologische Polen und die Ueberlebsel seiner Urkultur in Volksliedern u.dgl.); aber dem Verfasser ist mittelalterliches Leben, Fühlen und Denken völlig fremd, sodass er über eine blosse Zusammenstoppelung von allem möglichen Material nicht herauskommt; von der luxuriösen Ausstattung sticht der ärmliche Inhalt traurig ab; der zweite, ähnlich gearbeitete Band umfasst die Zeit der Jagellonen.

Der bekannte Warschauer Literaturforscher und langjährige Kritiker des Ateneum, Dr. P. Chmielowski, hat sich der Aufgabe einer populären Literaturgeschichte unterzogen, die streng historisch gehalten, mit Vermeidung bio- und bibliographischen Ballastes, die Entwickelung polnischen Denkens und Dichtens veranschaulichen soll; das Werk ist auf 6 Bändchen berechnet, von denen das erste bereits erschienen ist (Historya literatury polskiej, Warschau 1899, 253 S., mit Illustrationen; Preis für die Abonnenten der »Musterbibliothek« 19 Kopeken!!, sonst 2 Rubel). Es umfasst noch Klonowic, Szymonowic und P. Kochanowski und bietet reiche Belehrung, besonders schön ist J. Kochanowski dargestellt worden; alle neueren Arbeiten sind ausgebeutet und es bedeutet die Darstellung wirklich einen erheblichen Fortschritt gegen alle bisherigen. Aber das eigentliche Arbeitsfeld des Verf. liegt nur im XVIII. und XIX. Jahrh. (für welches denn auch 4 Bändchen bestimmt sind); für die älteren Zeiten, zumal für das Mittelalter, hängt der Verfasser ganz von seinen Vorgängern ab und lässt daher, wo ihn diese im Stiche lassen, die Lücken unausgefüllt; auch sonst haben sich in die Darstellung einzelne Fehler eingeschlichen; die »Geschichte« zerfällt noch

immer allzusehr in Schilderungen einzelner Persönlichkeiten, es fehlt an orientirenden Charakteristiken der einzelnen Literaturgattungen und ihrer Entwickelung. Aber das Buch ist anregend geschrieben, lässt sich mit Genuss lesen und wird Gutes wirken; freilich erwarten wir Bedeutenderes erst für die Zeit nach 1750. Wir nennen noch eine Reihe von Werken desselben Verfassers: Zarys najnowszej literatury polskiej (Krakau-Petersburg 1898, vierte Auflage, 516 S.): aus einer kurzen, 1881 erschienenen Uebersicht der neueren literarischen Evolution, des Kampfes zwischen »Jungen« und »Alten«, zwischen Positivisten und Idealisten, wie er sich namentlich innerhalb der Warschauer Presse abgespielt hatte, ist ein umfangreiches Werk geworden, das in seinem ersten Theile die Tendenzen selbst, im zweiten Autoren und Werke (bis in die Fachliteraturen hinein, mit Beihilfe von Fachleuten) schildert — eine sehr verdienstliche Leistung, die am besten die Kenntniss der modernsten Literatur vermittelt. Nasza literatura dramatyczna (Petersburg 1898, 2 Bde., 521 und 536 S.) ist eine Reihe mitunter ganz loser Skizzen, hervorgegangen aus Recensionen und Einzelaufsätzen, die an einen stellenweise sehr dünnen historischen Faden aufgereiht wurden; der Löwenantheil entfällt natürlich auf die dramatische Produktion des XIX. Jahrh.; die Darstellung der vorausgegangenen ist oberflächlich und nicht frei von Lücken und Fehlern.

An Monographien seien hervorgehoben die flott geschriebene des Józ. Bartł. Zimorowicz, burmistrz, poeta i kronikarz lwowski von Dr. Korn. Heck: der Lemberger Stadtrath feierte den 300jährigen Geburtstag eines seiner verdientesten Mitglieder und veranlasste sowohl diese populäre Arbeit (Niederschlag der eingehenden und vieljährigen Forschungen des Verf., die zum Theil bereits in den Schriften der Krak. Akademie erschienen sind), die auf 66 Seiten eine treffliche Charakteristik der vielseitigen Thätigkeit des Zimorowicz bietet, als auch eine kritische Ausgabe (die erste, da bisher nur unkritische Uebersetzungen vorlagen) seiner lateinischen Chronik Lembergs (Leopolis triplex, d. i. die russische, deutsche, endlich polnische Stadt, von ihren Anfängen bis 1633), der Frucht vierzigjährigen Studiums, derer sich keine andere polnische Stadt rühmen kann (Jos. Barth. Zimorowicz, opera quibus res gestae urbis Leopolis illustrantur ex mandato senatus eiusdem civitatis edidit Dr. C. Heck, Leopoli 1899, XLIV und 419 S. 4°, ausser der L. triplex S. 1—215 die anderen Schriften enthaltend, mit erklärenden Noten und einem Wörterbuche, wie es die krause Latinität des Zimoro-

wicz verlangte). Die Leistung des Herausgebers ist eine sehr verdienstliche und sehr mühevolle.

In zwei Abhandlungen (Krakauer philolog. Abhandl. d. Akad., Bd. XXVII, 1898, S. 257—375 und XXIX, 1899, S. 214—329) u. d. T. Spuścizna rękopiśmienna po Wacławie Potockim, erörterte ich den Inhalt des reichen handschriftlichen Nachlasses, der Hunderttausende von Versen, welche die Kais. Oeffentl. Bibliothek in Petersburg von dem Hauptdichter des XVII. Jahrh. birgt: historische, religiöse, romantische Epen und Novellen, didaktische Verse und Satiren, Gelegenheitsgedichte aller Art, Schwänke u. dgl., zumal die im Ogród fraszek und in den Moralia vereinten. Die unerschöpfliche Gestaltungskraft und Fabulirlust des in seinen letzten Lebensjahren ganz vereinsamten Greises ergoss sich in einer Menge von Versen, in der er alles mögliche verarbeitete, Erlebtes und Gedachtes, was er in seinen geliebten Römern gelesen und was er im Volke gehört hatte (einzelne Schwänke sind bekannte Fabelmotive), um zu belehren und zu ergötzen, zu schelten und zu bessern, in einer wunderbar reichen Sprache. Das beste und bedeutendste seiner Produktion blieb jedoch wegen der Ungunst der Zeiten in Hdss. vergraben, aus denen das XIX. Jahrh. seine Wojna chocimska hervorholte; ich suchte Inhalt und Bedeutung des übrigen zu charakterisiren. Im Anschluss daran seien zwei andere Aufsätze von mir genannt, über den Taniec Rzeczypospolitej Polskiej, ein gleichzeitiges, umfangreiches historisches Gedicht (1655—1669) des Gabr. Krasiński, das weniger durch seine (ganz kunstlose) Form als durch seinen Inhalt für Land und Leute seiner Zeit charakteristisch ist (Przegląd polski, Krakau 1899, Augustheft, S. 189—240), und einen allgemein orientirenden Aufsatz über Schätze alter Poesie, d. i. die des XVII. Jahrh., da die gesammte polnische Gesellschaft, von Königen und Ministern angefangen, Priester und Damen nicht ausgeschlossen, der edlen Verskunst in beiden Sprachen (lat. und poln.) eifrigst huldigte, wovon freilich in den landläufigen literarhistorischen Darstellungen noch recht wenig zu spüren ist, so sehr geriethen die Verse und ihre Verfasser in Vergessenheit, der wir sie erst jetzt wieder entreissen möchten (Biblioteka Warszawska 1899, Juniheft, S. 289—328). Ueber einen dieser vergessenen, leider diesmal ganz talentlosen Dichter, Kaz. Wodziński (1675—1754), handelte Ant. Wodziński im Warschauer Ateneum, 1899, IV, S. 73—85.

Zur lateinischen Autorengeschichte haben wir manches zu verzeichnen, so »Royzyusz. Jego żywot i pisma« von Prof. Br. Kruczkie-

wicz (Krak. philolog. Abhandll. XXVII, S. 47—182): der spanische Rechtsgelehrte, welcher sein ganzes reiferes Alter in Polen zugebracht und hier als Jurist reiche Verdienste, als Dichter einen weiten Namen sich erworben hat; es ist dies gleichsam Einleitung und Kommentar zur später folgenden Ausgabe seiner poetischen Hinterlassenschaft. Hier erwähne ich eines interessanten Versuches, das todte Capital der so hoch verdienten polnischen Neolatinisten für die Schule flüssig zu machen: Janicii, Cochanovii, Sarbievii carmina selecta edidit, praefatione instruxit, adnotationibus illustravit Dr. M. Jezienicki (Leopoli 1899, 2 Hefte, 122 S.) — ein sehr verdienstliches Unternehmen, das der Privatlektüre der Schüler die schönsten Elegien der genannten Dichter erschliessen soll; ein drittes Heft soll lyrica bringen; des Sarbiewski ungemein schwierige Latinität ist durch das interessante Iter romanum vertreten; Einleitung und Anmerkungen lassen nichts zu wünschen übrig [1]). Ein anderes Stück Gelehrtengeschichte bearbeitet der junge und tüchtige Kirchenhistoriker Dr. Nepom. Fiałek, studya do dziejów uniwersytetu krakowskiego i jego wydziału teologicznego w XV. wieku (Krak. philolog. Abhandll. XXIX, S. 1—173): Leben und, in geringerem Masse, Schriften der Krakauer Theologieprofessoren, die aus Prag herüberkamen oder in Prag promovirten, Böhmen (Szczekna, Palecz u. a.), Schlesier (Franz Kreisewitz, Joh. Kreuzburg u. a.), Polen (St. de Scarbimiria, Andr. de Kokorzino u. a.); dazu lieferte, auf Grund Breslauer Handschriften, Cas. v. Miaskowski Beiträge zur Krakauer Theologengeschichte des XV. Jahrh. (Jahrb. f. Philos. u. spekulat. Theol. 1899, Paderborn, XIII, 479—499); das Jubiläumsjahr der Krakauer Alma mater wird uns für die Gelehrten- und Schulgeschichte des Mittelalters noch reiche Ausbeute bieten.

Ich erwähne noch für das XVIII. Jahrh. einen Beitrag (Bro. Nałęcz Kąsinowski, Beiträge zu einem Studium des Lustspieldichters Franciszek Zabłocki, 1. Theil, Brody 1897, 48 S., Gymn.-Progr. — nach allgemein orientirenden Bemerkungen Prüfung zweier Komödien des besten älteren polnischen Lustspieldichters auf ihre französischen Quellen hin, nämlich des Balik gospodarski und des Zabobonnik), um, mit Uebergehung des XIX. Jahrh., gleich auf die Schulgeschichte des

[1]) Einen ähnlichen Versuch unternahm gleichzeitig Dr. Vic. Hahn, welcher Simonis Simonidae carmina latina selecta edidit etc. (Colomeae 1899, 53 S. 8⁰), doch reicht diese Ausgabe und Commentar an die Gediegenheit der oben genannten nicht heran.

Landes einzugehen, welche auch ohne die nahende vierhundertjährige Jubelfeier der Krakauer Universität, von den verschiedensten Seiten aus gleichzeitig in Angriff genommen wird, um das für seine Zeit sehr hervorragende Werk des L. Łukaszewicz, endlich zu erweitern, zu berichtigen und schliesslich zu ersetzen. Es liegen sowohl Materialsammlungen wie Bearbeitungen vor. Unter den ersteren sei genannt Fontes et commentationes historiam scholarum superiorum in Polonia illustrantes. Anacephaleosis professorum Academiae Zamoscensis, manuscriptum saec. XVII. edidit, supplementa, commentarios adiecit etc. J. Ambr. Wadowski, Varsaviae 1899—1900, 341 S.). Die Akademie von Zamość, von dem grossen Kanzler Jan Zamoyski ins Leben gerufen, hat durch eine fatale Verkettung widriger Verhältnisse die grossen Erwartungen, zu denen ihre Anlage berechtigte (sie sollte als Gegengewicht der Jesuitenrichtung wirken), nicht erfüllen können, aber ihr zweihundertjähriger Bestand verdient eine allseitigere Beleuchtung aus den Quellen, als sie ihr bisher zu Theil geworden ist. Ein altes Verzeichniss ihrer Professoren mit allen Personalien druckt nun der Herausgeber ab und erweitert in seinen, den grössten Theil des Werkes bildenden Anmerkungen die Angaben dieser Quelle. Andere Gegenden und Zeiten betreffen die Materialien, welche vom kais. Ministerium der Volksaufklärung publicirt werden (Сборникъ матеріаловъ для исторіи просвѣщенія въ Россіи etc.) und auf den Wilnaer Lehrbezirk, seine Geschichte, seine Reform sich beziehen; so enthält der dritte Band einschlägiges Aktenmaterial, dem vorausgeschickt ist eine längere Einleitung (S. I—CXXVII) von O. Kryžanovskij über den Stand von Unterricht und Aufklärung in Polen am Vorabend der Reform der Wilnaer Universität (1803) — auf Grund der bekannten Schilderungen von Kołłątaj hauptsächlich — und über die Beziehungen zwischen den Hauptpersönlichkeiten der Reformzeit — Auszüge aus der bekannten Correspondenz zwischen Kołłątaj und Czacki; diese übrigens wenig objektive Darstellung bringt nichts Neues.

Dagegen verdient ein anderes russisches Werk, sowohl durch die Objektivität seiner Darstellung wie durch die aufgewandte Mühe und die Herbeischaffung allen möglichen Materials, handschriftlichen und gedruckten, Bücher und Akten, volle Anerkennung: ich meine К. Харламповичъ, Западнорусскія православныя школы XVI. и начала XVII. вѣка, отношеніе ихъ къ инославнымъ, религіозное обученіе въ нихъ и заслуги ихъ въ дѣлѣ защиты православной вѣры и церкви,

Казань 1898, XIII, 524 und LXII S. 8⁰. Ein Drittel des Buches ist den polnischen, katholischen (Universitäts- und Jesuiten-) und protestantischen Schulen ausschliesslich gewidmet; es kommen hierauf die orthodoxen (die Ostroger und die Brüderschaftsschulen), zuletzt die unirten Schulen (hauptsächlich die Reformversuche von Rucki und seiner Basilianer, als Pendant zu den Jesuiten) zur Besprechung. In jedem Abschnitte wird über Zahl und Alter der Schulen, über Lehrmittel und Studiengang, über den Geist dieses Unterrichtes und seine Erfolge, zuletzt über namhaftere Persönlichkeiten des Lehrkörpers gehandelt. Der Aufmerksamkeit und Belesenheit des Verf. entgeht nur weniges, meist nur solches, was ihm unzugänglich war: so z. B. sind seine Angaben über den Kiever Rektor, nachherigen katholischen Mönch, Kassian Sakowicz, eine recht charakteristische Erscheinung der Zeit, unvollständig und irrig; sein Urtheil ist ein wohl erwogenes, sachliches, gerechtes — aber freilich, in Einzelnheiten dürfte er befangen gewesen sein, Meletius Smotrycki z. B. ist ihm immer noch der ehrgeizige Intriguant; die monita privata Soc. Jesu sind ihm natürlich eine ächte, officielle Schrift, die Jesuiten sollen an dem Macaronismus der polnischen Sprache des XVII. Jahrh. Schuld tragen; die Leistungen der Sozinianer Schulen werden viel zu gering geschätzt, trotz ihres streng konfessionellen Charakters — gab es denn damals überhaupt Schulen anderer Art? — bildeten sie vielseitig und gründlich. Bei den orthodoxen Schulen wird zu sehr griechische Herkunft, Anlehnung an den Orient, herausgestrichen: nichts ist charakteristischer, als der Umstand, dass die älteste gedruckte slavische Grammatik, der Ostroger Damaskin von 1586, lateinische Marginalnoten beifügt! mit dem griechischen Typus dieser Schulen ist es wirklich nicht weit her. Der kritische Verf. zerstört einige Legenden, entfernt allerlei Missverständnisse (auch eines, dem ich zum Opfer gefallen war).

An die Gründlichkeit und Umsicht der Leistung von Charlampowicz reicht bei weitem nicht heran Dr. Ant. Karbowiak in seiner Arbeit: Dzieje wychowania i szkół w Polsce w wiekach średnich, część pierwsza, od 966 do 1363 r., Petersburg 1898, VIII und 339 S. Trotz aller Ausführlichkeit und schleppender, ja lästiger Wiederholungen, sind ihm wichtige Zeugnisse ganz entgangen, z. B. die beiden im Liber fundationis claustri Heinrichow (er kennt das Buch allerdings, hat es aber nur nach dem Register benützt und da fehlen natürlich diese interessanten Angaben); anderes ist schief aufgefasst; dafür verdient der mechanische

Theil der Arbeit (Sammlung der Daten über Schulen und Scholastiker) Anerkennung.

Da ich schon russische Werke in dieser Rundschau berücksichtigt habe, werden es mir hoffentlich auch die Herren Kleinrussen nicht übel nehmen, wenn ich ihrer Publikationen, die polonorussica betreffen, gleich hier gedenke. Die Szewczenko-Gesellschaft in Lemberg entwickelt eine nicht genug zu rühmende Thätigkeit, sie publicirt — ausser anderem — ihre Memoiren (Zapysky), in 6 zweimonatlichen Heften, jetzt schon 30 Bände, ihre Žereła do istorii Ukrainy-Rusi (4 Bände, 1895—1898) u. s. w. Der erste und zweite Band (VIII, 311 und VI, 314 S. 8⁰) der letzteren enthält nun in polnischer Sprache die lustracye królewszczyzn (Güterinventare) des Haliczer, Przemyśler und Sanokerlandes von 1565 und 1566; kleinere Lustrationen einzelner Burgen und Territorien, auch noch aus dem XV. Jahrh., sind in den Zapysky Bd. XIX, XXVI u. s. w. enthalten. Sie betreffen russische Gebiete des alten Polen; besonders alterthümliche Verhältnisse beleuchtet die Lustration der Starostei Ratno im chełmischen Waldlande an der Pripet' aus dem Anfange des XVI. Jahrh. (1500—1512): noch ist hier das uralte poludje (des Porphyrogeneten!) wohl bekannt, Honig ist die gangbarste Münze, das ius primae noctis heisst drastisch genug *poczerewczizna* oder *pobrzuchowszczyzna* u. s. w.; abgesehen von den Einblicken in sociale Verhältnisse, fällt manches interessante auch für die poln. Sprache ab, ich erwähne hier nur, dass z. B. *sążeń* seinen gen. plur. auf fünferlei Weise hier bildet, *sążon* (nach *kamion*, *kmiot*, *korzon*, *przyjaciół*, *imion* etc.), *sążeniów*, *sążniów*, *sążeni*, *sążeń* u. dgl. m.

Die 250jährige Chmielnickifeier hat eine reichere Literatur gezeitigt: der vierte Band der Žereła enthält galizische Aktenstücke von 1648 und 1649 (VI, 411 S.); der XXIII. und XXIV. Band der Zapysky ist demselben Thema gewidmet: wir heben hier nur heraus die ausführliche, allerdings unvollständige, Sammlung polnischer und lateinischer Epen, Lyrika, Satiren, Epigrammen u. s. w., alles Produkte der gleichzeitigen Literatur, die Dr. J. Franko zusammengestellt und verständnissvoll kommentirt hat.

So wären wir auf das Gebiet der Geschichte selbst übergegangen und wollen auch hier ein paar Werke erwähnen. Welches Interesse die Gestalt des Pseudo-Demetrius momentan erregt, braucht man den Lesern des Archivs nicht auszuführen: an der einschlägigen Forschung nimmt

nun hervorragenden Antheil Dr. Alex. Hirschberg, sowohl durch seine eingehende kritische, sehr sachliche Studie: Dymitr Samozwaniec, Lemberg 1898, IX und 292 S. 8°, als auch durch Sammlung des reichhaltigsten urkundlichen Materials an Memoiren, Briefen, Urkunden, Reden aller Art in Polen, Schweden, Italien u. s. w.; herausgegeben ist daraus vorläufig nur der hochinteressante Pamiętnik Stanisława Niemojewskiego (1606—1608), Lwów 1899, XXXII und 336 S. 8°; der 1620 verstorbene Kastellan von Kulm, als Vertrauensmann der Prinzessin Anna und als mehrjähriger Gefangener des Szujskij, entwirft hier ein Bild eigener Leiden und russischer Zustände, wie man es sich nicht farbiger, frischer wünschen kann [1]). Anderes der Art liegt druckreif bereit und wünschten wir nur es bald veröffentlicht zu sehen. Die bekannte Publikation von P. Pierling, der Zarenbrief an den Papst, hat eine Unmasse von Federn in Bewegung gesetzt: das Beste darüber schrieb St. Ptaszycki, Письмо перваго самозванца къ папѣ Клименту VIII, Извѣстія отдѣл. русск. яз. и словесн. И. Ак. И. 1899, IV, 375—422, mit 8 Schrifttafeln; sonst vgl. Baudouin de Courtenay im XXIX. Bde. der Krakauer Rozprawy filologiczne, S. 183—213 (Strona językowa oryginału polskiego listu etc.) — alle diese schrecklich minutiösen Ausführungen haben übrigens meines Erachtens noch kein greifbares Resultat geliefert; Einzelnheiten sind gar nicht richtig gewürdigt, ich könnte z. B. grosspolnische Hdschrr. aus dem Anfange des XVII. Jahrh. namhaft machen, in denen, wie im Briefe des Demetrius zu Anfang, jedes N wie H geschrieben wird, also *Hasze* für *Nasze* u. s. w. [2]).

[1]) Dieses Werk war bisher völlig unbekannt und es ist das Verdienst Dr. Hirschberg's, dasselbe aus einer Hds. im Besitze der Mniszech selbst (ausführlichere Recension) und aus einer Wilnaer Hds. (kürzere Recension) zum ersten Male veröffentlicht zu haben. Was nämlich sonst als Tagebuch des Niemojewski kursirt, so noch von Herrn Ščepkin (Archiv XX, 319) bezeichnet wird, gedruckt bei Turgenev und Ustrjalov vorliegt, ist ein völlig verschiedenes Werk eines anderen Verfassers (Dyamentowski!!), welches nur durch ein Versehen, ganz irriger Weise, den Namen Niemojewski immer noch trägt.

[2]) Man hatte die stille Hoffnung gehegt, aus dem Briefe eruiren zu können, wer ihn geschrieben hätte: ein Weissrusse, der von Sapieha, ein Kleinrusse, der von den Wiszniowiecki, oder endlich ein Grossrusse, der von den Bojaren zu seiner Rolle präparirt worden wäre. Dass man es mit einem Russen zu thun hätte, wusste man vor dem Papstbriefe eben so gut wie nach-

Aus demselben Jahrhundert ragt die Gestalt des Heldenkönigs, Sobieski, hervor: dem in Lemberg errichteten Reiterdenkmal des Königs trat in Krakau ein literarisches zur Seite, ein Leben Sobieski's, in drei stattlichen Bänden, bis zu seiner Königswahl (1629—1674) reichend, auf Grund sorgfältigsten Quellenstudiums anschaulich und lebhaft erzählt: Tadeusz Korzon, Dola i niedola Jana Sobieskiego, Krakau 1898, drei Bände (X und 586; VI und 483; VII und 542 S.) — alles, auch die gleichzeitige schöne Literatur, eines Kochowski und Potocki z. B., wird hier ausgenützt, während sonst die Herren Historiker einem beliebigen Stück diplomatischer Unwissenheit und Einseitigkeit grösseren Werth beizulegen pflegen als unverfälschten Zeugnissen öffentlicher Meinung. Sobieski's Gemahlin, die schöne Französin, seine Marysienka, hat der bekannte Biograph Peters und Katherina's, K. Waliszewski, in einem französischen Werke dargestellt, das durch seinen Ton und Inhalt bei den Polen mit Recht Anstoss erregt hat.

Von den Zeiten politischen und moralischen Zerfalles wenden wir uns noch für einen Augenblick den Anfängen zu und ihrer Quelle, dem sog. Gallus. Die vielversprechenden, durch den jähen Tod des jugendlichen, hochbegabten Forschers abgerissenen Untersuchungen (Max Gumplowicz, Bischof Balduin Gallus von Kruszwica, Polens erster lateinischer Chronist, Wiener Sitzungsber. philos. Cl. CXXXII, 1895, IX, 36 S., vgl. desselben Verf. posthumes Werk, Zur Geschichte Polens im Mittelalter, zwei kritische Untersuchungen über die Chronik des Balduin Gallus, Innsbruck 1898, V und 261 S., darin: der Kampf des slavischen und lateinischen Ritus in Polen 1104—1124, S. 125 ff.!) haben durch eine Neuherausgabe des Annalisten und Forschungen über sein Werk eine Fortsetzung erfahren: Galli Anonymi chronicon rec. Lud. Finkel et Stan. Kętrzyński, Leopoli 1899, XIX und 123 S., als erstes Bändchen einer Sammlung Fontes rerum polonicarum in usum scholarum; und: St. Kętrzyński, Gall-Anonim i jego kronika, Krakau. Abhandl. phil.-hist. Cl. XXXVII, 1899, 40—88. Wir haben jetzt einen verlässlicheren Text gewonnen, die Hdss.-Frage ist gelöst, manche Einzelnheit klargestellt, aber im Grunde sind wir über die Hauptfragen

---

her; das einzige, sicher dialektische Wort des Briefes ist weissrussisch, aber bei der damaligen Geltung des Weissrussischen ist auch damit nichts anzufangen; die ganze Untersuchung interessirt denn auch im letzten Grunde mehr einen Graphologen, als einen Philologen.

nach dem Autor selbst im Unklaren. Die Combinationen von Gumplowicz können nicht dadurch umgestossen werden, dass die Bezeichnung des Chronisten als Gallus, worauf Gumplowicz fusst, sehr spät erst auftaucht, denn diese Bezeichnung entspricht dem Thatbestande selbst; Kętrzyński selbst lehnt ja den Chronisten an Bischof Franko von Posen an auf Grund ähnlicher Folgerungen, die er bei Gumplowicz verwirft. Unter den Stellen, die für die Herkunft des Chronisten aus seinem eigenen Werke herangezogen werden, vermisse ich eine sehr charakteristische, von dem Ruhme der Gallier (nunquam enim fama vel militia Romanorum *vel Gallorum* sic celeberrima per mundum haberetur etc., Buch III Widmungsepistel).

Für noch weitere Anfänge, für archäologische Arbeiten selbst, ist in Warschau nach längerer Pause ein besonderes Organ erstanden, dem ich trotz seines gräulichen, ja abschreckenden Titels den besten Erfolg wünsche. Herr Erasm Majewski, der auch die Redaktion der Warschauer Wisła übernommen hat, gibt heraus: Światowit, rocznik poświęcony archeologii przeddziejowej i badaniom pierwotnej kultury polskiej i słowiańskiej. I, Warschau 1899, VI, 210 S. mit Tafeln und Abbildungen — vorzüglich ausgestattet, mit reichhaltigen Fundberichten und Literaturangaben, Originalarbeiten (z. B. über die berühmten Ojcower Höhlen u. s. w.): die Hauptlast der Arbeit liegt zwar noch auf dem unermüdlichen Herausgeber selbst, doch dürfte sein Mitarbeiterkreis sich rasch erweitern — aber die Inschrift, die Inschrift, müssen wir nach Berliner berühmten Mustern klagend ausrufen. Von der Archäologie könnten wir zur Volkskunde übergehen; da jedoch keine grösseren selbständigen Leistungen zu verzeichnen wären, verzichten wir auf die Aufzählung einzelner Beiträge in der Warschauer Wisła, der wir auch unter der neuen Redaktion die Erfolge der früheren wünschen, und des Lemberger Lud (Herausgeber Prof. Kalina im Namen der Lemberger Gesellschaft für Volkskunde — leider wurde die Zeitschrift angeblicher Unmoral beschuldigt und ihr so der Kredit, moralischer wie materieller, erheblich geschmälert, doch hoffen wir, dass die Angriffe der Obscuranten sich schliesslich als ungefährlich erweisen werden); erwähnen nur noch die sorgfältigen, nach jahrelanger unendlich mühevoller Arbeit eruirten statistischen Angaben von St. Ramułt über die Kaszuben (herausgegeben von der Krakauer Akademie [Statystyka ludności kaszubskiej etc., Krakau 1899, 290 S. gr.-8° mit Mappe]), welche die landläufigen ganz erheblich übertreffen (200 000 in Europa, 130 000 in

Amerika), um unseren schon allzusehr ausgedehnten Bericht mit einigen philologischen Arbeiten abzuschliessen.

Von solchen grammatikalischen und lexikalischen Hilfsmitteln seien genannt Dr. Asmus Soerensen, Polnische Grammatik, erste Hälfte, Leipzig 1899, IV und 256 S., eine ungemein sorgfältige, reichhaltige und zuverlässige Darstellung der Formenlehre (und einer knappen Lautlehre), in welcher besonders die eingehende Behandlung des Verbums und seiner Bedeutungen hervorragt. Von dem Słownik języka polskiego, ułożony pod redakcyą J. Karłowicza, A. Kryńskiego i Wład. Niedźwiedzkiego sind bereits fünf Hefte erschienen (Warschau 1898, S. 1—800, lex.-8⁰, doppelspaltig), A—G: ein zwar knapp gehaltenes, aber an Worten (auch veralteten und dialektischen) möglichst reiches Wörterbuch, das die älteren, Linde und Orgelbrand, endlich zum Theil wenigstens zu ersetzen bestimmt ist; jedes Wort wird auch etymologisch erklärt. Den Mangel eines solchen, auch die moderne Sprache oder besonders diese umfassenden Lexikons hat man längst drückend empfunden; hier wird endlich Abhilfe geschaffen. Das Wörterbuch verfolgt auch, mit Recht, puristische Tendenzen. Zu gleicher Zeit ist ein ausführliches deutsch-polnisches und polnisch-deutsches Wörterbuch in Angriff genommen (bei Prochaska erscheinend), das durch die Namen seiner Redakteure (Prof. Alb. Zipper, Konarski u. A.) Gewähr gibt, dass es die veralteten oder unbrauchbaren Jordan, Booch-Arkossy u. s. w. endlich einmal verdrängen wird. Wichtiger für uns Philologen ist es, dass endlich ein poln. dialektisches Wörterbuch herausgegeben wird, das alles bisherige, so unendlich verstreute, Material gesichtet und geläutert, umfassen soll: die bewährte Kraft des Herrn J. von Karłowicz hat sich dieser Arbeit unterzogen und die Krakauer Akademie hat mit der Drucklegung bereits begonnen. Auf lexikalisches Material endlich, aber nur auf entlehntes, stützte ich eine Darstellung und Abschätzung der verschiedenen Kulturen und Völker, die im Laufe der Jahrhunderte auf Polen eingewirkt haben, die Ablagerung dieser verschiedenen Schichten in dem Gefüge des polnischen Sprachbestandes, die von verschiedener Stärke und Art allerlei interessante Rückschlüsse gewähren (Biblioteka Warszawska 1898, II, 385—420, III, 417—458).

A. Brückner.

Čubranović und seine Beziehungen zu der einheimischen und der italienischen Literatur.

I.

Der Sieg des Christenthums über die heidnische Götterwelt der Südslaven war kein gewaltiger, wie ihn die Geschichte der nördlichen Völker — der polab. Slaven, Sachsen u. a. — verzeichnet hat. Das Christenthum breitete sich allmählich unter dem Einflusse der Nachbarvölker, und zwar der in den dalmatinischen Küstenstädten lebenden Lateiner, der von Osten heranrückenden Griechen und der bulgarischen und pannonischen Slaven, die das lebende Wort der beiden Slavenaposteln zu hören das Glück hatten, aus.

Was insbesondere die dalm. Städte und ihre nächste von den Slaven bewohnte Umgebung angeht, so machten hier dem Christenthume sowohl die slavischen religiösen Anschauungen, wie auch die noch in frischer Erinnerung lebenden olympischen Götter die absolute Herrschaft streitig. Wir könnten uns sogar eine Zeitepoche vorstellen, wo die ländliche Bevölkerung sich ihre eigene Religion geschaffen, in welcher neben dem Gotte, wie Christus ihn den Leuten zu erkennen gab, auch irgendein urslavischer Gott und Bacchus, der Vertreter des Olymp, vereint auftraten. Nach und nach siegte wohl das Christenthum, aber die Spuren des heidnischen Cultus blieben und sind heutzutage auch in allerlei Gedichten deutlich zu erkennen, obwohl das Volk keine Ahnung hat, wen und was es besingt.

Aus den römischen Liberalien (17. März) und Lupercalien (15. Febr.) entwickelte sich der christliche Fasching. Ebenso wie in Deutschland an diesen Festlichkeiten die Spuren der Frühlingsfeste der alten Germanen zu erkennen sind, treten uns in Ragusa im Faschinge die Gottheiten und die mit ihrem Ritus verbundenen Festlichkeiten der oben besprochenen gemischten Religion entgegen.

In Ragusa — so erzählt uns V. St. Karadžić in seinem Живот и обичаји народа српскога p. 20 — durchzogen zur Zeit der Republik

die Stadt während des Faschings Čoroje, Vila und Turica. Čoroje hatte ein behaartes Kleid, an welches allerlei Schweife, meistens die der Füchse angenäht waren, am Gesicht trug er die Maske, in der Hand einen grünen Zweig oder einen Blumenstrauss. Vila war mit einem weissen Frauengewande bedeckt, das mit einer rothen Schärpe umzogen war, mit einer solchen waren auch die Arme gebunden, am Kopfe trug sie eine weisse Decke nnd einen Kranz und über das maskierte Gesicht ein blaues Tuch, das sie beim Tanzen hob und beim Gehen hängen liess. In der Hand trug sie etwas wie einen Bogen, der auf drei Ecken mit Blumen geschmückt war. Turica war unter ihnen die Hauptperson: den menschlicheu Kopf konnte man bei ihr nicht sehen, denn auf einem sehr langen Halse stand ein Pferdekopf mit grossen Zähnen, der so gemacht war, dass man ihn von unten leicht schliessen und öffnen konnte, in Folge dessen schnappte er fortwährend; die Füsse waren behaart und wie bei einem Vogel. Neben diesen drei Masken ging ein Mensch mit der Trommel, die er fortwährend spielte. Das erste Mal gingen sie am Feste der heiligen Epiphanie heraus, dann jeden Sonn- und Feiertag bis zu den Fasten. Am ersten Tage ihres Erscheinens besuchten sie die Kollegialkirche und am heil. Blasiusfeste tanzten sie vor dem Rektor. Das Volk in Ragusa erzählte, dass Turica wirklich existirte, gefangen getödtet wurde.

Am 1. Mai erschien Bembelj: das Kleid war ihm mit allerlei Blumen und grünen Blättern geschmückt, um ihn wanden sich Schlangen und eine hatte er auch in der Hand. Diese Maske ging jährlich zum Kloster des heil. Jakob.[1])

Diese Mittheilungen tragen an sich einen klaren Stempel der Combination des Volksthümlichen, des Alterthümlichen und des Heidnischen, der nicht leicht zu verkennen ist. Was bedeutet nämlich der Zug des Čoroje, der Vila und der Turica durch die Kollegialkirche oder der Gang des Bembelj zu einem Kloster anderes, als ein Bitten dieser Vertreter des alten Cultus um Erlaubniss ausgehen zu dürfen? Wären diese Masken ohne jeden realen Hintergrund gewesen, so würde ihr Eintreten in die Kirche eine sinnlose Profanation der christlichen Gebetshäuser gewesen sein.

Der Ursprung dieser Masken ist indessen schwieriger zu erforschen. Vila wäre ihrem Namen nach Vertreterin der slav. Götterwelt. Čoroje,

[1]) Ebendaselbst S. 30.

čoro bedeutet heute auch in Ragusa einen Menschen, der nur mit einem Auge sieht; im causalen Zusammenhange wird die Maske mit der Benennung schon stehen, aber das erschwert nur die Erforschung ihres Ursprunges. Turica als Name könnte auch slav. Urspungs sein, die Maske selbst ist römischer Abkunft. Appendini hat zuerst die Aehnlichkeit zwischen Turica und Manducus festgestellt. »Il dio Manduco degli antichi Romani ne sembra un perfetto ritratto. Lo dipingevano colle mascelle da cavallo e con i denti d'una lunghezza prodigiosa. L'estremità del suo capo era nuda e simile a quella d'un uomo. Coll'aprire e chiudere della vasta bocca e col dibattere dei denti nelle publiche feste metteva in fuga la ridente plebe romana, che a schiera lo seguiva amando sopratutto di vederlo negli intermezzi atellani dopo la recita delle commedie a ballare sulla scena«[1]). Diese Schilderung stimmt mit dem, was wir über Manducus wissen, und es gehört dem Appendini die Ehre, der erste gewesen zu sein, der es bemerkt hat, obwohl er die Sache verkehrt nahm und behauptet, die Römer hätten diesen Gott den Slaven entnommen. Wenn wir die Etymologie Bembelj — *Πομπαῖος* des ak. Wörterbuchs — als richtig annehmen, was übrigens sehr zweifelhaft ist, so hätten wir in diesen vier ragusäischen Masken Vertreter der Griechen, Römer[2]) und Slaven.

Für unseren Zweck ist indessen wichtig zu wissen, wie Čoroje, Vila, Turica und Bembelj die Ragusäer zu unterhalten wussten und welche Mittel sie dazu gebrauchten. Nach Appendini Turica, Čoroje und Vila gehen »al suono d'un rozzo piffero e tamburo . . . . . . per tutta la città ballando una villereccia danza«[3]) Bembelj in der Gesellschaft der ihn begleitenden Schuster »eseguiva per la città un grazioso ballo«[4]).

Diese Nachrichten sprechen also nur vom Tanzen und Spielen, und es wird nirgends erwähnt, dass die Masken dabei gesungen haben. Das wird von den spärlichen Nachrichten, die uns die Literatur selbst

---

[1]) Notizie istorico critiche sulle antichità, storia e letteratura de' Ragusei I, 57. Am Ende dieses Bandes sind auch die Abbildungen dieser vier Masken zu finden.

[2]) Es wäre möglich, dass diese Maske nicht direkt aus der Römerzeit stammt, sondern erst später über Italien nach Ragusa kam. Es wäre deshalb nützlich zu wissen, ob in Italien etwas ähnliches vorhanden war oder vielleicht noch vorhanden ist.

[3]) Notizie istorico critiche I, 56.

[4]) Ebendaselbst S. 54.

liefert, bestätigt. Im Gedichte des Sasin Mužika od crevljara, das nach dem Gedichte des Medici Canto di calzolai[1]) geschrieben wurde, heisst es:

> Mi fratilja od crevljara, — kako običaj bila 'e stara,
> došli smo vam poigrati — i Bembelja pokazati.

Also erst ungefähr ums Jahr 1600 fiel es dem Sasin ein, zu dem am 1. Mai stattfindenden Festzuge des Bembelj ein eigenes Gedicht zu schreiben. Ebenso wird das Singen im Fastnachtsspiele Novela od Stanca von M. Držić nicht erwähnt. Aus diesem Stücke ersieht man, dass neben den oben erwähnten Faschingstypen auch andere Masken zur Nachtzeit die Stadt durchzogen, denen die Fremden und die Landleute Stoff genug für allerlei Scherze gaben.

Die Sitte, bei Maskenumzügen Gedichte vorzutragen, war also für Ragusa eine Neuerung, die wir erst im XVI. Jahrh. constatieren können. In dieses Jahrhundert gehören die Maskeratendichter Vetranić, Nalješković und andere, und diese Eigenthümlichkeit des rag. Faschings überlebte sogar die Republik selbst. Die Sitte ist aus Italien nach Ragusa verpflanzt worden und das, was wir über die Charaktereigenthümlichkeiten der alten Ragusäer wissen, erklärt auch die Fürsorge, die sie der neuen Dichtungsart angedeihen liessen.

Lorenzo de' Medici (1478—1492), der wegen der Pracht seines Hofes von den Zeitgenossen den Zunamen »il Magnifico« erhielt, war sich bewusst, dass seine Macht nicht in Herzen der republikanisch gesinnten wohlhabenden Kaufleute und Zunftmeister von Florenz, sondern in der Gunst der nicht soviel vom Glück beschenkten Schichten der Bevölkerung wurzelt. Diesen hiess es lieb zu werden, und Lorenzo unterliess keine Gelegenheit, es auch anzustreben. Während er durch prachtvolle Veranstaltungen und geschmackvoll gedachte Festlichkeiten die Augen der Menge an sich fesselte, suchte er dem Volke auch häufigere und billigere Unterhaltungen zu bieten. Auch vor ihm pflegten die Florentiner Maskenumzüge zu veranstalten, wobei höchstwahrscheinlich Volksgedichte vorgetragen wurden. Lorenzo nahm sich dieser Dichtungen an, gab ihnen die Form der Kunstgedichte und so geschah es, dass der Name des Lorenzo mit dem Entstehen dieser Gedichte überhaupt verknüpft blieb. Die Gedichte Lorenzos gaben dem Faschinge neues

[1]) Canti carnascialeschi, trionfi, carri e mascherate, herausgegeben von Olindo Guerrini, Mailand 1883, Sonzogno S. 25.

Leben, so dass Florenz in dieser Hinsicht den übrigen ital. Städten den Vorrang abgewann. Die Maskeratenliteratur breitete sich allmählich über ganz Italien aus und fand auch in Ragusa sichere Unterkunft.[1])

Mit ebenso grosser Sicherheit, mit welcher wir den Ort angeben können, woher diese Gedichte nach Ragusa kamen, können wir die Zeit wann das geschah nicht bestimmen. Ich glaube, das dürfte entweder zur Lebzeit des Lorenzo oder gleich nach seinem Tode geschehen sein und stütze mich dabei auf das Versmass, dessen sich Vetranić, der älteste[2]) der uns bekannten Dichter, die in Betracht kommen können, in solchen Gedichten bedeute.

In ital. Gedichten solcher Art sind nämlich die Strophen unter einander gebunden und zwar gibt der Refrain mit seinem letzten Verse den übrigen Strophen des Gedichtes den Reim. Wenn nun Vetranić der erste Faschingsdichter gewesen wäre, so müssten wir erwarten, — da die Form der ital. Gedichte als ihm bekannt vorausgesetzt werden muss, weil er zur Zeit seines Exils in Italien lebte — dass er auch die italienische Form dieser Gedichte sich angeeignet hätte. Das ist jedoch nicht der Fall. Er gebrauchte sogar den in der damaligen rag. Literatur üblichen Zwölfsilber mit Reimen in der Mitte und am Ende jedes Verses nicht, sondern er wählte die Strophe von vier Achtsilbern und nach jeder dritten wird eine wiederholt.

In der ragusäisch-dalmatinischen Literatur ist der Achtsilber wenigstens so alt wie der Zwölfsilber. Er hat den Vorzug, dass er sich für die Strophen eignet, was von dem Zwölfsilber nicht gesagt werden kann. Bei der Uebersetzung der Kirchengedichte — denn aus diesen entwickelte sich allmählich die Literatur — musste derselbe Gedanke bei Uebertragung aus den längeren lateinischen Strophen in die kürzeren aus Achtsilbern bestehenden Quartinen natürlich in zwei sogar drei Strophen ausgedrückt werden. Wenn in der Originaldichtung der Refrain nach jeder Strophe folgte — in Kirchengedichten ist das häufig der Fall —, so konnte in Folge dessen derselbe in der Uebersetzung erst

---

[1]) Näheres über den ital. Fasching kann man in der Einleitung zu der obengenannten Ausgabe des Guerrini lesen.

[2]) Čubranović kommt dabei nicht in Betracht, denn da wir sowohl für Jeđupka wie auch für die Maskeraden Vetranić's nicht wissen, wann sie entstanden, so können wir auch keinem von diesen den Vorrang in dieser Hinsicht zuerkennen.

nach der zweiten, beziehungsweise dritten Strophe kommen [1]). Diese Form, die, wie gesagt, ursprünglich den Kirchengedichten eigen sein musste [2]), tritt uns bei Vetranić entgegen, was so gedeutet werden kann, dass auch die Faschingsgedichte sich dieses zweifellos volksthümliche Gewand eben wegen seiner Volksthümlichkeit angeeignet hatten. Ich glaube, dass es Vetranić nicht selbst that, sondern dass er in dieser Hinsicht Vorläufer hatte und wer diese gewesen sind, wissen wir nicht.

Ich fasse mich also kurz in folgender Weise: Die Faschingsgedichte stehen in gar keinem Zusammenhange mit den übrigen Faschingsgebräuchen, die sich in Ragusa aus dem heidnischen, sowohl slavischen wie auch römischen und griechischen Cultus entwickelten. In den letzten Decennien des XV. Jahrh. ungefähr begann diese Dichtungsart aus Italien und zwar höchstwahrscheinlich direkt aus Florenz in Ragusa einzudringen. Die Dichter, die sich ihrer bemächtigten, sind unbekannt, es scheint aber, dass es Personen aus dem Volke waren, die den Gedichten ein neues volksthümliches Gewand anlegten, in welchem sie uns auf einmal ungefähr in der Mitte der ersten Hälfte des XVI. Jahrh. zum Vorschein treten.

II.

Die Faschingsgedichte müssen als Erläuterung der Handlungen der maskirten Gesellschaft aufgefasst werden. So hat sie auch Lorenzo de' Medici gedacht, denn beim Lesen seiner Gedichte, wenn wir die Maskerade selbst nicht vor Augen hatten, können wir auch den Text hierzu nicht gut verstehen. Meistens sind es Handwerker, die dem Hörer ihr Geschäft erklären wollen, z. B. *Bericuocolai*, *Filatrici d' oro*, *Mulattieri*, *Calzolai*, *Facitori d' olio*, *Votacessi*, *Cialdonai*; doch kann in

---

[1]) Dass dies in Kirchengedichten üblich war, beweist auch das Weihnachtsgedicht U sej vr'jeme godišta, mir se sv'jetu nav'ješta, porođenje Djetića etc., wo der Reim auf einer so niedrigen Stufe steht, dass man eher von Assonanz sprechen könnte. Diese ist grösser, wenn man z. B. in der ersten Strophe statt der štokavischen die čakavischen Formen ansetzt. Das spricht einerseits für das hohe Alter des Gedichtes, andererseits zeugt es dafür, dass das Gedicht aus Dalmatien nach Ragusa eingewandert ist. *Slava Bogu višnjemu, gospodinu našemu i čovjeku sm'jernomu od Djevice Marije* kommt als Refrain erst nach jeder siebenten Strophe.

[2]) Vetranić gebraucht es auch in anderen Gedichten theils moralischen theils geistlichen Inhaltes. Der Zwölfsilber scheint sein »hoher Stil« und der Achtsilber sein »mittlerer Stil« gewesen zu sein.

der Maskerade auch eine andere Beschäftigung des Menschen geschildert werden, z. B. in *Canto delle foresi Narcetri*, *Canto di poveri.* Oefters wird auch ein zufälliger augenblicklicher Zustand zur Sprache gebracht, wie in *Canto di romiti*, *Canto di donne giovani e di mariti vecchi*, *Canto delle fanciulle e delle cicale*[1]).

Wenn wir die Handwerkergeschichten wegen ihrer grossen Zahl als den Typus der Faschingsgedichte ansehen, so müssen in einem solchen Gedichte wenigstens vier Fragen beantwortet werden. Die Darsteller müssen sagen, wer sie sind, woher und warum sie kommen und wozu sie gut sind. Die Beantwortung der beiden letzten Fragen musste natürlich mit Gebärden begleitet werden, und eine einzige unanständige Bewegung drückte dem Ganzen den Stempel der Faschingsausgelassenheit auf, mag das Gedicht für sich allein ganz anständig gewesen sein. Wenn man nun bedenkt, dass das letzte nicht immer der Fall war, sondern dass die Dichter in ihre Gedichte absichtlich allerlei Zweideutigkeiten hineinflochten, so ergibt sich daraus als erster Charakterzug solcher Gedichte eine an Unverschämtheit grenzende Freiheit.

Dieser Ausgelassenheit begegnen wir auch bei den Ragusäern und das beste Beispiel dafür haben wir im einleitenden Gedichte zu *Pjesni od maškarate* des Nikolaus Nalješković[2]). Die bedeutendsten Strophen dieses Gedichtes sind folgende:

Što ste blijedi s malom snagom?
Nemojte se vi pripasti,
njeko zove mene vragom,
njeko đavlom i napasti.
Vidite me sad velika,
a sad mala gruba dosti,
promjenjujem sto prilika,
jer u meni nije kosti . . . . . .
Lje se žena ne nahodi
jaka slomit vragu silu,
neg' s njom ki oholo hodi,
u paklenu pade spilu.
Za sve da se od tej spile
ne budemo mi bojati,
tuj se krate naše sile,
ter počnemo mi plakati.

Warum seid ihr bleich und der Ohnmacht nahe? Erschreckt nicht; einer nennt mich Teufel, ein anderer Satanas und Versuchung.

Ihr seht mich gross, dann wiederum klein und hässlich genug; hundert Gestalten nehme ich an, denn in mir gibt's keine Knochen.

Man findet wirklich kein Weib, das die Macht des Teufels brechen könnte, allein wer stolz mit ihr umgeht, fällt in die Hölle hinein.

Obwohl wir diese Höhle nicht fürchten, so werden doch unsere Kräfte lahm, und wir beginnen zu weinen.

---

[1]) Das sind die Titel der verschiedenen Gedichte des Medici. Cf. Guerrini 17—31.

[2]) Stari pisci hrvatski V, 154.

Za sve da tuj nije zrake, neg tamnosti njeke čudne, mi umijemo pute svake bolje neg vi odi u dne.	Obwohl es hier kein Licht, sondern ein wunderliches Dunkel gibt, so kennen wir doch alle Wege besser, als ihr hier beim Tage.
Proskačemo gori dole sjemo tamo udaraje, i ništo nas ne zaboli: tuj nam krepost narav daje.	Wir springen hie und da und schlagen herum und nichts thut uns weh; diese Kraft gab uns die Natur.
Ter još dublje tuj upasti sa svom snagom nastojimo, al u našoj nije vlasti, da mi dugo tuj stojimo;	Und wir streben mit ganzer Kraft noch tiefer hineinzufallen, aber es liegt in unserer Macht nicht, länger da zu verweilen;
er paklene te vrućine, kako čuste vi od mene, bljuvati nas odmah čine iz čeljusti b'jele pjene.	denn diese höllische Hitze, wie ihr von mir gehört habt, zwingt uns sogleich, weissen Schaum aus dem Munde zu speien.
Oholas je naša taka, da nam čini dvizat glave, pak smo mehši od bumbaka, er nas pakli ti izdave.	Unser Hochmuth ist so gross, dass er uns die Köpfe erheben thut, und wir werden weicher als die Baumwolle, denn diese Hölle erwürgt uns.
Kad nas pako taj izmori i kad vidi od nas veće, da ne ima što, da gori, opeta nas na dvor meće.	Wenn uns diese Hölle ermüdet und wenn sie sieht, dass von uns nichts zu brennen übrig bleibt, wirft sie uns wieder hinaus.

Dieses Gedicht benöthigt wohl keine Erläuterung. Es entstand unter dem Einflusse des ital. Gedichtes des unbekannten Dichters *Canto delle spiritate*[1]), wie folgendes Bruchstück genügend erweist:

Quasi per ogni buco, c' altri ha addosso, entra lo spirito e par ch'un succhio grosso ti vada penetrando infino all' osso; poi non fa mal, se non vien con furore	Durch jedes Loch beinahe, das die andere Person an sich hat, geht der Geist hinein und es scheint, als ob ein grosses Saft sich den Weg bis zum Knochen bricht, thut aber nicht weh, wenn er nicht mit Wucht kommt ....
Entra ridendo e piangendo se ne esce	Geht lachend hinein, kommt weinend heraus .....

Das, was hier beinahe offen gesagt wird, ist in vielen Fällen verborgen, so dass nur mittelst Gebärden die Leute verstehen konnten, was der Dichter eigentlich wollte. Einige Gedichte haben in sich nichts Unanständiges, aber in allen spiegelt sich ein gewisser Epicureismus in der Auf-

[1]) Guerrini S. 48.

fassung, sowohl der Welt überhaupt, wie der Liebe insbesondere. Dieser Epicureismus gipfelt im Grundsatze, dass wir, so lange wir jung sind, geniessen müssen, welche Grundsätze von Lorenzo de' Medici selbst in seinen Gedichten gepredigt wurden. Er sagt z. B. in *Trionfo di Bacco e d' Arianna*[1]):

Quant 'è bella giovinezza, che si fugge tuttavia! Chi vuol esser lieto, sia: Di doman non c'è certezza.	Wie schön ist die Jugend, die fortwährend flieht! Wer froh sein will, so sei es: wir sind des kommenden Tages nicht sicher.

In *Canto delle fanciulle e delle cicale*[2]):

Dica pur, chi vuol dir male: Noi faremo e voi direte.	Wer uns nachsagen will, der sage es nach: Wir werden thun, ihr werdet sprechen.

In *Canto delle foresi Narcetri*[3]):

Noi vogliam far carnasciale	Wir wollen den Fasching feiern.

Dieser Epicureismus durchweht auch die rag. Faschingsliteratur. Am besten ist es in der Sentenz des Čubranović (V. 157 ff.)

. . . . viđ, er se ne povraća naša mladost ni nje slave	Gib Acht, denn unsere Jugend und ihre Zierden kommen nicht zurück

ausgedrückt.

Die nächsten Nachfolger des Lorenzo sahen doch bald ein, dass man mit der Faschingsliteratur einen bestimmten politischen Zweck verfolgen kann. Dieses Ziel war das Verherrlichen der Macht des Hauses Medici und nebenbei des Ruhmes ihres Staates von Florenz. Als Papst Leon X. aus diesem Herrscherhause nach Florenz kam, wurde dem Jacopo Nardi von »magistrato degli otto« der Auftrag gegeben einen Trionfo zu veranstalten. Das Gedicht zu diesem Trionfo existirt heutzutage auch[4]) und es berührt den Leser angenehm, wenn er liest:

Contempla in quanta altezza sei salita Felice alma Fiorenza.	Schau, wie hoch bist du gestiegen, glückliches, erhabenes Florenz.

Aehnlich singt Guglielmo Angiolini in *Trionfo del lauro*[5]):

Godi or Fiorenza, all'ombra del tuo lauro, che ti copre e difende . . . . . Dall' Indo infino al Mauro la tua fama s'estende	Freue dich Florenz im Schatten deines Lorbeeres, der dich deckt und schützt . . . . . Vom Indus bis zu den Mauren erstreckt sich dein Ruhm . . .

---

1) Guerrini S. 17. 2) Ibid. S. 18. 3) Ibid. S. 19. 4) Ibid. S. 93. 5) Ibid. S. 97.

Derselbe Gedanke beseelte auch den frommen Mönch von St. Andreas, als er seine Faschingsgedichte niederschrieb. Der Inhalt der Gedichte Vetranić's ist den ital. Gedichten entnommen. Prof. Zore hat z. B. nachgewiesen, dass es viele Berührungspunkte zwischen *Lanci Alamani, trumbetari i pifari* und *Canto di Lanzi, che suonano tromboni*[1]) des dell' Ottonaio gibt. Meinerseits sei hinzugefügt, dass auch *Robinjice* viel Gemeinsames mit *Canto di cacciatori, che erano pastori e ninfe*[2]) des unbekannten Dichters aufweist. In den Gedichten *Trgovci Armenjani i Indijani* und *Pastiri*[3]) fühlt es der Leser, dass darin nichts Neues steckt. Wenn es Armenier und Indier nicht sind, die in ihrer Heimath das Lob der Florentiner gehört haben und gekommen sind, um zu sehen, ob es wahr sei, so thun dasselbe verschiedene Gesellschaften von Lanzi. Wie die Hirten ihre Frauen verlassen haben, um die Ragusäerinnen zu sehen, so kommen *paggi e cortiggiani* nach Florenz, um sich die Florentinerinnen anzuschauen. Doch alle Dichtungen Vetranić's zeichnet die glühende Liebe zu seiner Vaterstadt aus, die in den oben besprochenen patriotischen Ausgüssen der ital. Dichter kaum ihres Gleichen finden kann, weil diesen ein bischen Heuchelei der regierenden Familie gegenüber beigemischt ist.

Vetranić preist seine Vaterstadt folgendermassen:

Ter ste kruna u kraj mora	Ihr seid Krone am Ufer des Meeres
od sve donje Dalmacije,	des ganzen unteren Dalmatiens
a k istoku do Kotora	und gegen Osten bis Cattaro
Albanije i Grecije	Albanien und Griechenland, ...
Ter po moru kud plovite,	Und wo immer ihr zur See fahrt
i po kopnu kud jezdite,	und auf dem Festlande reitet,
od kraljeva sve imate,	von den Königen erhaltet ihr alles,
što pitate i želite.	was ihr fragt und wünscht.

Er fügte auch bei, warum es so sei:

Za-č je vaša vjera prava	Denn euer Ehrenwort ist fest ......
Za-č je odi razlog svaki	Denn hier findet man alle Lebensbe-
i obilje jošte svako	dingungen und jeden Reichthum.

Wer diese Apostrophen liest, wird sich unwillkürlich der Apostrophen an seine Vaterstadt des Đ. Fr. Gundulić in Osman VI erinnern, was uns der Pflicht eingedenk macht, unsere Forschungen nicht allein auf

[1]) Guerrini S. 228. Vgl. Zore Rad jugosl. Akademije LXXI, p. 147.

[2]) Guerrini S. 42.

[3]) Die vier Gedichte findet man in Stari pisci hrvatski III.

den Zusammenhang zwischen der rag. und der ital. Literatur zu beschränken, sondern auch die Beziehungen der einzelnen rag. Dichter zueinander zu erforschen.

Dieses Eingreifen der Faschingsliteratur ins öffentliche Leben der kleineren Staaten, wie Florenz und Ragusa es waren, blieb bei uns auf den einzigen Vetranić beschränkt. Häufiger dürfte in beiden Städten das Eingreifen dieser Literatur ins private Leben gewesen sein, obschon wir es in Florenz nicht so oft konstatiren können, wie das in Bezug auf Ragusa der Fall ist. Das ist aus dem Wesen des Faschings selbst erklärbar, wo die Leute beiderlei Geschlechtes in Berührung kommen, wobei sich allerlei Beziehungen entwickeln. Die Zeit hat uns die Lieder, die der öffentlichen Unterhaltung in Florenz dienten, erhalten, sie hat sich aber um die Stossseufzer der geheimen Liebhaber, die den Fasching dazu gebrauchten, um verhüllt den Geliebten die Herzensangelegenheiten vorzubringen, nicht gekümmert. Ein einziges solches Gedicht blieb uns übrig, weil dessen Autor ein angesehener Mann war und weil der Herausgeber seiner Gedichte eben sein Bruder war.

Die Geschichte der ersten Ausgabe der *canti carnascialeschi* ist folgende. Lasca, als er im J. 1559 die Ausgabe veranstalten wollte, scheint nicht mit besonderer Sorgfalt die Gedichte des G. Battista dell' Ottonaio behandelt zu haben. Der Bruder des Dichters, Messer Paolo, Domherr zu St. Lorenzo, bewirkte bei der Obrigkeit die Beschlagnahme der Ausgabe. Das Ende der Geschichte war das, dass Lasca die Sammlung ohne Gedichte des Ottonaio herausgeben musste, und dass seine Hochwürden die Gedichte des Bruders getrennt von den andern im nächsten Jahre herausgab.

Zwischen diesen Gedichten findet man nun eins unter dem einfachen Titel *Canzone*.[1]) Hier beschwert sich Ottonaio über seine Geliebte. Die Klage gipfelt in Worten:

So ben ch' io non fu' mai da te scacciato, del qual ben ti ringrazio, ma che val come tanti altri esser amato?	Ich weiss ganz gut, dass ich nie von dir vertrieben wurde, wofür ich dir meinen Dank ausspreche, aber was nützt, wie so viele andere geliebt zu werden?

Das Gedicht unterscheidet sich in nichts von den gewöhnlichen Liebesgedichten, und wäre es nicht der Bruder des Dichters, der uns

[1]) Guerrini S. 253.

verbürgt, dass es ein Faschingsgedicht ist, an nichts könnten wir es errathen. In manchem Punkte verstehen wir den Dichter nicht und wir sind nicht Messer Paolo wegen des Gedichtes selbst dankbar, sondern weil wir darin einen Beweis haben, dass die Sitte, Liebesgedichte im Fasching vorzutragen, auch in Florenz zu Hause war.

Ragusa war vom Schicksale wegen seiner örtlichen Verhältnisse verurtheilt worden, immer eine kleine Stadt zu bleiben. Die Zahl seiner Einwohner schwindet beinahe im Vergleiche zu der Einwohnerschaft des einstigen Florenz. In Florenz konnte deshalb der private Scherz nicht so stark entbrennen, wie in Ragusa, wo sich die Leute unter einander kannten und die Beziehungen zwischen einzelnen Familien mehr als freundschaftlich waren. In Florenz waren die Faschingsgedichte der Menge angemessen, in Ragusa galten sie meistens einzelnen Personen.

III.

Die besonderen Verhältnisse Ragusa's wären keineswegs im Stande gewesen, die Faschingsliteratur in neue Bahnen zu lenken, hätte ein Mann die Schicksale dieser Dichtungsart von allen Anfängen nicht stark beeinflusst. Dieser Mann war Andreas Čubranović.

Aus dem Leben dieses Dichters wissen wir sehr wenig. Das, was uns die rag. Literaturhistoriker erzählen, trägt auf sich den Stempel des Erklügelten und des später Entstandenen. Prof. Zore hat es in der Einleitung zu der Ausgabe des Gedichtes, das den Titel *Jeđupka* (die Aegyptierin — die Zigeunerin) führt, in Stari pisci hrvatski VIII zusammengestellt.

Ignjat Đorđić erzählt, dass Čubranović ums J. 1500 lebte und seine Behauptung gründet er auf dem Stile und der Reinheit der Diktion. Appendini sagt, seine Eltern seien arm aber ehrlich, er selbst ein Goldschmied gewesen. Cerva schildert, wie er in eine Edelfrau verliebt war, wie er mit ihr nie zusammen kommen konnte und deshalb derselben auf den Spaziergängen immer folgte. Einmal soll sie zu ihrer Dienerin gewendet gesagt haben: Was brummt immer hinter mir dieser Zigeuner. Aus Rache verfasste nun Čubranović unter diesem Titel ein Gedicht und trug es der Geliebten vor.

Die Behauptung Đorđić', dass Čubranović ums J. 1500 lebte, bestätigt auch eine Notiz in einem Exemplare der Venediger Ausgabe des Battitorre im J. 1599, im Besitze der südsl. Akademie in Agram, wo

es heisst: »Si trova del padre Ignatio Gradi, della compagnia di Gesù un manoscritto antichissimo e che a mala pena può leggere di varie composizioni slave, fra le quali in primo luogo è questa, in fine della quale si trova annotato esser stata recitata a Ragusa sotto il 20. Luglio 1527.« Die Frage der Lebensjahre des Čubranović wäre viel leichter zu lösen, wenn wir diesem Datum Glauben schenken könnten. Der 20. Juli ist der Festtag des heiligen Elias, und es wäre leicht möglich, dass die Ragusäer diesen Heiligen, ebenso wie die Florentiner die heil. Cäcilie, mit Maskenumzügen feierten, obwohl der Monat Juli zum Tragen der Masken nicht geeignet scheint. Aber durch das ganze J. 1527 herrschte in Ragusa die Pest[1]; die Bewohner hatten die Stadt verlassen, sodass der Senat Vorkehrungen treffen musste, damit die ungeladenen Gäste die Stadt nicht besuchen. Unter solchen Umständen ist kaum denkbar, dass die Jeđupka vorgetragen worden wäre. Es fragt sich, ob der Abschreiber der Notiz aus diesem sehr alten Texte gut lesen konnte, und wenn er das Jahr gut gelesen hat, ob es sich hier nicht um ein anderes Ereigniss handelte und er es an das Gedicht übertrug. Unmöglich wäre es nicht, dass die Pest auch den Dichter der Jeđupka, wie so viele andere[2], in diesem Jahre hinwegraffte und dass sich die Notiz gerade auf den Tod des Dichters bezieht.

Wenn uns die historischen Quellen bei Berechnung der Lebensjahre Čubranović' im Stiche lassen, die Literatur liefert uns manches, was in dieser Hinsicht beachtenswerth ist.

1. Wer sich mit der ragusäischen Literatur des XVI. Jahrh. beschäftigt, weiss es, dass die Beziehungen der einzelnen Dichter zu einander sehr freundschaftlich waren. Diese Freundschaft spiegelt sich in Episteln, die ein Dichter an den anderen richtete, ab. Vetranić erwähnt in einem Gedichte den Dichter M. Držić und vertheidigt ihn von den Angriffen seiner Feinde, die ihm vorgeworfen hatten, dass er ein Plagiat begangen. Miša Pelegrinović begrüsst seinen Freund Sabo Mišetić und dieser antwortet ihm in demselben Tone. Derselbe Mišetić schrieb einmal an Maroje Mažibradić. Nalješković unterhielt eine rege Correspondenz mit den anderen Dichtern, von denen ich Mauro Vetranić, Nikolaus

[1]) Cf. Archiv für slav. Philologie XIX. 72.

[2]) »Nach Ragnina, einem Zeitgenossen, sollen 84 Edelleute gestorben sein nebst vielen Frauen der Adelsgeschlechter, und Bürger und Bauern angeblich an 20000, in fünf weiblichen Klöstern angeblich allein an 160 Nonnen« Jireček, Archiv für sl. Phil. XIX. 72.

Dimitrović, Peter Hektorović und Dinko Ranjina erwähne. Derselbe Nalješković in einem Briefe an Đivan Parožić sagt:

Zgledavši Vlahinju, ka mi se posila, posumnjih, da je nju Jeđupka rodila	Als ich die Vlahinja, die mir geschickt wurde, sah, dachte ich, dass die Jeđupka sie geboren hat.

Wie wir später sehen werden, hat Nalješković selbst, der diesen Vorwurf gegen Parožić erhebt, das Čubranović'sche Werk nachgeahmt, wie dies Pelegrinović, Mišetić und andere thaten.

Hier haben wir also zwei Thatsachen und zwar, dass die Dichter des XVI. Jahrh. Jeđupka gekannt haben und dass sie den Dichter in ihren Werken nie erwähnten. Dieses Schweigen wäre nun auch aus Feindschaft oder Geringschätzung der Person erklärbar, aber das Wahrscheinlichste wird doch sein, dass Čubranović ihr Zeitgenosse nicht war und dass sie deshalb ihn nicht einmal erwähnen konnten.

2. Miša Pelegrinović widmete seine Jeđupka den Ragusäern; er wusste im Voraus, dass er dem Vorwurfe des Plagiats nicht entgehen wird, deshalb begleitete er sein Gedicht mit einem *Poklon*, in welchem er sich vertheidigt. Als ich in Ragusa war, wurde ich von Herrn A. Barić, dem Custos der Communalbibliothek, auf diese im Besitze der Gemeinde befindliche Handschrift aufmerksam gemacht. Die Handschrift ist sehr alt, höchstwahrscheinlich aus dem XVI. Jahrh., das Jahr 1557, das am Ende der dritten Seite zu lesen ist, könnte sich darauf beziehen. Während man den Text[1]) der Jeđupka mit einiger Anstrengung lesen kann, ist der Poklon lückenhaft, doch man kann aus dem Erhaltenen ersehen, dass diese Jeđupka im J. 1556 in Zara verfasst wurde (u Zadru od Porojenja Isusova šesto godište nakon tisuću pesat i pedeset, prvi dan mjeseca Maja). Auf der ersten Seite des Poklon liest man: . . . . procijeniti umiju da jest toliko svršena u svomu bitju svemu, kako svaki, ki ju štiti bude, moći će sam sebi svjedočno virovati, da više ne može (vele je reći) ni odložiti ni priložiti njoj, koja ju ne bi prva pogrubila . . . . was sich höchstwahrscheinlich auf Jeđupka des Čubranović bezieht. An der zweiten Seite sind einige Worte erhalten, die sich auf die Maskerade beziehen könnten (tukući se i protičnć . . . . . sramna i ponikla pri . . . . i odjećom i obućom). Nun folgt etwas, was für uns von Bedeutung

[1]) Dieser muss früher oder später mit der von Žepić veranstalteten Ausgabe in Stari pisci hrvatski VIII, S. 167 verglichen werden, da ich konstatiren konnte, dass es grosse Abweichungen zwischen beiden Texten gibt.

ist, lesen zu können, weil darin, wie es scheint, die Ursachen, die den Pelegrinović dazu führten, dass er eine neue Jeďupka niederschrieb, ausführlicher besprochen werden. Am Ende dieser zweiten Seite steht nun: kako oni koji ljubite ... skladanja i koji ste gospodičići i sinovi njih ...... (Wie diejenigen, die das Dichten lieben und junge Herren und Söhne derjenigen, die .... sind). Da oben von Čubranović die Rede war, so sind unter diesen jungen Herren und Söhnen die Söhne derjenigen Damen zu verstehen, an die Čubranović sein Gedicht richtete. Wenn aber der Verfasser nicht die Damen selbst nannte, oder wenn ihn der Gang der Darstellung dazu brachte, dass er Männer erwähnte, nicht die Gatten der betreffenden Damen, sondern ihre Söhne, so bedeutet das nach meinem Dafürhalten, dass im J. 1557 die Generation, zu der Čubranović sprach, nicht mehr da war.

3. Wie wir später sehen werden, zeigt das Gedicht der fünften Frau in der Jeďupka so viele Berührungspunkte mit den Gedichten des Menčetić, dass es zweifellos erscheint, dass Čubranović diesen Dichter kannte und unter seinem Einflusse lebte.

Wenn man das beachtet, so kann man sagen, dass Čubranović ein Bindeglied zwischen den beiden ersten Troubaduren einerseits und Nalješković und dessen Zeitgenossen andererseits war und dass er wirklich, wie Ignjat Đorđić es nach dem Stile urtheilte, ums J. 1500, sagen wir ungefähr von 1480—1530 lebte.

Das einzige Positive, was wir aus dem Leben des Dichters wissen, ist, dass er nie in Gelegenheit kam, mit den Gerichten zu thun zu haben, und dass er keine Stelle in der Verwaltung der Vaterstadt hatte, denn in beiden Fällen würde uns das Archiv der rag. Republik wenigstens etwas sagen können[1]). Selbst der Name Čubranović ist in den Akten nicht zu lesen, wenn man die Maurer Čubranović[2]), die unter Montovijerna, also ausserhalb der Stadt, lebten, als zu derselben Familie gehörig nicht betrachtet. Der Familienname des Andreas, wenn man nach Namen urtheilen will, stammt irgendwo aus Norden, denn die Form Čubran für Cyprian ist in Ragusa nicht üblich[3]).

---

[1]) Die bisherigen Forschungen wenigstens haben in dieser Hinsicht nichts ergeben. (Vergl. jetzt auch noch die mehr negativen als positiven Resultate der Forschungen Prof. Jireček's in Archiv XXI, S. 473—477. *V. J.*)

[2]) Cf. Archiv XIX, S. 71.

[3]) Cf. Реметар, Антологија лирике XIII. (Dieses Bedenken entfällt jetzt nach den neuesten Angaben Prof. Jireček's, der unter dem J. 1436 einen Zubar Zubranovich de Gravosio eruirt hat, Archiv XXI, 473. *V. J.*)

Čubranović war ein Ragusäer, denn so nennt ihn Battitorre in der Einleitung zu der obenerwähnten Ausgabe Venedig 1599. Ebendaselbst kann man lesen, dass Tomo Nadali Budislav »rodak i plemenom materinim od iste kuće Čubranović« (ein Verwandter und von mütterlicher Seite von demselben Hause) war. Prof. Zore[1]) bemerkt nun ganz richtig, dass diese Verwandtschaft mit Nadali, die 100 Jahre später, als das Erdbeben die Reihen der alten Patricier lichtete, Edelleute wurden, auch für die Familie Čubranović vermuthen lässt, dass sie wenigstens wohlhabend war. Das würde also dem Appendini widersprechen, der die Eltern des Dichters »arm aber ehrlich« nennt.

Welche Beschäftigung Čubranović betrieb, sagen unsere Quellen nicht, es ist aber in diesen nichts zu finden, was die Tradition, er sei ein Goldschmied gewesen, bekämpfen würde. Der Mangel an glaubwürdigen Nachrichten über das Leben des Dichters bekräftigt dagegen diese Tradition; denn wäre der Verfasser des Gedichtes ein bedeutender Mensch gewesen, so schwiege das Archiv der rag. Republik nicht und so hätten sich nicht 80 Jahre nach seinem angeblichen Tode Leute gefunden, die ihm die Autorschaft absprechen wollten, worüber Battitorre so bitter in seiner Einleitung klagt. Uebrigens zeigt das Gedicht selbst einen Menschen, der wohl die ital. Vorbilder kannte, aber auch dem Volke nahe stand und dessen Bedürfnisse, Vorurtheile, Sprache und poetische Ausdrücke verstand. So ein Mensch konnte gerade ein Goldarbeiter gewesen sein, der öfters in seinem Kaufladen mit den Landleuten in Berührung kam, vielleicht auch Reisen ins Innere der Balkanhalbinsel unternahm. Die Glaubwürdigkeit der Tradition, wonach unser Andreas ein Goldschmied gewesen wäre, bekräftigt vielleicht auch eine Stelle im Gedichte (v. 553 ff.), wo die Zigeunerin sagt:

Dajmi zlaca, gospo mila,	Gib mir Goldchen, liebe Frau,
koliko je tebi milo	wieviel du willst . . . . .
il' srebarca, ma ružice,	oder Silberchen, mein Röslein,
u što skuju ušerezi	woraus ich Ohrgehänge schmieden werde*).

Der Inhalt der Jedupka ist folgender:

---

[1]) Das Leben Andreas Čubranović's (Stari pisci hrvatski Bd. VIII, S. V).

*) So liest der Verfasser dieser Abhandlung, der im 4. Verse skuju als 1. Pers. sing. auffasst; mir scheint es dagegen richtiger zu sein, so zu lesen: u što s' kuju userezi (woraus man Ohrgehänge schmiedet). Dann fällt die persönliche Bezeichnung ganz weg. *V. J.*

(Es spricht die Zigeunerin:) Der Allmächtige bekränze euch, meine Damen, mit der Krone des Glückes und erfülle eure Wünsche. Wir kommen aus dem Morgenlande; das Verhängniss will, dass wir keinen sicheren Wohnort haben, denn wo wir die Nacht verbringen, können wir beim Tage nicht bleiben, denn die Würmer beginnen uns zu beissen. Zwei Drittel dieser Erde haben wir wegen unserer Ernährung durchgereist und auf dem Wege sind wir vom Durste und Hunger gepeinigt gewesen. Von Räubern verfolgt kam ich zum Meere und gab dem Seemanne meinen Sohn Eles als Fahrpreis; den Dančul nahm mir der Seeräuber weg, und den Aliver hob das Gewitter aus dem Schiffe. Der einzige Danio blieb mir von den vier Söhnen übrig. Diesen beschenke! Vergelte das dir der Allmächtige, ich meinerseits werde dir die Zukunft ohne jeden Hintergedanken sagen.

Der ersten Frau: Zwei Söhne wirst du haben und beide werden berühmt werden. Einer wird in der Stadt (prid gospodom) angesehen werden, der andere wird Banus »der Sprache unser aller«[1]) werden. Eins muss ich dir empfehlen und zwar: Lass die Tage ohne Liebe nicht vergehen.

Der zweiten Frau: Dein Mann geht nachts zu den Hetären; er will derer nicht eine oder zwei haben, sondern sieht er hundert solche, so möchte er sich alle hundert beibehalten; hier vergeudet er das Geld, das er dir, seiner Frau, zu geben verpflichtet ist. Du sollst ihm Untreue mit Untreue beantworten, denn unsere Jugend kehrt nimmer zurück.

Der dritten Frau: Dir will ich die Macht der Blumen zeigen: Dragoljub macht dich dem Geliebten lieb; Vratiželja lockt ihn aus der Ferne; Zlatovlas erzeugt goldene Haare und die weisse Rose erhält das Gesicht frisch.

Der vierten Frau: Du bist krank und wirst genesen, wenn du Devesinje, Kaloper, Ruta, Mak, Rubazinje, Ruža, Ljubica, Jasenak und Čičindra nimmst und alles im Blute einer Taube kochst.

Der fünften Frau: Dir will ich zeigen, wie du einen verrückt machen kannst. Du sollst sagen: Wie sich zum Morgenlichte die Sonne und zu jedem lebenden Geschöpfe der Schatten gesellt, so bediene dein Herz immer meine Schönheit; wie der Schmetterling sich um die Flamme des Lichtes freut und dreht, so drehe dich immer meinetwegen um mein Zimmer; wie das Johanniswürmchen im Sommer oder der Ahorn im Feuer birst, so berste dein Herz immer mich zu haben wünschend. Wenn das nichts nützt, so füge hinzu: Wie der Feuerstein immer von innen brennt und draussen kalt ist, so sei dein steinernes Herz wegen meiner Eis und Flamme.

Der sechsten Frau: Du bist schön, gut, vernünftig und glücklich, wie kaum eine andere, aber du verdirbst es dadurch, dass du den dich Liebenden nicht liebst. Erprobe es, denn wer einmal die Liebe kostet, wird sagen müssen, sie sei süsser als der Honig. Eins möchte ich dir verbergen, doch dein Edelsinn verbürgt mir, dass du diese Worte nicht weitererzählen wirst. Es gibt einen in der Stadt, der dich liebt, darf aber seine Liebe nicht zu erken-

[1]) Das bezieht sich höchstwahrscheinlich auf die Sitte der Ragusäer, den erstgeborenen (oder überhaupt nur einen) Sohn zu Hause zu lassen und die anderen in fremde Dienste zu stellen oder Mönche werden zu lassen.

nen geben. Tausendmal wollte er es versuchen, doch sobald er dich in Gesellschaft von Anderen sieht, erstickt ihm das Wort in der Kehle. Deshalb sollst du ihm die Gelegenheit geben, dass er dich ansprechen könne; inzwischen erscheine öfters am Fenster, denn er lebt, wenn er dich sieht. Ich weiss nicht, warum er dir hässlich geworden ist, wenn nicht, weil er dich zu viel liebt. Er schläft, isst und trinkt nicht, sondern wischt sich immer die Thränen ab. Oefters ruft er deinen Namen aus, manchmal schweigt er und beginnt auf einmal deine Schönheit zu preisen. Einmal nahm er das Schwert und warf sich darauf, doch es brach glücklicherweise. Was wirst du davon haben, wenn er sich tödtet? Die Leute werden es dir verübeln und sagen: Das ist der Lohn derer, die mit Treue dienen. Ich habe dir meine Meinung gesagt; nimm es nicht übel an, sondern beschenke die arme Zigeunerin; gib mir Gold, Silber oder etwas anderes, damit ich den armen Dančul erlösen könne; aber wenn du es nicht willst, ein süsser Blick, ein süsses Wort wird mir die beste Beschenkung sein. Gott vergelte es dir und mögest du in deinem Leben in allem und überall glücklich sein.

Dass hier die erklärenden Bemerkungen, die in allen darstellenden Gedichten nöthig sind, fehlen, wird der Leser selbst beobachtet haben. Aus dem Gedichte ergibt sich leider sehr wenig, was uns behilflich sein könnte. Wir möchten nämlich wissen, 1) ob das Gedicht im Hause oder auf dem offenen Platze vorgetragen wurde, 2) ob eine ganze Gesellschaft von Zigeunerinnen erschien, während eine einzige als Sprecherin fungirte oder ob eine einzige Zigeunerin da war.

Aus der Art und Weise, wie die Einleitung zusammengesetzt ist, ist klar zu sehen, dass die Personen, zu denen die Zigeunerin spricht, beisammen sein mussten. Der Dichter beginnt nämlich mit: Višnji gospod, gospodične, er spricht also zu der ganzen Gesellschaft und gleich darauf wendet er sich an eine einzige Frau (Od onih smo, gospo, strana 5, Koga sa umom, gospo, obdari 49). Dieser Uebergang wäre nun nur in einer geschlossenen Gesellschaft möglich, wo alle Mitglieder beisammen — in einem Salon etwa — sind. Dann dürfte die »Gospa«, die in der Einleitung erwähnt wird, die Hausfrau gewesen sein. Ausserdem scheint es, dass der Dichter es genau wusste, wen er treffen wird, und das schliesst einen offenen Platz als den Ort der Darstellung aus. Die Annahme, dass Jedupka in einem Salon vorgetragen wurde, richtet den Mythus des Cerva über das Zustandekommen des Gedichtes zu Grunde, denn wenn es wahr ist, dass er in das Haus, wo seine Geliebte lebte oder wo sie verkehrte, den Eintritt finden konnte, so muss es unwahr sein, dass er keine Gelegenheit hatte, seine Geliebte anzutreffen und anzusprechen, wie es Cerva behauptet. Man wird einwenden können, dass er sich ins Haus als Maske eingeschmuggelt hatte; das wäre

allerdings möglich, aber wäre er wirklich kein Bekannter gewesen, so ist die Freiheit, die er sich den unbekannten Damen gegenüber nahm, nicht begreiflich, am wenigsten aber, wenn er ein zaghafter Liebhaber, wie Cerva ihn darstellt, gewesen wäre.

Der schamhafte Liebhaber, wie ihn der Dichter im Gesange der sechsten Frau darstellt, scheint überhaupt eine poetische Fiction zu sein. Die Erörterung der Liebe bei Čubranović ist in eben solchem Ton gehalten, wie die Liebeserklärungen des Menčetić und Držić. Vielleicht ist bei Čubranović etwas mehr Gefühl vorhanden als bei den vorerwähnten Dichtern, und dieses Gefühl führte die ragusäischen Literaturhistoriker irre, sodass sie den Worten des Dichters, der sich als ein zaghafter und schamhafter Liebhaber ausspielte, Glauben schenkten und darauf ihre Auffassung des Gedichtes bauten.

Die Gesellschaft selbst, zu der die Zigeunerin spricht, muss eine bürgerliche gewesen sein. Die Handschrift der südsl. Akademie Nr. 779 hat freilich in den Titeln zu den einzelnen Gedichten *drugoj*, *trećoj vladici*, welcher Titel in Ragusa nur den Edelfrauen gehörte, aber alle anderen Handschriften haben *gospođi* und die Zigeunerin selbst sagt immer *gospo*. Im Gedichte der ersten Frau heisst es nun:

Prvi će imit tuj besidu prid gospodom i to ime, da će biti blago s̀ njime kumu, drugu i susidu (V. 81—85).	Der erste (Sohn) wird vor der »Herrschaft« solches Ansehen und solchen Namen haben, dass seinetwegen dem Gevatter, dem Gefährten und dem Nachbarn gut gehen wird.

Unter Gospoda (die Herrschaft) verstanden die alten Ragusäer die einheimische Regierung, die aus Edelleuten bestand. Die oben angeführten Worte gehören in den Mund eines einfachen Bürgers, der einem anderen seiner Standesgenossen das Ansehen vor der Obrigkeit wünscht; deshalb glaube ich annehmen zu dürfen, dass sowohl Čubranović wie diejenigen, an die er das Wort richtete, Bürger waren.

In Bezug auf die Frage, wie viele Zigeunerinnen an der Maskerade theilnahmen, muss Folgendes hervorgehoben werden. Die Zigeunerin sagt: »Od onih smo, gospo, strana« (Wir sind aus den Gegenden) und so fährt sie fort bis zum Verse 20 in Mehrzahl zu sprechen. Dem Leser scheint in Folge dessen, dass mehrere Personen sammt der Zigeunerin erschienen sind, es ist aber möglich, dass diese Mehrzahl auf die Abkunft des gesammten Zigeunergeschlechtes hinzielt. »Wir sind aus N....« bedeutet sowohl, wir, die wir hier zusammen sind, stammen aus N...., wie auch ich und meine Vorfahren sind aus N.... gebürtig. Ausserdem

muss man vor Augen haben, dass jedenfalls zwei Personen, und zwar die Zigeunerin und ihr Kind da waren, nnd dass auch dies die Mehrzahl berechtigen würde.

Ich hebe dies hervor, denn manche äusseren Umstände sprechen gegen die Theilnahme mehrerer Personen an der Maskerade. Wenn mehrere Zigeunerinnen dabei waren, dann weiss ich nicht, warum das Gedicht den Titel Jeđupka anstatt des richtigen Jeđupke führt. Das italienische Vorbild des Čubranović heisst Canto delle zingane und nicht Canto della zingana. Dieser Titel Jeđupka ist keine spätere Erfindung, sondern so hiess es ursprünglich, denn auch Nalješković sagt: »Posumnjih da je nju *Jeđupka* rodila«[1]). Noch überzeugender wirken auf den Forscher die uns erhaltenen Worte in der Einleitung zu der Jeđupka des Pelegrinović. Da liest man: Tukući se i protičuć .... sramna i ponikla pri .... odjećom i obućom. Die Einzahl *sramna i ponikla* ist in dieser Frage nach meinem Dafürhalten ausschlaggebend, denn hier ist eben von der Maskerade die Rede. Freilich wäre es möglich, dass Pelegrinović, da er Dalmatiner war, nicht genau wusste, wie in Ragusa die Zigeunerin vorgestellt wurde, aber so lange wir von den anderen Quellen nicht des Besseren belehrt werden, müssen wir ihm Glauben schenken. Ich will noch hinzufügen, dass auch die anderen Nachfolger des Čubranović ihre Zigeunerinnen einzeln erscheinen liessen. Die Zigeunerin des Mažibradić erwähnt einige Male ihre Gefährtinnen, aber nie werden sie als anwesend dargestellt. Die Strophe

Nije ga meni stati s vami;	Ich darf nicht bei euch bleiben;
proletješe druge moje	meine Gefährtinnen flogen
s vjetrom vrh nas visinami . . .	im Winde hoch über uns.

zeugt hiervon, dass diese »Druge« eine Fiction waren, die der Zigeunerin den Vorwand zum Abbrechen des Vortrages geben sollte. Erst die Jeđupka des unbekannten Dichters hat: Ove sa mnom htješe doći — iz istijeh tijeh strana[2]) (Diese wollten aus denselben Gegenden mit mir kommen).

Čubranović's Gedicht zählt 620 Verse, von denen 360 auf die sechste Frau, d. i. die Geliebte des Dichters, entfallen. Das muss jedenfalls ein Fehler genannt werden, den man nur dadurch entschuldigen kann, wenn man bedenkt, dass die Liebeserklärung dem Dichter die Hauptsache war. Wenn diese Liebeserklärung besondere Schönheiten in sich bergen würde, so fiele dieses Missverhältniss weniger ins Auge;

[1]) Stari pisci hrvatski V, 332. [2]) Ibid. VIII, 240.

leider liess sich Čubranović dabei zu viel von den anderen Dichtern beeinflussen. Welche diese gewesen seien, werden wir demnächst erwähnen, nachdem wir etwas über den Text der Jedupka gesagt haben.

Dieser wurde von Žepić in Stari pisci hrvatski VIII der südslavischen Akademie in Agram kritisch herausgegeben. Ich sage kritisch, weil beim Zusammensetzen des Textes mehrere Ausgaben und Handschriften zu Rathe gezogen wurden. Es fehlt dennoch in der Ausgabe die Pünktlichkeit, die wir sonst zu finden gewöhnt sind. Wir möchten z.B. die Ursachen wissen, warum derselbe Žepić manchmal in der Jedupka des Pelegrinović, wo der Text derselbe wie bei Čubranović ist, anders interpunktirt als bei Čubranović? Das Verhältniss der beiden Handschriften unter einander ist übrigens klar, denn beim Vergleichen beider Texte sieht man, dass die Handschrift der südsl. Akademie Z. 779 (Jedupka des Čubr.) derselben Redaction wie die Handschrift der südsl. Ak. Z. 339 (Jedupka des Pelegr.) angehört. Das beweisen folgende Parallelen:

	Čubranović:		Pelegrinović:
	Ak. Hdschft. 545.	Ak. Hdschft. 779.	Ak. Hdschft. 339.
V. 12.	pričnu	počnu	počnu
V. 57.	a hoću	a koću	ako ću
V. 74.	niesi	nisi	nisi
V. 80.	vječne	vične	vičnje
V. 94.	ki ću t'	hoću	hoću
V. 105.	vukovite	kurvarnije	kurvarivi
V. 107.	noćno.	noćju	noću
V. 108.	kojom drugom	drugom kojom	drugom kojom.

Während nun die Hdschft. 545 ragusäischen Ursprungs ist, sind die zwei anderen im nördlichen Theile Dalmatiens entstanden. Wir haben also hier zwei Texte verschiedener Provenienz vor uns, was, obwohl es uns sehr wenig Nutzen bringt, einige Stellen doch besser beleuchtet. Jedem erscheint es klar, wie aus *a hoću* ein *ako ću* entstehen konnte. Eins wundert uns und zwar V. 105: Einem *vuhovit* oder *vukovit* der ragusäischen Handschriften steht ein *kurvarivi* oder *kurvarnije* gegenüber. Ein Schreibfehler kann es wohl nicht sein. Es scheint, dass die Abschreiber selbst im Unklaren waren, was zu schreiben ist. Hat da die Anständigkeit keine Rolle gespielt?

Im Texte, glaube ich, sollte man folgende Aenderungen vornehmen:

V. 20. Statt »tako ti Bog ne uhili« *»tako te Bog ne uhili«*, wie es auch Zore[1] und Rešetar[2] lesen, und was auch in den Handschriften Beleg hat.

V. 26. *Dančul* wäre berechtigter als Danio. Den Sinn würde diese Aenderung nicht stören, sondern vielleicht auch fördern, denn der Zigeunerin — wie jeder Mutter — ist der abwesende Sohn mehr im Gedächtnisse als der anwesende. Die beiden anderen Handschriften haben Dančuo.

V. 101. Uzovit ist mit *usovit* zu ersetzen, denn das letzte hätte einen Sinn, während uzovit nichts bedeutet.

V. 172. *Zavijaj* scheint besser zu sein als savijaj. Žepić setzte es in der Jed. des Pelegrinović.

V. 175. *Skoriti* wird wohl ursprünglich gewesen sein.

V. 191. Činiti ist nach Zore zu schreiben *činit'ti*.

V. 186, 212, 290, 476 ist das Fragezeigen zu entfernen, da der Sinn klar ist. Samodilo schreibt Rešetar zusammen.

V. 220, 442 ist trzan zu schreiben.

V. 249. Obliti ist *ob liti* zu lesen, was übrigens Žepić selbst bei Pelegrinović thut.

V. 414. *Priseć* wäre mir angenehmer als priteć. Auch Zore meint es so.

Was die Interpunktion anbetrifft:

nach V. 64 genügt ein Komma;
» V. 91 wäre Kolon angezeigt;
» V. 108 geht ein Punktum und nach folgendem Verse ein Kolon;
» V. 124 und 284 ist jedenfalls ein Fragezeichen zu setzen;
» V. 135 und 136 ist dieses zu entfernen;
im V. 16 ist Komma anstatt des Punktums zu setzen;
V. 33 ff. sind zu interpunktiren: S kima moru pripadosmo; za pribrodit sinje more mornaru se svi dadosmo etc.
nach dem V. 295 wäre ein Punktum richtig angebracht.

Diese Bemerkungen sind im Stande, den Sinn an einigen Stellen zu ändern oder zu erklären. Andere Fälle, wie die unregelmässige Anwendung der Interpunktion vor *ter* — der Herausgeber setzt einigemale Punktum, einigemal Komma, ohne dass man dabei eine Regel beobachten kann —, die Unterlassung des Zeichens „ “ an einigen Stellen, werde ich aufzuzählen unterlassen.

IV.

Früher habe ich schon erwähnt, dass Čubranović mit seiner Liebeserklärung keine Neuerung in die Literatur eingeführt hat. Ebensowenig

---

[1]) Zore hatte der südsl. Akademie seinen Text zur Verfügung gestellt und Žepić gebrauchte es auch bei der Ausgabe.

[2]) Антологија дубровачке лирике (Српска књижевна задруга 15) S. 121 ff.

neu ist die Maskerade selbst, wie Prof. Zore es schon in Rad der südsl. Akademie Bd. XXVII gezeigt hat. Das Gedicht *delle zingane*[1]) des Guglielmo detto il Giuggiola ist eine belehrungsreiche Parallele zu unserem Gedichte. Die Aehnlichkeit beschränkt sich allerdings auf den äusseren Rahmen:

a) dass in beiden Bearbeitungen die Zigeunerinnen von weitem herkommen:

Di paesi lontani e di stran loco lasse venute siam a poco a poco ...	Od onih smo gospo strana odkud žarko sunce ističe (5—6);

b) dass sie über allerlei erlittenes Leid klagen:

Per gran forza di piogge e nevi strutte ...	I primili, gospo, u putih probijući strane i luge mnoge brige, jade i tuge (17—19);

c) dass überall die Zigeunerin (oder die Zigeunerinnen) ihr Kind im Arme trägt:

Con questi figli in braccio	Samo meni moj Danio od četiri jes ostao etc. (V. 45 ff.);

d) dass die Zigeunerinnen das Glück wahrsagen wollen:

Bona fortuna da noi udir potrete	A hoću ti bez varčice ćes i sreću kazivati (57—59);

e) dass der Endzweck der Zigeunerinnen, Geld zu sammeln war:

Deh qualche caritade a noi meschine	Koga sa mnom, gospo, obdari.

Die grosse Begabung des Čubranović zeigt sich gerade darin, dass sein Gedicht mit dem italienischen nur im äusseren Gerippe eine Aehnlichkeit hat, dass sein Gedicht gegenüber dem italienischen unvergleichlich schöner und prachtvoller ausgefallen ist.

Warum es so ist, ist schwer zu sagen. Einige Unterschiede zwischen beiden Gedichten müssen indessen das Ihrige in dieser Hinsicht beigetragen haben.

Unserer Jedupka fehlt gerade das, was das italienische Gedicht besonders kennzeichnet. Dem italienischen:

Prima che sopravoenga in voi la morte, prendi piacer di noi, povere meschine ...	Bevor euch der Tod erreicht, nehmet Freude an uns, armen Teufeln ...

werden wir vergeblich bei uns eine Parallele suchen, und das ist eben, was im italienischen das Charakteristische ist. Auch Čubranović ist in

[1]) Guerrini S. 187.

der Liebe Freidenker, wie wir später sehen werden, aber er hütet sich, die trivialen Allegorien und Anspielungen in sein Gedicht einzuführen. Er hatte Gelegenheit genug, das zu thun, wenn er seinen Vorbildern folgen wollte. Man vergleiche z. B. die Reisebeschreibungen der italienischen Gedichte und die Erlebnisse der Zigeunerin, und man wird selbst die Wahrheit des Gesagten anerkennen müssen.

Giuggiola betont in seinem Gedichte die Begabung der Zigeunerinnen zu den Prophezeiungen, aber er lässt sie nicht prophezeien. Dasselbe thun auch andere italienische Dichter, wie dell' Ottonaio in *Canto per indovinare, che andò la notte della Epifania* [1]), wo Folgendes zu lesen ist:

Ma perchè sperienza in questa notte È dell' arte maestra, Due vecchie esperte abbiam di qua condotte Per via lunga e silvestra. Porgete la man destra, E dirannovi cose, Che voi, donne amorose, L'arete care un di mille ducati.	Aber da die Erfahrung in dieser Nacht die Meisterin der Kunst ist, über einen langen Waldweg haben wir zwei erfahrene Alten hergeführt, und sie werden euch Sachen sagen, die ihr, liebliche Frauen, mehr als tausend Ducaten lieben werdet.
Queste che l'arte ben ancor non sanno Per troppa giovinezza, Portan le borse, ove le sorte stanno.	Diese, die wegen zu grosser Jugend die Kunst noch nicht gut kennen, tragen die Beutel, wo die Glückszettel stehen.

Hier sind alle Mittel zur Erforschung des Künftigen aufgezählt, aber wie man diese angewendet hat, davon ist nicht die Rede. Ueber Schicksale (Sorti) wird gesprochen auch in *Canto d' animali per la notte di Befania* [2]):

Or perchè la virtù possiate amare, E porre a vizi il fren, color che li hanno, No' vi vogliam queste sorti donare, Che ve li scopriranno.	Damit ihr nun die Tugend lieben und den Fehlern die Zügel einsetzen könnt, werden wir euch diese Glückszettel geben, die euch diese entdecken werden.

Diese uns erhaltenen Andeutungen, sowie die Stelle in Canto delle zingane: Bona ventura da noi udir potrete, beweisen, dass in Florenz solche Maskeraden etwas nichts seltenes waren, die Dichter wollten aber mit Rücksicht darauf, dass sie nicht wissen konnten, mit wem die

---

[1]) Guerrini S. 252.

[2]) Der Dichter ist unbekannt. Guerrini S. 91.

Gesellschaft zusammenstossen wird, keiner besonderen, nur einer Person geltenden Prophezeiungen schreiben, sondern liessen den Theilnehmern an der Maskerade frei, zu prophezeien, Heil- und Zaubermittel anzugeben, wie es ihnen däuchte und gefiel. Denn wenn man aus dem Gedichte: Che andò la notte della Epifania, die oben angeführte Stelle studirt, so erscheint dem Leser das Gedicht nur als eine Vorstellung der Personen, die an der Maskerade theilnehmen und es ist wahrscheinlich, dass die Gesellschaft sich nach dem Absingen des Liedes zerstreute und in Berührung mit der danebenstehenden Volksmasse kam, wobei »due vecchie esperte« und die »che per troppa giovinezza portan le borse, ove le sorti stanno« ihr Wissen und Können zum Besten gaben. Das wird ein Jeder glaublich finden, der sich nur einmal eine beliebige Maskerade angesehen hat.

Dasjenige nun, was man in einer grösseren Stadt unterlassen musste, was der Dichter nicht selbst that, sondern den Darstellern überliess, hat Čubranović, der im voraus genau wusste, wen er treffen wird, zu Hause früher geschrieben und erlernt. Darin besteht die Schönheit und die Eigenthümlichkeit unserer Jeđupka, denn schön ist die Einleitung eben, weil sie eine Einleitung ist. Wäre damit das ganze Gedicht zu Ende, die Unterschiede zwischen den italienischen Vorbildern und Čubranović wären so klein, dass sie nicht einmal auffallen würden.

Jede Prophezeiung ist als etwas ganzes aufzufassen und hat infolge dessen an sich alle Merkmale eines abgesonderten Gedichtes. Fast jede hat einige einleitende Strophen, in denen die betreffende Dame oder eine von ihren Eigenschaften geschildert wird, und endet mit einer Aufforderung oder Belehrung. Die italienischen Gedichte haben die Eigenthümlichkeit, dass in deren Einleitung die Masken vorgestellt werden, z. B. Filatrici d'or siam [1]) (Wir sind Goldspinnerinnen), Medici siam di tanto ingegno ed arte [2]) (Wir sind Aerzte von so grossem Talent und Kunst), Zingare siam come vedete tutte [3]) (Wir sind Zigeunerinnen, wie ihr alle seht), während in unseren Prophezeiungen die Damen, an die das Gedicht gerichtet ist, vorgestellt werden. Dieser Unterschied erklärt sich, da alle Prophezeiungen zusammen eine Einleitung haben, in welcher von den Darstellern die Rede ist.

---

[1]) Lorenzo de' Medici: Canto di filatrici d' oro. Guerrini 21.

[2]) Canto di medici fisici des unb. Dichters. Guerrini 43.

[3]) Giuggiola: Canto delle zingane. Guerrini 187.

Die Aufforderungen in unserer Jeđupka entsprechen ganz den Aufforderungen in den italienischen Gedichten. Das florentinische Volk wird eingeladen zu kaufen, zu singen, zu tanzen, etwas als Geschenk zu nehmen, aber sehr häufig auch zu lieben und zu geniessen, so lange man jung ist. Z. B. Dame, pensate amar sempre con fede [1]) (Gedenkt immer, Frauen, mit Treue zu lieben), Tutti vi chiama la bella Ciprigna [2]) (Euch alle ladet die schöne Cyprische ein), Adunque in giovinezza conoscete il tresor, che presto vi fia tolto da vecchiezza [3]) (In Jugend also lernt den Schatz kennen, der euch bald vom Alter genommen wird). Dieser letzten Aufforderung entspricht die in der ersten Prophezeiung des Čubranović (V. 93 ff.):

Da ovo t' svjeta službenoga, ki ću t' dati na rastanci: Nemoj da ti prođu danci bez trajanja ljuvenoga; er gospoja bez ljubavi što je ino Boga cića, ner ugasla jedna svića ili t' suh panj u dubravi?	Hier ist der unterthänigste Rath, den ich dir zum Abschied geben werde: Lass die Tage ohne liebevollen Zeitvertreib nicht vergehen; denn was ist anderes um Gottes willen eine Frau ohne Liebe, als ein erloschenes Licht oder ein trockener Klotz im Walde?

Nicht nur am Ende der Prophezeiungen, sondern auch in deren Mitte gibt Čubranović kund, wie er über die Liebe denkt. So ruft er seiner Geliebten zu:

Kušaj, kušaj, jer tko kuša samo jednom ljubav ča je, reće meda slađa da je i dražija nego duša (V. 297—300).	Erprobe, erprobe, denn wer nur einmal erprobt, was die Liebe ist, wird sagen, sie sei süsser als der Honig und lieber als die »Seele«.

Diese eingeflochtenen Gnomen verleihen dem Gedichte den Ton eines Faschingsgedichtes, denn dieses muss ein Spiegel der tollen Zeit sein, in welcher es gedichtet wurde.

Manches ist also den italienischen Gedichten und unserer Jeđupka gemeinsam, was alles beweist, dass Čubranović die ersteren gekannt hat. Auch die Prophezeiungen weisen vieles auf, dessen Spuren wenigstens wir auch in der italienischen Literatur treffen können.

Die Zigeunerin erzählt der ersten Frau, dass sie ihr eine Frucht geben wird, und wenn sie diese isst, so wird sie zwei Söhne gebären. Im

[1]) Lorenzo de' Medici: Cante di poveri, che accattano per carità. Guerrini 22.

[2]) Ibid.: Trionfo dei sette pianeti. Guerrini 30.

[3]) Trionfo dei quattro tempi d'anno des unb. Dichters. Guerrini 34.

italienischen *Canto del zibetto*[1]) liest man: »Di far ingravidare ha gran virtue«; in *Canto dei mercatanti di gioie*[2]): »Donne questa è la ricetta, chi vuol far figliuol maschi«.

Der zweiten Dame erzählt die Zigeunerin die Untreue ihres Mannes. Das Ganze entwirft ein düsteres Sittenbild der damaligen Zeit, aber die ital. Dichter malen dieses Bild noch schwärzer aus. Bei ihnen sind nicht die Männer, die sich nachts zu den Hetären schleichen und hier ihr Geld vergeuden, sondern sie führen uns die Frauen vor, die wegen des leiblichen Genusses alles unter die Füsse geworfen haben. Im Gedichte des Grazzini: *Donne, che si partono di casa per disperate*[3]) werden die Männer als geizig, eifersüchtig, alt und hässlich geschildert. Da suchen die liebevollen Gemahlinnen von den Anderen, was ihnen der Gatte nicht gibt. Dasselbe räth auch Čubranović der zweiten Frau.

Auch die Mittel schön zu werden, um den Geliebten zu gewinnen, kennt die ital. Faschingsliteratur. So eine Aufzählung finden wir in *Canto di pinzochiere andate a Roma*[4]). Erwähnt werden capresti d'impiccati (die Henkersstricke), quattrini tolti alla croce (die vom Kreuze genommenen Kreuzer), brevi consagrati (die geheiligten Breven), dann verschiedene Wässer, Arzneien und Balsame. Bis zu welcher Gemeinheit der Dichter herabsteigen kann, wird den Leser folgendes Bruchstück belehren:

Co' quali molte reti
Abbiam tese, per dare
A gustar per vitella una, la quale
Era vacca formale
Testè uscita di parto, per amore
Di salvar con nostro utile il suo onore.

Zu dieser Ausgelassenheit hat sich Čubranović doch nicht verstanden, und wären wir gezwungen zu glauben, dass er aus diesem Gedichte Material für seine Jedupka schöpfte, so müssten wir in ihm einen feinen Geschmack voraussetzen, der ihn von solchen Gemeinheiten ferngehalten hat.

---

[1]) Der Verfasser ist unbekannt. Guerrini 54.
[2]) Ebenso. Guerrini 57.
[3]) Guerrini 288.
[4]) Vom unbekannten Verfasser. Guerrini 334.

V.

Der Fasching oder das Fest des heil. Elias bot dem Dichter die Gelegenheit, zu seiner Geliebten zu kommen, die Faschingsdichtkunst sollte ihm dagegen dienen, dass er der Geliebten die wirklich empfundene oder fingirte Liebe — das ist uns gleichgültig — erkläre. Er musste aber das Gedicht so einrichten, dass er beim Vortrage mit der betreffenden Person direkt in Berührung kommt. Deshalb wählte er die Gestalt der Zigeunerin und gab seinem Gedichte die Form und manche Eigenthümlichkeit der dramatischen Gedichte. Seine Zigeunerin wuchs zu einer Anzahl von Versen, die wir vergeblich in Italien in solchen Gedichten suchen würden. Schon dieser Umstand zwang ihn, in sein Gedicht Manches einzuschalten, was er in seinen Vorbildern nicht vorfand, und dies entnahm er anderen Dichtern, deren Werke ihm die Gelegenheit in die Hände spielte, und dem Volke, das ihn umgab und dessen Aberglauben und Sitten er kannte.

A. Der Einfluss der Lektüre anderer literarischen Werke, die nicht der Faschingsliteratur gehören, zeigt sich sogleich in der ersten Prophezeiung, wo der Dichter die Geburt zweier Söhne, die beide berühmt sein werden, voraussagt. Ich habe bereits erwähnt, dass die italienische Literatur die Mittel, Kinder zu haben, kennt, sie schweigt aber über das Schicksal dieser Söhne. Darüber erzählen im Gegentheil Manches die romantischen Epen (Aeneas erfährt in der Unterwelt das Schicksal seiner Nachfolger; Ariosto ahmt es ihm nach).

Am deutlichsten tritt in Jedupka des Čubranović der Einfluss seiner nächsten Vorgänger auf dem Gebiete der Lyrik zu Tage. Die sechste Prophezeiung ist ein gewöhnliches Liebesgedicht, wie es Šiško Menčetić und Đore Držić dichteten, nur im Rahmen eines Faschingsgedichtes. Es ist das Schicksal der ragusäischen Literatur, dass ihre Erscheinungen fast immer ein halbes Jahrhundert nach den analogen italienischen Produkten zur Welt kommen. Das geschah auch mit der troubaduristischen Richtung in der italienischen Literatur, die erst in der Jugend des Čubranović die Gemüther der Ragusäer beherrschte und deren Repräsentanten die zwei ebenerwähnten Dichter waren. Dieser Richtung huldigte auch Čubranović.

Den Zusammenhang zwischen Čubranović und seinen Vorgängern beweist schon eine Menge von Ausdrücken, die troubaduristisch oder besser Menčetianisch genannt werden könnten (dvoriti, cić gorušte ljubi

i vire, objaviti ljubezni, gorke boljezni, ličcem smrt svjedoči, tvoja milos, ljuvena silos, svitlost tvoga obraza, ljubav, s ke smrt sve pogleda, sluga, ljubavi izgara, ljuven plam, gledanje strilovito, ličce gdi osvita sve veselo primaljetje, verno služenje, ljuvena uza, sladak pogled u. s. w.). Ueberzeugender aber ist die Analyse der Liebeserklärung, denn diese zeigt, dass die Klagen, die Wünsche und die Gedanken Čubranović's eins mit den Klagen, den Wünschen und den Gedanken Menčetić's und Držić's sind.

V. 317—368 wird der zaghafte Liebhaber geschildert: Er darf ohne Gelegenheit seine Liebe nicht aussagen und folgt immer der Geliebten. Deshalb soll sie ihm ein Stelldichein geben. Die Liebe soll geheim bleiben.

Cf. Menčetić [1]) IV. 17, wo er um eine Zusammenkunft bittet, und IV. 28, wo er seine Liebe geheim erklärt.

V. 369—380 bittet der Verliebte, dass sie sich am Fenster zeige.

Menčetić und Držić thun dasselbe einigemale, z. B. Menč. I. 5. 6. 7. 10, 11. 16, 18 etc. Držić 40 etc.

Nun folgt bei Čubranović die Strophe:

Ako služba smrt dostoja,
života ga, gospo, izbavi;
to l' podoba ke ljubavi,
skaži mu je milos tvoja.
Cf. Menčetić I. 8.

Wenn der (Liebes)dienst den Tod verdient, so befreie ihn, Frau, von dem Leben; wenn er der Liebe Werth erscheint, so soll deine Gnade ihm dieselbe zeigen.

Ako gnjiv dostoja, tko slavi tvoj ures,
dostojno svis moja skončana sada jes.
To li što podobi pravedno služenje,
bez sumnje pravo bi meni tve združenje.

Čubranović sagt weiter: *I rođen je*, nu vid, *na to*, da ljubavi tvom izgara (Und er ist geboren, schau nur, dazu, dass er auf der Flamme der Liebe zu dir verbrenne). Das ist wieder dem Menčetić entnommen, denn auch dieser sagt: *Na toj sam porođen* ter imam nevolju ljuven stril još tirit (I. 64).

Nun folgt in der Jeđupka die Schilderung der Lebensweise des Liebenden. Seine Leiden gipfeln im Selbstmordversuche, doch das Schwert zerbrach, als er sich darauf warf. Ich werde den Leser mit

---

[1]) Die Gedichte, die Menčetić' und Držić' sein sollen, sind von Jagić in Stari pisci hrvatski II nach der einzigen erhaltenen Handschrift herausgegeben.

der Aufzählung der Stellen bei Menčetić und Držić, wo vom Tode die Rede ist, nicht peinigen. Erwähnung verdient das Gedicht Menčetić's (III. 24), wo der Dichter ausführt, dass er, wenn das seiner Geliebten gefallen würde, im Stande wäre, seinem Leben ein Ende zu setzen. Die Ausrufe, wie V. 437—448, 460—472, sind auch in der Menčetianischen Liebespoesie nicht neu (cf. Držić 50, 52, 61). V. 405—416 erzählt die Zigeunerin, was alles der Verliebte mit seinen Thränen erreicht hätte; ein ähnliches Motiv findet man z. B. in Menčetić's III. 34.

Das stärkste Ueberredungsmittel, das dem Dichter zu Gebote stand, war: »Was wirst du erreichen, wenn er deinetwegen vor deinem Hause stirbt und das Volk herbeiläuft? Die Leute werden es dir verübeln.« Das ist auch kein Eigenthum Čubranović's, denn Menčetić hatte seiner Geliebten dasselbe einigemale vorgesungen (III. 20, 45, 68). Aehnlich droht auch Držić im Gedichte 27.

Das Gesagte genügt, um zu zeigen, wie stark Čubranović von seinen Vorläufern beeinflusst wurde. Die Fehler, die wir in der Liebeserklärung finden, sind nicht Čubranović', sondern fremde, und wir können ihm gegenüber nur den Vorwurf erheben, dass er sich von den ragusäischen Vorbildern nicht so loszusagen wusste, wie er sich von den italienischen losgesagt hatte.

B. Man darf indessen nicht zu weit gehen und der Liebeserklärung jeden Werth absprechen. Die Vorzüge, die die übrigen Theile des Gedichtes schmücken, sind auch dem Gesange der sechsten Frau eigen. Es lässt sich das Bestreben des Dichters, die Zigeuner, wie sie wirklich waren, zu schildern nicht verkennen. Selbst ihre Sprache suchte er nachzuahmen und man findet da volksthümliche Wendungen wie: Tako te Bog ne uhili (V. 51), moja kito od ružice (V. 63), tako meni Dančuo zdravo (V. 75), ter tako mi dobre staje (V. 173), moja tiha pitomino (V. 178), moja krnno zlatom svita (V. 611), za tve rajne majke mliko (V. 360), da će biti blägo s njime kumu, drugu i susidu (V. 83 ff.), er ć' grbava stara umriti (V. 92), moje tiho lito (V. 160), moja rajska vilo (V. 330) und andere; auch Epitheta wie moja vilo, moja diko, vojno, grozne suze, žarko sunce, britka smrt, vilovito bilje, sinje more u. s. w.

Bei der Nachahmung der Sprache verblieb Čubranović indessen nicht. Bei der Besprechung der italienischen Faschingsgedichte war ich genöthigt, darauf hinzuweisen, dass es in diesen Manches gibt, was in Jeđupka ausführlicher besprochen wird. Die italienischen Gedichte erleichterten seiner Phantasie den Flug durch allerlei Hinweise auf die

Begabung der Zigeunerinnen zu den Prophezeiungen, auf die wunderliche Wirkung einzelner Balsame etc. Durch diesen Hinweis ermuntert, suchte er selbst, in den ihm angewiesenen Rahmen die Sitten und Betrügereien der Zigeuner und den Aberglauben des Volkes hineinzugeben.

Es ist möglich, dass er auch in den ersten zwei Prophezeiungen das Wirken der Zigeuner nach dem Gesehenen[1]) schilderte; diese Möglichkeit erstarkt in Bezug auf die drei folgenden Wahrsagungen zur Wirklichkeit. In der dritten und vierten Prophezeiung werden nämlich einige Kräuter genannt, deren meiste heutzutage auch vom Volke gebraucht werden oder wenigstens gekannt sind. Ich werde sie aufzählen:

1. Dragoljub (der Kapuziner Kress — tropaeolum minus) ist heutzutage auch gekannt.
2. Vratiželja; Parčić[2]) kennt vratižej und erklärt es für Tordylium.
3. Zlatovlas ist heutzutage auch in Canali (bei Ragusa) bekannt, wie es mir eine aus Canali gebürtige Bürgerschullehrerin erzählte.
4. Devesilj (devetь silъ) ist schon dem Namen nach eine Arzneipflanze. Cf. Ak. Wörterbuch. Vuk Karadžić erwähnt es auch im Wörterbuche. Appendini[3]) hat Nevesilj.
5. Kaloper (das Frauenblühtl — Salvia officinalis oder Balsamita) ist auch eine Arzneipflanze.
6. Ruta; Appendini erwähnt es und übersetzt mit ruta ortense. In Ragusa ist es heutzutage auch bekannt und gebraucht.

---

[1]) Vuk: Српске народне пјесме I. 266 hat:

Prvo ću ti bilje kazat, da ti ljuba rodi sina;	Das erste Kraut zeige ich dir, und deine Braut wird einen Sohn gebären;
drugo ću ti bilje kazat, da ti sablja siječe Turke;	das zweite Kraut zeige ich dir und dein Säbel wird die Türken hauen;
treće ću ti bilje kazat, da si štiman u družinu.	das dritte Kraut zeige ich dir und du wirst in der Gesellschaft geschätzt werden.

[2]) Im croatisch-italienischen Wörterbuche, vergl. auch Šulek, vratiželj.

[3]) Am Fusse des Berges Snježnica im südlichen Dalmatien findet man eine Höhle. Appendini glaubte, es sei diese dem Aeskulap heilig gewesen und besuchte dieselbe. Da zeigte ihm der Sohn des »berühmten« Mihaica die Arzneikräuter, die dort wuchsen, und dieses Verzeichniss hat uns Appendini in seinen »Notizie istorico-critiche sulle antichità etc.« I, p. 30 hinterlassen. Für uns ist es wichtig, denn das Verzeichniss stammt aus dem Jahre 1802 ungefähr.

7. Mak. Appendini kennt auch diese Pflanze (Papaver).
8. Rubazinje. Diese Pflanze ist weder mir noch den zu Rathe gezogenen Wörterbüchern bekannt.
9. Ljubica. Appendini übersetzt es mit Melissa. Als Arznei wird es auch in Zbornik I. der südsl. Akademie S. 281 erwähnt.
10. Jasenak. Appendini erklärt es nach Dottor Flori Raguseo mit: Kopitnica oli Jasenak mali — Assenzio col fior di camomilla. Mali jasenak übersetzt das Ak. Wörterbuch mit atropa belladonna. Vuk Karadžić in Живот и обичаји S. 34 erwähnt den Glauben des Volkes, dass die Vilen diese Blumen pflücken; deshalb soll man den Kranken hinsetzen.
11. Čičindra — čičimak, Zizyphus (Ak. W.).

Ich will nicht behaupten, dass die Wirkung, die Čubranović diesen Pflanzen zuschreibt, auch von der Bevölkerung zur Zeit Čubranović's erhofft wurde, da eine solche Behauptung nicht erwiesen werden könnte. Das eine steht jedoch fest und zwar, dass alles, was Čubranović über deren Gebrauch erzählte, volksthümlich war. Da haben wir die Wortspielerei im III. Gesange: Dragoljub macht dem Gatten die Gamahlin beliebt (draga — liebe, ljuba — die Geliebte); Vratiželja (vratiti se — zurückkehren, želja — der Wunsch) lockt den Geliebten aus der Ferne; zlatovlas (zlat — golden, vlas — die Locken) erzeugt goldene Haare. Die Wortspielerei spielt auch heutzutage eine grosse Rolle in den Volkserzählungen und in den Volksgebräuchen. Wegen ihres Inhaltes will ich hier eine, die Vuk Karadžić in Живот и обичаји S. 29 verzeichnet hat, deutsch wiedergeben: In Bocche di Cattaro kommen drei schon heirathsfähige Mädchen am heil. Georgs-Feste zusammen und gehen in der Frühe Wasser holen. Eine trägt in der Hand Hirse, die andere einen Zweig der Weissbuche im Busen. Eine von diesen fragt die dritte: »Wohin?« und diese antwortet: »Wasser (*voda*) holen; man möge mich und dich und die, die über dich schaut, zum Altar führen (*voditi*)«. Dann fragt sie diejenige, die die Hirse trägt: »Was hast du in der Hand?« Jene antwortet: »Die Hirse (*proso*); man möge um meine, um deine und um die Hand derjenigen, die über dich schaut, werben (*prositi*)«. Darauf fragt sie diejenige, die den Zweig im Busen hat, was sie trage. Die Antwort ist: »Weissbuche (*grab*); man möge mich und dich und die, die über dich schaut, rauben (*grabiti*)« [1]).

[1]) Ueber die Etymologisirung hat Jagić in *Program gymnazije zagrebačke*

Die Bemerkung zu der vierten Frau, dass sie die vorgeschriebenen Pflanzen im Blute der Taube kochen muss, gibt auch dem Recepte den Charakter der Volksthümlichkeit. Horvat z. B. erzählt, dass die Mädchen der lebenden Taube das Herz herausnehmen und es dem Geliebten zu essen geben (Zbornik der südsl. Akademie I. 252). Das geschieht freilich in Koprivnica, aber ich selbst habe in Ragusa gehört, wie eine Inselbewohnerin der anderen das Blut des schwarzen Hahnes verschrieb.

Von der Auffassung des Volkes hat sich Čubranović auch in der fünften Prophezeiung nicht entfernt. Die von ihm in den Mund der Zigeunerin gelegten Zauberworte haben alle Merkmale der Verwünschungen, wie sie das Volk spricht. Vuk im obenerwähnten Werke verzeichnet einige, z. B. Kako mi u skupu zobale, tako mi u skupu nosile (Wie ihr zusammen esst, so möchtet ihr zusammen Eier legen. S. 5); Sjajno ogledalo, kako ti mene sad pokazuješ, tako mi u snu pokaži mogasudenika (Heller Spiegel, wie du mich jetzt zeigst, so zeige mir im Traume meinen Bestimmten. S. 323). In Zbornik sind noch passendere Parallelen zu lesen: Kako je žuko srce moje, tako bilo žuko sjeme tvoje (Wie gallenbitter mein Herz ist, so sei gallenbitter dein Same) oder: Kako se ovo brzo plavne, tako se ti brzo skončala (Wie das schnell aufflammt, so mögest du schnell untergehen) [1].

---

za god. 1861, pag. 9, und Zima in *Figure u našem narodnom pjesništvu s njihovom teorijom*, Zagreb 1880 gesprochen. Aus Vuk: Српске народне пјесме I. führe ich folgende Parallelen an, die alle unseren Dichter beleuchten können und in Ragusa aufgezeichnet sind:

Jednu kitu *nevena* cvijeća,
da on *vene* iz srdakca moga;
drugu kitu *tratora* cvijeća,
da on *traje* u jadu godine;
treću kitu *maka* bijeloga,
da se *smakne* s ovoga svijeta.

Den ersten Strauss *Todtenblumen*, damit er *welke* in (aus) meinem Herzen; den zweiten Strauss *Tausendschönchen*, damit er im Kummer das Leben *verbringe*; den dritten Strauss *Mohn*, damit er sich (Vuk I, Nr. 534) von dieser Welt entferne.

Ako ti nikne žut *neven*,
uveni dušo za mnome;
ako ti nikne *bosiljak*,
dođi mi *bosa* po noći;
ako l' ti nikne *ljubica*
ljubićemo se doveče.

Wenn die gelbe *Todtenblume* dir hervorkeimt, so *verwelke*, meine Seele, mich wünschend; wenn das *Basilienkraut* hervorkeimt, so *komme* barfuss zu mir zur Nachtzeit; wenn das *Veilchen* hervorkeimt, wir werden (Vuk I, Nr. 644) uns diesen Abend küssen.

[1] Zbornik za narodni život i običaje južnih Slavena I, 248, 262.

Die Jedupka Čubranović's verdankt ihre Existenz und die Form verschiedenen Einflüssen, sie zeugt aber von der grossen Begabung des Dichters, der alle diese verschiedenen Elemente in eine Einheit zusammenzubringen wusste. Der Dichter schildert uns die Zigeunerin zuerst nach den äusseren Merkmalen, d. i. nach ihrem Schmutze, Wanderleben, ihrer Abkunft und anderem. Ihre Thätigkeit sollte der Leser oder der Zuhörer aus der Anschauung kennen lernen. Das schöne allgemeine Bild, das in der Einleitung gegeben wurde, wird allmählich durch die ins Detail ausgeführten Charakterzüge erweitert. Zuerst kommen zur Sprache die Berührungen der Zigeunerin mit der Familie, dann mit dem Leben der einzelnen Personen, wobei das leibliche Wohl von den Wünschen des Herzens unterschieden wird. Wenn man das ganze Lied zu Ende liest, so scheint es, als ob wir diese Jedupka da vor uns sähen. Umringt von den leichtgläubigen Leuten, liest sie ihnen aus den Augen die geheimsten Gedanken und richtet darnach ihre Worte. Was kümmert sie, ob es wahr ist oder nicht? Geld will sie haben, das ist ihr Gott, ihr Paradies, ihr Alles.

Während nun die gelungene Charakteristik, die poetische Sprache und der Inhalt selbst den Aesthetiker angenehm berührt, so dass er Jedupka wenigstens theilweise als genussreiche Lektüre empfehlen kann, flösst das Gedicht auch dem Literaturforscher Interesse ein. Denn wenn wir auch die Verbindungen des Čubranović mit seinen älteren und jüngeren Zeitgenossen ausser Acht lassen und nur die Beziehungen unseres Andreas einerseits mit der italienischen Literatur, andererseits mit dem Volksthümlichen in Augenschein nehmen, so sind die Resultate dieser Forschungen auch beachtenswerth, weil wir eine Kunstdichtung auf dem Grenzgebiete zweier Nationen vor uns haben, welche die Repräsentanten zweier Welten, nämlich der romanischen und der slavischen, sind. Diese Einflüsse, die die geschichtliche Entwickelung der Südslaven beherrscht haben, treten in keinem anderen Literaturwerke der ragusäisch-dalmatinischen Epoche so zu Tage wie bei Čubranović, und eben deshalb ist Jedupka nicht nur als ein Literaturdenkmal, sondern auch als ein Culturdenkmal anzusehen.

VI.

Ein Gedicht, wie es Jedupka war, konnte nicht ohne Eindruck auf die Zeitgenossen bleiben. Die Schönheiten der Dichtung blieben nicht

den nächsten Nachfolgern unbekannt, und hiervon zeugt die grosse Anzahl der Gedichte, die wir zu den Nachahmungen der Jeđupka rechnen.

Schon im Jahre 1557 fand es *Miša Pelegrinović* angemessen, eine neue Jeđupka zu dichten, und in der Widmung gesteht er offenherzig, dass er den Čubranović nachahmt. Es wäre jedenfalls besser gewesen, hätte er ihn weniger nachgeahmt, denn sein Werk ist schon keine Nachahmung, sondern ein Plagiat. Die Einleitung, das I., II., III. und V. Gedicht der Jeđupka Čubranović's eignete er sich an [1]), die übrigen vierzehn Prophezeiungen dichtete er selbst, doch ist der Einfluss der ersten überall sichtbar. Sein Werk ist der beste Beweis dessen, was er in der Widmung sagte, d. i. dass man der Jeđupka nichts hinzufügen und nichts wegnehmen kann. Pelegrinović wusste nichts neues zu erfinden, sondern wiederholt das Čubranović'sche mit anderen Worten. Der Zusammenhang zwischen einzelnen Gedichten ist sehr locker, denn alles beruht auf den letzten Strophen der Einleitung, wo die Zigeunerin verspricht, dass sie um Geld prophezeien wird. Diese Jeđupka ist eine einfache Sammlung der verschiedenen Prophezeiungen ohne Ziel und infolge dessen ohne jeden Causalnexus.

Dieser Misserfolg scheint die Ragusäer erschreckt zu haben, denn der Versuch des Pelegrinović, ganz nach Čubranović'scher Art zu dichten, blieb vereinsamt. *Sabo Mišetić Bobali* (1530—1585) bildete seine Zigeunerin so, dass er aus dem zweiten und dritten Gedichte ein Gedicht schuf. Diese Kontamination führte die Faschingsdichtung zu dem italienischen Typus zurück, der nur einheitliche Gedichte kennt. Hervorzuheben ist es auch, dass bei Mišetić schon die Einflüsse der italienischen und klassischen Romantik zu beobachten sind.

Diese treten indessen in der Jeđupka des *Mažibradić* (1600?) stärker zum Vorschein. Seine Zigeunerin weiss unter anderem auch, was man in der Hölle und auf dem Himmel thut. Sie ist keine Zigeunerin mehr, sondern eine Hexe oder wenigstens die gutmüthige Fata der italienischen Ritterepen. Den Hauptinhalt dieser Jeđupka bildet die Prophezeiung über das Jahr 1636. Das ist eine Art des hundertjährigen

[1]) In der Programmabhandlung des k. k. Obergymnasiums in Ragusa (1897/8) liess ich die Möglichkeit zu, dass Pelegr. seine Jeđupka uns nicht in der Fassung hinterliess, wie wir es in Stari pisci hrvatski VIII lesen. Später hatte ich in der Hand die oben besprochene Handschrift der Communalbibliothek in Ragusa, und diese überzeugte mich, dass Pelegrinović selbst die Bestandtheile der Čubranović'schen Jeđupka in sein Gedicht übertrug.

Kalenders, und das beweist, dass die Lektüre allerlei Praktica und Prognostica auch in Ragusa ihren Eingang gefunden hatte.

Der unbekannte Dichter [1]), der die vierte »Aegyptierin« dichtete, war ein guter Versemacher, weshalb wir ihn in die Zeit Gundulić's verlegen müssen. Von ihm kann man sagen, er sei nicht der Nachahmer des Čubranović, sondern der Nachahmer der Nachahmer des Čubranović. Sein Gedicht bildet ein buntes Bild der verschiedensten Einflüsse; manches erinnert an Vetranić, etwas an Čubranović, der grösste Theil aber an Mišetić und Mažibradić.

Nikola Nalješković und St. Giman Đorđi [2]) sind auch den Nachahmern des Čubranović zuzuzählen, sie änderten aber die Maskerade. Der erste stellt uns den Teufel, der zweite den Derviš vor. Der Inhalt der Gedichte ist folgender: 1. Der Teufel erscheint und schildert seine Natur (cf. unter II.) und meldet, dass ihm mehrere folgen werden. Diese kommen verkleidet (Lateiner, Verliebte, Hirten etc.). Einer von diesen offenbart der Dame seine Liebe, worauf die ganze Gesellschaft in ein Hymenäuslied einstimmt. 2. Ein Derviš, blutend und buckelig, kommt zu seiner Erwählten und erzählt die Leiden, die ihm die Liebe verursacht.

Schon diese kleine Inhaltsangabe zeigt die Berührungspunkte zwischen diesen Gedichten und ihrem Vorbilde, aber auch die Unterschiede, die besonders stark bei Đorđi hervortreten. Das Komische in der Dervišata ist so stark, dass die Liebeserklärung darunter fast ganz erstickt. In dieser Hinsicht ist Đorđi dem Čubranović überlegen, so dass wie Čubranović seine Nachahmer hatte, Đorđi seinerzeit auch von den einheimischen Dichtern nachgeahmt wurde. Zwischen diesen verdient besondere Erwähnung Ignjat Đorđi, der ein Gedicht unter dem Titel Marunko verfasste [3]).

Die obenerwähnten Dichter trachteten also, dem Beispiele des Čubranović zu folgen, und obzwar ihre Versuche — mit Ausnahme der Dervišata — misslungen sind, zeugen sie doch von der grossen Popularität des Themas, das von Čubranović bearbeitet wurde. Der Einfluss des Čubranović zeigt sich indessen nicht nur auf dem Gebiete der Faschingsliteratur, sondern auch in den anderen Zweigen der Dicht-

---

[1]) Alle vier Jeđupka sind zu lesen in Stari pisci hrvatski VIII.

[2]) Решетаръ, Антологија дубровачке лирике p. 144.

[3]) Längeres über die Nachahmer des Čubranović habe ich in der oben erwähnten Programmabhandlung geschrieben.

kunst. Im XVI. Jahrh. treten uns auf einmal die Dichter in ihren Werken mit allerlei Arzneien und Zauberworten entgegen, die einigemale ohne jeden Zusammenhang mit dem übrigen Inhalte sind. Miša Pelegrinović empfiehlt im Briefe [1]) an seinen Freund Mišetić demselben die Mittel, das Gehör zu retten. In Pelegrin [2]) des Vetranić wird ein Pflaster aus Kornelkirsche und Wegerich (V. 380—400) erwähnt. Nalješković lässt in seiner ersten Komödie [3]) eine Alte dem Radat sagen, wie er sich von der Liebe befreien wird. (Man findet nirgends gesagt, ob er das Mittel gebraucht hat.) Fast in allen Hirtendramen, wo die in Vilen verliebten Hirten sich selbst tödten, fanden die lustigen Ragusäer, die den Tod nicht einmal auf den Brettern leiden konnten, solche Kräuter, die den Hirten das Leben zurückgaben.

Auch diese Erscheinungen entstanden höchstwahrscheinlich unter dem Einflusse der Aegyptierin und zeigen, wie gross der Eindruck unseres Andreas war. Alle Nachahmungen auf dem Gebiete der Faschingsliteratur drehen sich nun um den ersten Theil des Gedichtes: der eine bespricht die Geschichte der Zigeunerin, der zweite führt die Zaubermittel an, der dritte berührt das Familienleben u. s. w.; nur Nalješković und Đorđi verfolgten mit ihren Gedichten dasselbe Ziel wie Čubranović, d. i. die Liebeserklärung. Diese ist bei ihnen anders gehalten, als bei ihrem Vorbilde, denn Nalješković fasst sich kurz, Đorđi erregt bei den Zuhörern das Lachen. Wenn man dazu beachtet, dass der Einfluss Čubranović's bei anderen Dichtungsarten sich wiederum nur in volksthümlich klingenden Gedichtstheilen geltend macht, so bedeutet das nach meinem Dafürhalten, dass die alten Ragusäer über Jeđupka dasselbe meinten, was auch wir heutzutage denken. Sie suchten die Schönheit der Jeđupka in der treuen Wiedergabe des Zigeunerlebens und ihrer Thätigkeit und nicht in der langen Liebeserklärung, die auf den Leser unangenehm wirkt.

In Ragusa geschah dasselbe, was sich in Italien nach Dante und Petrarca ereignete, si licet parva comparare magnis. Dittamondo des Fazio degli Uberti, Ladriregio des Federico Frezzi sind ihrem unsterblichen Vorbilde Divina commedia gegenüber kaum nennenswerth; ähnlich verschwinden Buonacorso da Montemagno e Giusto da Volmontone

---

[1]) Stari pisci hrvatski VIII, p. 194.
[2]) Stari pisci hrvatski IV.
[3]) Stari pisci hrvatski V, p. 189.

vor ihrem Vorbilde Petrarca, denn das ist eben das Geschick der Nachahmungen. Erst später, als man in Italien sah, dass man mit blossen Nachbildungen nichts erreicht, begann das Studium der Trecentisti segensreich auf die Geister der Leser und das Schaffen der Dichter einzuwirken. So lange die Mitbürger Čubranović's die Aeusserlichkeiten und den Inhalt des Gedichtes bewunderten und es nachzuahmen trachteten, verfielen sie öfters in Dummheiten und Albernheiten. Erst Gundulić und Palmotić brachten die Vorzüge der Jedupka zu Tage, denn das Wenige, was Prof. Zore herausgefunden hat, zeigt, dass sie die Schönheit des Gedichtes nicht nur im Inhalte, sondern in der Sprache, in den poetischen Tropen und Figuren, in der Ausdrucksweise zu finden wussten [1]). Zum Schlusse möchte ich den Wunsch ausdrücken, dass man auf diesem Wege fortfahren möge. Dann käme vielleicht manches zum Vorschein, was uns die Wirkung der Jedupka noch grösser würde erscheinen lassen. Uebrigens waren die Verhältnisse in Ragusa solche, dass eine Anlehnung an das Nationale in Čubranović'scher Richtung mit Hinsicht auf die starke und fortwirkende Einwirkung seitens der italienischen Literatur kaum denkbar ist.

Spalato, Januar 1899. *M. Medini.*

---

[1]) Stari pisci hrvatski VIII, IX. Ich führe nur zwei Stellen an, damit man sehe, wie die beiden Dichter, die man die grössten in der einheimischen Literatur nennt, ganze Verse der Jeđupka entnahmen und in ihre Gedichte hineinflochten:

Osman I. 37.	Jeđupka (Strophe 8).
Bila vam su brašna hode A poskupo hladne vode.	Bile mi su brašno hode I poskupo hladne vode.
Kristijada IV. 76.	Jeđupka (Str. 21).
Da je vazda š njime blago Kumu, drugu i susjedu.	Da će biti blago š njime Kumu, drugu i susidu.

Beiträge zur Ethnographie der hannoverschen Elbslaven.

Mitgetheilt von A. Vieth, mit Einleitung und Zusätzen von H. Zimmer, V. Jagić und A. Leskien.

I.

Ein Brief Prof. Dr. H. Zimmer's statt der Einleitung.

Greifswald, 1. 12. 1897. Carlsplatz 13.

Sehr geehrter Herr College!

Ich bin in der angenehmen Lage, Ihnen ein Denkmal zur Verfügung zu stellen, dem sie vielleicht einen Platz in Ihrem Archiv gönnen. Es handelt sich, wie ich nach Durcharbeitung der von Hanuš in der Slav. Bibliothek II, 109 ff. (Wien 1858) und von Schleicher in der Einleitung zu seiner Grammatik des Elbslavischen angeführten Litteratur annehmen möchte, um das älteste Zeugniss über Sitten, Gebräuche und Sprache der Elbslaven bei Lüneburg. Es ist gefunden von einem Schüler von mir, Herrn Vieth, der sein Staatsexamen als Gymnasiallehrer gemacht hat, aber in Folge der Ueberfüllung noch keine Stelle hat und in der Zwischenzeit eine Geschichte des auf Rügen und in Vorpommern verbreiteten Geschlechtes »von der Lancken« schreibt. Zu dem Zwecke arbeitet er in Kopenhagen und hier hat er unter andern ungeordneten Manuscripten auch das in Rede stehende gefunden. Es stammt aus dem Besitz eines Mich. Richey, der 1678 geboren wurde, 1704 Rektor des Gymnasiums in Stade war, dann von 1717 ab Professor der Geschichte und griech. Sprache am Gymnasium zu Hamburg war, wo er 1761 starb. Aus dessen Nachlass stammt das Ms., ist aber, nach Herrn Vieth, nicht von ihm geschrieben.

Das Ms. trägt den Titel:

1) »Wendischer Aberglaube angemercket bey der General Kirchen Visitation des Fürstenthums Dannenberg im Monath August Anno 1671.«

Dann folgt:

Cap. I. Bemerkungen über Namen und Ausdehnung des Bezirkes.
Cap. II. Vom Creutz- und Kronen-Baum.
Cap. III. Von Sauff-Festen der Wenden.
Cap. IV. Von gewissen Tagen.
Cap. V. Vom Bawerrecht.
Cap. VI. Von Züchtmeistern.
Cap. VII. Von Hochzeiten.
Cap. VIII. Von Schwangern, Bademüttern und Kranken.
Cap. IX. Von Begräbnüss.
Cap. X. Von der Wenden Leben insgemein.

Der Schluss dieses Theiles, der in Abschrift 29 Quartseiten umfasst, lautet:

»Und dieß sind, so die vornehmbste puncten, welche jch bey der Gen. Visitation gemercket. Bitte der H. M. wolle dieses hochgeneigt vorlieb vndt willen nehmen, und mein stets geneigter hoher Patron verbleiben.

Zelle d. 26. Febr. Ao. 1672.«

Dann folgt in anderer Tinte und vielleicht (?) auch von anderer Hand:

II) »*Verzeichniß einiger Posten des Abergläubischen Wezens der Land- und auch vieler Stadtleute.*«

Es sind dies auf 10 Seiten (in Abschrift) systemlose Nachträge zu dem vorangegangenen Visitationsbericht von 1671. Diese Nachträge schliessen:

»*Diese Passagen habe tempore officii Schneg. et Lüch. mit der Zeit angemercket.*«

Dann folgt sicher von Hand und Tinte wie der erste Theil:

III) Vocab. et Phras. Vandal.

Ein *systematisches Vocabular* und *Phrasensammlung* (c. 400).

Wir haben also 3 Theile: 1) Visitationsbericht, 2) Nachtrag, 3) Vocabular und Phrasensammlung. Es sind 1 und 3 von derselben Hand geschrieben; dazwischen wurden Blätter eingeheftet oder waren freigelassen zu Nachträgen. Diese Nachträge zum Bericht von 1671 gehen herunter bis A. 1710, denn zum Schluss von Theil 2 vor den eben gegebenen Schlussworten »Diese Passagen u.s.w.« steht: »Alß Ao. 1710 Mens. Jan. Adv. Heinen uxor eine junge Tochter gebohren, befielet sie der Bademutter, des Kindes Hände und Füße in kalt Wasser zu stecken,

so wäre es für Frost befreyet«, und zwar sind diese Worte mit anderer Tinte als sonst Theil 2 und die Schlussworte »Die Passagen u. s. w.« geschrieben, so dass Theil 2 zwischen 1672 und 1710 geschrieben sein muss.

Was den Inhalt anbelangt, so ist manches bekannt:

1. Capitel I findet sich in Hamburgische vermischte Bibliothek III, 557 § 3 (Hamburg 1745) und in Neues Vaterländisches Archiv (herausgeg. von Spiel, fortgesetzt von Spangenberg) II, 224 § 3 (Lüneburg 1822), mit ausdrücklicher Berufung auf die Generalvisitation von 1671.

2. Capitel II inhaltlich sowie einzelne Notizen aus den andern finden sich in Neues Vaterländisches Archiv Jahrg. 1832 I, 299—317, mit Berufung auf den Visitationsbericht vom 4. August 1671.

3. Capitel II ist zum Theil wörtlich gegeben in Domeier's bekannter Arbeit in Hamburg. vermischte Bibliothek II, 387—393 (Hamburg 1744), und seine a. a. O. 794—801 gegebene »Sammlung von mehr als 300 Wörtern der alten wendischen Sprache, *aus den Papieren eines im vorigen Jahrhundert* (— so schreibt Domeier 1743 —) *bei einer wendischen Gemeinde in der Grafschaft Dannenberg gestandenen Predigers* zusammengesucht und in *gegenwärtige alphabetische Ordnung vertheilet*« macht sofort den Eindruck eines alphabetisch geordneten Auszuges aus Theil 3 des Kopenhagener MSS. mit Auslassung von etwa 50 Wörtern und Phrasen.

Mit der letzteren Beobachtung fällt die Annahme von Hanuš (Slav. Biblioth. II, 118) und Schleicher (Einl. zur Gramm.), dass Domeier »die Arbeiten Pfeffinger's lexikalisch bearbeitete«, was Hanuš und Schleicher ohnedies nicht hätten annehmen dürfen. Domeier liefert nämlich zweierlei, wie unter 3 bemerkt ist. Da er nun den ersten Theil nicht aus Pfeffinger nehmen konnte (Pfeffinger hat so etwas nicht), so liegt doch a priori schon die Möglichkeit vor, dass er für den zweiten Theil eine andere Quelle hatte als Pfeffinger. Hierzu kommt, dass Domeier in der eben gegebenen Ueberschrift zu seiner Sammlung die allerbestimmtesten Angaben über seine Quelle macht. Hätten Hanuš und Schleicher Recht, dann müsste Domeier ein grosser Lügner sein, da ja Pfeffinger Inspektor der Ritterakademie in Lüneburg und Jurist war, aber nicht Prediger in einer wendischen Gemeinde in der Grafschaft Dannenberg. Zu einer solchen Verdächtigung Domeier's liegt aber kein Grund vor. Im Gegentheil: seine Angaben im »Vorbericht« zum ersten Theil (Hamb. verm.

Biblioth. II, 387), dass seine Nachrichten aus den Aufzeichnungen der allgemeinen Kirchenvisitation von 1671 stammten — »wovon mir eine Abschrift in die Hände gerathen ist« sagt er! —, erweisen sich durch das Kopenhagener MSS. Theil 1 als vollkommen wahrheitsgemäss. Es ist daher bei der inneren Beziehung seiner Wortsammlung zu Theil 3 des Kopenhagener MS. eher anzunehmen, dass dieser Theil 3 die Quelle ist, die er »in alphabetische Ordnung vertheilet« hat, und dass die Uebereinstimmungen zwischen Pfeffinger und Domeier darauf beruhen, *dass beide dieselbe Quelle benutzt haben*, das uns in der Kopenh. Hds. als Theil 3 erhaltene systematische Vokabular und Phrasensammlung.

Für Theil 1 steht der Autor so gut wie fest. Sowohl Hamb. verm. Bibl. III, 557 § 3 als Neues vaterländ. Arch. II, 224 § 3 wird der Mittheilung von Cap. I aus dem ersten Theil die Bemerkung vorausgeschickt: »Der sel. Herr D. Joachim Hildebrandt, weiland hochverdienter Obersuperintendent des Herzogthums Lüneburg, hat an einen guten Freund eine Schrift in Form einer Missiv abgehen lassen, oder den guten Freund, den er Magister nennet, nach dem Exempel anderer gelehrter Leute nur so erdacht, darin ertheilet er, was er bei der general Visitation des Jahres 1671 in hiesigem Wendlande angemerkt hat«. Hiermit wird deutlich auf den vorhin mitgetheilten Schluss von Theil 1 angespielt. Wer ist nun der Auftraggeber, den der Verfasser als »H. M.« (Herr Magister) und »mein stetsgeneigter hoher Patron« anredet? Etwa Leibniz? Dagegen scheint zu sprechen, dass derselbe 1672 — in welchem Jahre der Bericht in Theil 1 gemacht wurde — noch in Mainz war und erst 1676 nach Hannover kam; auch passt die Bezeichnung »*stetsgeneigter hoher Patron*« auf den jungen Leibnitz 1672 schlecht. Wahrscheinlicher wäre schon, dass Leibnitz zu Theil 2 des MSS. die Anregung gab. Er zog nämlich 1691 bei dem damaligen Pfarrer in Lüchow, G. F. Mithof, Erkundigungen über die Wenden dort ein (s. Leibnitii Collectanea etymologica II, 335 ff.) und forderte ihn auf, »alles zu sammeln, was seiner Zeit über polab. Alterthümer und Sprache Merkwürdiges sich vorfände« (Hanuš a. a. O. S. 112). Da nun Theil 2 des MS. zwischen 1672 und 1710 verfasst ist von einem Manne »*tempore officii* Schneg. et *Lüch.*«, so könnte man an Mithof denken als Urheber der Nachträge zu dem Bericht von 1672, von dem er eine Abschrift sich verschafft hatte. Da Domeier als die von ihm (1743) bearbeitete Quelle Papiere eines »*Prediger* bei einer *wendischen Gemeinde* in der Grafschaft Danneberg« angibt, könnte möglicherweise

Mithof auch Theil 3 des MS. in Folge der Anregung von Leibnitz gesammelt haben. Dies müsste zwischen 1691 und 1698 geschehen sein, da in letzterem Jahre Pfeffinger sein Wörterbuch will gesammelt haben.

Unbekannt sind aus der Kopenhagener Hds. vollständig die Cap. 5. 6. 7. 8. 10 aus Theil I. Aus den übrigen Kapiteln von Theil I und II sind nur abgerissene Einzelheiten bekannt bis auf Cap. 1 und 2, die mehrmals veröffentlicht sind.

Was Theil III, das Vocabular anbelangt, so sind einige wenige Wörter und Phrasen bei Domeier und Pfeffinger ausgelassen, wohl weil sie unanständig waren, so z. B. bei beiden

es giebt viele Flöhe hier — Oizang wile blohà jang

u. a. m.

Es handelt sich ja bei dem Denkmal um nichts Weltbewegendes, aber immerhin ist es interessant, die älteste Quelle kennen zu lernen, aus der Viele geschöpft haben.

Herr Vieth hat mir seine Abschrift der Kopenh. Handschrift zur Verfügung gestellt, und wir haben, soweit es die Hilfsmittel hier gestatten, die Sache klarzustellen versucht. Darf ich Ihnen nun die Arbeit weitergeben? Würden Sie vielleicht das Denkmal, das vielleicht 30—40 Seiten im Slav. Archiv geben wird, mit Einleitung veröffentlichen? Herr Vieth ist wieder in Kopenhagen und bleibt auch noch einige Zeit dort: er könnte also eine Correktur nach der Hs. lesen und Ihnen überhaupt in allen zweifelhaften Fällen an der Hs. selbst Auskunft geben.

Sagt Ihnen die Sache zu, so übersende ich Ihnen die Abschrift und stelle sie Ihnen zur Veröffentlichung in der Ihnen gut dünkenden Form zur Verfügung. Mit hochachtungsvollem Gruss

Ihr ergebener

H. Zimmer.

Beilage A. Literatur.

A. **Hamb. vermischte Bibliothek** II, 387—93; 794—801 enthält:

1) Domeier: Nachricht von der abergläubischen Verehrung der Kreuz- und Kronenbäume, welche unter den in der Grafschaft Dannenberg übrig gebliebenen Wenden üblich.

   Nach einer Abschrift des General-Visitationsberichtes de 1671. Enthält Kopenh. Ms. Cap. 2 zum Theil wörtlich.

2) Domeier: Sammlung von mehr als 300 Wörtern der alten wendischen Sprache, aus den Papieren eines im vorigen Jahrhundert bei

einer Wend. Gemeinde in der Grafschaft Dannenberg gestandenen Predigers.

Die Sammlung ist im Wesentlichen eine alphabetische Anordnung des sachlich geordneten Materials des Kopenh. Mss., in letzterem sind ca. 50—60 Wörter mehr; Schreibung dieselbe.

B. **Hamburg. vermischte Bibl.** III, 556 ff. ist wenig verändert abgedruckt in Neues Vaterländisches Archiv (herausgegeben von Spiel und Spangenberg) 1822, p. 223—232:

»Beiträge zur Kenntniss des Hannoverschen Wendenlandes im Fürstenthum Lüneburg« p. 217—236.

Enthält p. 224 den Hinweis auf die Generalvisitation von 1671 und p. 224, § 3 ist fast wörtlich = Kopenh. MS. Cap. 1.

C. **Neues Vaterländisches Archiv 1832,** I, 299—350; II, 6—26. Fortgesetzte Beiträge zur Kenntniss des Hannov. Wendenlandes im Fürstenthum Lüneburg.

Nach dem Visitationsbericht de 4/8 1671.

Kreuz- und Kronenbäume fast wörtlich = Kopenh. MSS. Cap. 2.

Einzelne Sitten und Gebräuche wie im Kopenh. MSS.

Sehr umfangreiches Wörterbuch.

D. **Eccardi hist. stud. etymol. 274—305.** Enthält ein Vocabularium Vendicum, das nach Materien geordnet ist (cf. Kopenh. MSS.); circa 200 Vocabeln mehr als Kopenh. MSS.; Eccard hat es erhalten durch Pfeffinger, cf. p. 305.

Mir scheint sicher, dass Pfeffinger und Domeier eine gemeinsame Quelle hatten, die sachlich geordnete Kopenh. Sammlung, die Jeder in seiner Art umgestaltete.

E. **Allgemeines.**

1) Nur die Kreuz- und Kronenbäume sind in gleicher, fast wörtlich übereinstimmender Weise erwähnt; sonst nur einzelne Sitten und Gebräuche. Ganz unbekannt sind

Kop. Mscr. Cap. 5. 6. 7. 8. 10.

2) In Kopenh. MSS. steht nur, dass die Generalkirchenvisitation »im Monath August 1671« stattgefunden hat, während in C. als Datum des Berichtes genannt ist 4/8 1671.

3) Die Schlussbemerkung im Kopenh. MSS. nach Cap. 10 »Zelle den 26. Febr. Ao. 1672« findet sich nirgends, sodass unter C. wohl eine von der Kopenh. Abschrift des Visitationsberichts unabhängige Abschrift benutzt worden ist.

Beilage B. **Mich. Richey**

wurde 1678 am 1/10. in Hamburg geboren als Sohn des früheren Tuchhändlers und Rathsherrn Johann R. aus Braunschweig; er studirte in Wittenberg, wird 1699 Magister und 1704 Rektor des Gymnasiums zu Stade. 1713 ist er nach Hamburg gezogen als Privatmann, wo er 1717 Professor der Geschichte und griech. Sprache am Gymnasium wurde; † 10. 5. 1761.

Er war Mitgründer der sogenannten patriotischen Gesellschaft, Sammler von MSS. MSS., welche zum grossen Theil 1842 beim Brande der Bibliothek der Gesellschaft zur Förderung der Künste und nützlichen Gewerbe verloren gingen.

Wann und wie das MSS. aus seiner Bibliothek nach Kopenhagen kam, ist nicht festzustellen.

II.

Wendischer Aberglaube,

fol. 1a.

angemercket bey der General Kirchen-Visitation des Fürstenthums Dannenberg im Monath August Anno 1671.

Mich. Richey.

Cap. 1.

fol. 2a.

Der gantze Bezirck oder die gantze Revier, wo die Wenden wohnen, wird nach wendischer Sprache Drawey genandt. Dieß Drawey ist wieder abgetheilet in zwo Theile, alß (a) in Oberdraweyschafft und denn in die Unterdraweischafft. Der Haupt-Sitz des Oberdrawey's ist das Kirch-Dorff Bülitz, des untern Draweys Haupt-Sitz ist das Flecken Clentz.

Cap. 2.

Vom Creutz- und Kronen-Baum.

Im gantzen Drawey werden überall zweene Bäume sehr hoch und werth gehalten, doch hat den Preiß der Creutz-Baum. Wann dieser Creutz-Baum umbgefallen, darf er vor Himmelfahrt nicht wieder gerichtet werden, weil sie sagen, die Stete wolle es nicht leiden. — Etzliche sagen, die Stete sey ein Mann, andere aber, es sey eine Frau. Pastor zu Bülitz vermeinet, das die Wenden hiedurch einen Genium verstünden, der sich an der Stete des Creutz-Baums aufhielte, maßen auch keiner von den Wenden mit gaßiegen Füßen über die Stete gehen darf.

2 §. Einsten begiebet sichs zu Rebenstorf, das der Bulle im Dorffe, alß er von der Weide kömpt, seine jückende Lenden ein wenig zu scheuren, sich an den Creutz-Baum machet; was geschiehet? wie der Bulle in voller Arbeit begriffen, fält der Baum nieder und schlägt den lieben Bullen zu Tode. — Diß haben die abergläubischen Bauren vor ein Zeichen eines großen Unglücks gehalten. Zur Versühnung aber der zornigen Stete wird noch alle Jahr auf den Tag, an welchem der Bulle zu Tode geschlagen, alle das Vieh, klein und groß, umb den Baum getrieben. — Es wird auch, wenn ein neuer Creutz-Baum aufgerichtet wird, das Vieh eingesegnet, welche Einsegnung folgender Gestalt geschiehet: Erstlich muß der Schultz im Dorff seine Sonntages-Kleider anziehen und einen breiten weißen Handtuch umb den Leib binden. 2) Sauffen sie sich erst alle toll und voll. 3) Tantzen sie umb den Baum in vollen Sprüngen und muß der Schultz mit seinem weißen

fol. 2b

Handtuch vorhertantzen. 4) Nimpt der Schultze ein groß Licht in die Hand; 5) Ein Glaß Bier, damit gehet er umb das Vieh, welches gegenwärtig in einem Hauffen, besprützet alle das Vieh mit Bier und segnet es mit wendischen Worten ein.

3 §. Zu Bülitz, wie auch im gantzen Drawey werden Häuser, Ställe, Küchen, Keller, Kammern, Stuben mit Bier oder Brantwein an dem Tage, wann der Creutz-Baum aufgerichtet wird, begoßen; sagen, die Stete wolle es haben, sonst bekäme ihr Vieh Schaden.

4 §. Im Kirchspiel Predöhle jagen sie das Vieh umb den Baum; fol. 3a. sagen, | das es alßden übervoll gedeye; gehen auch mit einem großen Wachslicht, wie überall breuchlich, vmb den Creutz-Baum vnd reden etzliche wendische worte. Eß soll auch noch täglich ein alter Greiß vor den Baum niederknien vnd seine Andacht halten.

5 §. Dieser Baum ist etwa 20. oder mehr Ellen hoch, droben an ist ein höltzern Creutz, über dem Creutz ein Eisernen hanen. — Der Stifter dieses Baums soll Carolus Magnus gewest sein; hette damit der Wenden unbestendigkeit abbilden wollen. Vnd die jenigen, die nun einen solchen Baum im Dorffe halten, wahren Christen worden; vnd müste auch dieser Creutz-Baum ein Zeichen sein, ob in dem Dorff Christen oder Wenden wohneten. — Daß Creutz bedeutete diejenigen, so beständig an Christum blieben vnd vnter seinem Creutz verharreten. — Der Hane aber war ein sinbild der leichtsinnigen Wenden, die bald zu- bald abtraten vnd sich nach dem Winde kehreten, eben wie der Hane auff dem Creutz. Etzliche vnter ihnen, die nicht mehr guet Wendisch waren, sagten, daß Creutz bedeutete den gekreutzigten Christum, der Hane die Verleugnung Petri.

6 §. Wan nun Marien Himmelfahrt heran nahet, wehlen sie einen andern Creutzbaum im Holtze auß, gehen an oberwehnten Tag in einem Troupen fol. 3b. dem Holtze zu; die Haußwirte aber | treten apart im holtze von der Compagnie auß, Marchiren Gerades weges auff den Baum zu vnd muß ein jedweder von den Haußwirdten seinen absonderlichen Hieb thun, biß der Baum gefället. Nechst diesem legen sie jhn auff den wagen, decken den Baum mit ihren Oberröcken fein zu, daß man nichts davon sehen kan, fahren also mit frewden nach der stedte zu, wo der vorige gestanden. Hie kombt ein alter Zimmerman der noch guet wendischer Art, hawet ihn mit sonderlichen Ceremonien vierkändtig; darin werden Plocke gleich einer Treppen gestochen. Wans nun Alles fertig, wird er mit großen Frewden Geschrey auffgerichtet, dan so steiget der Schultze im Dorff hienan, setzet den Hanen über das Creutz vnd segnet ihn mit einem glaß Bier ein. Hiebey werden nun an die 10. 12 Tonne Bier versoffen, nach eines jeden Dorffes Vermügen. Sie geben vor, wo sie solches vnterließen, wolle ihnen kein Vieh gedeyen.

Vnd dieß ist der Creutzbaum.

Ein ander ist nun der Krohnenbaum welcher auff S. Johannis tag auffgerichtet vnd gesetzt wird.

Diß ist ein Weiberbaum, verstehe, weil jhn die weiber hawen, fahren, setzen vndt auffrichten. Hie ist nun kein weib so alt, solte sie auch an den

krücken hangen, die nicht mit hinauß Marchirte oder doch | zum wenigsten fol. 4a.
an dem Ohrt, wo der Baum auffgerichtet werden soll, erschiene. Erstlich wird er am Johanni abend in den Marckischen Holtze gehawen, alle Zweige abgeklaubet, biß oben an dem poll, daß es einer Krohnen gleichet. Wan nun Johannis tag kompt, nehmen die weiber daß Vorderstell vom wagen, spannen sich selbst davor vnd ziehen also dem Holtze zu. Hie soll man nun sein wunder sehen, wie sie offt biß an den Leib in den Morast vnd Dreck daherziehen; fahren auch nicht auß der Heerstraße, wan sie schon auch biß an die ohren im Dreck und Waßer gehen müsten, sondern bleiben immer im Fuhrwege vnd gehen die starcken jungen beyher vnd singen Frewden-Lieder auff Wendisch, laßen die alten Mütterchens ziehen, daß sie patz wunschen bekommen möchten. So bald sie nun jns Dorff kommen, geben sie ein Frewdegeschrey, trecken gerades weges zu, wo der alte Krohnenbaum stehet, hawen denselben umb, welchen ein Kätner oder Häußling kauffen vndt den alten Weibern 2 ßl. zu Brantewein geben muß; wird also mit Frolocken auffgerichtet, mit Kräntzen vnd Blumen behangen, vndt mit Zwolff Tonnen Bier, ja noch darüber eingesegnet.

Cap. 3.

Von Sauff-Festen der Wenden. fol. 4b.

Die Apostel-Tage werden bey den Wenden in viell ein höhern werth, alß die gewöhnlichen Sontag gehalten. Worumb? Sie sagen: ein jeder Festtag kehme des Jahrs nur einmahl, die Sontag aber alle umb den Siebenden tag, vndt also gar offt, alß wehre auch billig, daß man die Aposteln vnd deren Feste höher hielte, alß die gemeinen Sontage. Eß wird auch ein jeder Festtag gefeyert; Feyren h. e. freßen vndt sauffen.

2 §. Ein jedes Kirchspiel hat seinen Apostel, vndt dieß so ordentlich, daß jedes Dorff seinen eigen hat. — Daß höchste Fest vnter ihnen ist Maria Himmelfahrt. Bißweilen, alß jm Kirchspiel Predöhl hat ein jedes Dorff seinen gewißen Apostel oder Heiligen; alß der eine feyret Marien Tag, der ander Maria Magdal, Paulus, Petrus, Bartholom, Johan., Mich. etc. Auff diesen Festtagen wird nun zwar woll geprediget, aber die meiste andacht ist sauffen; sagen öffentlich, wo sie ihre erwehlete Festtage nicht feyreten, daß ist freßen vnd söffen, hetten Sie vnd ihr Vieh kein Glück. — | Da gehet fol. 5a.
es dan an ein paschalisiren, da muß es gantz außgesoffen sein, vnd meinen diese dürstige vnd naße Bawren: wen sie an ihren erwehleten festagen nichts söffen, würden sie den andern festag nicht erlehben, sondern hie gehet es auff allerheiligen Gesundheit. Hie wirdt kein hoher Fest verschonet, alß etwa Pfingsten, Ostern etc.: O nein: je hoher fest, je mehr Tonnen; vnd dieß gehet flugs am ersten Festage an vndt wehret die gantze Woche durch. — Es berichtete der Pastor zue Krummahsel, daß in seinem Kirchspiel allein jährlich über 200 Tonnen Bier nur an den erwehleten Festagen versoffen würden; waß den noch extraordinar? Die Bawern im Kirchspiel Bühlitz haben ein gantzes Holtz, die Grummode genand, versoffen. — Zu Predöhl, wan die

Capelfeste sind, versamlen sie sich nach endigung der Predigt zum Gesöff, rauffen vndt schlagen sich hurtig dabei herumb. Jn diesem Kirchspiel sind 12 Capellen vndt jede Capelle hat sein eigenes Fest.

Daß Kirchspiel Trebel hält sich ein wenig ehrbarer, halten gar keine sauff-feste, sondern an dero Stadt sauffen sie alle jahr 2 tonnen Landtbier. Hiemit gehet es fein | ordentlich zu: Erstlich versamlet sich die gantze Dorffschafft in ihrer Bawerstuben, est locus publicus vndt mitten im Dorffe, vndt tritt der Schultze vor den Tisch, klopfet auff, vndt thut diese rede: Wir sindt nun bey einander, vnser alten gewohnheit nach, daß landtbier zu trincken. Jst nun einer oder ander, er sey auch, wer er wolle, der streit anfanget, soll er vnsern Landes Fürsten zwei Mark vnd dieser Versamlung eine Tonne Landtbier geben, wie es vnsere vorfahren gehabt«. Hierauff bringet der Schultze der gantzen Bawerschafft gesundheit. Da gehet es dan an ein Zechelieren, vndt darff keiner davon gehen, bis der Zapff auff den tisch zu liegen kömpt.

fol. 5b.

Nun wollen wir diese naße Bawren ein wenig ruhen vndt außschlaffen lassen biß Cap. 7 von den Hochzeiten.

Cap. 4.

Von gewißen Tagen.

Jm gantzen Drawey wirdt des Donnerstags vndt Sonnabends nicht gearbeitet; darff auch keine Magd spinnen; doch wird der Donnerstag höher gehalten, alß der Sonnabend. — An etzlichen orten darff der, so des morgens die schaffe außlest, nicht arbeiten; dieß ist ein gefunden Eßen vor faule Magde.

fol. 6a.

Daß Kirchspiel Lüchow weihet ihr Vieh ein am grünen Donnersttag; geben vor, wan sie ein solches hinterließen, wolle ihnen gar kein Vieh gedeyen. Zünden auch auff S. Johann-Tag eigene Fewer an, halten aber ihre sachen sehr heimlich. — Eß ist auch allen Wenden verboten, in gegenwart der Geistlichen kein wort wendisch zu sprechen.

Im Kirchspiel Bergen halten sie M. Magdalen sehr heilig, weil einsten das wetter den tag in einen Hewhauffen geschlagen, der an dem tage zusammengebracht worden. Nun meinen Sie, M. Magdalena sey eine Rächerin, vndt wo sie den Tag ihr Abwehren nicht feyreten, müsten Sie wieder gestraffet werden.

Die zu Riebzan? vnd Gülden, im Ambt Hitzger wollen auch an eben dem tage nicht arbeiten, weil es ihrer außsage nach ein vnglücklicher tag sein soll; vndt wehren jhnen vor alters her daß Korn auff Marien-Magdalenen tag abgehagelt.

Die zu Schnega begießen alle quartall die vier Ecken des Hauses mit Bier oder Brantewein, wie überall im gantzen Drawey geschiehet; meinen, also wehre ihr Hauß vor Vnglück befreyet. — Sollen auch, wen sie einen Brunnen reinigen, eine tonne Bier aufflegen vnd, wen daß vnreine | waßer außgezogen, gießen sie von dem Bier waß wieder hinein in den Brunnen;

fol. 6b.

mit dem ersten waßer, daß sich wieder findet, füllen Sie die Tonne wieder vndt sauffen also lustig darauff loß.

An etzlichen Orten, alß vornehmlich im Ambt Dannenberg jagen sie einen Hanen, biß er gantz ermüdet; hernach schlagen sie todt, kochen vndt verzehren ihn. Eß bekombt aber jedweder im gantzen Dorff etwaß davon, darff auch vnter der Mahlzeit niemand auß dem Dorffe gehen. — Eß wird auch ein groß brodt gebacken, da auch jedweder eine scheibe oder stück bekombt.

Daß Kirchspiel Rosche, welches Lüneburgisch vor diesem schon gewesen, ist auch mit lauter Wenden beseßen. Da haben etzliche Dorffer diese gewohnheit: daß sie jährlich an gewißen tagen einen Bock schlachten vndt opfern; der Bock wird ein gantzes Jahr darzu gemästet. — Noch newlich hat ein Junckerndorff diese gewohnheit begehen wollen vnd derowegen beim Junkern vmb Zulaßung des Opfers gebeten. Der Juncker aber hat ihnen gar nicht zu willen sein wollen, sondern expresse verboten, bey vermeidung hoher straffe, den Bock nicht zuschlachten. Die Bawren hiran nicht groß kehrend | sagten, wo sie es unterließen, müste all ihr Vieh sterben. Da dan deß Junckers seines auch nicht frey sein würde, möchte er also woll bedenken, waß er thäte vnd was solcher worte mehr. Der Juncker aber befielt bey vermeidung ihrer Haab vnd güeter, einzuhalten, womit die Bawren wieder ihren willen friedlich sein müssen. Aber waß geschiehet? Kaum bricht der tag an, da kommen die Bawren in vollen sprüngen, ruffen vndt schreyen, der Juncker müße es verstatten, weil alle schaff im Dorffe, außgenommen des Junckern seine, hüncken vndt auff drey Beinen gingen. Der Juncker aber läst noch einen schärffern Befehl ergehen, einzuhalten; worauff dan die Bawren murrend davon gangen. Den andern morgen aber gehen die schaffe auff allen Vieren wieder; sollen anitzo beßer gedeyen, wie vorhin. fol. 7a.

Cap. 5.

Vom Bawerrecht.

Wenn eine Braut oder Breutigam in ein ander Dorff freyet, müßen sie der Dorffschafft Pegniz spendiren, seind 8 oder 9 Tonnen Bier, damit sie im Dorffe angenommen werden. Vndt muß die Braudt | mit dem Breutigamb vmb die Bawerstube, wie auch vmb den Creutzbaum dantzen. Daß erstgebohrne Kind muß eben so viel geben. fol. 7b.

Vnd dieß nennen sie Bawerrecht.

Cap. 6.

Von Züchtmeistern.

Haben auch einige anmercker auß der Bawerschafft erkohren; die müßen acht haben, daß keiner am Sonn- oder Festtage arbeite; diese nennen Sie Zuchtmeister. Jst nun einer, der dieses gebott übertritt, wird er von dem Zuchtmeister gestraffet mit einer gantzen oder halben Tonnen Bier, welches

sie auff Michaeli versauffen. dieß nennen sie Collecten-Bier. — Will der Verbrecher nicht geben, wird er außgepfandet; daß Bier muß er helffen außsauffen; will er nicht mitsauffen oder sawer zusiehet, nehmen sie jhm beym Kopff, vndt muß ein jeder Bawer ihn mit der dicken faust in die Rippen schlagen, daß es jammer zusehen; vndt darff nicht ehe davon gehen, biß daß Bier auß ist.

fol. 8a.

Cap. 7.

Von Hochzeiten.

Im gantzen Drawey werden acht tage hochzeit gehalten; fangen am Sontag an vnd endigen die hochzeiten wieder am Sontag, vnd muß alles auffgefreßen vnd außgesoffen sein, waß dazu eingekaufft. — Eß gehen auch gar wenig Persohnen mit dem Breutigam oder Braut in die Kirchen; bleiben all beym Fewer sitzen vndt zechelieren lustig herumb. Kommen schon etzliche, sind sie doch mit dem Breutigamb so doll nnd voll, daß sie nicht stehen können, wie den noch newlich zu Bulitz ein Breutigam sich so voll gesoffen, daß er vorm Altar niedergefallen.

Zu Bulitz werden Braut und Breutigamb mit Büchßen vndt Röhren in die Kirche vndt vmb den Altar begleitet; vndt wen sie auß der Kirchen kommen, geben sie salve auffm Kirchhoffe, wobey mannich mahl groß Vnglück vorgehet, daß auch noch letzt ein junge zu Todte geschoßen vndt zwey verwundet worden. — Zu Clentz, wie auch mehrer wegen ist diese gewohnheit: Wan die Braut wieder auß der Kirchen kömbt, | Empfängt sie eine Fraw vor der Haußthür, die zwischen ihren Fingern 4 brennende Liechter hält; vnter der Haußschwelle ligt eine Axt mit stroh bedecket, worüber die Braut gehen muß. Vndt wird also von der Frawen mit den Lichtern im gantzen Hause herumb begleitet, alß in Ställe, Stuben, Kammern etc. Vndt zuletzt drey mahl vmb den Fewerherdt. Soll bedeuten guet Glück. Singen auch viel Wendische Lieder, wen die Braut eingehoelet wirdt.

fol. 8b.

Zu Predöhl, wie auch mehrer wegen fast überall kommen die Gäste des Sontags vndt am Dienstag geschiehet erst die Copulation.

Jm Kirchspiel Wustro halten sie biß in den 9ten Tag Hochzeit. Die Gäste nehmen anstadt der Vorehrung ein halb Rind, paar Hämel, andere ein Schwein, Kalb, etzliche 2 oder 3 tonnen Bier; dieß alles packen sie auff einen wagen, legen | die Bette Oben auff, da sie die Hochzeit über auff liegen, gehen nicht ehe von einander, biß alles verzehret jst. Vndt gehet daß Freßen vndt sauffen Tag vndt nacht fort; haben sie sich einmahl voll gesoffen, kriegen sie flugs die Bette her; da liegt bald ein Weib, da ein Kerl, dort ein Mädgen vndt dabey ein Knecht; der eine koltzet, der ander schreyet; haben sich, wie die Schweine. Jst zu betawern.

fol. 9a.

Cap. 8.

Von Schwangern, Bademüttern und Krancken.

Im Gantzen Drawey haben sie überall keine beeidigte Bademütter, brauchen dazu, wen sie wollen; bißweilen laßen sich schwangere selbst zu

gebrauchen. Etzliche haben auch gar keine Bademütter, noch sonst jemandt bey sich in der gebuhrt. Sindt harte Weiber, gehen innerhalb 2 oder 3 Tagen wieder auß. — Newlich hat noch eine Fraw zu Bülitz einen schöpfel gersten nach dem Felde getragen vndt vnterm Baum ohne jemands Beysein einen jungen Sohn bekommen, | denselben in die Schürtze genommen vndt hauß zu marchiret. Sonst sind sie auch recht abergläubisch bey der gebuhrt, haben allerhandt Fantasey vndt aberglauben. Newlich hat sichs noch begeben, daß eine Frawe in den Wochen kömpt vndt eines Kindes geneust; wie daß Kindt gebohren, fraget die Hebamme der Kindbetterin, ob die Geister noch nicht kommen solten. Waß, spricht die Fraw, Geister? Ich weiß von keine Geister, alß nur von dem einigen Heiligen Geist, der zugleich mit dem Vater vndt Sohn ewiger Wahrhafftiger Gott ist; vnd ihr saget noch von vielen? Ja, sagt die Bademutter, jetzt sollen sie kommen, ewer mann kennet sie gar woll. Gehet damit hinauß vndt bringet Sieben kleine Mänlein herein, alle einer Länge, aber nicht einerley Kleidung; der eine hatte einen Besen auff seiner schulter gehabt vndt war gantz schwartzer Kleidung gewesen. Dieser, sagt die Bademutter, soll bleiben vndt alles fein außkehren, biß der Mann kömpt, | damit mir nichts möge entgehen.« — Waß diß gemeinet sey, mihi ignotum est.

fol. 9b.

fol. 10a.

In der **Ober-Draweyschafft** kombt auch eine Fraw darnieder vndt gebähret ohne jemandes Beysein einen Sohn. Wie nun der Man zu hause kömpt, findet er sein hauß vermehret, daß Kind aber seiner Meinung nach sehr schwach; hie weiß er nicht, waß er thun soll, kan so bald keinen Prediger haben, der die Tauffe hette verrichten mögen. Er nimbt selber daß Kindt vnd Täuffet es. Ey mein wie machte ers dan? gar poßierlich. Er tauffet es im nahmen des Vaters vnd H. Geistes vndt läst Gott den Sohn auß. Nach endigung der Tauffe deucht jhm gleichwoll es nicht recht getroffen zu haben, eilet demnach zum Pastori, mit nehmend seinen sohn vndt ein kalb; wie er hinkömpt zum Pastori, muß sein sohn mit dem kalbe außen warten. Er erzehlet dem Pastori alles ordentlich, wie es zugangen. Nun fähet der Pastor an: »Saget mir doch, wie habt ihr getaufft?« | Ja, Herr, daß will ich gerne thun, sagt der Bawr. Ich sagte: »Ich tauffe dir im nahmen des Vaters vndt Heiligen Geistes«. »Wo last ihr dan den Sohn hin?« sagte der Pastor. Der Bawr: »Herr, er stehet vor der Thür vndt hat kalb; daß soll der Herr haben«. — O quanta Simplicitas!

fol. 10b.

Selten wird vor krancke vndt Schwangere gebeten. — Die im **Kirchspiel Krummahsel** meinen, es sey ihnen Schimpflich, nennen es abcantzlen, halten es einander für; sagen: je hestie dusi soh mitse gatse gedunse dasi dus efftsti abscantzeln laßi, je hastu es mit Gott so gemacht, daß du dich must abcantzeln laßen. Meinen, Gott hette den vor allen ander gestrafft, der vor sich bitten ließe.

Die im **Kirchspiel Clentz** sagen: Vor sich bitten laßen, stünde bloß vndt allein vornehmen Leuten an.

Cap. 9.

Von Begräbnüß.

fol. 11ª. Im Kirchspiel Clentz, wie auch an mehr Ohrten wirdt, | wen einer stirbt, geleutet; Wen daß Sarch verfertiget vndt der Leichnam eingeleget wirdt, wieder geleutet, vndt dan drittens, wan die beerdigung ist, wieder drey puls. Vor diesem sind die Todten ahn gesang vnd klang begraben worden. — Wen der Todte außgetragen wird, machen sie die Haußthür zu vndt werffen sein warm Bierstopff hinter nach, Gießen auch den Todten Leichnamb Bier auff dem Kopff, Brust vndt Füßen. Den andern morgen gießen sie wieder waß aff daß Grab. — Wen der Todte beerdiget ist, gehen sie nach der Bawrstube vndt beten ein Vater Vnser; hernach sauffen sie sich doll vndt voll.

Wan nun alles außgesoffen, kehren sie die letzte Tonne vmb, daß sie auffricht zu stehen kömpt, setzen 2 Lichter darauff, ein Glaß Bier vndt eine semmel. Damit gehen sie zur Baurstuben hienauß vndt verschließen die. Hie soll nun daß seelchen kommen vndt zum letzten mahl noch eßen vndt einen Trunck thuen.

fol. 11ᵇ. Dieß geschiehet im gantzen Drawey, vornehmlich aber im Kirchspiel Bülitz. Sie bekanten auch offentlich, wen sie des morgens wieder hinein kehmen, wehre etwas davon gegeßen vnd getruncken. —

In etzlichen Dörffern in der Vnter-Draweyschafft heben sie die Haußschwelle auff vndt ziehen daß Sarch mit dem Leichnamb vnten durch, damit, wen er etwa geitzig gewesen, daß guet mit weg Geitze.

Wan zu Cüsten einer gestorben vmb den Abend, muß er flugs den tag darauff nach dem Hanenschrey vmb mittag begraben werden; diß ist an mehr Orten üblich.

An etlichen Orten, alß in Lüchowischer inspection wird im gantzen Dorff nicht gearbeitet, so lange ein Todter vber der erden stehet, vndt muß so fort den andern Tag die Begräbnüß sein.

Eß wird auch überall im gantzen Drawey denen, die der Leiche folgen, fol. 12ª. eine Tonne Bier gegeben. | Ist nun etwa einer, der sie nicht geben kan, will ihn niemand folgen, wie dan noch neulich zu Bülitz ein Sohn seinen eigenen Vater einscharren müßen.

Im Kirchspiel Waltersdorff wird der Todte auf einen Wagen gesetzt; da dan einer eine handt voll stroh anzündet vndt den Pferden vorwirfft, worüber sie gehen müßen. Auch setzen sich zwey Weiber auff dem Wagen, an jedweder seite des sarcks eine, behangen sich mit einem Laken, heulen vnd schreyen gar jämmerlich auff wendisch.

Im Kirchspiel Bülitz halten sie 4 Wochen mahl; da den nach der Predigt erst die personalia des vor 4 Wochen begrabenen Leichnambs abgelesen werden, da den die freunde auch opfern vndt beym Altar 5 Wachslichter anzünden. Nach geendigter Predigt halten sie ein sauffmahl. Der Tag der Beerdigung wird gefeyret, darff niemandt arbeiten. — sufficit!

Cap. 10.

Von der Wenden Leben ins gemein. fol. 12b.

Ihr Leben ins gemein betreffend so hat Vnß daß Vorhergehende zur gnüge erwiesen vndt vor augen gestelt, wie liederlich sie in den Tag hienein leben. Ihre gröste weldtlüst ist freßen und sauffen: Mit freßen und sauffen werden sie gebohren, in freßen vndt sauffen werden sie erzogen, Freßen vnd sauffen ist ihr alles all, biß sie mit freßen vndt sauffen in die schwartze erde verscharret werden; Endtlich ist freßen vnd sauffen ihr erstes, ihr Letztes, ihr alles Bestes.

Waß soll jch sagen von ihrer Gottesfurcht, Andacht, Glauben etc.? O Gott, wie eine Große einfalt findet man hie. — Die meisten von den Alten wißen warlich nicht, wie viel Götter, wollen auch ihre Kinder | nichts lehren, fol. 13a. damit es die noch wißen möchten. Nein, sondern sie sagen: »Ihre Eltern hetten ihnen nichts lernen laßen, hetten doch damahls mehr Brodt gehabt, dan jetzt, da sie ihren Kindern mit gewalt waß lernen laßen müßen. Obs nicht beßer wehre: Nichts lernen vnd satt haben, alß viel lernen vnd doch nichts haben, maßen auch die meisten ihre Kinder nicht ehe, alß von zwolff Jahren in die schule schicken vnd im 14. wieder herausnehmen. Deßen ein Exempel. Im Kirchspiel Krummahsel pfarren zwein Leute ein; einer Nahmens Hanß Brüting, der ander Jürgen Schulte. Diese wolten ihre Kinder durchauß nicht in die schule schicken, weßwegen sie dan vorgefordert vnd zu rede gesetzt würden. »Ey«, hub Hanß Brüting an, »soll mein sohn noch in die schule gehen, er soll freyen. Eß würden ja die andern Jungens ihn nur außlachen, vndt dan würde es ohne schläge nicht abgehen«. Wie er gefraget wurde, | wie fol. 13b. alt sein sohn vndt die Braut wehren, gab er zur Andwort: Mein Sohn ist anitzo 14 Jahr alt, die Braut 13. — Diß mag woll heißen: Jung gefreyet, hat niemand gerewet. Aber wens nur recht getroffen ist! — Eß berichtete der Schulmeister, daß der Bräutigamb kaum 4 Wochen in die Schule gangen, kunte weder lesen noch beten. — Der ander gab vor, sein Sohn wehre noch zu klein, vnd ein Kind könte ja nichts faßen noch behalten, wehre jetzt erst 10. Jahr alt.

Die Schulmeister haben gar schlechte accommoditaet, ja sogar, daß ein Schwein- oder Kuhhirte in viel ein höhern wehrt ist, alß ein schulmeister. Werden sie befraget vmb die Vhrsache, jst dieß die richtige Antword: »Einen Hirten, wolten sie ihr Vieh nicht verschmachten laßen, müßen sie notwendig haben. Ein Schuelmeister aber wehre so nötig nicht; Kinder konten ohne | dem fol. 14a. woll leben«. Vnter deß muß der schulmeister Miseriam Schmeltzen vndt kan daßjenige, waß er schon vor etzlichen Jahren verdienet, nicht einmahl bekommen.

Sonst ist auch daß stehlen sehr bey ihnen gemein; Ein Nachbar verschonet den andern nicht. Wie den noch newlich dem Pastori zu Bülitz von einem seiner Beichtkinder zwo schaffe verehret worden. Eß wehrt nicht lange darnach, so kombt derselbe, der die Schaffe verehret, vnd nimbt seine zwo schaffe

mit noch zwo andern weg. Pastor wuste es woll, dörffte aber nichts davon reden, noch denselben, der es gethaen, zu rede stellen.

Eß ist auch daß Viehböten bey ihnen sehr gemein, wen etwa ein Bößauge, wie sie sprechen, beym Viehe gewesen. Böten oder segnen es mit nachgesetzten Worten:

fol. 14b.

Twe ogen efft Di beseen
Dre ogen scolt dy weer guts seen.
im nahmen V. S. vndt heil. Geist.

Vnd dieß sind, so die vornehmbste puncten, welche jch bey der Gen: Visitation gemercket. Bitte der H. M. wolle dieses hochgeneigt vorlieb vndt willen nehmen, vndt mein stets geneigter hoher Patron verbleiben.

Zelle d. 26. Febr. Ao. 1672.

III.

fol. 15a.

Verzeichnifs einiger Posten des Abergläubischen Wesens der Land- und auch vieler Stadtleute.

Wenn sie in der Saat-Zeit das erste Mahl wollen Saat aus dem Hause zu Felde tragen, leihen sie denselben Tag nicht alleine nichts aus ihrem Hause, sondern geben auch keine allmoßen. E. g. Asmuß von Wähningen hat einst wegen anderer Ursachen pfanden wollen in Bartels Hause zu Gleber; da hat die alte Bartelsche gebeten, er möchte es doch wegen obgesezter Saat-Ursache den Tag nicht thun, damit selbigen Tages nichts aus dem Hause getragen würde.

Auf S. Johannis abend stecken sie Ellenlaub ins Flachs; soll gut seyn für den Meelthau. Item gegen eben diesen Abend stecken sie in den Buchweitzen Sprützen-Reiser.

Wenn nach dem Winter die Hake das erste Mahl wieder zu Felde soll, beräuchern sie die Ochsen. Vor dem Winter muß nichts Haken, Eggen oder andern Dingen im Felde bleiben, sondern alles vor dem Christ-Abend zu Hause gebracht werden.

Am Christ-Abend hauen sie eine junge Heister und legen die von der Zeit biß zu H. 3 Könige, alß den sogenandten Zwölffen, alle Tage ein wenig ins Feuer; das nennen sie den Christbrand. — Wenn es nun nachgehends donnert, legen sie allemahl diesen Brand ans Feuer, so soll das Wetter keinen Schaden thun.

In der Neuen-Jahrs Nacht binden sie umb die Bäume ein Stroh-Seil; das nennen sie: verneuen. — Etliche, wenn zur Leichen geläutet wird, steigen auf die Bäume und schüldeln sie; andere stecken Geld zwischen die Borcken. Soll alles helffen, das sie woll tragen.

fol. 15b.

Etliche haben den Donnerstag in der Pfingstwoche |: alß Gleber, Schepingen etc.:| andere auf Johannis Tag |: alß Mollen etc.:| ihr Brunnenbeschencken: Die brunnen werden erst gereiniget durch Frauens und Dirne; hernach steiget eine Dirne hinein, feget und reiniget noch weiter; Oben umb den Schling werden 3 mahl Hopfen-Rancken gezogen; die Dirne, so eine reine

Jungfer seyn muß, stecket inwendig auf vier Ecken einen Ruckelbusch; darauf wird eine Kanne bier dreingegoßen, so die erste aus der Tonne sein muß. Den gantzen Nachmittag muß das Vieh in den Stellen bleiben und nicht ausgetrieben werden, sondern feyren; daher ob es gleich Vormittages auf dem Felde weidet, wird es doch gegen Mittag eingetrieben.

Einige, wenn sie einen Unglücksfall im Hause haben, werffen sie Geld in den Brunnen und opfern demselben zur Versöhnung.

Einige haben einen gewißen Tag angelobet, an welchem sie gewiße Steten im Hause oder in den Ställen mit Bier beschencken.

Einige wollen ann Donnerstagen nicht spinnen noch die Ställe aufmisten.

Zu Darendorf soll ein Creutz-weg seyn, welchen die dasigen zu gewißer Zeit beschencken.

Vor wenig Jahren lebte im Schnegischen Kirchspiel ein Weib, die alte Kramersche genandt, welche gesagt, sie hätte Betken zu Billerbeck aufgeholffen; alß sie gefraget, wie denn? Rp.: Sie nehme von allerley getreyde, Rogken, Gersten, Habern etc. etwas, vermische es und vergrabe davon hin und wieder im Hause etc.

Wenn eine Kindbetterin einen sehe, der einen Todschlag begangen, oder wenn sie auch über seine Fußtapfen gehe, werde sie todt krank; wolle sie derowegen dieses letztere ohne Schaden thun, nemblich über solche Fußtapfen gehen, müße sie ein bloßes Messer in die Hand nehmen.

Bey Malsleben ist ein großer Stein, in welchem ein Menschen Fustapf zusehen, von welchem die Malslebischen feste halten, das ihn Christus eingetreten, alß Er gen Himmel gefahren; daher sie angelobet, jährlich auf Himmelfahrts-Tag diesem Stein zu ehren bey selbigen eine Tonne bier außzusauffen; vor diesem haben sie mehr gesoffen. fol. 16a.

Auf Lichtmeßen-Tag muß das Vieh überall nicht aus dem Stalle gelaßen werden.

Jn dem Jasebeckschen Kirchspiel zu Pleßau ist ein Weib gewesen |: wird in diesem punct ihres gleichen mehr haben :| welche, wenn ein todter begraben, hat sie von dem Grabe Erde gefreßen |: andere nehmen davon im Tuche mit sich :| so soll ihr vor dem verstorbenen nicht grauen.

Alß ich einst mit dem alten Schulzen von Lütze |: lut. Kirchen-juraten :| nach gezogenem Winter-Zehenden von Niendorff unter starcken Donner- und Regenwetter zu hause gieng, fragte er mich, Ob dem so wäre, das die leute |: sich selbst wolte er nicht mit nennen :| sagten: wenn es wetterte, hielte sich der Teuffel unter den bäumen auf; darumb schlüge das Wetter nach ihm? Alß ich ihm nun diesen Aberglauben benehmen wolte, replicirte er dennoch: die leute hätten gleichwoll bißweilen den Teuffel unter wehrendem Gewitter umb die bäume gesehen herumblauffen, bald wie ein Hund, bald in anderer Gestalt etc.

Da mir nach Gottes willen ein kleines Söhnlein abgestorben, und einige Wochen nachher auch ein Kalb hingefallen, ist die Köstersche, da sie mit meiner Frauen davon geredet, in diese Wortte herausgebrochen: Ja, lieber Gott, es muß ja allemahl so seyn, das, wenn jemandt aus einem hause verstirbet, derselbe seinen Seegen mit weg nehme; alß meine gefragt, was das für Rede?

Rp.: Ja, die Leute halten es gewiß, wenn einer sterbe, nehme er seinen Seegen mit, und folge daher gemeiniglich noch ander Unglück.

Wenn die Sau offte verwirfft, oder auch eine Frau nicht behält, muß man nur die Speise |: insonderheit wozu bisweilen eine Frau besondern appetit hat:| durch einen Dreyfuß legen, und von unten wieder durchnehmen. Wel-fol. 16b. ches abergläubische Mittel von und an derselben verübet | zu seyn erfahren, bey welcher es nicht vermuthet, nemblich H. Koven |: Gerichts-Verwalters zu Schnege:| seiner alten haushälterin Marien, welche es |: qvasi re bene gesta:| meiner Frauen in meiner Gegenwarth selbst erzehlet, auch hinzugethan, daß sie es dieser Tagen an einer übel berüchtigten Magd practiciret, alß sie von derselben umb ein Paar Äpfel angesprochen; welche sie ihr auch gegeben, vorher aber drey Mahl durch den Dreyfuß heimlich geworffen und gedacht, wo nun gleichwoll was an dem Gerücht, solte sichs nicht verlieren. Eben diese hat es gleichfals kurtz vorher an H. Bülouen |: Verwalters zu Corvin:| seiner Frau practicirt, welche in etlichen 7 Jahren nicht concipiret. Alß sie nun neulicher Zeit (an. 1691) nebst ihrem Manne, wie auch mir und uxore bey dem H. Koven zu Schnega zu Gaste und sich mercken laßen, alß hätte sie zu Fischen und Salat lust, hat obbesagtes alte abergläubische Weib solche nebst andern Gerichten zubereitet und, alß es in den Schüßeln angerichtet, vorher, ehe sie es zu Tische bringen laßen, durch einen großen Dreyfuß gesetzet. Weil nun kurtz darauf die Bülouische mit einem Ehe-Seegen begnadiget, ist starck vermuthlich, es werde das alte Weib in ihrem aberglauben sehr gestärcket seyn.

Einige geben vor, an dem Tage, da man zum H. Abendmahl gehe, müße man ja nicht ins Feuer blasen; jtem man müße nothwendig Eier-Suppe eßen.

Wenn der Prediger das Evangelium in der Kirchen verlese, müße man sich ja nicht umbsehen; wer es thue, könne die gantze Woche das junge Vieh versehen, wie solche Abergläubische reden.

Wenn der vor der leiche hergehende Prediger sich umbsehe, indem die leiche aus dem Hause getragen wird, werde bald noch eine andere folgen.

Wenn eins von denen Altar-lichtern von selbst ausgehe, werde bald ein Prediger solcher Gemeinde absterben.

Wenn ein Kind zur Tauffe gebracht wird, rathen abergläubische Bade-fol. 17a. mütter der Kindbetterin, sie solle unter wehrender Tauffhande|lung an die Örtter gehen, da sie am nöthigsten zu verrichten, alß in Küchen, Keller, Boden etc., so werde sie auch nachgehends, so lange sie im Kindbette, ohne Gefahr dahin gehen können.

Wenn ein patient im Hause berichtet wird, geben abergläubische Acht, ob der Prediger mit dem rechten oder lincken Fuß erst ins Hauß trete; gehet er weg, so löschen sie das licht aus, welches vnter adminstr. d. coen. gebrandt, und geben Acht, ob sich der Rauch des ausgelöscheten Lichtes zertheile oder dem weggehenden Prediger nachfahre; bey beyden Anmerckungen halten sie das erste gut, das ander böse. |: Das Licht auslöschen habe selbst erfahren und daher Gelegenheit genommen, das es allemahl selbst ausgelöschet oder durch den Köster hinaustragen und auslöschen laßen:|.

Abergläubische Bademütter rathen denen Kindbetterinnen, so offt jemand

zu ihnen käme, solten sie allemahl bey sich selber sagen: Schelm! Hure! Dieb! so werde es ihnen nicht schaden, da sie sonst müsten kranck werden. — Alß dieses praepositus Reinbecker in beyseyn des Ambtmans Schlüters Frau erzehlete, fügete diese hinzu: Alß sie noch zur Harburg gewesen, sey eine im Kindbette liegende Pastörin durch die Stimme eines Soldaten, alß der ein Tönnichen Heering ins haus getragen, und von dem bekand gewesen, das er zweene Mord verübet, dergestalt erschrecket, das sie schwerlich kranck, ja gantz rasend worden. Da hätten sie warmes Bier in des Soldaten Hand gegossen und der Kindbetterin vorgehalten auszutrincken; alß sie aber das aus des Kerls Hand nicht nehmen wollen, hätte man selbiges, ihr unwißend, mit andern Bier vermischet und ein warme Bier davon gemacht, welches alß sie es geßen, sey sie wieder zurechte kommen.

Man müße, sagen abergläubische, ja keine Träume erzehlen, biß man geßen, sonst wo sie böse, würden sie erfüllet (Qvae superstitio valde placebat D. Münt. ex. (?)).

Jam dicta |: weil sie vor diesem einen Adel. Ambtmann auffm lande gehabt, und bey solcher gelegenheit, alß ein junges Mensch, ihr von denen alten Vorwercks-Meyerschen allerhand abergl. dinge einflößen laßen, :| etiam approbat, das wen eine trächtige Kuh nicht solle zur Mittennacht kalben, müße sie das letzte Mahl vorher an einem Sonntage Morgens gemolcken werden. fol. 17b.

jtem. Jn den Zwölffen müße man keine Erbsen eßen, wiedrigen Falß werde man das Jahr mit Geschwür geplaget werden.

jt. wenn eine Kuh bullete, nicht aber behielte, müste man ihr nur den untern Saum von einem Mannes hembde ümb die Hörner binden, so behielte sie.

Einige misten ihre Viehställe nicht in den sogenandten Zwölffen |: ni fallor, aus Furcht, der Wolff möchte ihr Vieh zerreißen :| schaffen demnach vor Weijnachten allen mist heraus, wovon mir gesagt, das ihrer viele auch in Lüchow behafftet; jtem mit vermischten Bier und Brantwein alle vier Ecken oder Winckel der Ställe zu begießen.

Einige halten, wenn sich es mit einem patienten auf einen Sonntag oder Donnerstag beßere, sey nicht gut.

Einst hat eine andere Frau die alte Krumdiek'sche in Lüchow |: Rect. Bluhmenthal's Schwiegermutter :| besucht, und wie sie eines butterfaßes gewahr worden, gefragt: Sie würde nun ihre Kälber nicht mehr bei den Kühen haben? Rp.: Nein, sie wären verkaufft, und hätte sie zwar noch nicht viel Room gehabt, doch weil es heute Freytag, wäre ihre Tochter |: die Rectorin :| zu ihr kommen und hätte sie erinnert, sie müste ja heute buttern, weil es nach abgesetzten Kälbern das erste Mahl etc.« Die besuchende spricht: Sie möchten doch solchen Aberglauben fahren laßen, weil ja ein Tag so gut alß der andere etc. »Nein«, erwiederte die besuchte, »wenn die Kälber von den Kühen abgesetzet, sey es sehr gut, das man das erste Mahl auf einen Freytag buttere, so | können die bösen Leute hernach daran keinen Schaden thun. |: daher auch zweifelsfrey, weil der Mutter Butterfaß eben nicht zurechte, die Tochter das ihre hingebracht, damit ja der Aberglaube nicht möchte behin- fol. 18a.

dert werden :|. Die besuchende fraget weiter, Ob sie sich denn dafür fürchte? Rp. Ja, sie hätte schon einst vor dießem, da sie noch auf dem Raths-Keller gewohnet, erfahren, das ihr alle Milch eine lange Zeit gantz blau gewesen, vnd sie gantz keinen Roem davon haben können.

Als An. 1710 Mens. Jan. Adv. Heinen (olim Adv. Munters?) uxor eine junge Tochter gebohren, befielet sie der Bademutter, des Kindes Hände v. Füße in kalt waßer zu stecken, so wäre es für Frost befreyet.

IV.

Das deutsch-wendische Wortverzeichniss.

Vorbemerkung. Diese Abschrift ist eine getreue Copie des Originals. Jede Seite des Wörterverzeichnisses — dasselbe beginnt auf fol. 18ª der Handschrift — ist in 3 Spalten getheilt; das deutsche Wort ist deutsch, das slavische lateinisch geschrieben, zwischen beiden steht ein Komma, das ist aber fortgelassen. Nur an zwei Stellen sind Verbesserungen vorgenommen, die hier hervorgehoben werden sollen; beide Stellen scheinen durch Verschreiben, vielleicht aus einer Vorlage, veranlasst zu sein:

1. fol. 19ᵇ. »Ein alter Mann Stora . . . tschariol«. An Stelle der 3 Punkte stehen im Original 3 Wörter, welche dick durchstrichen sind; von diesen sind nur die grösseren Buchstaben S, B, b einigermassen zu erkennen, so dass es wahrscheinlich ist, dass die folgenden Wörter des Originals: Seina oder Bobo dort gestanden haben.

2. fol. 19ᵇ. »Das Blut karoi«. Das *r* in karoi scheint aus einem *v* (kavoi) verbessert zu sein.

Die Silbentrennung ist bisweilen im Original nicht deutlich zu erkennen, so dass es möglich ist, dass bisweilen aus einem Wort zwei Wörter gemacht sein können und umgekehrt, besonders kann das der Fall sein bei Wörtern, in denen ein *w* vorkommt, da dieses im Original stets W geschrieben ist, und es nicht zu erkennen war, ob es ein grosses oder kleines *w* sein sollte.

A. V.

Diese Passagen habe tempore officii *Schneg.* et *Lüch.* mit der Zeit angemercket.

fol. 18ᵃ. *Vocab. et Phras. Vandal.*

Gott Büsatz[1]
Guten Tag Dreis bück[2]
Wo gehet ihr hin Gums hen?[3]
Eure Gesundheit Thiol[4]
Großen Danck Dansko[5]
Was machet ihr Züt et jeutes?[6]
Habt ihr woll geschlaffen? Sa pol gout?[7]
Ein Tisch Teisko[8]
Ein Licht Suecia[9]
Ein Meßer Nüs[10]
Eine Gabel Gobel[11]
Ein Teller Taleer[12]
Ein Stuel Steil[13]
Saltz Sugll[14]
Pfeffer Paprey[15]
Eßig Sorey[16]
Oel Olaja[17]
Eine Feder perli[18]
Ein Buch Bücwol[19]
Ein Rock Rock[20]
Hosen Bruchusa[20]
Strümpfe Netnusa[20]
Schue Zriwei[21]
Ein Hut Klubuc[22]
Ein Hembd Kortal[20]
Ein Halstuch Nastic[23]
Der Kopf Knepoi[24]
Der Arm Runca[25]
Die Hand Pangst[26]
Der Finger poletz[27]
Das Bein Nika[28]
Der Schenckel Dike mansé[29]
Der podex Peisda[30]
Das Auge Witsei[31]
Der Zahn Sumboi[32]
Die Wangen Zelii[33]
Der Mund Weisda[34]
Salat Salot[35]
Ein Ochse Walluk[36]
Ochsen-Fleisch Mangsei[37]
Das Schwein Spetchai[38]
Der Hamel Omel[39]
Das Schaaf Woizia[40]
Die Kuh Kurwu[41]
Der Bull Bola[42]
Das Kalb Tilan, Tilantei[43]

Anmerkung. Die hier folgenden Anmerkungen verweisen auf das Wortverzeichniss Pfeffinger's (auf Capitel und Seitenzahl), nach der Ausgabe Eccard's (1711) und auf die polab. Grammatik Schleicher's. Wo Pfeffinger's Text mit dem hier gegebenen übereinstimmt, wird er in der Anmerkung nicht wiederholt. *V. J.*

1) Pf. cap. 1 p. 275, Schl. 185. 5. 2) Pf. c. 20 p. 304: Treis büc, Schl. 286 (dreuz büg). 3) Pf. ib., c. 17 p. 300: kùms is en haid, Schl. 135. 1, 298. 16. 4) Pf. c. 20 p. 303: Tſioól, Schl. 19. 21, 145. 22: ćol (?). 5) Pf. 20 p. 304: Danſko (Sabügóme), als Fremdwort dunkel. 6) Pf. 20. 304, Schl. 250. 22: züte tjeutes (cig k'eutĭs?). 7) Pf. ib. ſapóol gúut, Schl. 29. 7 u. 8. 8) Pf. c. 15 p. 295, Schl. 95. 13: daiskó. 9) Pf. ib., Schl. 91. 19. 10) Pf. ib., Schl. 59. 31. 11) Pf. ib. 12) Pf. ib. taléer, Schl. 224. 31. 13) Pf. ib. 296 Steyl. 14) Pf. c. 7 p. 286 Sugli, Schl. 46. 23, 79. 30: sülí (?). 15) Pf. ib. papreẏ. 16) Pf. ib. Saureẏ, Schl. 240. 24. 17) Pf. ib., Schl. 66. 22. 18) vielleicht perei? Pf. c. 15 p. 297: pérü, peréi; Schl. 177. 25. 19) Pf. c 1 p. 275 Bückwoi, Schl. 110. 19. 20) Pf. c. 6 p. 285 Rock, Bruchusa, Netnusa, Kortal — sind Fremdwörter. 21) Pf. ib., Schl. 93. 7. 22) Pf. ib., Schl. 110. 15. 23) Pf. ib. Nastüc (ndd. Nēsdōk). 24) Pf. ib. p. 286: knöpü, Schl. 225. 23. 25) Pf. c. 3 p. 283, Schl. 72. 32. 26) Pf. ib. p. 284, Schl. 244. 23. 27) Pf. ib. p. 283, Schl. 36. 27. 28) Pf. ib. Nücka, Schl. 16. 1 u. 8. 29) Pf. ib. dicke mangſée, Schl. 58. 1. 30) Pf. ib. Peýſda. 31) Pf. ib. p. 282 Witsáÿ, 283 Witséy; Schl. 65. 2, 79. 14. 32) Pf. ib. p. 283, Schl. 204. 12. 33) Pf. ib. zelü, Schl. 247. 18. 34) Pf. ib., Schl. 111. 9. 35) Pf. c. 7 p. 288 Salóot. 34) Pf. c. 7 p. 286: Wóal (das Deminutivum kommt nicht vor), Schl. 35. 31, 61. 11. 37) Pf. ib. 287 richtiger Woalmangſée, Schl. 115. 21. 38) Pf. ib. 39) Pf. ib. 286 szüb, Schl. 66. 28, 126. 20. 40) Pf. ib.: Wücia, Wüzia, Schl. 64. 34. 41) Pf. ib. Korwò, Korwù, Schl. 71. 2, 154. 17. 42) Pf. ib. 43) Pf. ib. Tílang, Schl. 248. 9.

Das Pferd Tschüboglia[44]
Der Hund pias[45]
Die Katz Tschütoje[46]
Die Butter Moska[47]
Eyer Juji[48]
Der Käse Saru[49]
Milch Malanca[50]

fol. 18b.

Bohnen Büpey[51]
Erbsen Gorchey[52]
Kalbfleisch Tilansemangsée[53]
Schweinfleisch Sweinamangsée[54]
Gesotten Fleisch Worina mangsée[55]
Wurst Worstju[56]
Ochsenzung Jungsic[57]
Junge Hüner Mola tscheiran[58]

Der Hahn Schlepatsch[59]
Das Huhn Schlepeitschia[60]
Die Endte pogla[61]
Die Ganß Gongs[62]
Die Wachtel Wagala patinatz[63]
Capaun Utcapunt Schlepatsch[64]
Der Haase Soyansky[65]
Der Hirsch Deiwa korwo[66]
Wild Schwein Deiwa Schweinang[67]
Taube Jelumb[68]
Donnerstag perendan[69]
Freytag Skompe[70]
Sonnabend Suboida[71]
Das Jahr Lutoi[72]
Der Monath Ziternideila[73]
Der Tag Tan[74]
Die Sonne Wedru[75]
Der Mond Leina[76]

Die Stern Ghiosda[77]
Die Sonne scheinet warm Diplny[78]
Der Schatten Glaod[79]
Es ist heßlich wetter Seyma[80]
Feuer Bitchir[81]
Weynachten Tribe[82]
Ostern Justroi[83]
Pfingsten Pancjustée[84]
Johannis Tag Ansa dan[85]
Michelis Tag Maichaliwa[86]
Ein Fasttag Sadat[87]
Vollmon Moniavol[88]
Neumon Momenentschenang[89]
Das erste Viertheil Momneng erste Vartin[90]
Es ist schönes Wetter Skone dagna Wedry[91]
Es ist kalt Tilam[92]
Es ist warm Teplü[93]

[44]) Pf. c. 10 p. 291 : Tschüpóglia, Schl. 102. 1. [45]) Pf. ib. piõs, Schl. 35. 14. [46]) Pf. ib. Tschütóy, Schl. 218. 29. [47]) Pf. ib. p. 288 Mostie, Schl. 177. 19. [48]) Pf. c. 7 p. 287, Schl. 131. 27. [49]) Pf. ib. 288 Saroù, Saròo, Schl. 102. 4. [50]) Pf. ib. Meláuca, Schl. 39. 14. [51]) Pf. ib. Boipeỳ, Schl. 204. 8. [52]) Pf. ib., Schl. 154. 24, 204. 6. [53]) Pf. ib. 287 Tilangse mangsée, Schl. 116. 22. [54]) Pf. ib. Schweinemangsée, Schl. 189. 19, 197. 28. [55]) Pf. ib., Schl. 285. 4. [56]) Pf. ib. 288 Worstiù, Schl. 231. 17. [57]) Pf. c. 3 p. 283, ib. 287 Wòal Jungsic, Schl. 101. 17. [58]) Pf. ib., Schl. 126. 33. [59]) Pf. ib., Schl. 145. 8. [60]) Pf. ib., Schl. 141. 30. [61]) Schl. 77. 12, 117. 12, 185. 30. [62]) Pf. ib., Schl. 118. 29. [63]) Pf. ib., Schl. 46. 8 u. ö. [64]) Pf. ib. out c. schl. [65]) Pf. ib., Schl. 224. 27. [66]) Pf. ib., Schl. 137. 31. [67]) Pf. ib., Schl. 116. 24. [68]) Pf. ib. Tschelumb, Schl. 60. 14. [69]) Pf. c. 1 p. 277, Schl. 189. 31. [70]) Pf. ib. Skúmpe, Schl. 118. 25. [71]) Pf. ib., Schl. 119. 11. [72]) Pf. ib. p. 276 Liuteù, Schl. 86. 25. [73]) Pf. ib. Ziter nidéilla, Schl. 196. 25. [74]) Pf. ib. Dan, Schl. 42. 28. [75]) Pf. c. 2 p. 277 Wédrü, Schl. 149. 1. [76]) Pf. ib. Leýna, Schl. 109. 29. [77]) Pf. ib. 278 Ghiũzda, Schl. 88. 7. [78]) Pf. c. 2 p. 278 Deplü, Schl. 63. 5. [79]) Pf. ib. 277 Chlõd, Schl. 40. 15. [80]) Pf. ib. 278, 279 (S. 295 cap. 13 steht de l'or Seýma, offenbare Verwechselung von Kalt (nnd. köld) und Gold), Schl. 76. 15. [81]) sic? statt Witschin, Pf. c. 2 p. 278 Witchin, Schl. 127. 11. [82]) Pf. c. 2 p. 277 Trebe, трѣбм? [83]) Pf. ib. [84]) Pf. ib. [85]) Pf. ib. schreibt dafür Sredúgliat. [86]) Pf. ib. Maichaléwa, Schl. 187. 15. [87]) Pf. ib., жадати? [88]) Pf. ib. Moniapoũn, Schl. 106. 22. [89]) vielleicht zu lesen: mon ie neu tschenang(s), vergl. Nr. 336, Pf. ib. Neu mónia nenna (das letzte Wort ist нынѣ). [90]) Pf. ib. Erste vardãl, Momneng ist vielleicht zu lesen Monnieng. [91]) Pf. ?, skone und dagna sind niederdeutsche Ausdrücke, vedry Schl. 19. 7. [92]) vielleicht verwechselt Kalt und Kalb, dann wäre tilam = телѧ. [93]) Pf. c. 2

Waßer Woda[94]
Erde Simia[95]
Die Flamme Witschin tschürissa[96]
Holtz Trowa[97]
Stein Gommoi[98]
Der Rauch Doim[99]
Die Asche Pupeel[100]
Die Wolke Duntsou[101]
Die Nacht Nüts[102]
Der Morgen Sojeidra[103]
Der Mittag Pülni[104]
Der Abend Witsér[105]
Es frieret Marse[106]
Eyß Leed[107]
Regen Doost[108]
Es regnet Doost eyde[109]
Es wil regenen Nonna tsi doost heyd[110]
Es donnert Grame[111]
Es blitzet Ninna swete[112]
Der Schnee Ninn heit sneec[113]
Es wil schneyen Ninnat si sneig heyt[114]
Brantwein Brandewignia[115]
Ein Bach Voda, Mola reka[116]
Das Meer Wilka Woda[117]
Die Elbe Loby[118]
Eins Janeu[119]
Zwey Tawoi[119]
Drey Taroi[119]
Vier Zütwarü[119]
Fünfe Pantarü[119]
Sechse Züstarü[119]
Sieben Sütmarü[119]
Achte Smürü[119]
Neune Diwangtarü[119]
Zehen Disangtarü[119]
Eilfe Janünatstü[119]
Zwölffe Twenatstü[119]
Dreizehen Tarozinatstü[119]
Vierzehen Züternotstü[119]
Funfzehen pangtnotstü[119]
Sechzehen Zusnotstü[119]
Siebenzehen Sütenotstü[119]
Achzehen Wissennotstü[119]
Neunzehen Diwangtnotstü[119]
Zwantzig Disangtnotstü[119]
Ein und zwantzig Disangtnotstü janeu[119]
Der Knecht Knéecht[120]
Die Magd Dewa[121]
Handschuch Runcaweizia[122]
Der ambtmann Amman[123]
Der Barbirer Wunsey putzkat[124]

---

fol. 19a.

Der Müller Malnic[125]
Der Dieb Dife[126]
Die Katze Rotte[127]
Die Mauß Mois[128]
Der Fuchs Leiseitska[129]
Der Wolff Wutska[130]
Der Frosch Suboi[131]
Die Kröte Patten[132]
Die Schwalbe Lostoweitzia[133]

---

p. 278 Deplü, Schl. 51. 2, 63. 5, vergl. Nr. 78. 94) Pf. c. 2 p. 278, c. 7 p. 289: vóda, Schl. 61. 12. 95) Pf. c. 2 p. 278, Schl. 143. 3. 96) Pf. c. 19 p. 302 Tſüriſſa witchin, Schl. 288. 25. 97) Pf. c. 2 p. 278, Schl. 31. 15. 98) Pf. ib. Kommói, Schl. 245. 35. 99) Pf. ib., Schl. 101. 6. 100) Pf. ib. Poipöl, Schl. 47. 19. 101) Pf. ib. Duntzneù, Schl. 231. 15. 102) Pf. c. 2 p. 282, Schl. 46. 18 u. ö. 103) Pf. ib. Sojeýdra, Schl. 209. 28. 104) Pf. ib., Schl. 160. 22. 105) Pf. ib. Witſeér, Schl. 186. 34. 106) Pf. fehlt, Schl. 31. 1. 107) Pf. c. 2 p. 278, Schl. 47. 22. 108) Pf. ib. Dóst, Schl. 28. 2. 109) Pf. ib. 279: Pudaiſa dost; Schl. 53. 13, 295. 4. 110) Pf. ib. Nonnátſi doſd haid, Schl. 295. 23. 111) Pf. ib. Chràmat, Schl. 62. 2. 112) Pf. ib., Schl. 86. 20. 113) Pf. c. 2 p. 279, Schl. 91. 29, 295. 23. 114) Pf. ib. Ninná tſi ſneig haid, Schl. 96. 25. 115) Pf. ib. 280. 116) Pf. ib. 279, Schl. 91. 28, nicht ‚reka' allein, sondern ‚mola reka' bedeutet »Bach«. 117) Pf. ib., Schl. 256. 13. 118) Pf. ib. Lobi, Schl. 156. 27. 119) Pf. c. 16 p. 298—299, mit geringen Abweichungen, wie: Smerü (Schl. 67. 2), Jadonadüſte (Schl. 194. 9), Treinazté (Schl. ib. 15). 120) Pf. c. 8 p. 290. 121) Pf. ib. Deéfa, Schl. 90. 21. 122) Pf. c. 6 p. 285, Schl. 71. 34. 123) Pf. c. 8 p. 290 Hámman. 124) Pf. c. 9 p. 290. 125) Pf. ib., Schl. 31. 33. 126) Pf. ib. 291 Dif (Smacia). 127) Pf. fehlt, Rotte ist niederdeutsch. 128) Pf. ib., Schl. 101. 1. 129) Pf. ib., Schl. 76. 19, diese Form des Wortes ist das deminutive »laisaicka«. 130) Pf. ib., Schl. 35. 22. 131) Pf. ib. Subò, Schl. 70. 34, 130. 23. 132) Pf. ib. (wo auch Loſeyka). Ueber Patten vergl. unten. 133) Pf. ib. 292, Schl.?

Die Eule Tilca [134]
Der Storch Büchan [135]
Der Sperling Patinaz [136]
Der Wurm Gudic [137]
Die Fliege Maswecia [138]
Die Spinne Pojank [139]
Die Hummel Pampil [140]
Dannenbaum Jodla [141]
Kirschenbaum Woissoigna [142]
Apfelbaum Jüblün [143]
Birnbaum Chreuk [144]
Nusbaum Lüstüwoicia [145]
Rosenstock Rüsa [146]
Wurtzel Tschöning [147]
Salvey Salvaja [148]
Raute Rütü [149]
Gerste Jansmin [150]
Haber Wüas [151]
Rocken Rose [152]
Weitzen Pasinaicia [153]
Stroh Slamü [154]

Wolt ihr bei mir schlaffen?
Jus nitz sobot [155]
Der Keßel Tschütlig [156]
Die Zange Klêsda [157]
Der Hammer Omâr [158]
Der Nagel Düst [159]
Der Korb Tüjthör [160]
Die Kehlen Wungley [161]
Die Schauffel Sippia [162]
Der besen Metla [163]
Die Axt Setjar [164]
Das Beil Burdagnia [165]
Die Säge Sojay [166]
Spinnen Brang [167]
Der Kunckel Kundeglia [168]
Das Spinnradt Saccodle [169]
Die Glocke Klatschule [170]
Der Spiegel Serriudle [171]
Der Sack Mich [172]
Das Bette Püstiglia [173]
Der Pflug Rotlü [174]

Der Schlitte Sonaÿ [175]
Die Gutsche Kutske [176]
Wagenschmere Teret sculu [177]
Die Mistgabel Weitloi [178]
Die Harcke Grublei [179]
Die Sichel Tschüsa [180]
Der Dreschflegel Sepoi [181]
Die Hacke Hacke [182]
Der Spade Spode [182]
Die Hechel Sacit [183]
Die Pfeiffe Fleitü [184]
Die Trommel Bumbôn [185]
Die Geige Giglia [186]
Der Dubel-Sack Pibsak [187]
Tuch Seicnia [188]
Linnen Ziloi [189]
Wachß Woska [190]
Der Kegel Kojil [191]
Guten Tag Trois buk [192]
Heute Sübüda [193]
Morgen Janidiglia [194]

---

[134]) Pf. ib. Tiilca. [135]) Pf. ib. Bütchan, Schl. 205. 11. [136]) Pf. ib. vergl. Nr. 63. [137]) Pf. ib., Schl. 78. 8. [138]) Pf. ib. Maſweicia, cf. russ. мошка, poln. meszka. [139]) Pf. ib. Pojanc, Schl. 119. 3. [140]) Pf. ib. [141]) Pf. c. 11 p. 293, Schl. 55. 21. [142]) Pf. ib., Schl. 147. 7, 234. 1. [143]) Pf. ib., Schl. 147. 8. [144]) Pf. ib. Chreuc, Schl. 146. 5. [145]) Pf. ib. Loistpícia? [146]) Pf. ib., Schl. 233. 27. [147]) verschr. statt Tschöring, Pf. Tſeurīn, Schl. 61. 5. [148]) Pf. ib. [149]) Pf. ib. Rüdia, [150]) Pf. ib., Schl. 115. 30. [151]) Pf. ib. 294, Schl. 67. 6 ff. [152]) Pf. ib., Schl. 233. 29. [153]) Pf. ib., Schl. 43. 9. [154]) Schl. 70. 22, Pf. ib. Strau (deutsches Wort). [155]) Pf. c. 20 p. 304, Schl. 176. 2. [156]) Pf. c. 15 p. 296, Schl. 58. 20. [157]) Pf. ib. kleéſda, Schl. 90. 32. [158]) Pf. ib. Omaár. [159]) Pf. ib., Schl. 59. 28. [160]) Pf. ib. Tſchütſȭr. [161]) Pf. ib. Fungley, Schl. 244. 1. [162]) Pf. ib., Schl. 280. 32. [163]) Pf. ib., Schl. 47. 23. [164]) Pf. ib., Schl. 102. 8. [165]) burdo, -onis? [166]) Pf. ib. Sojaýdia. [167]) Schl. 115. 18. [168]) Pf. ib. Kundiglia (кадели). [169]) Pf. ib. Vergl. russ. скало, скалка. [170]) Pf. c. 2 p. 282, Schl. 40. 28. [171]) Pf. c. 15 p. 297, Schl. 182. 16. [172]) Pf. ib., Schl. 84. 16. [173]) Pf. ib., Schl. 230. 17. [174]) Pf. ib. Rottü (verschr. statt Rotlü), Schl. 72. 16. [175]) Pf. ib. [176]) fehlt. [177]) Pf.? Terikolo?, Schl. 57. 32. [178]) Pf. ib. p. 297 Weytlóy, Schl. 76. 30. [179]) Pf. ib., Schl. 72. 26. [180]) Pf. ib. Dſchúſa, Schl. 57. 33. [181]) Pf. ib. Zépoy, Schl. 145. 3. [182]) Pf. ib. [183]) Pf. ib., Schl. 38. 3. [184]) Pf. ib. 298 Fleutu. [185]) Pf. ib., Schl. 28. 20. [186]) Pf. ib. Gigleíkia. [187]) Pf. ib. [188]) Pf. c. 6 p. 285 Saúcnia, Schl. 108. 3. [189]) Pf. ib. Ist Linnen statt Bienen? [190]) Pf. c. 10 p. 292 Woſca, Schl. 35. 30, 201. 19. [191]) Pf. fehlt. [192]) Vergl. Nr. 2. [193]) Schl. 119. 11. [194]) ist Sonntag, cf. Pf. c. 18 p. 300 Sonidélang, Schl. 51. 20, 90. 6, 94. 8, 231. 25.

Gestern Scumbe [195]
Vorgestern Perendan [196]
Vor acht tagen Sreeda [197]
Vor einem Jahr Wadreutla jüdü [198]
Übermorgen Kunzhen vait [199]
Allezeit Tejan altittoy [200]
Wenig Tojan batchen [201]
Viele Tojan viele [202]
Frühe Ronei Wostule [203]
Woher? Wit kumji sehr [204]
Wohin? Kumsis sen vaid [205]
Wie weit? Pyl moilan? [206]
Wie viel? Kukiglian? [207]
Genug Tujandüst [208]
Nichts Tujannütz [209]
Nicht viel Batchijan [210]
Hoch Jos sarang woisik [211]
Niedrig Jo sarang Ka simai [211]
Zu Nachteßen Witsera [212]
Zu Mittageßen Jenseuna [213]
Frühstücken Brütebüte [214]
Lieben Leibü [215]
Hören Sleisöt [216]
Sehen Sarat [217]
Tanzen Plusat [218]
Schnacken Gornang [219]

---

fol. 19b.

Es gibt viele Flöhe hier Oizang Wile blochà jang [220]
Die Laus Woos [221]
Wie gehets euch? Ku keid ide? [222]
beßer tejangut [223]
ziemlich woll Zeiwohl [224]
Aus Schertz Tu jan leubü [225]
Die Scheere Nüsaitsé [226]
Der Degen Daegû [227]
Das Pfund Poïn [228]
Eine Meile Mailù [229]
Der Feind Tseize [230]
Die Kugel Kuwôl [231]
Die Stute Tschüpoglia [232]
Der Bulle Bola [233]
Das Füllen Sriba [234]
Das Pferd hinckt Klangse [235]
Es ist blind Sleeba [236]
Der Sattel Setlei [237]
Der Zaum Weisda [238]
Das Hufeisen Pütgi [239]
Der Galgen Galchwoi [240]
Sieben Jistwore [241]

---

195) Vergl. Nr. 70. 196) Vergl. Nr. 69. 197) Pf. c. 1 p. 277 Sréda, Schl. 93. 12. 198) Pf. c. 18 p. 300; wå dreug lotü? 199) Pf. fehlt, mir unklar, vergl. Nr. 205. 200) tü jã altittoy (könnte auch altitdoy gelesen werden), Pf. c. 17 p. 300 immertù. 201) Pf. ib. Batche, vergl. lserb. baće. 202) Pf. c. 18 p. 300 vile. 203) cf. Schl. 281. 15, d. h, rånü våstól(ai), vergl. Pf. c. 2 p. 282 nur »ronei«. 204) Pf. c. 17 p. 300, wohl zu lesen: vüt kom jis ehr (das letzte Wort deutsch: her). 205) Pf. c. 17 p. 300: Kums is en haid, Schleicher liest: kom cis hen ait 135. 1. 206) Antwort auf die Frage: halbe Meile, cf. Schl. 57. 30, 76. 28. 207) Pf. c. 17 p. 300 Kuquiglian, Schl. 125. 7 liest: kok vil (= viel) jã. 208) Pf. ib., Schl. 12. 7. 209) Pf. ib., Schl. 77. 16. 210) Pf. ib., vergl. Nr. 201. 211) Pf. ib., Schl. 14. 1—3. 212) Pf. c. 19 p. 302, Schl. 186. 30 (doch ist die Deutung Schleicher's kaum richtig). 213) Pf. ib., Schl. 110. 34 (die Doublette jeuzaiňa zu jeuzaina ist unrichtig). 214) Pf. ib., Schl. 66. 1—4, das Wort ist meines Erachtens ein Neutrum auf -нье. 215) Pf. c. 19 p. 302, Schl. 109. 30. 216) Pf. ib., Schl. 289. 40. 217) Pf. ib., Schl. 30. 8. 218) Pf. ib. 301, Schl. 118. 1. 219) Pf. ib., Schl. 283. 32. 220) Pf. fehlt, Schl. 32. 25, 48. 15, 121. 7. Das erste Wort »Oizang« wird vielleicht изъ хъмтъ bedeuten (Schl. 139. 17) und nicht zur Phrase gehören. 221) Pf. c. 10 p. 292, Schl. 28. 5. 222) Pf. c. 20 p. 303, bei uns ist wahrscheinlich kuk eide (nicht eidide) zu lesen, oder kuk eide ti (Schl. 295. 1). 223) Pf. c. 17 p. 300 Te jan gunt (verschrieben statt guut). 224) Pf. ib. 225) Pf. ib., vergl. Nr. 215. 226) Pf. c. 15 p. 296, Schl. 233. 26. 227) Pf. ib. 297 Daego. 228) Pf. ib. 296. 229) Pf. c. 2 p. 282, vergl. Nr. 206. 230) Pf. c. 9 p. 291, Schl. 15. 25. 231) Pf. c. 15 p. 296. 232) Vergl. Nr. 44. 233) Pf. c. 7 p. 286, vergl. Nr. 42. 234) Pf. c. 10 p. 291 Schribang, Sriba; Schl. 93. 3. 235) Pf. c. 18 p. 301, vergl. ls. klacać (hinken). 236) Pf. c. 18 p. 301. 237) Pf. c. 15 p. 298 Sedléi, Schl. 63. 13. 238) Pf. ib. Wéyfda, Schl. 111. 6. 239) Pf. ib. Pütchi, Schl. 149. 14. 240) Pf. c. 2 p. 282. 241) Pf. c. 19 p. 302, Schl. 172. 14.

Braten Pitsen mangsei[242]
Graß siglia[243]
Die Kornähr Rüsa[244]
Flachs Lion[245]
Der Bruder Brudatz[246]
Die Schwester Sestra[247]
Der Großvater Groote-Woor[248]
Die Großmutter Grotka[249]
Die Braut Brüt[250]
Der Bräutigam Brettegan[251]
Die Hochzeit Rodüst[252]
Wollen wir Hochzeit machen? Zime rodüst Zeitteit?[253]
Der Nachbar Nober[254]
Der Erbe Dedan[255]
Ein Frembder Toja Zeuza[256]
Das Linnen tauget nicht Peiwò nitz daigna[257]
Gold Seyma[258]
Stahl Eykratina[259]
Die Katz Tschütoi[260]

Das Schiff Lüdia[261]
Der Wagen Tschüla[262]
Das Radt Janütschüla(ü?)[263]
Der Ring Porstin[264]
Das Glaß Glosou[265]
Der Krug Kreuska[266]
Das Tach Dan[267]
Das Hauß Wisa[268]
Die Stube Dwarneizia[269]
Die Kammer Komer[270]
Der Offen Kummanoy[271]
Die Wand Skiona[272]
Das Fenster Wokna[273]
Die Küche Koekù[274]
Der Boden Ban[275]
Die Scheuer Goart[276]
Der Schweinstall Chleve[277]
Die Treppe Treppoi[278]
Die Leiter Ribere[279]
Der Schlüßel Kloitz[280]
Ich lache Jo schmianza[281]
Du stehest Stoyje[282]

Wir frieren Seima Jamme[283]
Morast Porou[284]
Das Kind Tschutga[285]
Ein alter Mann Stora tschariol[286]
Eine alte Frau Stora Seina oder Bobò[287]
Haar Flassoi[288]
Das Gehirn Müsdenuy[289]
Die Stirn Loiszeina[290]
Das Gesicht Witsay[291]
Das Gehör Sleisang[292]
Der Geruch Poiwungsa[293]
Der Geschmack Tscheisoot[294]
Schmecket das woll? Smaka Smuk?[295]
Es stincket Smarde[296]
Es riechet woll Rika smuk[297]
Der Bart Wungs[298]
Die Lippe Lippia[299]
Die Kähle Brüda[300]
Der Halß Woju[301]

242) Pf. ib., Schl. 173. 243) Pf. c. 11 p. 294, Schl. 177. 28. 244) Pf. ib 245) Pf. ib., Schl. 41. 12. 246) Pf. c. 12 p. 294. 247) Pf. ib. 248) Pf. ib. 249) Pf. ib. 250) Pf. ib. 251) Pf. ib. 252) Pf. ib., Schl. 72. 19. 253) Pf. c. 20 p. 303: Zíme ródüſt Zeithaid (коутити?), Schl. 266. 9. 254) Pf. c. 12 p. 294. 255) Pf. ib., Schl. 91. 24 (kaum richtig von Schl. gedeutet). 256) Pf. ib., vergl. Nr. 230. 257) Pf. c. 2 p. 280, c. 20 p. 303 Peiwò ne dóga (doch ist peiwo nicht »das Linnen«!). 258) Pf. c. 13 p. 295, vergl. Nr. 80. 259) Pf. ib., durch Verwechselung von Stahl mit dem Verbum Stehlen, vergl. Schl. 12. 24. 260) Pf. c. 10 p. 291, vergl. Nr. 46. 261) Pf. c. 2 p. 281, Schl. 230. 22. 262) Pf. c. 2 p. 281, c. 15 p. 297, Schl. 60. 8. 263) Pf. c. 2 p. 282, Schl. 193. 18, 208. 4. 264) Pf. c. 15 p. 297, Schl. 30. 32. 265) Pf. c. 15 p. 295, Schl. 213. 15. 266) Pf. ib., Schl. 109. 21. 267) Vergl. Nr. 74. 268) Pf. c. 2 p. 280, c. 14 p. 295, Schl. 94. 2. 269) Pf. c. 2 p. 280, Schl. 181. 20. 270) Pf. ib. 271) Pf. ib., Schl. 246. 5. 272) Pf. ib. 281, Schl. 88. 2. 273) Pf. ib., Schl. 65. 17. 274) Pf. ib. (niederd. Koke). 275) Pf. ib. 276) Pf. ib. 277) Pf. c. 2 p. 282, Schl. 40. 9. 278) Pf. ib. 281. 279) Pf. ib., Schl. 177. 26. 280) Pf. ib., Schl. 108. 31 u. ö. 281) Pf. c. 20 p. 303, Schl. 92. 27. 282) Pf. ib., Schl. 289. 2. 283) Pf. ib., c. 2 p. 279, Schl. 262. 4. 284) Pf. c. 2 p. 282, cf. serbokr. und slov.-mähr. bara. 285) Pf. c. 3, p. 282, Schl. 86. 6. 286) Pf. ib., Schl. 56. 13 u. ö. 287) Pf. ib. Seéna (statt seina), Schl. 47. 25. 288) Pf. ib. 283, Schl. 70. 23. 289) Pf. ib. (bei Schleicher unbeachtet). 290) Pf. ib., cf. poln. łysina. 291) Pf. ib. 282, Schl. 65. 2, vergl. Nr. 31. 292) Pf. ib., Schl. 289. 5. 293) Pf. ib., Schl. 120. 28 ff. 294) Pf. ib., Schl. 127. 1, 176. 6. 295) Pf. c. 20 p. 303, Schl. 293. 20. 296) Pf. ib., Schl. 153. 31. 297) Pf. ib., Schl. 293. 24. 298) Pf. c. 3 p. 283, Schl, 120. 23. 299) Pf. ib. 300) Pf. ib., Schl. 155. 9. 301) Pf. ib., Schl. 100. 28.

Der Leib Seiwat[302]
Die Brüste Soos[303]
Der Magen Tschesin[304]
Das Hertz Seywodak[305]
Du lieber Schatz Samet Wa seywad wad[306]
Das Blut Karoi[307]
Die Faust Pangst[308]
Der Nägel Nütschit[309]
Die rechte Hand Rechtia Runka[310]
Die lincke Hand Lewa runka[311]
Gott helfe euch Treisbuc[312]
Er hat das Fieber Seimiona[313]
Der Garten Wakoort[314]
Wollen wir in den Garten gehen? Ztsan Wa Woga(r)d heyd?[315]

fol. 20a.
Die Wiese Mone[316]
Der Frühling de proilutü[317]
Der Winter Seyma[318]
Der Brunnen Wungwool[319]
Das Dorff Waas[320]
Die Vorstadt Tschoreiza[321]
Der Sand Piosak[322]
Der Berg Tgoïa[323]
Das Thal Tgörungardol[324]
Die Kirche Zerckchey[325]
Der Graben Grobó[326]
Die Gaße Strotou[327]
Der Backofen Plüz[328]
Brodt backen Skiaybe Pütsh[329]
Die Mühle Munca[330]
Der Weg Punct[331]
Der Fußsteig Stacia[332]
Die Landstraß Brete punct[333]

Das Gefängniß Watorna[334]
Der Soldat Masketeor[335]
Der Edelmann Tschenangs[336]
Die Brücke Brücca[337]
Der Mist Nüs[338]
Der Mann Tschariol[339]
Die Frau Seina[340]

Ein junger Kerl jung tschariol[341]
Ein artig Mädgen junga difka[342]
Küßen Pipe[343]
Schlaffen Sope[344]
Wolt ihr eßen? Jadsa saug vayd kay jeday?[345]
Habt ihr getruncken? Jus pola ninna?[346]
Ich habe geredet Jus tschedralal[347]

---

[302] Pf. ib., Schl. 61. 18. [303] Pf. ib., Schl. 28. 3. [304] Pf. ib., cf. russ. кишень. [305] Pf. ib., Schl. 61. 19. [306] Pf. c. 20 p. 304: Samet wa Seýwat (за ма твои животъ? самъ твои животъ?). [307] Pf. c. 3 p. 283, Schl. 30. 3. [308] Pf. ib. 284, Schl. 244. 23, vergl. Nr. 26. [309] Pf. ib., Schl. 34. 23. [310] Pf. ib. [311] Pf. ib., Schl. 72. 33 u. ö. [312] Vergl. Nr. 2, 192. [313] Pf. c. 20 p. 304, Schl. 178. 28. [314] Pf. c. 20 p. 281: Wogáart, Schl. 65. 25. [315] Pf. c. 20 p. 304: Ja judſeid wa wógaart, Schl. 298. 3. [316] Pf. c. 2 p. 281 Plone (Mone ist verschrieben statt Plone oder Blone), vergl. poln. Błonie. [317] Pf. c. 2 p. 278 te proilutü, Schl. ausgelassen. [318] Vergl. Nr. 283. [319] Pf. c. 2 p. 281, cf. russ. увалъ, poln. Wąwel. [320] Pf. ib. 280, Schl. 42. 34. [321] Pf. ib. Kóreytz, Tschoreizė (Горица?). [322] Pf. ib. 281, Schl. 88. 3. [323] statt Tjora oder Tschiöra? Pf. ib. 281, Schl. 61. 2. [324] Pf. ib. Tchörung ardōl. Ist zu lesen: górā ar dol? [325] Pf. ib. 280, Schl. 102. 19. [326] Pf. ib. Grovò. [327] Pf. ib. [328] Pf. ib. 281 Pītz, Schl. 49. 5. [329] Pf. c. 7 p. 288, c. 19 p. 302, Schl. 119. 20, 127. 5, 175, 1—3. [330] Pf. c. 7 p. 288 (die Bedeutung »Mühle« ist unrichtig); zwischen Nr. 328 und 331 steht bei Pfeffinger malneizia. [331] Pf. c. 2 p. 281, Schl. 46. 17. [332] Pf. ib., Schl. 144. 2. [333] Pf. ib., Schl. 107. 10. [334] Pf. ib., zu lesen wa torna (niederd. torn = Turm). [335] Pf. c. 8 p. 290 Mosketéer. [336] Pf. ib. 290, Schl. 29. 18. [337] Pf. c. 2 p. 281. [338] Scheint ein Missverständniss zu sein, Pf. hat für Mist das Wort kneuf p. 281 (Schl. 46. 32). [339] Pf. c. 3 p. 282. 284, vergl. Nr. 286. [340] Pf. ib. 284: Séna, vergl. Nr. 287. [341] Pf. ib. [342] Pf. ib. junga déefka, Schl. 90. 22. [343] niederd.-schw. pipen = küssen. [344] Pf. c. 19 p. 302 sopot cit, sope = съпи(тъ) er schläft. [345] Pf. c. 20 p. 304: Judſa kaje dajayd, Schl. 98. 29: joz cā kå jedai ait. Unser Text hat nur die Reihenfolge geändert: jaz cā (v)ait ka jedai. [346] Antwort auf die Frage. Pf. anders; j'ay bu: jóos póla nayóome, das letzte Wort verstehe ich nicht. [347] Pf. c. 20 p. 304: Joós dſchedrál al, vergl. ls. žvantorić-žvatoriś (plaudern, plappern)?

Du haſt getanţet Jus plungsalal[348]
Er hat geweinet Jus plokôl[349]
Wir haben geflötet Jutsan floitot[350]
Ihr habt geſungen Jus plôl dü lügst[351]
Taufen Plungsa[352]
Der Fiſch Reibò[353]
Der Hering Slikjoù[354]
Der Krebs Krawaat[355]
Schaaffkäſe Wütze soor[356]
Zwetſchen Schleiwenoi[357]
Kirſchen Weisnoi[358]

Birn Greiswoy[359]
Äpfel Jubtschui, Jubka[360]
Nüße Nüse[361]
Der Kern Siuraù[362]
Erdbeer Moleyne[363]
Bier Peiwo, peiwi[364]
Das Bier iſt gut peiwi Smaka gut[365]
Der Vater Eyda[366]
Der Sohn Sönka[367]
Die Mutter Mama[368]
Die Tochter Deefka[369]
Die Seele Deisa[370]
Die Tauffe Tumbneizia[371]
Das Nachtmal Bisa deiskò[372]

Ich wil zum Nachtmal gehen Jutsan heitka bisa deiskò[372]
Maulbere Turneila[373]
Wein Weina[374]
Alter Wein Stora Weina[37]
Neuer Wein Fritschdia Weina[375]
Guter Wein Smudia Weina[376]
Ein Pfarrer Püp[377]
Der Küſter Djester[378]
Sonntag Nidiglia[379]
Montag pnedigl.[380]

---

348) Pf. ib., Schl. 118. 2. 349) Pf. ib. Jóos plokoól, Schl. 71. 4. 350) richtiger als Pf. ib. Jútsan fleutune, Schl. 172. 10, 173. 4. 351) ist wohl zu lesen Jus piôl oder peol, Pf. ib. Jus pióol, Schl. 276. 12. Für »du lügst« fehlt die Uebersetzung, sie ist bei Pfeffinger zu finden: toi loſeſt (toi lozes). 352) wird wohl nicht Taufen, sondern Tanzen lauten, daher plungsa (wahrscheinlich = плашьтъ). 353) Pf. c. 7 p. 288, Sch. 153. 22. 354) Pf. ib. Das Wort Slikjou erinnert an poln. Sledź, russ. селедка, also *sledka. 355) Pf. ib. (niederd. Krevet). 356) Pf. ib. Wüze ſaróv, besser in unserem Text, Schl. 102. 3. 357) Pf. ib. 289, Schl. 233. 31. 358) Pf. ib. Weysnoi, Schl. 233. 33. 359) Pf. ib., Schl. 109. 14. 360) Pf. ib., Schl. 130. 16, 208. 8. 361) Nüsse hat statt des deutschen Ausdrucks bei Pfeff. ib. Frighieý, d. h. vrichy, Schl. 93. 22. 362) ist wohl siurnu zu lesen, so auch Pf. ib. p. 289, Schl. 43. 19. 363) Pf. ib. p. 289, Schl. 233. 20. 364) Pf. ib., c. 2 p. 280, das Wort war wahrscheinlich fem. peiwo und neutr. peiwi, Schl. 76. 31. 365) Pf. ib. nicht dasselbe. 366) Pf. c. 12 p. 294. 367) Pf. ib., Schl. 35. 26, die Form auf -a ist vielleicht = ъко. 368) Pf. ib. 369) Pf. ib., vergl. Nr. 342. 370) Pf. c. 1 p. 275, Schl. 136. 6. 371) Pf. ib. slavisirt aus dem niederd. dope, dopen. 372) Pf. ib., Schl. 211. 15, 214. 13. 373) Pf. c. 7 p. 289 Turnoglia, vergl. pol. tarnina, slov. trnulja. 374) Pf. ib. 289, c. 2 p. 279—280. 375) Pf. c. 2 p. 280. 376) Pf. ib. smudia ist das ndd. smode (geschmeidig, weich). 377) Pf. c. 1 p. 275, c. 8 p. 289, Schl. 147. 19. 378) Pf. c. 1 p. 275 Dſhester (ndd. Koster, Kuster). 379) Pf. ib. p. 276, Schl. 51. 29. 380) Pf. ib., Schl. 156. 15.

V.

Dieses Wörterverzeichniss, so wenig umfangreich es auch ist im Verhältniss zu den Wörterbüchern Hennig's, Parum Schultze's und Julger's, gibt einige Anhaltspunkte für die Bestimmung der Beziehungen der Arbeiten Pfeffinger's und Domeier's zu dem hier abgedruckten Material. Vor allem unterliegt es jetzt nicht dem geringsten Zweifel, dass das alphabetisch

geordnete Glossar Domeier's aus dem von Herrn A. Vieth hier mitgetheilten Kopenhagener Material entlehnt wurde, vgl. ob. S. 110. Mir ist die »Hamburgische vermischte Bibliothek«, wo im zweiten Bande (Hamburg 1744) die Domeier'sche Wortsammlung zuerst zum Abdruck kam, leider nicht zugänglich, ich musste mich mit dem Wiederabdruck Pfuhl's (in Časopis towaŕstwa Maćicy Serbskeje« 1864, Heft 1, S. 141—146) zufrieden geben. Allein selbst wenn einige Ungenauigkeiten der Pfuhl'schen Ausgabe nicht auf Kosten des ersten Abdrucks zu setzen sind, immerhin erkennt man an verschiedenen Abweichungen des Kopenhagener Textes von dem bei Eccard abgedruckten Material Hennig's, sowie ganz besonders an dem Umfang oder, wenn man will, an der Auswahl der Wörter, dass Domeier einfach das Kopenhagener Material und zwar in seinem vollen Umfange verwerthet und alphabetisch geordnet hat. Ich will das an einigen Beispielen klar machen. 1. »Altittoy allezeit« kommt in Kop. H. unter Nr. 200 (fol. 19ᵃ, col. c) vor, Pfeff. hat das Wort überhaupt nicht, sondern schreibt dafür »immertu«. 2. Für Johannistag schrieb Pfeff. Sreddgliat, dagegen steht bei Dom. nach dem Kopenhagener Material Ansadan (vergl. oben Nr. 85). 3. Für Spinnen kommt nur bei Domeier nach dem Kopenhagener Manuscript »brang« vor (vergl. oben Nr. 167). 4. Für das Beil liest man Kop. H. »burdagnia« (nach dem ndd. Barde?), daraus nur schlecht abgeschrieben oder abgedruckt bei Domeier »budagnia«. 5. Für Frühling steht bei Pfeffinger »Te proilutü«, im Kopenh. M. De proilutü, daraus bei Domeier Di proilutü. 6. Kopenh. M. hat »die Wolke : Duntsou« (unrichtig bei Eccard »Duntzneu« p. 278), daraus bei Domeier mit doppeltem Versehen: »Dunthou die Wolle« (das Wort lautete tunca = тѫча). 7. Der Schatten heisst nur im Kopenh. M. glaod (Nr. 79), daraus ebenso bei Domeier, während bei Eccard Chlöd steht. 8. Der Stein lautet in Kopenh. H. »Gommoi« (Nr. 98), so auch bei Domeier, dagegen bei Eccard aus Pfeffinger »Kommoi«. 9. »Gornang« wird durch »die Schnecke« bei Domeier erklärt, statt des richtigen »Schnacken«, wie es in Kopenh. H. steht. 10. Die Taube wird in Kopenh. H. geschrieben »Jelumb« (Nr. 68), so auch bei Domeier, dagegen bei Pfeffinger Dſchelumb. 11. Die Gutsche Kutske steht bei Domeier aus dem Kopenh. Mat., bei Eccard fehlt das Wort. 12. Die Butter als »Mosca« ist bei Dom. aus Kopenh. H. entlehnt, wo es »Moska« lautet; bei Pfeff. Mostie. 13. Hammel wird durch Omel wiedergegeben bei Domeier, dies kann nur aus Kopen. H. entlehnt sein, da bei Eccard das Wort nicht vorkommt. 14. Ebenso fehlt bei

Eccard »die Ente: pogla«, das Wort ist bei Domeier aus Kopenh. H. entlehnt. 15. Tilam für »es ist kalt« (Nr. 92) ergab für Domeier »Tilan es ist kalt«, bei Eccard nicht zu finden. 16. Für den Berg schrieb Domeier ebenso wie im Kopenh. M. Tgoia statt Tgora. 17. Gleich dem Kopenh. Material schreibt Domeier »Tschöning« für »Wurzel« (statt Tschöring), während Eccard das richtige bietet. Endlich 18. sehr bezeichnend für die Abhängigkeit Domeier's von der Kopenhagener Handschrift ist die Verwechselung der Bedeutungen heute (sübüda), morgen (ja nidiglia), gestern (scumbe) mit den Wochentagsnamen, die Domeier in der Kopenhagener Handschrift vorfand (vergl. Nr. 193—196).

Hat man einmal dieses Verhältniss erkannt, so macht es keine Schwierigkeiten, die vielen Abschreibe- oder Druckversehen in dem Verzeichniss Domeier's nach dem Kopenhagener Codex zu berichtigen. Ich finde es nicht nothwendig, darauf näher einzugehen, es sei nur bemerkt, dass Domeier auf seine Quelle mit folgenden Worten hinweist: »Sammlung von mehr als dreihundert Wörtern der alten wendischen Sprache aus den Papieren eines im vorigen Jahrhundert bei einer wendischen Gemeine in der Grafschaft Dannenberg gestandenen Predigers zusammengesuchet und in gegenwärtige alphabetische Ordnung vertheilet«. —

Nicht so klar ist das Verhältniss des Kopenhagener Materials zu dem von Pfeffinger dem Eccard überlassenen Wörterverzeichniss, das Letzterer unter der Ueberschrift »Vocabularium Venedicum« dem 35. Capitel »De Slavonicae linguae Dialectis in Germania superstitibus et de scriptoribus huc spectantibus« seines Werkes »Historia studii etymologici« (Hanoverae MDCCXI) einverleibt hat. Was zunächst den Umfang betrifft, so ist allerdings die Sammlung Pfeffinger's um etwa ein Drittel reichhaltiger. Doch daraus folgt noch nicht, dass die Kopenhagener Handschrift nur einen Auszug aus Pfeffinger's Material bildet. Dem widerspricht schon die chronologische Reihenfolge, nach welcher es feststeht, dass die Kopenhagener Handschrift älter ist, als das Wörterverzeichniss Pfeffinger's. Nach Eccard's Angaben brachte Pfeffinger sein Vocabulaire im J. 1698 zu Stande und zwar theilte er den ganzen Vorrath nach der Materie in mehrere Capitel ein. Es hat aber den Anschein, dass diese Eintheilung nicht sein Einfall ist, er fand sie schon in seinen Quellen vor. Von Pfeffinger selbst rührt wohl die französische Sprache her, seine Vorlage war jedoch deutsch geschrieben. Das ist an und für sich klar. Man wird sich an die »wendischen« Bauern nicht mit der

französischen, sondern mit der deutschen Sprache gewendet haben, um Auskunft zu bekommen. Dafür sprechen aber auch die Missverständnisse, die sich zwischen dem Fragenden und Antwortenden ergaben, die alle auf der Basis der deutschen Sprache gelöst werden können. Vergl. das darüber bei Schleicher auf S. 12—14 Gesagte, wozu ich einige weitere Belege geben konnte (Einiges schon von Dobrovský richtig errathen, s. Pfuhl, č. m. s. 1869, S. 100). Da also Pfeffinger nicht selbst unmittelbar aus dem Munde des Volkes sammelte, sondern fremde Collectaneen benutzte, so liegt der Gedanke nahe, dass sein Vocabulaire und das Kopenhagener Material zum Theil wenigstens aus einer dritten, beiden zugänglich gewesenen Quelle schöpften. Dafür lässt sich manches geltend machen. Vor allem will ich constatiren, dass das Kopenhagener Wortverzeichniss, wenn es auch in den allermeisten Fällen dieselben Wörter und Phrasen gibt, die auch bei Pfeffinger vorkommen, dennoch einige Beispiele enthält, die ich bei Pfeffinger-Eccard nicht finde. So Nr. 61 »Die Endte : pogla«. Nr. 91 »Es ist schönes Wetter : Skone dagna Wedry«. Nr. 92 »Es ist kalt : Tilam«. Nr. 106 »Es friert : marse«. Nr. 127 »Die Ratze : Rotte«. Nr. 165 »Das Beil : Burdagnia«. Nr. 167 »Spinnen : Brang«. Nr. 176 »Die Gutsche : Kutske«. Nr. 177 »Wagenschmere : Teretsculu«. Nr. 191 »Der Kegel : Kojil«. Nr. 193—197 in der hier gegebenen Bedeutung, ebenso Nr. 199. Nr. 203 »Ronei Wostule«. Nr. 206 »Wie weit? : Pyl moilan«. Nr. 220 »Es gibt viele Flöhe hier : Oizang wile blochà jang«. Nr. 343 »Küssen : pipe«. Nr. 365 »Das Bier ist gut : peiwi smaka gut«. Bei einigen deutschen Wörtern stehen im Kopenhagener Material andere slavische Deutungen, als bei Pfeffinger: auch diese können nicht aus Pf. herrühren, so: Nr. 39 »Der Hammel : Omel« (bei Pfeff. Szüb). Nr. 85 »Johannistag : Ansadan« (bei Pfeff. sredűgliat). Nr. 89 »Neumond : Momeneutschenang« (bei Pfeff. Neumónia neuna). Nr. 109 »Es regnet : doost eyde« (bei Pfeff. pudaifa dost). Nr. 154 »Stroh : Slamu« (Pfeff. strau). Nr. 200 »allezeit : to jan altittoy« (Pfeff. immertu).

Während die angeführten Belege hinreichen, um zu beweisen, dass nicht das Pfeffinger'sche Material, wie es bei Eccard vorliegt, die Vorlage des Kopenhagener Wörterverzeichnisses bilden konnte, liegen in der Gruppirung der Wörter des Kopenhagener Textes deutliche Anhaltspunkte für die Annahme vor, dass schon die den beiden jetzigen Vocabularien zu Grunde liegende gemeinsame Quelle die Wörter nach Materien gruppirt hatte. Als ich das Kopenhagener Verzeichniss mit

dem Pfeffinger'schen Material verglich, fand ich leicht heraus, dass die Wörter der beiden Verzeichnisse gruppenweise in der Reihenfolge sich entweder genau entsprechen oder wenigstens nahe beieinander stehen. Das veranlasste mich, in den Anmerkungen zum Kopenhagener Material die genauen Hinweise auf die Ausgabe Eccard's beizufügen. Diese Gruppen können durch folgende Nebeneinanderstellung veranschaulicht werden:

Ecc. c. 15 p. 295:	Kopenh. Mat.:
Teisko	Teisko
Suecia	Suecia
Nũs	Nüs
Gobel	Gobel
Plattéer	—
Taléer	Taleer
Steyl	Steil

Ecc. c. 7 p. 286:	Kopenh. M. (unmittelbar an das Vorangehende angeschlossen):
Sugli	Sugli
Paprey̓	Paprey
Saurey̓	Sorey
Olája	Olaja.

Man kann schon hier wahrnehmen, dass als Bestandtheile eines Tisches, wenn man sich diesen zur Mahlzeit gedeckt denkt, die zuletzt aufgezählten vier Wörter ganz gut zu den vorausgehenden stimmen, so dass die Trennung auf Seiten des Pfeffinger'schen Materials gegenüber der gemeinsamen Vorlage anzunehmen ist.

Ecc. c. 6 p. 285:	Kopenh. M. (nach zwei anderen Wörtern fortsetzend):
Rock	Rock
Bruchúsa	Bruchusa
Netnusa	Netnusa
Zriwéi	Zriwei
Klubùc	Klubuc
Kortāl	Kortal
Dufflì	—
Runcaweízia	—
Nastǜc	Nastic
Saúcnia	—
Zilòi	—
Knöpǜ	Knepoi.

Von den in dem Verzeichniss des Kopenh. M. fehlenden Wörtern kommt Dufflì überhaupt nicht vor, Runcaweizia steht unter Nr. 122, Seicnia unter Nr. 188 und gleich daneben Nr. 189 Ziloi, welches dem deutschen Linnen entsprechen soll. Ich machte schon oben die Bemerkung, dass Linnen wahrscheinlich einmal verschrieben war für Bienen, darnach wäre Ziloi Nom. plur. = cełу, das nächst darauf folgende Wort des Kopenh. Verzeichnisses »Wachs: Woska« verleiht dieser Vermuthung vielleicht einen noch höheren Grad der Wahrscheinlichkeit.

Ecc. cap. 3 p. 283 enthält die Aufzählung einzelner Körpertheile des Menschen, im Kopenhagener Material ist das in zwei Gruppen auseinandergehalten:

Ecc. c. 3 p. 282—284:	Kop. M. (unmittelbar nach den obigen):	
Witsäÿ	I. Gruppe	Runca
Sleisang		Pangst
Poiwúngſa		Poletz
Tscheisóot		Nika
Klóa (Gláwa)		Dike mansé
		Peisda
Seiwat		Witsei
Flassói		Sumboi
Müſdenüý		Zelü
Loiszeina		Weisda (Nr. 25—34)
Lippia	II. Gruppe	Flassoi
Bröda		Müsdenuy
Wóju		Loiszeina
Rúnca		Witsay
Póletz		Sleisang
Nücka		Poiwungsa
Wungs		Tscheisoot
Júngſic		—
Watgý		—
Witſéÿ		—
Sumb		Wungs
Sumbói		Lippia
Zelü		Bröda
Wéiſda		Woju
Dicke mangſée		Seiwat
Peýſda		Soos
Tſchésin		Tschesin
Sóos		Seywodak
Pump		—
Seywódac		—

Karói	—
Pangst	Karoi
Nütchit	Pangst
Rûnca (Pangst)	Nütschit
Rechtia runca	Rechtia runka
Léva runca	Lewa runka (Nr. 288-311).

Während in diesen Reihen eine Zertrümmerung der ursprünglichen Vorlage unverkennbar ist, da in kleineren Bestandtheilen die ursprüngliche Zusammengehörigkeit noch sichtbar ist, eine Erscheinung, die auch sonst einige Male wiederkehrt, können wir die volle Uebereinstimmung weiter beobachten in solchen kleineren Gruppen:

Ecc. p. 2 p. 277:	Kopenh. M.:
Trébe	Tribe
Justrói	Justroi
Pancjustée	Pancjustée
Sredügliat	Ansa dan
Maichaléwa	Maichaliwa
Siuncteù	
Sádat	Sadat.

Ecc. c. 10 p. 291—92:	Kopenh. M.:
Leijeítzka	Leiseitzka
Wútſka	Wutska
Wilca moïs	—
Moïs	—
Subò	Suboi
Loſeyka, Patten	Patten
— — —	
Lastoweizia	Lastoweitzia
Tiílca	Tilca
—	—
Patínatz	Patinatz
Gúdic	Gudic.

Ich könnte die Aufzählung solcher Reihen noch fortsetzen, doch schon die angegebenen Belege sind ausreichend, um den Beweis zu liefern, dass in der That zwischen dem Pfeffinger'schen und dem Kopenhagener Material ein Zusammenhang besteht, der nur durch die Annahme einer ihnen gemeinsamen Vorlage erklärt werden kann.

V. J.

Bemerkungen zu dem deutsch-wendischen Wörterbuch.

Vor dem Druck der vorstehenden Polabica schrieb mir Prof. Jagić über einige unklare und schwierige Worte des Glossars. Seiner Aufforderung, meine brieflichen Bemerkungen und was mir sonst etwa noch auffiele, als Anhang zu der Publikation zusammenzufassen, komme ich hiermit nach.

Die sonderbaren Worte S. 119, Z. 6 v. u., *je hestie dusi soh mitse gatse gedunse dasi dus efftsti abscantzeln lassi*, sind ein Spass, den sich ein Schalk mit dem biedern Aufzeichner der Traditionen gemacht hat, indem er an die Worte eines deutschen Satzes *-se -si* (*-i*) anhängte, also: *je hest-ie du-si soh mit-se gat-se gedun-se da(t)-si du-s (h)effts ti ab-s-cantzeln la(tn)si*; der Satz, der ein wohl absichtliches Gemisch aus Hoch- und Niederdeutsch enthält, würde richtig niederdeutsch lauten: *je, hest du so mit gott (ge)dān, dat du hest di afkanzeln lāten*, und besagt genau dasselbe, was die gleich darauf folgenden hochdeutschen Worte.

Im Folgenden beziehen sich die Zahlen auf die Numerirung der vorstehenden Ausgabe.

4. *Thiol.* Das Wort scheint bei Pf. ausser c. 20 p. 303 noch einmal vorzukommen c. 18 p. 301 *heureux dübretchâal*, zu trennen *dübre tchaal*, also wenn *thiol* = *čol* = *cěl-* richtig gedeutet ist, etwa »gut Heil«.

20. *Bruchusa* ist *brōk-hōse*, mittelniederd. *brōk-hasen* »Hose und Strumpf zusammen, langes Beinkleid« (Lübben, Mittelnd. Handw.).

20. *Netnusa* wird verschrieben sein für *nethusa*, und ist wahrscheinlich ndd. *knütt-hās*, eigentlich Strickstrumpf (*hose* bedeutete bekanntlich in älterer Zeit Strumpf); *knütt-hās* ist noch im Holsteinischen als »Strickzeug, Strickstrumpf« gebräuchlich.

20. *Kortal*, vielleicht das ndd. *kortel*, das in einigen Gegenden im Sinne eines weiten Rockes gebraucht ist (vgl. Brem. Wb.); möglicher Weise auch = Kittel, vgl. engl. *kirtle* (eig. Kurzkleid).

38. *Spetchai* das Schwein; polab. Plural des deutschen *spěck*, also nach Schleicherscher Schreibung *spěkăi*.

47. *Moska* die Butter, = *mostka*, ist das Deminutiv zu *mastь* (vgl. Schleicher S. 177. 19), also = *mastьka*.

64. *Ut capunt Schlepatsch*, die beiden ersten Worte sind ndd. *ūt-kapūnt* »auskapaunt« = kastriert; mnnd. *kappunen* »zum Kapaun machen, kastrieren«. Vgl. Pf. c. 10 p. 291 *out capūnt engst* = kastriertes Pferd.

89. *Momeneutschenang* Neumon, schwerlich, wie Jagić vorschlägt, aufzulösen in *mon ie neu tschenang*, sondern in *mome neu-tschenang(s)*, in Schleicherscher Schreibung *mómė neu k̓(i)nāz* = wir haben Neumond. Man muss darnach annehmen, dass *k̓(i)nāz* Mond bedeute, wie das poln. *księżyc*. Ebenso wird 90 *momneng erste Vartin* zu lesen sein *mom nena* (*neng* verschrieben) *erste vartil* (*vartin* verschrieben) = wir haben jetzt erstes Viertel.

91. *Skone dagna Wedry* es ist schönes Wetter; das erste Wort ist natürlich deutsch (schön), aber *dagna* ist kein ndd. Wort; ich dachte erst an die Auflösung *skone dag na* (Präp.) *wedry*; vgl. aber 257 *peiwò nitz daigna*; nimmt man hier *daigna* als Adj., so ist vielleicht dies und obiges *dagna* = nnd. *dēg'n* (gediehen, gut, tüchtig, ordentlich, *to deger* adv. tüchtig, ordentlich), also oben »schönes ordentliches Wetter«.

132. *Patten* die Kröte, es ist das allgemeine nnd. *padde*.

145. *Lüstüwoicia* Nussbaum; wäre nach Schl. *lësk̓üvaića* (vgl. sloven. *leskovica*). Der wendische Bauer kannte keinen Wallnussbaum, sondern nur den Haselnussstrauch.

165. *Burdagnia* das Beil; die Form kann ich nicht erklären, sicher steckt wohl nnd. *barde* (Breitbeil) darin.

176. *Kutske* Gutsche, kann nur das deutsche »Kutsche« (mnnd. *kutze*) sein.

201. *Tojan batchen* wenig und 210 *Batchijan* nicht viel, = *tü jā baťen*, *baťe(n)* ist das nnd. *betken betjen* »ein Bisschen, ein wenig«.

275. *Ban* der Boden, = nnd. *bōn*, mnnd. *bone* Bühne, Oberboden des Hauses.

276. *Goart* die Scheuer, möchte man auch für deutsch halten; die Schreibung entspräche einem nnd. *gård*; ich kann es in der Bedeutung nicht nachweisen, vgl. aber got. *garda* Stall.

324. *Tgörungardol* das Thal, aufzulösen in *tgörung ardol*, d. i. *ǵörõ* (Acc. zu *ǵöra* Berg) und nnd. *herdāl* (hinab; zu *ar* = her s. Schl. S. 56. 14), also »den Berg hinab«.

338. *Nüs* Mist, beruht auf einem Missverständniss; der Gefragte hat das nnd. *mess* (Mist) als *mess* = Messer (noch jetzt so gebräuchlich) verstanden und ganz richtig übersetzt, vgl. Nr. 10 »ein Messer *Nüs*« (= *nüz*).

347. *Jus tschedral*(*al*) ich habe geredet, kann nicht mit sorb. *żvantorić żvatorić* verbunden werden, sondern ist nnd. *köddern* (jetzt meist *kören* oder *küren*, mnnd. *koderen kodderen*) plaudern, daraus polab. **ködrōt*.

376. *Smudia Weina* guter Wein, hat nichts mit dem nnd. *smode* zu thun, sondern *smudia*, zu lesen *smuƙa smuƙa*, ist das Adj. *smuk* (schön), vgl. Pf. c. 20 p. 303 *smacca smuk* = schmeckt gut.

Man könnte, namentlich mit Hilfe des Niederdeutschen, noch allerlei Deutungsversuche machen, ich hatte auch noch mehr gemacht, verzichte aber darauf, sie mitzutheilen. Es ist oft ein reines Räthselrathen an meistens sehr unwesentlichen Dingen. Eine Probe von solchem Herumrathen will ich geben. Nr. 57. *Sadat* ein Fasttag; Jagić setzt dazu mit Fragezeichen *żędati*, polabisch wäre das nach Schleichers Schreibweise *zădat*. Ich hatte vermuthet, der protestantische Bauer habe »*fasttag*« nicht verstanden, weil er Fasttage nicht kannte, sondern, namentlich wenn die Frage etwa das Wort im Plural enthielt, ein niederdeutsches »*fast tågen*«, d. i. festgezogen, zugezogen, herausgehört und übersetzt *za*(*o*)*dat* = *zadětъ* (vermacht, zugemacht). Nach dieser Probe wird den geneigten Leser wohl ein gelindes Grauen beschleichen, das ich durch weitere nicht vermehren möchte.

A. Leskien.

Jireček, Konstantin

Das Gesetzbuch des serbischen Caren Stephan Dušan.[1]

I. Die Editionen des Gesetzbuches.

Eines der wichtigsten altserbischen Denkmäler ist das Gesetzbuch des Stephan Dušan, des berühmtesten Herrschers der serbischen Geschichte (1331—1355), der sich nach einer bedeutenden Erweiterung seines Gebietes gegen Süden am Ostersonntag 1346 in Skopje zum Kaiser der Serben und Griechen krönen liess. Es ist erlassen vom Caren im Verein mit dem Adel und der Geistlichkeit auf einem Reichstag (**сьборь** oder **зборь**) ebenfalls in Skopje, am Festtag der Himmelfahrt Christi, 21. Mai 1349. Nach Art. 135[2]) ist in den Codices von Prizren, Athos, Bistrica, Chodoš und Rakovac die Jahreszahl 6862, 7. Indiction, also 1. September 1353—31. August 1354 zu lesen, welche einen zweiten Theil einleitet, nach der Ansicht von Zigel und Novaković einen Nachtrag, der im genannten Jahre wahrscheinlich wieder auf einem Reichstage promulgirt wurde, nicht lange vor des Caren Tod († 20. December 1355). Eine weitere Fortsetzung hat das Gesetzbuch nicht gefunden.

Die erste Ausgabe von Rajić, benutzt mit manchen Missverständnissen bei Engel und Boué, sowie die zweite von Magarašević (im Letopis 1828) haben jetzt nur ein literarhistorisches Interesse[3]). Ein

---

[1]) Законик Стефана Душана, цара српског, 1349 и 1354. На ново издао и објаснио Стојан Новаковић. У Београду 1898 (Ausgabe des Fondes des Ilija M. Kolarac, Nr. 91), CLIII und 312 S., 8⁰ (Preis 5 Dinar).

[2]) Die Artikel des Gesetzbuches citire ich nach der vorliegenden neuen Edition von Novaković.

[3]) »Der Historiker Engel, dessen guten Willen ich übrigens sehr ehre und nur bedauere, dass ihn das Schicksal nicht eine bessere Copie erleben liess, gab sich die sisyphische Mühe, diese paraphrasirten Gesetze ins Deutsche zu übertragen (Gesch. v. Serb. S. 293 ff.), wobei es natürlich an Missgriffen aller Art nicht fehlen konnte, als z. B., dass aus der vormittägigen Vorladung vors Gericht eine Einladung zum Mittagsmahle gemacht und dem Nichterscheinenden eine Strafe angedroht wird!« (bezicht sich auf Art. 56). P. J. Šafařík, Geschichte der südslavischen Literatur 3, 226—227.

besseres Bild des Inhalts bot die Edition von Šafařík bei Kucharski, Antiquissima monumenta juris slovenici, Warschau 1838; sie beruht auf dem Codex von Rakovac, der obzwar ziemlich recent, die Abschrift eines recht alten Textes bietet. Lange Zeit massgebend war eine zweite Ausgabe von Šafařík in seinen Památky 1851 (reproducirt von Miklosich 1856); bei derselben sind zu Grunde gelegt die Codices von Chodoš, dessen Alter und Werth allerdings sehr überschätzt wurde, und von Rakovac. Eine wichtige Entdeckung war die Auffindung des viel älteren und vollständigeren Codex von Prizren, zuerst benützt von Novaković in seiner Ausgabe von 1870. In derselben sind jedoch die Artikel nicht in der Reihenfolge mitgetheilt, wie sie in der Handschrift stehen, sondern nach dem juridischen Inhalt gruppirt, und überdies auch die alten Ueberschriften der einzelnen Artikel weggelassen, ein Verfahren, welches Daničić in einer Recension im »Rad jugoslavenske akademije« 15, 179—180 mit Recht ungünstig besprochen hat. Getreu reproducirt wurde die Handschrift von Prizren von Zigel, Законникъ Стефана Душана, Petersburg 1872. Die werthvollen von Grigorovič in Struga bei Ochrid gefundenen Fragmente nebst einer Fülle anderen Materials publicirte Florinskij, in seinem für die Erforschung dieses Denkmals bahnbrechenden Werke: Памятники законодательной дѣятельности Душана[1]), царя Сербовъ и Грековъ, Kiev 1888 (XII, 491 S., dazu 225 S. Beilagen und XXXIII S. Indices).

Novaković hat inzwischen unermüdlich Vorbereitungen zu einer neuen Textausgabe getroffen. Dieselbe ist 1898, 28 Jahre nach seiner ersten Edition erschienen, ein stattlicher Band mit Einleitung (CLIII S.), Text sammt Varianten (1—148), Commentar (149—267), Verzeichniss der Kapitel (271—282) und alphabetischen Indices der Namen und Termini zu den Texten und Commentaren (283—312).

---

[1]) In seinen Urkunden heisst dieser Herrscher nur *Stefan kralj* oder später *Stefan car*, mitunter auch Stefan IV. (Evang. von Chilandar, Glasnik Bd. 56, S. 60, 99), bei den Venetianern und Ragusanern *rex* oder später *imperator Stephanus*. Der nationale Name Dušan war nicht officiell; belegt ist er z. B. bei Daniel 163 und im Epilog eines Codex, der im Kloster Dečani geschrieben wurde »вь дьнии христолюбиваго и великаго кралꙗ Стефана Доушана« (Starine 10, 266). Ebenso heisst König Milutin in seinen Urkunden nur *Stefan Uroš*, bei den Venetianern, Ragusanern, in Cattaro *rex Urossius*; der nationale Name Milutin ist aber auch bei Pachymeres zu lesen als *Μηλωτῖνος* (Mich. V cap. 7).

Diese neueste Edition bot die Veranlassung zu der vorliegenden Studie. Das Denkmal ist für die mittelalterliche Geschichte Serbiens zu wichtig, als dass es bei Gelegenheit einer neuen Ausgabe nur in einer Recension in dem üblichen engen Rahmen einer solchen besprochen werden sollte.

II. Das Verhältniss des Gesetzbuches zu den Uebersetzungen griechischer Rechtsbücher.

Verwickelte Fragen knüpfen sich an die Entstehung des Gesetzbuches und an sein Verhältniss zu den byzantinischen, in slavischen Uebersetzungen vorhandenen Gesetzsammlungen.

Vor 1349 gab es in Serbien nur einzelne Gesetze, erlassen von den Königen ohne Zweifel im Einvernehmen mit dem Reichstag, wie die des Königs Stephan Uroš II. Milutin, welche im Gesetzbuch des Caren ausdrücklich citirt werden, sowie einzelne Bestimmungen der Landesfürsten, enthalten z. B. in Handelsprivilegien an fremde Kaufleute und in Schenkungsurkunden an Klöster. Förmliche Gesetzbücher waren nur die kirchlichen Nomokanones griechischen Ursprungs. Dieselben enthielten neben dem Kirchenrecht auch byzantinische weltliche Gesetze.

In den altrussischen Nomokanones ist eine Uebersetzung der *Ἐκλογὴ τῶν νόμων* des Kaiser Leo des Isauriers und seines damaligen Mitregenten Konstantin (Kopronymos) vom J. 740 eingeschaltet. Die serbibischen Nomokanones bieten die Uebersetzung eines jüngeren byzantinischen Gesetzbuches, des *Πρόχειρος νόμος* des Kaisers Basilios I. um 879, bezeichnet als *gradski zakon*, was wörtlich dem griechischen *νόμος πολιτικός* (jus civile) entspricht[1]. Diese Uebersetzung ist erhalten in drei alten Abschriften: in einem für den Bischof von Budimlje geschriebenen Text von 1251—2, jetzt verloren, aber copirt in einem »Zakonik« des Marienklosters von Morača in Montenegro von 1613, ferner in einem Nomokanon, geschrieben 1261—2 in Ilovica für die bischöfliche St. Mi-

[1] Ob die *Basiliken* den südslavischen Juristen des Mittelalters bekannt waren, ist bisher nicht erwiesen. Heimbach bemerkt über den 1567 von Cujacius aus Venedig gebrachten Codex Parisiensis 1352 (geschr. um 1300), welcher Buch 1—18 der Basiliken mit Scholien enthält: *»Die am Rande geschriebenen Scholien sind bisweilen in slavischer oder illyrischer Sprache geschrieben«* (Ersch-Gruber's Allg. Encyklopädie Bd. 86, S. 341 B). Ueber diese Marginalnoten möchten wir gern etwas Näheres wissen!

chaelskirche in der Zeta, endlich in einem »Zakonik«, den Grigorij II., Bischof von Ras, 1304—5 copirt hat (über diesen Codex des Grigorij vgl. Sreznevskij, Starine 3, 189). Eine alte russische Copie befindet sich in der Kormčaja von Rjazań vom J. 1283 (I. I. Sreznevskij, Обозрѣніе русскихъ списковъ кормчей книги, Petersburg 1897, 75). Die Kapitelaufschriften der Kormčaja von Ilovica hat Sreznevskij in seinen Свѣдѣнія и замѣтки о малоизвѣстнихъ и неизвѣстнихъ памятникахъ im Сборникъ XII, (1875) 161—162 veröffentlicht. Eine Abschrift des ganzen »gradski zakon« aus demselben Codex hat Jagić an Sreznevskij mitgetheilt (darüber Jagić, Starine VI, 61 über die Kormčaja iloviška), doch ist dieselbe auch in dem oben erwähnten posthumen Werk des Sreznevskij über die russischen Nomokanones nicht zum Abdruck gekommen. Die Freunde serbischer Geschichte sind deshalb dem Archimandriten Nićifor Dučić zu grossem Dank verpflichtet, dass er den »gradski zakon« aus dem Codex von Morača vollständig abgedruckt hat: Крмчија Морачка, Glasnik der serb. gelehrten Gesellschaft, 2. Serie, Band 8 (1877), 34—134. In den russischen Nomokanones oder Kormčaja's ist übrigens derselbe, aus serbischen Vorlagen stammende und sprachlich wenig geänderte Text dieses »gradski zakon« auch in den neueren Drucken wiederholt, als 48. Stück der kirchlichen Gesetzessammlung[1]).

Für Serbien in der Zeit des Caren Stephan Dušan ist von Bedeutung das *Σύνταγμα* des Hieromonachos Matthaios Vlastares (*Βλαστάρης*) aus Thessalonich, ein alphabetisch geordnetes Handbuch des Kirchenrechtes, verfasst 1335. Es ist in altserbischen Handschriften vorhanden sowohl in einer Uebersetzung, als in einem Auszug, der besonders auf die weltlichen Gesetze Rücksicht nimmt. Die Termini der Sprache weisen klar auf das Zeitalter des Caren Stephan (vgl. Novaković, Примери 297—303; Zigel 116—149 mit Parallelstellen des griech. Originals; bei Florinskij eine ausführliche Analyse der griech. und slav. Codices, sowie der Uebersetzungsarbeit 290—447, Texte 95—203). Dazu kommen noch die sogenannten Gesetze Justinians, altserbisch in zwei Recensionen (die kürzere in 33 Artikeln ist nach Florinskij älter),

[1]) Ueber den grossen Einfluss der Uebersetzungen der Ekloga und des Prochiron auf die russische Gesetzgebung im XVII. Jahrh. vgl. R. Hube, O znaczeniu prawa rzymskiego i rzymsko-byzantyńskiego u narodów słowiańskich, Warszawa 1868, 26—32 = Droit romain et gréco-byzantin chez les peuples slaves, Paris 1880, 29—34.

eine Compilation aus der Ekloga, dem *νόμος γεωργικός*[1]), dem Prochiron u. s. w., in der neueren Literatur viel besprochen von Hube, Bogišić, Vasiljevskij, Pavlov, Florinskij und Zigel.

Novaković machte in seiner Chrestomathie (Примери књижевности и језика старога и српско-словенскога, Belgrad 1877, S. 304) darauf aufmerksam, dass sich das Gesetzbuch Dušans in den Handschriften stets nur als Anhang zu den Uebersetzungen byzantinischer Gesetze vorfindet und in seinen Bestimmungen den Gegenstand nirgend erschöpft. Dabei hat es Novaković als wahrscheinlich bezeichnet, dass die gesetzgeberische Thätigkeit der Zeit Dušans nur als Abfassung von Nachträgen, Verbesserungen, Veränderungen und Ergänzungen zu den in Serbien seit der Zeit des hl. Erzbischofs Sava eingeführten byzantinisch-römischen Gesetzen zu betrachten sei, was jedoch durch genauere Untersuchungen näher zu beleuchten wäre. Unabhängig von Novaković gelangten zwei russische Forscher zu ähnlichen Erwägungen. A. S. Pavlov meinte in einem Referat über den Codex von Bistrica, als »zakonik« sei nicht nur das Gesetzbuch Dušans, sondern das ganze juridische Sammelbuch, in welchem der Text vorzukommen pflegt, zu verstehen; das Gesetzbuch sei überdies nicht getrennt zu betrachten von dem serbischen Auszug aus dem Syntagma des Vlastares (Чтенія der Moskauer hist. Gesellschaft 1885). Florinskij betrachtet es in seinem Werke (1888) als wahrscheinlich, dass der serbische Reichstag 1349 eine ganze Sammlung von Gesetzen sanctionirt habe, bestehend aus drei Stücken: dem abgekürzten Syntagma des Vlastares, den sogenannten Gesetzen des Kaisers Justinian und als Beilage dazu dem serbischen Gesetzbuch des Caren Stephan (S. 16—17). Einen besonders nahen Zusammenhang findet Florinskij zwischen dem Gesetzbuch des Caren und dem abgekürzten Syntagma. Die vielen Lücken des Gesetzbuches Dušans, nicht nur im Eherecht, Erbrecht oder Obligationenrecht, sondern auch in manchen Theilen des Strafrechtes erklärt er durch das daneben bei Gericht geltende Syntagma, die Systemlosigkeit des Gesetzbuches durch den Anschluss an das nur alphabetisch geordnete Syntagma (S. 440—446). Dabei bezweifelt Florinskij die Ergänzung des Gesetzbuches durch neue Reichstagsbeschlüsse 1354 und meint, der ursprüngliche Text von 1349 sei in den folgenden sechs Jahren als Ganzes in verschiedenen Theilen

---

[1]) Eine neue Ausgabe des *νόμος γεωργικός* von C. Ferrini, Byz. Ztschr. VII (1898), 558—571.

successive vervollständigt worden (S. 274). Er verweist dabei darauf, dass in dem ältesten Text, in den Fragmenten von Struga, die Jahreszahl nach Art. 135 fehlt.

Eine werthvolle Besprechung des Buches von Florinskij veröffentlichte 1890 Zigel in den Gutachten über die Makarij'sche Prämie (Отчетъ о третьемъ присужденіи премій Макарія, митрополита московскаго, »Zapiski« der kais. Akademie, Bd. 63, No. 3, Petersburg 1890, S. 57—113). Dass die gesetzgeberische Thätigkeit auf einem neuen serbischen Reichstag 1354 fortgesetzt wurde und dass das Gesetzbuch Dušans aus zwei Theilen besteht, hält Zigel für erwiesen, mit Hinweis auf Art. 166 (164 bei Novaković), der sagt, die Aufnahme fremder Bauern soll, wenn sie »vor diesem Reichstag (сьборь)« geschehen ist, nach dem »ersten Gesetzbuch« (како пишє оу прьвымь законьникоу) gerichtet werden. Es wurden nach Zigels Ansicht zwei Gesetze über diese Frage erlassen, ein älteres, mildes von 1349 (Art. 115 Nov.), nach welchem der fremde Flüchtling, wenn es darüber keine Urkunde des Caren gab, zurückzusenden war[1]), ein neueres, strenges von 1353—4 (Art. 140—141 Nov.), nach welchem Edelleute, Städte und Märkte für die ohne Erlaubniss des Caren erfolgte Aufnahme fremder Leute die Strafe für Hochverrath (нєвѣра), also Confiscation der Güter zu erleiden hatten; Art. 164 Nov. bestimmt nur, dass die neue strengere Bestimmung kein rückwirkendes Recht haben soll.

Wichtig ist die Frage über die Anordnung der Artikel. Zigel hält das Gesetzbuch nicht für systemlos und findet (S. 76) in dem ursprünglichen Theil von 1349 folgende Ordnung: 1. Kirchenrecht (Art. 1—38 Nov.), 2. die Weltlichen, eigentlich der Adel und seine Bauern und Sklaven, und ihre Rechtsverhältnisse (Art. 39—73 Nov.), 3. Besitzverhältnisse (Art. 74—83 Nov.), 4. Strafrecht und gerichtliches Verfahren (Art. 84—117 Nov.), 5. Oeffentliches Recht (Art. 118—135 Nov.). Das Muster dieser Reihenfolge sucht Zigel in den griechischen Gesetzbüchern des Mittelalters, z. B. in den Basiliken, die ebenso mit dem Kirchenrecht beginnen, sowie in der Ekloga und im Prochiron, die gerade so mit dem Kriegsrecht schliessen, wie der erste Theil des Gesetzbuches Dušans (Art. 129—135 Nov.).

---

[1]) Zur Sache vergleiche die Urkunde Stephan Dušan's als König 1334 an die Ragusaner (Mon. serb. 107—109), sie sollen keinen Mann aus dem Königreich in Stagno oder auf der Halbinsel von Stagno aufnehmen und jeden Flüchtling auf Reclamation des Königs ausliefern.

Was den Zusammenhang des Gesetzbuches mit den Uebersetzungen griechischer Rechtsbücher anbelangt, meint Zigel, dass das im serbischen Nomokanon eingetragene Prochiron, welches ja in einigen Texten des Gesetzbuches citirt wird (Art. 101 nach den Codices der Athosgruppe: **како пише оу законикоу светихь отьць оу градсцїихь градахь**), neben Dušans Gesetzen in Geltung geblieben sei. Zwischen dem Auszug aus dem Syntagma, den sogenannten Gesetzen Justinians und dem Gesetzbuch Stephans Dušans gebe es dagegen nicht wenige Widersprüche. Bei dem Process zwischen Unterthanen von zwei Kirchen oder Klöstern wird nach dem Gesetzbuch die Sache vor beiden Obrigkeiten ausgetragen (Art. 33); das Syntagma folgt bei dem Process zwischen Leuten verschiedener Jurisdiction dem römischen Grundsatz: actor sequitur forum rei. Bei der Entführung einer Frau durch einen Mann derselben Classe ist im Gesetzbuch Dušans (Art. 53) als Strafe der Verlust beider Hände und der Nase festgesetzt, bei der Entführung einer Edelfrau durch einen Nichtadeligen der Galgen; nach dem Syntagma [1]) wird der Entführer, wenn er bewaffnet war, enthauptet, war er nicht bewaffnet, verliert er eine Hand. Im Gesetzbuch Dušans ist ferner als Strafe für den absichtlichen Mord der Verlust beider Hände, für den unabsichtlichen Todtschlag eine Geldstrafe von 300 Perper festgesetzt (Art. 87). Beide Strafen zusammen, Verlust beider Hände und die Geldstrafe, erleidet ein Sebr, wenn er einen Vlastelin tödtet, aber der Edelmann, der einen Sebr tödtet, zahlt nur 1000 Perper (Art. 94). Der Mörder eines Geistlichen kommt auf den Galgen (Art. 95). Nach der Uebersetzung des Syntagma wird bei absichtlichem Mord der Höhergestellte (**почтень**, *ἔντιμος*) durch Confiscation gestraft, der Nichtadelige (**себрь**, *εὐτελής*) mit dem Schwert hingerichtet [2]); auf den un-

---

[1]) Ebenso nach dem Prochiron 39, 40.

[2]) Das Prochiron 39, 79 hat für vorsätzlichen Mord bei Erwachsenen stets die Todesstrafe, die aber nach Zachariae von Lingenthal, Geschichte des griechisch-römischen Rechtes, 3. Aufl. (1892), S. 334, 346, im byz. Reiche immer seltener vollstreckt wurde. Auch in Serbien gab es einen Widerwillen gegen die Todesstrafe. König Stephan Uroš II. Milutin (1308) wollte in einer Controverse mit den Venetianern nicht »punire mortem pro morte«, sondern die *vražda*, das Sühngeld (500 Perper in Fällen zwischen Ragusanern und Serben), beibehalten: »nolebat spargere sanguinem suorum, sed volebat servare et tenere antiquam consuetudinem *vrasde* predecessorum suorum et suam, et quod aliud non faceret aliquo modo, quia hoc eciam firmaverat per sacramen-

absichtlichen Todtschlag wird eine fünfjährige Verbannung (заточенїє) gesetzt. Ebenso gibt es Widersprüche bei der Bestrafung von Räubern und Mördern. Bei Vermögensstrafen hat das Gesetzbuch einen siebenfachen Ersatz des Werthes, das Syntagma nur einen doppelten. Es konnten also nach Zigel nicht beide Rechtsbücher neben einander im Gebrauch stehen. Zigel findet auch Differenzen zwischen dem Gesetzbuch Dušans und den sogenannten Gesetzen Justinians, die aber im Ganzen unbedeutend sind.

Ueber die Einführung dieser Rechtsbücher sagt Zigel (S. 107): »Und so sind nach meiner Meinung das abgekürzte Syntagma und die kürzere Redaction des Gesetzes des Kaisers Justinian auf Initiative Dušans entstanden, welcher sie nicht als Gesetze betrachtete, sondern nur als Werke, die für die serbischen Juristen äusserst lehrreich waren«. Also das Syntagma soll als eine Art Institutionen, als ein juridisches Handbuch für die serbischen Richter, nicht als Rechtsquelle gedient haben. Zum Schluss spricht Zigel die Meinung aus, das Gesetzbuch Dušans sei nicht lange in Geltung geblieben, eine Ansicht, der ich nicht beistimmen kann. Ohne praktische Bedeutung durch eine längere Zeit hätte ja die grosse Zahl von Abschriften und die Entstehung abweichender Recensionen keine Erklärung.

Novaković bespricht in der Vorrede (S. XXXIX f.) ausführlich alle diese Fragen. Dušans Gesetzbuch ist nach seiner jetzigen Ansicht kein Nachtrag zu den anderen juridischen Schriften, mit denen es in den Codices vereint zu sein pflegt. Die Stücke sollen nur wegen der Verwandtschaft des Inhaltes in den Handschriften beisammen copirt worden sein. Uebrigens hätte das Kirchenrecht, das im engsten Zusammenhang mit der Nationalkirche und deren Verfassung stand, also auch das Syntagma, es nicht nöthig gehabt vom serbischen Reichstag oder vom Landesfürsten acceptirt und eigens promulgirt zu werden. Die Uebersetzung des Syntagma, als eines neuen Schlüssels zu den auch Weltliches enthaltenden kirchenrechtlichen Sammlungen, sei eine Folge der serbischen Occupation zahlreicher griechischer Provinzen gewesen. Die Nomokanones sollen das Muster gewesen sein, das den Caren Stephan bewogen habe die in Serbien giltigen Gesetze zusammenstellen zu lassen. Dabei hält Novaković, ohne die eben besprochenen Bemerkungen von Zigel in

---

tum«. Statut VIII c. 58 bei Lucius, Memorie di Traù (Venezia 1674) 514, Pucić II, 151 f., Bogišić, Le statut de Raguse, Paris 1894, 41 f. (vgl. Archiv 17, 269).

dessen Referat über das Buch von Florinskij zu kennen, das Gesetzbuch noch immer für systemlos (S. XLI). Als Quellen des Gesetzbuches hat schon Bogišić (Pisani zakoni na slovenskom jugu, Agram 1872, 35) ältere einzelne Gesetze, königliche Befehle, Reichstagsbeschlüsse und Rechtsgewohnheiten bezeichnet und z. B. einige wichtige Parallelen zwischen Stephans Dušans Privilegium an die Ragusaner von 1349 und dem gleichzeitigen Gesetzbuch zusammengestellt. Novaković bringt in seinem Commentar manche neue Belege dieser Art aus dem Urkundenmaterial vor. Bezüglich der Rechtsgewohnheiten als Quelle meint er, es sei schwer zu sagen, was ins Gesetzbuch aus den volksthümlichen Rechtsanschauungen aufgenommen wurde und was bei den Serben im Laufe der Zeiten durch Einfluss des Gesetzbuches traditionelles Volksrecht wurde. Aus dem Nomokanon sei bei der Abfassung des Gesetzbuches Einiges recipirt, Anderes aber selbständig in anderer Art festgesetzt worden (S. XLV). Schliesslich macht Novaković auf die zahlreichen Bestimmungen aufmerksam, welche ganz die Form administrativer Mandate des Landesherrn haben, nnd welche gerade nur im zweiten Theil des Gesetzbuches vorkommen, in den einzelnen Artikeln eingeleitet mit den Worten: »es befiehlt mein Carenthum« (повєлѣва царство ми oder єщє повєлѣва царство ми). Diese Bestimmungen wurden nach seiner Ansicht 1349—1353 als einzelne Chrysobulle oder Mandate des Caren ausgegeben und 1353—1354 auf einem Reichstag acceptirt und in das Gesetzbuch eingetragen.

Die letzte Aeusserung über diese Fragen ist verfasst wieder von Florinskij, eine Recension über die Edition von Novaković in den »Izvêstija« der Universität von Kiev 1898 Nov. 232—244. Florinskij ist mit der Textausgabe von Novaković zufrieden, beharrt aber auf seiner Meinung, das abgekürzte Syntagma, die sogenannten Gesetze Justinians und das Gesetzbuch Dušans hätten ein Ganzes, den vom serbischen Reichstag codificirten »zakonik« gebildet. Ebenso spricht er sich abermals gegen die von Novaković vertheidigte Abfassung auf zwei Reichstagen aus und meint, schon in Stephan Dušans Zeit habe es in Serbien mehrere Recensionen des Gesetzbuches gegeben, indem die Abschreiber die zum Gesetzbuch von den gesetzgebenden Factoren gemachten Zusätze entweder am Schluss desselben oder an geeigneten Stellen des Inhaltes anbrachten. Dabei wünscht Florinskij mit Recht eine kritische Gesammtausgabe der serbischen Uebersetzungen oder Auszüge aus griechischen Rechtsbüchern.

Ich will den Versuch wagen, einigen der Hauptfragen, über welche so weit divergirende Ansichten vorliegen, durch eine neue Durchsicht des Materiales etwas näher beizukommen.

Dabei muss man sich vor Allem über die Beweggründe zur Abfassung des serbischen Gesetzbuches Klarheit verschaffen. Zwischen dem mittelalterlichen griechischen Recht, das die Serben aus dem Nomokanon und dem darin eingeschalteten Prochiron kannten, und dem serbischen Recht gab es grosse principielle Gegensätze. Der byzantinische Staat war eine Fortsetzung des römischen Staates, das byzantinische Recht eine Fortbildung des unter Kaiser Justinian codificirten römischen Rechtes. Im christlichen Kaiserthum von Constantinopel gab es keine schroffen Classenunterschiede; die Entwickelung militärischer Adelsfamilien ist eine späte Erscheinung, die sich erst seit dem X. Jahrh. verfolgen lässt. Vor Gericht hatte auch in späterer Zeit der Archont keine Vorrechte. Noch im XIV. Jahrh. wurde die Bestimmung der Basiliken erneuert, dass auch die Vornehmen vor den Richtern stehend verhandeln und ihr Urtheil empfangen sollen (Zachariae von Lingenthal, Geschichte des griechisch-römischen Rechts, 3. A., Berlin 1892, S. 386, Anm. 1402). Serbien dagegen war ein Adelsstaat mit fest gegliederten Ständen. Dort gab es einen Hochadel der *Vlasteline* (*vlastelin*, Plur. *vlastele*, die Edelfrau *vladika*), einen niederen Adel der *Vlasteličići*, einen mächtigen und reichen Clerus und die Masse des niederen Volkes, der *Sebri*, Freie und Unfreie (der Sklave *rab* oder wie im Gesetzbuch *otrok*). Die Edelleute sind classificirt bei der Art der Vorladung vor Gericht (Art. 56, 62); der Vlastelin hat das Privilegium nur Vormittags vor Gericht erscheinen zu müssen, nie Abends, stets nur mit einer schriftlichen Vorladung, der Vlasteličić wird dagegen durch ein Siegel citirt. Wenn sich ein Vlastelin und ein Vlasteličić beschimpfen, zahlt jeder 100 Perper, aber der Adelige niederen Ranges bekommt obendrein noch Stockstreiche (Art. 50). Beschimpft ein Edelmann einen Sebr, zahlt er 100 Perper Strafe; erlaubt sich der Sebr etwas derartiges gegen einen Adeligen, zahlt er dieselbe Summe und wird überdies noch gebrandmarkt (Art. 55, *osmuditi* bullare). Rauft ein Sebr einem Standesgenossen den Bart aus, zahlt er 6 Perper, thut er es einem Edelmann oder einem *dob'r člověk*, einem »bonus homo«[1]), werden ihm beide Hände abge-

[1]) Dieser Terminus war auch den Griechen bekannt. Kaiser Andronikos II. bestimmt im Privileg für die Stadt Joannina 1319, zu Richtern (*κριταί*, sollen *ἄνθρωποι καλοί* von den Städtern gewählt werden. Acta graeca 5, 81.

hauen (Art. 97, 98). Die feudale Investitur des Vlastelin durch Schlachtross und Waffen vom Landesfürsten, die Zusammensetzung von Richtercollegien nur aus Standesgenossen, Compositionen in Geld für Verbrechen, Ordalien mit heissem Wasser und glühendem Eisen, die der byzantinischen Staatsverfassung ganz fremden Reichstage des Adels und Clerus und manches Andere bringen das altserbische Rechtsleben mehr den mittel- und nordeuropäischen Volksrechten näher.

Das im Lande geltende Recht war von den griechischen Anschauungen oft ganz entfernt, ein Umstand, der eine Niederschreibung recht nothwendig machte, besonders nach der Occupation zahlreicher Provinzen des byzantinischen Reiches. Die grössten Differenzen findet man, wie es die oben aus der Abhandlung Zigels angeführten Beispiele zeigen, im Strafrecht. Diese Unterschiede gehen in viele Einzelheiten ein. Wenn eine Edelfrau (vladika) mit einem Unterthan Unzucht (blud, *μοιχεία*) trieb, galt in Serbien (Art. 54) für beide Theile die Strafe des *χειροκοπεῖσθαι* und *ῥινοκοπεῖσθαι*. Das byzantinische Gesetz (Prochiron 39, 43 und 44) bestimmt, dass, wenn eine Frau es mit ihrem Sklaven hält, der Sklave hingerichtet wird, die Frau die Nase verliert, ihre Güter der Confiscation verfallen (wenn sie kinderlos ist, für den Staat, sonst bleibt das Gut den Kindern) und sie selbst verbannt wird; ist es eine Wittwe, so wird sie geschlagen und geschoren, während der Sklave nur dieselbe Strafe erleidet und zu Gunsten des Fiscus (hat die Frau Kinder, zu Gunsten der Kinder) verkauft wird [1]). Der Strassenräuber wurde im byzantinischen Reich nach dem Prochiron auf der Stätte des Raubes gehängt (39, 15), wobei es übrigens Jedermann frei blieb ihn noch vor seiner Verhaftung straflos zu tödten (39, 16); die Diebe hatten Vermögensstrafen und Schläge zu erwarten, erst bei Wiederholung des Diebstahles den Verlust der Hände (39, 54), Bestimmungen, die aus der Ekloga stammen (vgl. Zachariae, 3. A., 339—340). Das altserbische Rechtsbuch strafte den Strassenräuber gleichfalls mit dem Galgen, den Dieb aber mit Blendung. Ist das Dorf mitbetheiligt, verfällt es der Confiscation; der Herr des Dorfes, der die Verfolgung der ihm bekannten Verbrecher abgelehnt hat oder am Verbrechen selbst be-

---

[1]) Diese Bestimmungen reichen bis in die spätrömische Zeit zurück, wo sie noch strenger waren. Codex Justinianus 9, 11 »de mulieribus, quae servis propriis se iunxerunt«, Bestimmungen Kaiser Constantins des Grossen, gegeben im J. 326 in Serdica, mit Todesstrafe für die Frau, Feuertod für den Sclaven: »capitali sententia subiugatur, tradendo ignibus verberone«.

theiligt war, wird gefesselt zum Caren gebracht, muss allen Schaden ersetzen und wird bestraft, wie ein Dieb oder Räuber (Art. 145—150). Man sieht, wie Car Stephan die Unsicherheit im Lande mit den schärfsten Mitteln zu unterdrücken suchte.

Als Muster bei der Abfassung des serbischen Gesetzbuches dienten wahrscheinlich nicht so sehr die systematisch angelegten Nomokanones sammt dem darin enthaltenen weltlichen Recht der Byzantiner, als die Statuten der Städte des Adriatischen Küstenlandes. Die dalmatinischen Stadtrechte waren bekannt auch im Innern Serbiens, da die Consuln und Richter der Ragusaner, Cattarenser u. A. in den Handelsplätzen und Bergstädten bei Rechtshändeln zwischen ihren Mitbürgern stets nur nach ihren Rechtsbüchern urtheilten. Ueberdies dienten zahlreiche Edelleute aus Ragusa, Cattaro und den übrigen Städten als Zollpächter (carinik) und Finanzbeamte in Serbien. Protovestiar (Finanzminister) des Caren Stephan Dušan war ein Patricier von Cattaro, Nicola de Buchia. Nach dessen Tod war in der Kammer des Caren (u kući carstva mi) der Ragusaner Patricier Marinus de Gozze angestellt (Pucić 2, 23). Das Statut von Ragusa von 1272 ist systematisch angelegt, die Nachträge aber nur chronologisch angereiht (vgl. Archiv 17, 269). Das Statut von Cattaro (1301 f.) hat wenig System. Das wichtigste Statut zur Vergleichung mit den Gesetzen des Caren Stephan ist aber das von Budua, erhalten in einer alten italienischen Uebersetzung (Ausg. von Ljubić in den Monumenta historico-juridica Slavorum meridionalium der südslav. Akademie, 3, 3—118). Budua war in diesen Zeiten unter serbischer Hoheit. Sein Stadtrecht ist gerade unter der Regierung des Stephan Dušan verfasst. Es kann nur Dušan sein, der darin als »*misser lo imperador*« bezeichnet wird; die Zeiten seines Nachfolgers, des Caren Uroš (mehr Caren gab es ja in Serbien nicht mehr), waren der Abfassung solcher Stadtrechte ungünstig, wegen der vielen Kriege eben um Budua herum. Auch Antivari, Dulcigno, Scutari und Drivasto dürften wohl geschriebene Stadtrechte gehabt haben, die aber nicht erhalten sind. Neben diesen Vorbildern aus dem westlichen Küstengebiet mögen zur Abfassung des serbischen Gesetzbuches auch die gleichzeitigen Einrichtungen der byzantinischen Nachbarn einen Impuls gegeben haben, die Verfügungen der Kaiser Andronikos II. und III., die Errichtung eines neuen obersten Gerichtshofes der *καθολικοὶ κριταὶ τῶν Ῥωμαίων* und alles, was damit zusammenhing (Zachariae von Lingenthal 384 f.).

Die Ansicht Zigels über das Vorhandensein eines Systems im Ge-

setzbuch finde ich richtig. Allerdings darf man von den Logotheten und deren Diaks nicht allzu viel Genauigkeit in der Disposition verlangen. Manches ist bei der Redaction unrichtig zusammengeschoben worden, wie nach der Reihenfolge des Codex von Prizren die Artikel über das kirchliche Patronat (45, 47) mit Artikeln über die Sklaven (44, 46), oder in den Codices von Struga und Prizren Bestimmungen über die Einquartierung fremder Gesandten (133) und über die Taxen der Kanzlei des Caren (134) mitten in einer Gruppe Artikel über das Gericht im Heerlager (129—132, 135). Selbst der Theil, welcher nach Zigel und Novaković Nachträge aus den J. 1353—4 enthält, hat Spuren einer Gruppirung: Gehorsam gegen den Caren (136), Urkunden (137—138), Bauern (139—142), Räuber und Diebe (143—150), das Geschworenengericht der »porota« (151—154), das Quartierrecht der »priselica« (155—156), Wachdienst auf den Strassen (157—160), Gerichtsverfassung und Gerichtsverfahren (161—193), Münzrecht (168—170), Domänen des Caren, allerdings alles mit mancherlei Einschaltungen und Verschiebungen.

Das Verhältniss des Gesetzbuches des Caren Stephan Dušan zu den in serbischer Uebersetzung vorliegenden byzantinischen Rechtsbüchern wird klar bei näherer Betrachtung des Inhalts beider und der Gerichtsverfassung Serbiens.

Im Gesetzbuche des Caren Stephan fehlen, ausser einigen wenigen Bestimmungen, die mehr gelegentlich sind, fast alle Fragen des bürgerlichen Rechtes: das Personenrecht mit dem Eherecht, das Erbrecht, das Obligationenrecht mit dem Handelsrecht, kurz gesagt, das meiste von dem, was das Prochiron in den Titeln 1—37 bietet. Besser vertreten ist das Sachenrecht, mit Berücksichtigung der eigenartigen Verhältnisse des serbischen Adelsstaates. Dagegen dominirt im Gesetzbuch des Caren das öffentliche Recht: Staatsrecht mit Bestimmungen über die Rechte des Caren, seiner Beamten, seiner Kriegsleute, mit polizeilichen und administrativen Verfügungen, ferner eine Reihe von Sätzen des Kirchenrechtes und schliesslich das Strafrecht, das vom griechischen Recht in so vielem abweicht, mit einigen Vorschriften über das Gerichtsverfahren. Bei diesem Sachverhalt konnten die serbischen Richter der Beihilfe der griechischen Rechtsbücher, vorzüglich in Fragen des bürgerlichen Rechtes, gar nicht entbehren. Die Benützung der byzantinischen Gesetzessammlungen neben dem serbischen Gesetzbuch erhellt aus der Gerichtsverfassung. Der Hofrichter und die vom Caren ernannten

Richter, die besonders mit dem Strafrecht als Reservat des Landesfürsten beschäftigt waren, hatten am meisten die Pflicht das Gesetzbuch des Caren zu kennen und zu befolgen. Die Richter der weltlichen und geistlichen Patrimonialgerichte mit ihrem meist privatrechtlichen Wirkungskreis waren mehr auf die Uebersetzungen byzantinischer Rechtsbücher angewiesen. Die Gerichte der Städte und der Sachsen hatten sich an die Statute und Sonderrechte ihrer Gemeinden zu halten. Es ist charakteristisch, dass das Statut von Budua nur bürgerliches Recht enthält. Ebenso haben die Venetianer nach der Occupation von Scutari 1396 wahrscheinlich nach dem Beispiel der früheren Landesherren ihrem Statthalter die »justitia in criminalibus« vorbehalten, während den vier gewählten »judices« der Stadt das Urtheil »in civilibus« mit gewissen Einschränkungen überlassen wurde (Ljubić, Listine 4, 389).

Die Grenzen zwischen der Gültigkeit des byzantinischen Rechtes und des serbischen Gesetzbuches sind nirgends genau verzeichnet, aber sie sind durch den Inhalt der Rechtsfragen gegeben. Wir besitzen keine Einführungsurkunde des Gesetzbuches. Die nur im Codex von Rakovac erhaltene Vorrede (bei Novaković S. 3—5) gibt keinen genügenden Aufschluss über die Entstehung dieser Gesetzessammlung, nur historische Daten über den Feldzug der Serben 1330 gegen Bulgarien, über den Zwiespalt Stephan Dušans mit seinem Vater und über seine Krönung zum Kaiser; die Abfassung des Gesetzbuches wird motivirt in ganz allgemeinen Worten mit dem Willen, es solle sich im Kaiserreiche keine Schlechtigkeit, Böswilligkeit und kein Hass vermehren.

Das neben dem Gesetzbuche am meisten verbreitete griechische Rechtsbuch war das im Nomokanon enthaltene Prochiron, dessen Einfluss bei den späteren Redactionen des Gesetzbuches wieder sichtbar wird[1]). Das Syntagma des Matthaios Vlastares von 1335 wurde ohne Zweifel in Dušans Zeit in Serbien übersetzt, bot aber im Vergleich zum Nomokanon und Prochiron wenig Neues, meist nur einen alphabetischen Schlüssel zu beiden[2]). Eine Zusammenstellung der zahlreichen aus dem

---

1) Car Stephan schrieb den Ragusanern kurz vor seinem Tode, am 5. December 1355 »pod Berom« (unter Ber, Berrhoea in Makedonien), er bestätige dem Maroje Gučetić (Marin de Gozze) seine Dienste in der Finanzkammer »*po zakonu gradskomu*« (Pucić 2, 24). Dies ist aber nicht das Prochiron, sondern das Gesetz der Stadt (grad) Ragusa; vgl. die Formeln »po zakonu po vašemu« ib. 18, »per le vostre usanze« 19, »po zakonu vašemu« 20.

2) Von der Beliebtheit dieser alphabetischen Schlüssel zeugt auch die

Prochiron entlehnten Stellen des Syntagma hat Zigel in seiner Recension des Buches von Florinskij mitgetheilt (S. 95—98). Ich bemerke dazu, dass der Uebersetzer des Syntagma bei seiner Arbeit nicht die Uebersetzung des Prochiron benützt, sondern die griechischen Texte selbständig übertragen hat. Die Uebersetzung des Syntagma ist übrigens nicht immer so originell, wie es Florinskij meinte; die Wiedergabe z. B. von *χρόνος* durch **лѣто** (Flor. 420—421) in einer Bestimmung über Pacht von Feldern ist nicht eine selbständige Zuthat, sondern eine Befolgung des mittel- und neugriechischen Sprachgebrauches, in welchem *χρόνος* nur das Jahr, nicht die Zeit (ngr. *καιρός*) bedeutet. Dass die sogenannten Gesetze Justinians in der Zeit Stephan Dušans wirklich als Recht in Serbien giltig waren, dafür gibt es einen urkundlichen Beweis. Es ist die Urkunde über den Verkauf eines Gehöftes (dvor) in Prizren, veröffentlicht von Dr. Johannes Šafarik im »Glasnik«, Bd. 35 (1872), 121—122, mit Facsimile. Das Document, welches einen **царєвь врьть** und **сѸдь царєвь** erwähnt, stammt aus den J. 1346—1366, nach der Erhebung des Stephan Dušan zum Caren und vor der Proclamirung des Königs Vlkašin, der sicher auch Prizren besass[1]. Die Verkäufer sagen, wer von ihnen den Käufer wegen des genannten Hofes belästigen sollte, soll an keinem Gerichtshof gehört werden und der Kirche eine »nalogija« zahlen (**и да платимо налогию цркви**). Das entspricht Art. 1 der alten Redaction der sogenannten Gesetze Justinians (Florinskij 487, Texte 204), nach welchem der volljährige Verkäufer, der einen vollendeten Verkauf wieder durch das Gericht rückgängig machen will, eine Analogia oder Omologia zahlen soll: **да платить глобоу, колико боудєть ондѣ оуписана аналогїа**, Var. **омологїа**. Es ist das die *ὁμολογία*, die im byzantinischen Ge-

---

Βακτηρία τῶν ἀρχιερέων, verfasst vom Archimandriten Jakob auf Veranlassung des Patriarchen Parthenios (1644—1650), viel reichhaltiger als das Syntagma; vgl. den Inhalt, herausgeg. von Ant. G. Momferratos im *Δελτίον* der hist. Gesellschaft von Athen, Bd. 3, Heft 9 (1890), 129—189.

[1]) In den Lamentationes de foris 1370—1373 zu einer Eintragung am 20. Juli 1371 über Klage des Marinus de Benessa beigelegt ein Originalbrief desselben Maroie de Benessa aus Prizren vom 15. August 1370; er hatte mit Jache de Sorgo und Giue de Poza di »douana de Prisrino« gekauft, »in chomo apare per la pouela (povelja, Mandat) de *miser lo re*, si che io Maroie andi per volenta de tuty ni diuanary (sic) in Nouaberda per trouar *maistri per la cecha* et io Maroie, tornando indrido con li maistri in Prisrino« etc. (Gerichtsarchiv von Ragusa).

richtsverfahren durch den Kläger wegen Durchführung des Processes und wegen der Kosten zu leistende Caution (Zachariae von Lingenthal, 3. A. 393, Anm. 1432).

Die Lücken des Gesetzbuches Dušans müssen wir näher in Betracht ziehen. Dieselben sind gross im Personenrecht. Es fehlt das ganze Eherecht, mit den Ehehindernissen, Verlöbnissen, Ehescheidungen, dem ehelichen Güterrecht, ebenso das Verhältniss der Eltern zu den Kindern, mit Bestimmungen über die väterliche Gewalt, Legitimirung, Adoption [1]), Vormundschaft. Nur Art. 2, 3 bestimmen, dass die Ehe stets durch kirchliche Einsegnung (blagoslovenije, *εὐλογία*) vollzogen werden soll, eine Durchführung der bei den Byzantinern seit dem IX. Jahrh. geltenden Bestimmungen. Ueber die Ehescheidung findet sich im Gesetzbuch Dušans kein Wort. Die Inschrift von Žiča (Miklosich, Mon. serb. 14—15) von c. 1220 enthält zahlreiche Bestimmungen gegen die unrechtmässige Auflösung der Ehe, erlassen von König Stephan dem Erstgekrönten vielleicht noch vor Einführung des Nomokanon sammt der Uebersetzung des Prochiron durch den ersten autokephalen Erzbischof Serbiens, den hl. Sava. Später reichten in dieser Beziehung die Bestimmungen des Kirchenrechtes ganz aus. Gelegentlich wird im Gesetzbuch bestimmt (Art. 44), ein Sklave solle nie in die Mitgift kommen; in Ragusa und Cattaro war es Regel, dem Edelfräulein eine »ancilla« in der Aussteuer mitzugeben.

Aus dem Erbrecht fehlen im Gesetzbuch Dušans alle Bestimmungen über Testamente (das Wort Testament kommt in dem ganzen Denkmal überhaupt gar nicht vor), über Epitropi, Testamentsexecutoren, Notherben u. s. w. Eine Bestimmung (Art. 41) sagt, die *baština*, das freie Edelmannsgut, sei erblich bis zu den Vettern dritten Grades. Es wird nicht gesagt, was in dem Fall geschieht, wenn es solche Vettern des Erblassers nicht gibt. Es ist auch nirgends etwas bemerkt über das Heimfallsrecht des Landesherrn (byz. Bestimmungen aus der Zeit des Kaisers Andronikos II. im Syntagma, *K*, 12, in der Ausgabe bei Migne, Patrologia graeca 144, col. 1366—1368, Florinskij 412—413). Andere, das Erbrecht betreffende Bestimmungen gehören zum Lehnsrecht, wie die Rückgabe des Streitrosses und der Waffen des Vlastelin nach dessen Tode an den Caren (Art. 48).

[1]) Eine Urkunde über eine Adoption (принихь к себе попа Богдана оу сыновьствие име) aus Novo Brdo 1434 siehe im Spomenik 3, 51.

Im Sachenrecht bietet das altserbische Gesetzbuch zahlreiche Grundsätze über die *baština* im Gegensatz zum Soldgut, der *pronija* (*προνοία*, die alten *στρατιωτικὰ κτήματα*, *στρατιωτόπια*, vgl. Zachariae von Lingenthal, 3 A., 271), über das Verhältniss des Grundherrn zu den Bauern und Sklaven u. dgl. Es fehlen die Rechtsverhältnisse am Meeresufer, die in Prizren und anderswo nicht überflüssige Baupolizei, die *εὕρεσις θησαυροῦ* (über den Fund von Geld im verkauften Hause vgl. Prochiron 14, 9) u. A. Desgleichen fehlen alle Bestimmungen über Verjährung von Besitztiteln (vgl. Prochiron 38, 54 und das Syntagma bei Florinskij 425). Manche Fragen des Agrarrechtes fand der altserbische Richter beantwortet im sogenannten Gesetz Justinians. In dieser Compilation hat nach den Untersuchungen von Romuald Hube auch die Novelle des Kaisers Roman Lakapenos von 922 über das Näherrecht (*προτίμησις*), das Vorkaufsrecht der Verwandten, Angrenzer oder Nachbarn (vgl. Zachariae, 3. A., 236—248), Aufnahme gefunden (Florinskij 482). Deshalb erscheinen in der Urkunde über den Verkauf eines Grundstückes in Prizren 1346—1366 alle Verwandten und Nachbarn als Zeugen (**за вьсе сѹмегнике и сѹродникє**, Glasnik 35, 121)[1].

Am allerwenigsten bietet das Gesetzbuch Dušans aus dem Obligationenrecht. Wir erfahren nichts über Schuldverträge, Kauf und Verkauf, Pacht, Darlehen, Pfand, Zins, über Handelsgesellschaften, über Seerecht (vgl. Prochiron 17, 6 f.); das Wort Schiff ist im Gesetzbuch nirgends vorhanden. Die altserbischen Urkundenschreiber, die *nomici* oder *inomici* (*νομικοί*), welche uns jetzt auch aus Documenten bekannt sind (vgl. Archiv 19, 603), werden im Gesetzbuch gar nicht erwähnt. Dafür kennt diese Notare das sogenannte Gesetz Justinians (beim Heirathsvertrag, Florinskij 455, 487, Texte 205) und die Uebersetzung des Syntagma (Zeugen *κἂν εἰ ταβουλάριοι εἶεν*, wobei der Serbe die »tabularii« als *νομικοὶ* wiedergab: **аще ли и тавоулари боудоуть, рекше иномици**, dazu Glosse **тавоуларїи еже оу насъ иномици**, Florinskij 396).

Aus dem Gesetzbuch würden wir gar nicht erfahren, dass es für

[1]) Die *προτίμησις* kommt auch im küstenländischen Kroatien vor. Man vgl. die Urk. 1448 und 1499 Mon. hist. jur. Slavorum merid. 6, 175—178, 417—420 und das Statut von Poljice ed. Jagić, Mon. hist. jur. 4, 59 (Art. 51a über den Verkauf einer *plemenščina* = altserb. baština). Ohne Kenntniss der byz. Gesetze besprochen von Peisker, Slovo o zádruze (Prag 1899) 50—51 und V. Levec, Věstnik slov. starožitnosti 3 (1899) 24—25.

die Rechtsbegriffe des bürgerlichen Rechtes in Serbien eine ganz ausgebildete juridische Terminologie gab. Wir kennen dieselbe aus den Uebersetzungen des Prochiron und Syntagma, so wie aus Urkunden. Um einige Beispiele anzuführen: die Verlobung *obručenije* (*μνηστεία*), die Verlobten *obručnik* und *obručenica*, das Reugeld (arrha, *ἀρραβών*) *zalog obručenija*, die propter nuptias donatio (*προγαμιαία δωρεά*) *preždebračnyj dar*; für die Mitgift neben dem Fremdwort *prikija* (*προῖξ*, ngr. *προῖκα*, *προίκιον*, in Dalmatien perchivium, jetzt prćija) das slavische *věno*; *τὸ ὑπόβολον podlog* (Syntagma); volljährig (*αὐτεξούσιος*) *samovlastьn*, minderjährig (*ὑπεξούσιος*) *sušti pod vlastiju*, Vormund (*ἐπίτροπος*) *pristavnik*; Testament (*διαθήκη*) *zavět*, in den sogenannten Gesetzen Justinians (Florinskij, Texte 205) *diataksi* (*διάταξις*), ebenso in einer Urkunde von 1428—9 *diatas* (Spomenik 3, 3), Testament machen *zavěštati* oder griechisch *diataksati* (Syntagma, Florinskij 364), Erbe (*κληρονόμος*) *naslědnik*, enterbt (*ἀπόκληρον ποιεῖν*) *otměšten*, *otvržen* (Prochiron) oder *otganjajem* (Syntagma) *ot naslědija*. Im Obligationenrecht: Schuld (*χρέος*) *dlg*, Schuldner *dlžnik*, Kauf (*ἀγορασία*) *kupljenije*, Verkauf (*πρᾶσις*) *prodanije*, *prodajanije*, Gewinn (*κέρδος*) *pribitьk*, Verlust (*ζημία*) *tьšteta*, Pacht (*μίσθωσις*) *najem* oder *naimovanije*, Pächter *naimnik*, dazu *naimajuštij*, *naimovavij*, Darlehen (*δάνειον*) *zajem*, dazu *zaimodavьc* (*δανείζων*), *zajemnik* (*δανειστής*), Zins *lichva* (*οἱ τόκοι*), Pfand (*ἐνέχυρον*) *zalog* (auch im Gesetzbuch Art. 90), Deposit (*παραθήκη*, *καταθήκη*, *παρακαταθήκη*) *pokladež* im Prochiron, *poklad* im Syntagma und in Urkunden, Handelsgesellschaft (*κοινωνία*) *obština*, Compagnon *obštnik* u. s. w.[1])

Lücken gibt es auch in den sonst so reichhaltigen strafrechtlichen Artikeln des Gesetzbuches. Es fehlen Bestimmungen über Majestätsbeleidigung (darüber Prochiron 39, 10 und Syntagma *B*, 7 und *Π*, 21, bei Florinskij 381, 428), gewisse Fleischesverbrechen, Abtreibung der Leibesfrucht[2]). Tempelraub wird nur im Kriege mit der Todesstrafe

[1]) Prochiron 15 *Περὶ ἐμφυτεύσεως* wird ganz wörtlich übersetzt **О насаждении**, 31 *Περὶ ἀποκαταστάσεως* (de restitutione) **О оустроıенїи**, 32 *Περὶ φαλκιδίου* **О раздѣлıенїи**, 35 *Περὶ λεγάτων* **О дарѣхь даıеmихь вь завѣте или вь животе или по сьрьти**, 35,1 *ὁ λεγατάριος* **даровьникь**.

[2]) Erst die Recension des Codex von Ravanica aus dem XVII. Jahrh. hat aus dem Syntagma entlehnte Bestimmungen über Attentate oder Agitationen gegen den Caren, über Ueberfall von Dörfern oder Häusern, Nothzucht, Umgang mit Vieh u. s. w. Florinskij 239 f.

bedroht (Art. 130); in Friedenszeiten galten wohl die Bestimmungen des Prochiron (39, 58), identisch mit denen des Syntagma (*I*, 1, bei Florinskij 407) und der sogenannten Gesetze Justinians (28), die sämmtlich aus éiner Quelle, aus der Ekloga stammen (Florinskij 481). Ebenso ist über Grabschändung gegenüber den detaillirten strengen Vorschriften der griechischen Gesetze (Prochiron 39, 57, Syntagma *T*, 10, Florinskij 431—432) nur im Art. 20 das abergläubische Ausgraben und Verbrennen der Todten von den Bauern erwähnt, wobei das schuldige Dorf eine *vražda* (Wergeld) zu zahlen hat. Das Gesetzbuch Dušans sagt nirgends, wie der Hochverrath (*nevêra*, der Hochverräter *nevêrnik*) bestraft wird. Es gibt Artikel über die Gerichtsbarkeit in solchen Fällen (161, 192); es werden Strafen vorgeschrieben, wie für die *nevêra* (140, 144), ohne dieselben näher zu bezeichnen. Nur aus einer Stelle erhellt, dass es dafür auch Vermögensstrafen gab (52); es zahlt bei der *nevêra* der Schuldige und sein Haus, nicht aber die getheilt von ihm lebenden Verwandten. Dass aber in dem Fall von Hochverrath das Edelmannsgut (baština) des Adeligen der Confiscation verfiel, wissen wir ganz sicher aus Urkunden des Caren Stephan Dušan selbst von 1349—1350 (Spomenik 3, 2), des Despoten Stephan (Mon. serb. 568) und des Despoten Georg (Spomenik 3, 3)[1]. An einer anderen Stelle des Gesetzbuches wird (142) eine nicht näher genannte Strafe angedroht, wie einem Ueberläufer (*prêbêglьc*), nicht zu verwechseln mit einem Flüchtling (*pobêglьc* 144). Ueber Hochverrath, Verrath im Kriege, Ueberläufer zum Feinde, Benachrichtigung des Feindes, alles mit Todesstrafe bedroht, finden sich ganz genaue Bestimmungen im Prochiron (39, 1 ff.) und im Syntagma (*Π*, 21 *περὶ προδοτῶν*; in der Uebersetzung о невѣрницѣхъ in dem gekürzten, о прѣдателехъ im ungekürzten Texte, Florinskij 354, 428—429).

Auch sonst ist im Gesetzbuch manche Lücke bemerkbar, wo die Richter sich wahrscheinlich an die Uebersetzungen der griechischen Rechtsbücher um Auskunft wenden mussten. Es werden Verführungen verschiedener Art erwähnt (53); dabei fehlt die Entführung einer Sebrin durch einen Edelmann. Eine Edelfrau wird streng gestraft, wenn sie sich mit einem Unterthan vergisst (54); was that aber der Richter, wenn ihm eine Klage über Ehebruch zwischen einem Edelmann und einer

---

[1] Ueber diese Fragen vgl. Novaković, Пронијари и баштиници, Glas der kgl. serb. Akademie 1, 55.

Edelfrau vorlag? In diesen Fällen galten wohl die allgemeinen Bestimmungen des Prochiron oder des Syntagma[1]. Das Gesetzbuch verfolgt als Urkundenfälschung eine Interpolation oder Correctur in einem Chrysobull (105, vgl. 162); mit Stillschweigen übergangen ist der Fall der Herstellung einer ganz gefälschten Urkunde. Es gibt auch offenbare Widersprüche. Nach Art. 29 (vgl. 17) soll kein Mönch ausserhalb des Klosters leben; im Art. 45 wird der Pfarrer bei der Kirche eines adeligen Kirchenpatrons als *kalugjer* bezeichnet, also als ein Mönch, der vereinzelt ausserhalb seines Klosters lebt und vom Patron mit Einverständniss des Bischofs eingesetzt wird.

III. Die Quellen des Gesetzbuches.

Was die Quellen des Gesetzbuches betrifft, ist bei der Abfassung Manches unverändert aus recht alten Landesgesetzen aufgenommen worden. Alt sind Art. 56 und 76, wo statt der sonst üblichen Geldstrafen in Perper (ὑπέρπυρον) Vermögensstrafen in Ochsen bestimmt werden, für das Nichterscheinen eines Vlastelin vor Gericht und für die absichtliche Beschädigung von Culturen durch fremdes Vieh. Das ist ein Ueberrest aus Zeiten, wo in Serbien noch wenig gemünztes Geld cursirte. Geldbussen in Ochsen und Pferden für ungesetzliche Ehescheidungen erwähnt die Stiftungsurkunde des Klosters Žiča (Mon. serb. 14—15). Auch in der Zuweisung einer älteren Stiftung bei Skopje an das Kloster Chilandar von König Stephan Uroš II. um 1300 wird jedem Verwandten des Königs und jedem Vlastelin, der dieses Klostergut antasten sollte, mit einer Strafe von 12 Ochsen gedroht (Spomenik 3, 13). Sonst sind die Vermögensstrafen in serbischen Urkunden schon im XIII. Jahrh. in Perper angegeben. Im Statut von Vinodol an der kroatischen Küste von 1288 werden Bussen in venetianischen Münzen, Ochsen und Schafen erwähnt. Auch in Bosnien zahlte man noch 1332

[1] Der Codex von Ravanica aus dem XVII. Jahrh. hat im Art. 143—146 (Florinskij, Texte 50) Bestimmungen über μοιχεία, welche Florinskij 243 als alte Theile des Gesetzbuches betrachtet, die aber mit ihren milden Geldstrafen für den betheiligten Mann von 30—300 Perper und höchstens noch einer Prügelstrafe im Falle einer Nothzucht in völligem Widerspruch stehen mit der Strenge der Art. 53 und 54 des Gesetzbuches, ebenso mit den einschlägigen Bestimmungen des Prochiron und des Syntagma, wo bei μοιχεία stets das ῥινοκοπεῖσθαι beiden Betheiligten bevorsteht.

Strafen in Ochsen (Mon. serb. 102), was jedenfalls ein Fortschritt war gegenüber den bosnischen Zahlungen in »ancillae« (1323 а господиноу плача шєстдєсєть дѣвиць, Mon. historico-juridica 6, 80; über den bosnischen Sklavenhandel vgl. meine Bedeutung von Ragusa in der Handelsgeschichte des Mittelalters S. 68—69). Die »porota« und die Rechte der Sachsen betreffende Gesetze des »heiligen Königs« (sveti kralj) Stephan Uroš II. Milutin (1282—1321) sind aufgenommen in den Art. 79, 123, 152, 153. An die Urkunde desselben Königs für das Kloster Gračanica (Mon. serb. 565) erinnert die Bestimmung über das Ausraufen des Bartes, nur dass dieses Strafgeld, *mêhoskubina* genannt, in der Urkunde mit 6 Dinar, im Art. 98 aber mit 6 Perper bemessen wird, was 4—5 mal mehr war (im XIV. Jahrh. 1 Perper = 24—30 Grossi oder slav. dinari, vgl. die Münztabelle in meiner Bedeutung von Ragusa in der Handelsgeschichte 65). Ist dieser Unterschied nur Folge einer Flüchtigkeit bei der Redaction des Gesetzbuches oder eine Verschärfung der Strafe? Den Verträgen der Könige Stephan Uroš II. Milutin 1302 [1]) und Stephan Uroš III. 1326 mit den Ragusanern (Mon. serb. 52, 85) sind entlehnt die Bestimmungen, bei einer Beraubung von Kaufleuten habe das Dorf oder die Umgebung Ersatz zu leisten oder es ersetzt den Schaden der Landesherr selbst; das Gesetzbuch fixirt näher die Haftpflicht des Caren, der Kefalija's und Vlasteline, welche die Strassen zu bewachen hatten (160, cf. 157), sowie der Gutsbesitzer (145, 146, 147) und der Umgebung (126, 158). Dieselben Bestimmungen über die Ersatzpflicht des Dorfes oder des Landesfürsten bei Ausplünderung fremder Kaufleute sind wiederholt in allen Privilegien der Ragusaner von Stephan Dušan 1349 bis Despot Georg 1445. Aus dem Vertrag von 1302 stammt auch die Geldstrafe von 500 Perper für eigenmächtiges Zwingen fremder Kaufleute zum Auspacken und Verkauf ihrer Waaren (118), die auch in den Bestimmungen über einen *panagjur* (Jahrmarkt) in Prizren in einer Urkunde des Königs Uroš III. vorkommt (Glasnik 49, 364).

Aus griechischen Rechtsbüchern ist wenig geschöpft, z. B. die strenge Strafe für den Verkauf eines Christen in die Sklaverei der Ungläubigen im Art. 21 mit Verlust der Hand und Zunge (vgl. Prochiron 39, 5 mit Verlust der Hand), der Feuertod für Ermordung von Eltern, Geschwistern oder Kindern im Art. 96 (vgl. Prochiron 39, 35 = Syn-

[1]) Ueber das Datum dieser Urkunde siehe weiter unten S. 173 A. 1.

tagma *Φ*, 8 in serb. Uebersetzung bei Florinskij, Texte 201)[1]), die Bestrafung eines Zauberers oder Giftmischers »nach dem Gesetz der heil. Väter« (по законоу светыихь отьць Art. 109, vgl. Syntagma *M*, 1, bei Florinskij 416—420, Texte 181—183). Art. 195 (nur im Codex von Rakovac) bestimmt, Frauen sollen nie bei einer Kirche Quartier nehmen, ausser der Carica und Kraljica[2]); dies ist eine Ausnahme von der Vorschrift im Syntagma *I*, 2 = *E*, 15, *ἔνδον τῶν τοῦ ἱεροῦ περιβόλων* dürfe Niemand *μετὰ γυναικὸς καταμένειν*. Die Bestimmung des Art. 12, Weltliche sollen unter Strafe von 300 Perper nicht in geistlichen Angelegenheiten Recht sprechen, schliesst sich an die aus einer Novelle des Kaisers Heraklios und aus der Epanagoge stammenden byzantinischen Vorschriften im Syntagma *Δ*, 9 (bei Migne 144 col. 1233) an, durch welche Bischöfe, Priester und Diakone von dem *κοσμικὸν κριτήριον* ganz eximirt sein sollen (Zachariae von Lingenthal, 3 A. 382 f.).

Auch die Zahl griechischer juridischer Termini ist im Gesetzbuch Dušans gering: *chrisovul ὁ χρυσόβουλλος λόγος*, *ipotes ὑπόθεσις* (83), *metechati* (47 Var.) *μετέχειν* (auch in einer Urk. des Caren von 1352—53, Glasnik 24, 246), *pedepsati* oder Var. *vědevsati* (11) strafen aus dem Aorist *ἐπαίδευσα* von *παιδεύω*[3]), *pizma πεῖσμα* (57) in der Bedeutung Hass, nebst den Substantiven *pizmatar* (151 Var., 152 Var.) und *pizměnik* (152) Feind, *prikija προίκιον*, *pronija πρόνοια* das Soldgut, *prostagma πρόσταγμα* (40, 124) ein schriftliches Mandat des Landesherrn, altserb. *povelja* genannt, *stas στάσις* (65) das Gut, *topik τοπικός* (18) von Ortsleuten auf den Klostergütern (vgl. *οἱ τοπικοί* Acta graeca 5, 83). Dazu kommen Termini des politischen Lebens: *kefalija* oder *kepalija* der Statthalter von *κεφαλή*, *κεφαλαττικεύων*, *logofet λογοθέτης*, *poklisar* (133) der Gesandte von *ἀποκρισιάριος*, *prěmikjur* (146) ein Dorfvorsteher von *πριμικήριος*, *polata παλάτιον* des Caren (51, 113 Var.). Es gehören dahin auch die wohlbekannten *perpera ὑπέρπυρον* und *livada λιβάδιον* die Wiese. Mit dem Kirchenleben haben sich zum Theil schon seit Jahrhunderten eingebürgert die griechischen Fremdwörter: *azimistvo* (6) *ἄζυμία*, *archijerej ἀρχιε-*

[1]) Darauf hat schon Zigel, Законникъ 101 aufmerksam gemacht.

[2]) Zigel 55 hat 1872 die Authenticität dieses Artikels bezweifelt, da derselbe aus dem Nomokanon durch einen Copisten entlehnt sein könnte. Vgl. Florinskij, Памятники 249.

[3]) Ueber slavische Verba aus griechischen Aoristformen vgl. Miklosich, Vergl. Gramm. der slav. Sprachen 2 (1875), 476—480.

ρεύς neben dem einheimischen *svetitel, eksarch* (37) *ἔξαρχος, episkop ἐπίσκοπος, jeres αἵρεσις, igumen ἡγούμενος, inorija, inurija* (11, 45) *ἐνορία* die Pfarre, *kinorija* Sing. (15, 36) vom Plur. *τὰ κοινόβια, kliros* (*κλῆρος*), *kozmik κοσμικός* (12, 37), *ktitor κτήτωρ, kalugjer καλόγηρος* Mönch und *kalugjerica* Nonne, *manastir μοναστήριον, metoch, metochija* (34) *μετόχιον* das Kirchengut, *pop παπᾶς, protopop πρωτοπαπᾶς, rasa* (19) *ῥάσον* das Mönchskleid. In Urkunden aus dieser Zeit sind griechische Worte nicht selten: *plisiast πλησιαστής, perior περίορος, perivol* oder durch Metathese *pelivor περίβολος* (s. Daničić, Rječnik), *prikisati προικίζειν* (Glasnik 35, 121), *panagjur πανήγυρις* Jahrmarkt u. s. w.

Ganz vereinzelt ist eine merkwürdige Spur des alten römischen Rechtes im Art. 169 über Falschmünzerei: der Goldschmied, der insgeheim Münzen schmiedet, soll im Feuer verbrannt werden. Das Justinianische Recht bestimmte als Strafe des Falschmünzers den Tod durch Feuer und die Vermögensconfiscation (Codex Justinianus 9, 24 »de falsa moneta«; nach den Gesetzen Kaiser Constantins wird der Fälscher »flammarum exustione mancipetur«). Die Byzantiner ermässigten die Todesstrafe in das Abhauen der Hand, in der Ekloga, in den Basiliken, im Prochiron und in allen späteren Rechtsbüchern (Zachariae von Lingenthal, 3. A., S. 333, 341 Anm. 1134, 1184). Die Rückkehr zur ursprünglichen römischen Strafe im altserbischen Recht ist nicht vielleicht einem Einfluss der dalmatinischen Stadtrechte zuzuschreiben. Die Statute von Ragusa, Spalato und Scardona (Mon. historico-juridica Slav. mer. 2, 161; 3, 128 cap. 34) hielten sich an das byzantinische Muster und drohten dem Münzfälscher mit dem Verlust der rechten Hand [1]). Die römische Strafbestimmung ist nach Serbien wahrscheinlich vom Norden gekommen, durch die Sonderrechte der deutschen Bergleute. Die Münzstätten befanden sich meist in den Städten und Märkten, wo die Sachsen Bergbau trieben. Die Rechte dieser deutschen Bergleute sind bekannt aus Böhmen und Ungarn. Ihre Privilegien in Serbien waren wohl nur eine Wiederholung derjenigen, die man diesen fremden Colonisten in

[1]) Der Einfluss byzantinischer Gesetze in den Stadtgemeinden Dalmatiens war viel stärker, als es seiner Zeit Hube meinte, der nach dem Statut von Zara die dalmatinischen Statute für eine »reproduction fidèle du système juridique romano-italien contemporain« hielt. Vgl. meine Bemerkungen über das Strafrecht von Cattaro und Ragusa in der Besprechung von Bogišić, Le statut de Raguse, Archiv 17, 269—270.

Ungarn einzuräumen pflegte. Die »poena ignis« für den Falschmünzer erscheint in Böhmen z. B. in dem Rechte der Bergstadt Deutsch-Brod von 1278 (Hermengild Jireček, Codex juris bohem. 1, 201). In Ungarn wurde der Falschmünzer nach dem städtischen Rechte auf dem Scheiterhaufen verbrannt, nach dem staatlichen Rechte musste er sich dem gerichtlichen Zweikampf unterziehen.

Es lässt sich auch eine Erklärung aufstellen, warum die Serben gerade in dieser Frage von dem byzantinischen Rechte abwichen und zu den Bestimmungen des Rechtes der Bergstädte griffen. Das Syntagma hat keine Erwähnung des Münzrechtes. In der Uebersetzung des Prochiron fehlt die Münzfälschung durch ein merkwürdiges Missverständniss; die *πλαστὴ μονίτα* wurde eine *prokaza v žitě*, eine Krankheit im Getreide! Ich muss dabei bemerken, dass die Artikel in der Uebersetzung umgestellt sind; Prochiron 39, 3 und 4 sind verwechselt, 11 ist 16, 12—16 ist 11—15 geworden, so dass erst von 39, 17 angefangen die Numerirung übereinstimmt. Prochiron 39, 14 lautet: *Ὁ πλαστὴν μονίταν ποιῶν μετὰ τῶν ὑπουργησάντων αὐτῷ χειροκοπείσθωσαν. Ὁ δὲ τοῦ ἀγροῦ διοικητὴς, ἐν ᾧ γέγονεν ἡ πλαστὴ μονίτα, εἴτε γεωργὸς εἴτε δοῦλος εἴτε ἔνοικος εἴτε ἐργαστηριακὸς, ὑπερητήσας τῷ ἁμαρτήματι, καὶ ὁ τοιοῦτος χειροκοπείσθω* (*Ὁ πρόχειρος νόμος*. Imperatorum Basilii, Constantini et Leonis Prochiron. Ed. C. E. Zachariae. Heidelbergae 1837). Die Uebersetzung (39, 13) sagt: Проказоу творѣщемоу вь жите[1]) и помагающимь емоу роукы да оусѣкноуть се, села же того[2]) правитель, вь немь же бысть проказа, аще ратаи, аще же рабь, аще же домовьникь, аще же трьговьникь[3]), помоглъ боудеть вь таковое съгрѣшеніе, и томоу роуцѣ да оусѣкоуть (ed. Dučić S. 125).

Im altserbischen Recht gibt es auch abendländische Elemente, die aus Ungarn übernommen sind. Schon unter König Stephan dem Erstgekrönten wurden die Leute des Erzbischofs mit einem königlichen Siegel vor den König vorgeladen (да га позива с кралевомь печатию кь кралю, Inschrift von Žiča, Mon. serb. 13, 15). Nach dem Gesetzbuch Dušans

---

[1]) Citirt bei Miklosich, Lex. palaeosl. sub *prokaza λέπρα* aus der Krmčaja von Ilovica: »nota -зоу творити вь житѣ krmč.-mih. 320«.

[2]) *Ἀγρός* fundus in der Uebersetzung stets *selo*.

[3]) Der Uebersetzer hat *ἔνοικος* inquilinus und *ἐργαστηριακός* operarius nicht recht verstanden.

wird der grosse Edelmann (властелинь велїи) durch ein Schreiben des Richters vor Gericht citirt, andere Leute durch ein Siegel (печать, 62). Das gleichzeitige Statut von Budua (cap. 3) sagt: »nissun nostro cittadino, che fosse citado avanti esso imperador *con lettera o con bolla*«, ist nach einem der Stadt gewährten Recht verpflichtet zwischen dem Marienfest im September und dem St. Michaelstag, also zur Zeit der Weinlese, vor dem Richterstuhl des Caren zu erscheinen. In Ungarn war die »missio sigilli«, das »cum sigillo vocare«, »per sigillum cogere« im XI.—XIII. Jahrh. die einzige Form der Citation; erst im XIII. Jahrh. kommen Citationen durch einen Brief vor. Die königlichen Richter nannte man in Ungarn in der Arpádenzeit auch »bilochi«, weil sie mit einem Siegel des Königs, einem *billog* (vgl. бѣлѣгь Zeichen), die Leute vor das Gericht citirten [1]). Ebenso erfolgte in Böhmen die Citation vor das Gericht (altböhm. póhon, vgl. altsl. погонъ) durch das Vorweisen eines »sigillum«, vor Zeugen. Eine Petschaft des Landesgerichtes aus dem XIV. Jahrh. ist noch erhalten, mit den Aufschriften: »Wencesla(us) citat ad judicium« und »S(igillum) justicie tocius terre s(an)c(t)i Wenceslai, ducis Boem(orum)« (vgl. Hermenegild Jireček, Slovanské právo v Čechách a na Moravě 2, 223 f.).

An Ordalien kennt das Gesetzbuch Dušans den auch aus Urkunden bekannten Kessel (котьль 84, 106), wobei die Procedur als »in den Kessel greifen« (хытити oder хватити оу котьль) bezeichnet wird, und das Eisen (желѣзо 150), das der des Diebstahls oder Raubes Beschuldigte in der Kirchenthür aus dem Feuer nehmen und auf den Altar niederlegen musste. Das ist die Eisenprobe (judicium ferri, purgatio oder examen ferri candentis), die in Ungarn durch die Gesetze der Könige Ladislaus I. und Koloman im XI. Jahrh. eingeführt und 1279 auf der Ofner Synode abgeschafft wurde [2]). Ein Stück Eisen, ein bis drei Pfund schwer und vom Bischof geweiht, wurde glühend gemacht, vom Angeklagten unter bestimmten Ceremonien in der Vorhalle der

[1]) Hajnik Imre, A magyar birósági szervezet és perjog az Árpád és a vegyes-házi királyok alatt. Budapest, Akademie 1899 (Die gerichtliche Organisation und das Processualrecht unter den Arpáden und den Königen des Mittelalters) S. 186—187. Eine Orientirung über ungarisches Rechtsleben des Mittelalters verdanke ich der freundschaftlichen Unterstützung des Herrn Archivdirektors Hofrath Dr. Ludwig v. Thallóczy.

[2]) Endlicher, Monumenta Arpadiana S. 330, 365, 569, zahlreiche Beispiele in dem Regestrum de Varad 1209—1235 ib. 640—742.

Kirche angefasst und an einen bestimmten Ort im Innern des Gotteshauses getragen; die Hand wurde sofort verbunden und der Verband mit einem Siegel versehen. Nach einigen Tagen zeigte die Untersuchung, ob sich der Angeklagte verbrannt hat oder unversehrt geblieben ist. Daneben gab es auch eine Probe mit siedendem Wasser, »aquae ferventis«, »judicium aquae«. Die in Ungarn und Böhmen daneben übliche Kaltwasserprobe (aquae frigidae) war in Serbien nicht üblich. In Böhmen gab es eine Probe durch heisses Wasser und eine andere durch glühendes Eisen (judicium candentis ferri manualis) bis ins XIV. Jahrh. (Herm. Jireček, op. cit. 2, 233—234). Die Byzantiner kannten keine Gottesurtheile. Das einzige bekannte Beispiel aus der Geschichte des Kaiserthums von Nikaia mit dem Greifen glühenden Eisens ist eine Folge abendländischer Einflüsse (*ἡ διὰ μύδρου ἀπόδειξις* als *βαρβαρικὸς τρόπος*, Akropolites ed. Bonn. 103—105; vgl. Zachariae von Lingenthal 408). Auch die süddalmatinischen Stadtrechte kennen keine Ordalien, dafür aber die Tortur, die im serbischen Rechtsbuch ganz fehlt.

Eine andere Gerichtsprobe des Abendlandes war der gerichtliche Zweikampf, in Ungarn (bei Hochverrath, Münzfälschung u. s. w.) mit Schwertern, Lanzen und Schilden, auch mit bulgarischen Knütteln (per claves bulgaricales), zu Pferde oder zu Fuss gegen die *pugiles*, *duellatores*, eine Art Gladiatoren des Gerichtes, ausgefochten, erst 1486 abgeschafft, in Böhmen mit Schwertern (meče) oder Keulen (kyj). Das Gesetzbuch Dušans kennt nur einen gestatteten Zweikampf im Heerlager, wenn die Stelle richtig gedeutet wird (131); der gerichtliche Zweikampf [1]) wird (102), falls оүздание diese Bedeutung hat, ausdrücklich verboten, ebenso wie ihn (die *μονομαχία*) die Byzantiner und auch die Venetianer in ihren griechischen Besitzungen als Rechtsmittel nicht duldeten.

---

[1]) Eine bildliche Darstellung des gerichtlichen Zweikampfes in Serbien glaubt man in den Miniaturen eines Psalters aus dem XIV. Jahrh. gefunden zu haben, jetzt auf der kgl. Bibliothek in München, auf Bl. 75'. David sitzt auf dem Thron. Zu beiden Seiten des Thrones stehen Soldaten mit Lanzen, dreieckigen weissen Schilden und Bogen und Pfeilen. Unten kämpfen zwei Soldaten mit einander, barhaupt, mit Schild und Schwert, beide in kurzem blauen Gewand und blauen Schuhen. Hube hat sich dieses Bild 1837 copiren lassen. Vgl. Dudík, Geschichte Mährens IV, 328—329 (Dějiny Moravy IV, 241). Beschrieben von P. A. Syrku, »Letopis« der »Matica Srpska«, Heft 196 (1898) S. 21, 197 (1899) S. 53.

Viel Verwandtes hat der Umfang der Reservate der Jurisdiction des Landesherrn in Ungarn und Serbien. Alle Fragen über Grundbesitz waren in Ungarn stets exempt vom Comitat und reservirt dem König (Hajnik op. cit. 82—83), ebenso in Serbien dem König, Caren oder später Despoten. Vor den König kamen in Ungarn Hochverrath (infidelitas), Tödtung und Verwundung von Verwandten und Richtern, die Verbrechen der »stupratores« u. s. w., wie in Serbien (Verböczi, Tripartitum, pars I, tit. 14).

IV. Die altserbische Gerichtsverfassung.

Die Giltigkeit des Gesetzbuches war innerhalb des serbischen Reiches keineswegs territorial beschränkt. Dass es z. B. in den Städten der Zeta galt, sehen wir aus den Uebereinstimmungen mit dem gleichzeitigen Statut von Budua. Auch die vom Caren Stephan neu eroberten byzantinischen Gebiete in Makedonien, Albanien, Epirus und Thessalien waren nicht ausgeschlossen. Ausdrücklich werden bestätigt die Chrysobullen und Prostagmen der vom Caren eroberten griechischen Städte (Art. 124), ebenso in den angeblichen Zusätzen von 1353—1354 die Chrysobullen aller Städte (Art. 137), sammt der Gerichtsbarkeit der städtischen Beamten (прѣдь владальци градьскыми) in Rechtsfragen zwischen den Bürgern oder zwischen Bürgern und Bauern (Art. 176). Auch werden die Chrysobullen an griechische Vlasteline und Vlasteličići bestätigt (Art. 39, vgl. 40) und die Besitzverhältnisse in den vom Caren neu eroberten Städten und Župen (Gauen) geregelt (Art. 117). Aus zwei Urkunden des Caren Stephan Dušan wissen wir, dass auf den Reichstagen die Stände des ganzen Reiches ohne territoriale Ausnahmen zusammen kamen, einerseits der Patriarch mit der Geistlichkeit, andererseits der Adel der Serben, der Griechen und des »Pomorije«, nämlich des Adriatischen Küstenlandes (сь вьсѣми властели срьбьскыими и грьчьскыими и поморьскыими, Florinskij 52 Anm.). In beiden Urkunden wird der nach dem Tode des ersten Patriarchen Joannikij († 3. September 1354) auf einem »serbischen und griechischen Reichstag« (сьборь срьбьскыи и грьчьскыи, Daniel 380) in Serrai (Sêr) gewählte zweite Patriarch Sava erwähnt. Beide Stücke stammen von einem Reichstag in Krupišta (на Кроупищехь, -щїихь), vielleicht aus dem Frühjahr 1355. Florinskij (S. 48) sucht diesen Ort in der Umgebung von Štip, man kann aber auch an das jetzige Chrúpišta süd-

lich vom See von Kastoria, ein grosses Dorf mit ungefähr 3000 Einwohnern denken, eine Ortschaft, welche den aus den neu eroberten südlichen Ländern kommenden Mitgliedern des Reichstags noch näher lag.

Zur Beurtheilung des altserbischen Rechtslebens ist von grösster Wichtigkeit die Kenntniss der Gerichtsverfassung im mittelalterlichen Serbien, unter den Vorgängern des Stephan Dušan, zur Zeit der Abfassung des Gesetzbuches und während der späteren serbischen Geschichte unter den Despoten und anderen Fürsten.

Wie in allen mittelalterlichen Staaten, erscheint auch in Serbien der König als der oberste Richter. Die der Jurisdiction des Königs und seiner Beamten reservirten Gerichtsfälle kennen wir aus Urkunden des Stephan Dragutin und Stephan Uroš II. Milutin. Einen Process vor dem König Stephan Uroš III. schildert eine Urkunde von 1327 (Šafařík, Památky 2 A., 94—96). Der Igumen Kyr Gervasije des Klosters Chilandar und die Söhne des Edelmannes Chardomil, Dmitar und Borislav, erscheinen vor dem König und halten Rede und Gegenrede wegen der Grenzen eines Grundstückes. Der König bestimmt ein Grenzgericht und sendet einen »pristav«, der 12 greisen Županbewohnern den Eid abnimmt und die Grenzen genau feststellt. Die Parteien kommen mit dem »pristav« nochmals vor dem König zusammen und der Igumen überlässt der Gegenpartei freiwillig bis auf Widerruf ein Stück des Klosterbodens zur Nutzniessung.

Eine wichtige Frage ist die, ob es in den Landschaften Serbiens vor Stephan Dušan neben den Statthaltern des Königs auch überall eigene königliche Richter gab oder ob Administration und Justiz vereinigt waren. Man liest schon im XIII. Jahrhundert öfters das Wort *sudija* oder *sudьcь*; waren diese Richter wirkliche Berufsrichter?

Bei der Untersuchung dieser Frage sind auszuschliessen die »judices« der autonomen Küstenstädte im alten Dioklitien oder der späteren Zeta am Adriatischen Meere, da die Entwicklung der dortigen Stadtrechte in die Zeiten vor der serbischen Hoheit zurückreicht und zahlreiche byzantinische und italienische Elemente aufweist. In dieses Gebiet gehören wohl auch die zwei Richter, »sudija« Boleslav und »sudija« Desislav, welche als Zeugen in einer Urkunde der Königin Helena, Mutter der Könige Stephan Dragutin und Stephan Uroš II. Milutin, aus der Zeit des Comes von Ragusa Marino de Giorgi (1288—1290) genannt werden (Mon. serb. 56). Die alte Königin besass ja ein Territorium gerade im Küstengebiete von Dioklitien. Ebenso gehören nicht hierher

die Behörden der Sachsen, da diese privilegirten Ansiedelungen von fremden Bergleuten erst im letzten Viertel des XIII. Jahrh. nach ausländischen Mustern errichtet worden waren.

Es gehören ferner nicht hierher die Vorstände der Wlachen, der Hirten des Gebirges, welche zugleich Richter über dieselben waren, und welche sonst als Knez, Premićur (πριμικήριος), Čelnik, Katunar u. s. w. bezeichnet werden (Novaković, Село 50—51, 108). Der Grossžupan Nemanja schenkte dem Kloster Chilandar auf dem Athos zwei solche »Gerichtsbarkeiten« (*sudstvo*), die des Rad und des Georg, mit 170 Wlachen (Mon. serb. 6). Grubessa, filius *judicis* Stan de Tribina, der sich am 10. November 1320 in Ragusa wegen eines Pferdes mit Matheus de Petrana verglich (Diversa Cancellarie 1320), war wohl auch Sohn eines Hirtenchefs.

Auszuschliessen sind die nicht berufsmässigen, stets nur ad hoc bestellten Richter, die bei dem gemischten Gerichtstag zwischen Ragusanern und Serben an der ragusanischen Grenze zusammenkamen, bei dem *stanak*, eigentlich сьстанькь, was wörtlich dem lat. conventus entspricht[1]). Sie werden stets als Richter bezeichnet: in dem Vertrag zwischen dem Grossžupan Stephan, dem späteren erstgekrönten König, und dem Comes Johannes Dandolo um 1215—1220 да се стаю сѹдие, где е законь и да исправлаю, in der alten lateinischen Uebersetzung dieser Urkunde »ponant se judices, ubi est consuetudo, et judicent« (Glasnik 47, 310—311), ebenso in dem Vertrag mit König Stephan Uroš I. 1254 als соудь mit соудьце обое, Gericht mit den Richtern beider Parteien (Mon. serb. 46).

Ueber die Verhältnisse im Innern Serbiens geben die Verträge der Ragusaner mit den Serbenkönigen einigen Aufschluss. Aus dem Vertrag mit König Stephan Uroš I. 1252[2]) erfahren wir bei der Bestimmung über die Kaufleute, welche die Märkte des Königs mit den Zollstätten zu umgehen suchten, dass Vlasteline des Königs zu Gericht sassen (мои властелинь, кои хоке бити на сѹдѣ, Mon. serb. 41). Das sind dieselben Richter (сѹдьце), von denen in einer zweiten Urkunde desselben Königs von 1254 die Rede ist (Mon. serb. 46). Der Vertrag mit

[1]) Vgl. Dr. Bogišić, Stanak (stanicum) nach dem Rechtsstatute der Republik Ragusa vom J. 1272, Archiv f. sl. Phil. 2 (1877), 570—593 und Glasnik 44, 197—231.

[2]) Zur Datirung vgl. die Urk. 1252, Rad 1, 134 und Rad 34, 141—142.

König Stephan Uroš II. Milutin 1302[1]) ist uns jetzt bekannt sowohl aus dem lateinisch geschriebenen ersten Entwurf der Ragusaner (Mon. Rag. 5, 14) als aus der serbischen Vertragsurkunde selbst (Mon. serb. 52). An die Häuser der Ragusaner sollen keine Siegel angelegt werden (да се непечате, bullare), weder von Seiten des Königs, noch von seinen Beamten (ѡтъ властель, nullus homo domini Regis). Richter werden bei dieser Sequestration nicht genannt. In Streitfällen zwischen Serben und Ragusanern in Serbien entscheidet nicht der König (diffiniri per curiam Regalem), sondern zwei Richter ad hoc aus beiden Parteien, ein Ragusaner und ein Serbe: »per unum Ragusinum et unum Sclauum, judices in ipsa questione«, да имь ѥ сѹдь прѣдь сѹдиѡмь срьбскимь и прѣдь ѥдинѣмь Дѹбровчаниномь, и що сѹдита, този да ѥ свршено. Das ist das gemischte Gericht, das auch im Gesetzbuch Dušans erscheint, dort aber mit einer grösseren Anzahl Richter aus beiden Parteien (Art. 153).

In einer Schenkung des Königs Stephan Dragutin (1276—1282) an das Kloster Chilandar erscheinen als Richter die *vladalci dvora kraljeva*, darunter die *sevasti* (Spomenik 3, 11).

Vor was für einem Gericht die Processe in den Burgen und Župen Serbiens in den J. 1278—1333 geführt wurden, darüber gibt es einige Beispiele in dem Material, das sich in den Archivbüchern von Ragusa erhalten hat.

1) Im October 1278 ist in Ragusa ein Process wegen einigen Stücken Rindvieh in die Amtsbücher eingetragen worden, geführt in der Nachbarschaft, vor Bodin, dem Župan von Canali[2]): »Die XVII octubris, coram domino Marco Geno, comite Rag. et juratis judicibus suis Vitale Binçole et Grubessia de Ragnana. Paulus de Gisla, productus testis per Andream de

[1]) Die Wiederauffindung des Liber Reformationum 1301—1303 bestätigt die Bemerkungen über die Chronologie dieser Urk. in meinen Handelsstrassen und Bergwerken 43—44 Anm. 133.

[2]) Dieser Bodin wird ausserdem nur noch zweimal erwähnt. »Die mercurii VII februarii (1285) coram domino comite et juratis judicibus Vitale Binçole et Grubessia de Ragnana dompnus Andreas, abbas monasterii de Mercana, in uerbo ueritatis dixit et conquestus fuit, quod cum ipse habuerit in deposito XX modios grani pro Bodino et uxore eius, pater dicti Bodini misit ad dictum monasterium, ipso abbate nesciente, et fecit accipi furtiue dictum granum.« Am 15. October 1285 wird ein »stanicus factus cum Bodino« wegen einiger Kühe notirt. Diversa Cancellarie 1275 (richtig 1284) im Gerichtsarchiv (Mercana, sl. Mrkan, eine kleine Insel vor den Ruinen des alten Epidaur, vgl. meine Bedeutung von Ragusa in der Handelsgeschichte 41—42).

Paborea[1]), jur(auit) de ueritate dicenda. Interrogatus per sacramentum dixit: Ego fui presens in *curia jupani Bodini*, et dictus Andreas habebat placitum cum Bogdano Medneiac[2]) de VII bestiis, quas ipse Andreas petebat dicto Bogdano, et tandem fuit concordia inter eos, quod dictus Bogdanus debebat dare ipsi Andree quatuor bestias, videlicet duas vaccas pregnas et unam vaccam, que deberet impregnari hac estate, et unum bouem ad arandum, et debebat ei dare dictas uaccas et dictum bonem ad Molina. Et ad istam concordiam fuerunt presentes Desinoi et Peruosclauus. Et dictus Bodinus dedit unum suum hominem, videlicet Jurech filium Jone, qui ueniret ad uidendum, si dictus Bogdanus daret dictas vaccas et bouem ipsi Andree. Et dictus Bogdanus conduxit dictas vaccas et dictum bonem in Canali in loco, qui dicitur Megoçuduch (sic)[3]), et dum ueniremus per uiam, ipse Bogdanus dixit: Ego uolo ire ad accipiendum panem, et dictus Andreas dixit: Noli ire, tu comedas mecum de illo, quod habeo. Et ipse Bogdanus: Ego uolo ire; quid habes tu facere, quod ego debeo tibi dare uaccas et bouem ad Molina super me. Et init uiam suam, et stando modicum uacce et bos, qui erant siluestres, anfugerunt, et bos init ad domnm dicti Bogdani et de tribus vaccis nescio, quo iuerunt« (Diversa 1278 f. 47, im Archiv jetzt bezeichnet als Precetti ossiano comandamenti a. 1280).

2) In den J. 1303—1306 erscheint in der Nachbarschaft von Ragusa, im Lande von Chlm, welches die Serben erst nach des Königs Milutin Tod an die Bosnier verloren haben, ein Comes (also sl. Knez) Constantinus, wir wissen nicht, ob identisch mit Constantin, Milutins Sohn, der 1322 im Kampfe um den Thron gegen seinen Halbbruder Stephan Uroš III. gefallen ist. Er hat 1305 den St. Demetriustribut von Ragusa für den König übernommen und verweilte in Stagno, Nevesinje und Broćno. Am 20. Mai 1306 klagte in Ragusa der Patricier Thomas de Dersa, er sei mit einer Ladung von Tüchern im Werth von 800 Perper beraubt worden von Posnannus de Purchia aus Nevesinje sammt dessen Vater, Brüdern und 30 seiner Leute, von Drasen Bogopeueç mit Brüdern und Verwandten (consanguinei) und 20 Leuten und von Alen de Bocaueç in »Ueçerich« (Večerići) gleichfalls mit Brüdern und 20 Mann. Im Buche »Diversa Cancellarie 1305« liegt bei dieser Eintragung ein von Feuchtigkeit vergilbtes Blatt mit einem Zeugenverhör über diesen Fall, vom 7. Jänner (1307). Çurech oder Çurco, nepos Çerenie, bezeugte vor dem Comes von Ragusa und den Richtern: »quod ipse fuit presens ad Sanctum Georgium in Brochina in comitatu Chelmi, *ubi coram comite Constantino* Nichiforus de

---

[1]) Die ragusanische Adelsfamilie Pabora (-rra), Поборникь, wird 1252 bis 1360 oft erwähnt. Die Gisla, Гнжлинкь, 1279—1403 genannt, waren eine Bürgersfamilie, vielleicht aus Lagosta stammend (1344 ein Jacobus de Gisla de Lagusta, judex et vicarius Laguste).

[2]) Medvegjak.

[3]) Wahrscheinlich Dual, »zwischen zwei Mauern«: *megju zidu*. Das Buch ist geschrieben von einem italienischen Notar, Thomasinus de Savere aus Reggio d'Emilia.

Ranina (wohl als Procurator des Dersa) *blaidabat* (sic pro: placitabat) *pro dicta robaria* Posnan de Purchia de Neuesina, Drasin Bogopeueç, Alen de Bocaueç cum hominibus eorum et alios multos de Neuisina. Et dicit, quod predicti reddiderunt dicto Thome certas res de dicta robaria et certas res non et dixerunt: Nos uolumus accipere de rebus nostris et nostrorum hominum et reddere illud, quod deficit«. Dasselbe bestätigte als zweiter Zeuge der persönlich anwesende Schreiber des Comes, »Moian çaconus (ДИꙗКЬ) comitis Constantini«.

3) Im J. 1312 war der Ragusaner Patricier Pasqua Marini de Goçe angeklagt, er habe den Ragusaner Gregorins filius Junii de Dominca gegen die Gesetze seiner Vaterstadt vor den serbischen Behörden wegen einer Schuld geklagt und ihn in Prizren gefangen setzen lassen. Aus seinem Brief an den Comes Bartolomeo Gradonigo und die Richter von Ragusa aus Brskovo vom 15. August 1312 erhellt, dass der Process vor dem Sevast von Prizren geführt worden war: »Et eu me scuso alla uostra sinhoria (sic), che en demandaua Gregor *alla rason auanti lu seuast di Prisreno* de quello debito, che mi deueua dar«. Er entschuldigt sich dadurch, dass viele andere Ragusaner einander »auanti la signoria de Scauonia« (sic) klagen (Orig. in Liber Reform. 1311, vgl. Mon. Rag. 5, 107).

4) Vor Župan Mladen, dem späteren Vojvoden des »jüngeren Königs« Stephan Dušan, der noch unter König Stephan Uroš II. Milutin um 1320 die Landschaften bei Ragusa, darunter auch Dračevica (bei Castelnuovo) verwaltete, führte 1319 der Ragusaner Chlap Valetić einen Process gegen Peter, Sohn des Župan Tolen, wobei Mladen das Urtheil fällte: *jubanus Mladen judicauit ipsum Petre esse tortum*, Spomenik 11, 103 nro 63. Vgl. das Schreiben des Župan Mladen selbst an die Ragusaner bei Pucić 2, 45 über diesen Rechtsfall: ДА ПРАВДА Мꙋ Є НАША ЮКАЗАЛА[1]).

5) Am 29. August 1333, also schon unter der Regierung des Stephan Dušan allein, klagten vor dem Comes und den Richtern von Ragusa Bogdan und Cranoe, Söhne des Bratis, dass im April 1332 Mladen, »homo comitis Gregorii de Coriach«, also ein Mann aus dem Gefolge des Knez Grgur Kurjaković von Krbava, »alla Scopia per fortiam eis abstulit ypp. LII della croce«[2]). Am 6. October 1333 erschien dieser Mladen persönlich vor dem Gericht von Ragusa und sagte, er habe als Befehlshaber des Serbenkönigs in Skopje bei dem Process um eine *vražda*, was ja an und für sich ein Reservat

---

1) Das Original, das ich 1890 in den Bänden der Diversa nicht vorfand (Spomenik 11, 103), ist seitdem im Hauptarchiv unter den vereinzelten Urkunden wiedergefunden worden.

2) Knez Grgur Kurjaković aus der Landschaft Krbava im Küstenlande Kroatiens war 1332—1333 am serbischen Hofe, vielleicht als Vermittler nach dem Krieg zwischen Serbien und Bosnien. Als Zeuge erscheint er im Januar 1333 bei der Abtretung von Stagno und Ragusa, Mon. serb. 104, in dem lat. Text der Urkunde als »comes Gregorio Curiazi«. Ebenso 1333 als Comes Gregorius de Coriach, Spomenik 11, 100 zu Pucić 2, Nr. 11 und 12.

der königlichen Gerichtsbarkeit war, diese Ragusaner dazu verurtheilt: »Qui Mladen dixit et confessus fuit« etc., »quod eo existente *castellano Scopie pro domino Rege* ipse Cranoe datus fuit sibi per Marinum fratrem dicti Cranoe *pro conto de sanguine* pro L yppis, cuius occaxione *ut castellanus Scopie secundum consuetudinem illius contrate* accepit sibi dictos L ypp. della croçe et non alia de causa. Negans dictus Cranoe, quod ipse Marinus dedit illum sibi tortum de sanguine, set suo proprio arbitrio abstulit illos sibi«. Der Comes und die Richter von Ragusa befahlen Mladen in der »camera communis« von Ragusa 50 Perper zu deponiren und bis Ostern »probare per testes ydoneos, qualiter ipse Marinus dedit ipsum Cranoe pro torto de sanguine de L ypp. della croçe, alias procedatur ad sententiam super predictis, prout juris ordo postulat« (Div. Cancellarie 1334, eigentlich 17. März 1333 ff.)

Vor dem Gesetzbuch Dušans waren demnach, soviel sich aus dem vorhandenen Material sehen lässt, in Serbien Administration und Justiz vereinigt. Richter im Namen des Königs waren die Župane, Sevaste, Castellane und Knezen. Eigene Richter daneben sind nur in den Städten des Westens und bei den Sachsen nachweisbar. Die Einsetzung vom Caren ernannter Richter neben den Statthaltern in allen Provinzen ist allem Anschein nach eine Neuerung Stephan Dušans. Das Muster dazu war die Provinzialverwaltung, welche die Serben in den damals neu besetzten byzantinischen Provinzen vorfanden, mit Beamten von drei Kategorien neben einander, dem militärischen Statthalter, richterlichen Beamten (*θεματικοὶ κριταί* oder *δικασταί*) und Finanzbeamten.

Betrachten wir nun die Gerichtsverfassung, wie sie im Gesetzbuche sichtbar wird. Der oberste Richter ist der Car, wie der byzantinische Kaiser, welcher in die Rechtspflege eingriff durch Relation, Appellation oder Supplication (Zachariae von Lingenthal, 3. A., 356). Relationen an den Caren sind vorgeschrieben in zweifelhaften Fällen, wo einer der Richter mit beiden Vertretern der Parteien (пьрци) vor dem Caren zu erscheinen hat (Art. 181), bei Widersprüchen zwischen Urkunden des Caren und dem Gesetzbuch (105) und bei Processen um Kirchengüter (78). Das Appellationsrecht wird seltener erwähnt. In der Urkunde für das Bisthum von Lêsnovo heisst es, jeder Rechtsfall der Unterthanen desselben, der nicht vor dem Bischof entschieden werden kann, soll vor den Caren kommen (и ѡ соудѣ, що се неможе расоудить прѣдь епископомь, да греде прѣдь царство ми, Glasnik 27, 294, Florinskij 92). Ebenso konnte von dem Gericht der Mönche von Chilandar an das Gericht des Landesherrn appellirt werden (Florinskij, Athosurkunden 74). In Budua konnte ein Buduaner, dem es nicht gelang Bürgen zu stellen oder zu zahlen, an die Gnade des Caren appelliren:

»et se non havrà di che pagar o dar piezaria, volemo, che stia in potesta de misser lo imperador« (p. 5). Durch Supplication konnte sich im griechischen Kaiserthum Jedermann unmittelbar an den Kaiser wenden, ebenso in Serbien Jedermann an den Caren (Art. 72); ausgeschlossen waren nur die Sklaven der Edelleute (ob aber auch die der Geistlichen, Kaufleute u. s. w.?). Der Hof des Caren war ein Asyl für Flüchtlinge aus den Gefängnissen der Adeligen und der Geistlichen (112). Ebenso war aber der Hof des Patriarchen ein Asyl für Flüchtlinge aus dem Gefängnisse am Hofe des Caren (113).

Den Umfang der Rechtsfälle, welche der Gerichtsbarkeit des serbischen Königs selbst oder später des Caren oder durch Delegirung der Entscheidung der landesherrlichen Beamten vorbehalten waren, ist genau bekannt. Diese Fälle sind aufgezählt: 1) in der Urkunde des Königs Stephan Dragutin (1276—1282) an das Kloster Chilandar (Spomenik 3, 11); 2) in dem Vertrag des Königs Stephan Uroš II. Milutin mit Ragusa 1302 (Mon. serb. 52); 3) in dem Vertrag des Caren Stephan Dušan mit Ragusa 1349 (ib. 146); 4) in der Urkunde des Caren Stephan für das Erzengelkloster in Prizren (Glasnik 15, 308); 5) im Statut von Budua: »queste cose vuole lo imperador giudicar lui« (Mon. hist. jur. 3, 5); 6) im Gesetzbuch Art. 103, 183, 192, wo diese Fälle als »Angelegenheiten des Caren« (дльговѣ царевѣ 103) bezeichnet sind.

Diese Reservate sind: 1) Hochverrath (невѣра) in den Urkunden der Könige Dragutin und Milutin, im Art. 192 des Gesetzbuches, »infedeltade« im Statut von Budua. 2) Hülfe zur Flucht eines Unterthans, Colonen oder Sklaven, проводь bei König Dragutin und in Dušans Urkunden für das Kloster von Prizren und für Ragusa, прѣемь людьскыи im Art. 103, 183 (das Verbum dazu: не прѣимꙋ ниедногa чловѣка, Mon. serb. 108). 3) Wergeld oder Sühngeld für Todtschlag oder Verwundung (вражда) bei König Dragutin und Milutin, in der Prizrener Urkunde und Art. 103, 183; als Blutschuld (крьвь sanguis) bezeichnet in der Urkunde Dušans für Ragusa, ebenso in den Art. 103, 183 neben *vražda*, im Art. 192 allein; im Statut von Budua »homecidio«. 4) Besitzrechte auf Sklaven: за челѩдина im Vertrag des Königs Milutin mit Ragusa, ebenso за чловека im Vertrag Dušans, »de servo, de serva« im Statut von Budua (sonst vielleicht inbegriffen im *provod*). 5. Besitzrechte auf Pferde, in der Urkunde Milutins und in der Prizrener Urkunde Dušans als конь bezeichnet, in der Urkunde Dušans an Ragusa als сводь, ein Terminus, der sich auf die Procedur

bei der Beweisführung über eine gestohlene Sache bezieht (сводь конскыи Art. 193, vgl. 180, 199 und über die Sache selbst die Urk. Mon. serb. 147); »de cavallo robbado o morto« im Statut von Budua. 6) Processe über Grund und Boden (землꙗ), erwähnt in der Urkunde Dragutins, in Dušans Urkunden für Ragusa und für das Erzengelkloster, und im Art. 183. Ein Beispiel in der (S. 171) angeführten Urk. Uroš III. von 1327; ebenso sendete Car Stephan Dušan einen *sudija*, der mit 12 Greisen die Grenze eines anderen Gutes von Chilandar feststellte (Florinskij, Аѳонскіе Акты 74). 7) Fälle von Raub (гоусарь), Art. 103, 160, 183. 8) Ebenso von Diebstahl (тать), ebendaselbst. 9) Entführung einer Edelfrau (разбои властелиньски), Art. 192; vgl. дѣвичь разбои in der Urkunde bei Florinskij 56 und die byz. Geldstrafe für *παρθενοφθορία* bei Zachariae von Lingenthal 345[1]). Dazu kommt im Statut von Budua noch Folgendes: 10) Budua ist verpflichtet 50 Mann zu stellen, wenn der Car persönlich ins Feld zieht, wobei dem Kaiser ein Zehent von der Beute gebührt; »et se alcun delli nostri hostadori furasse alcuna cosa della preda, stia in arbitrio de misser lo imperador di castigar quel ladrone« (p. 4). Der Car ist ja der oberste Befehlshaber des Heeres nach Art. 129, die Vojvoden als Richter im Lager sind seine Vertreter. Das Statut von Budua kennt auch den Fall, wo ein Fremder von einem Buduaner geklagt wird, »accusandolo delli casi, che deve giudicar l'imperador«, und Bürgschaft vor den Stadtrichtern stellen muss (p. 26 cap. 110).

Selten sind die Fälle, wo der Car persönlich das Urtheil fällt. Er verweist die Entscheidung meist an seine Richter. Nur die Processe über Grund und Boden scheinen stets dem Landesherrn persönlich reservirt geblieben zu sein.

[1]) In Bulgarien waren dieselben Termini bekannt. In einer Urkunde des Caren Konstantin Asên ist erwähnt вражда, разбои und конска вражда (конскѫ враждѫ zu lesen nach Miklosich, Die Blutrache 31; in der Copie des Grigorovič bei Šafařík, Památky 26 конскѫ враждѫ, was Sreznevskij, Свѣдѣнія и замѣтки о малоизвѣстныхъ и неизвѣстныхъ памятникахъ Nr. 81, S. 20 nach der Photographie von Sevastianov конскѫ враждѫ las). In einer Urkunde des Caren Joannes Alexander 1347 wird der Pferdediebstahl als конскы тать bezeichnet (Šafařík, Památky, 2 A. 98, Sreznevskij ib. 33). Zu den vielen Elementen griechischer Terminologie in Bulgarien gehört die Bezeichnung des Wergeldes als фоунъ von *φόνος* in derselben Urk. des Joannes Alexander und einer des Caren Šišman (Šafařík, 2. A. 109; vgl. Miklosich, Die Blutrache 28, 80—81).

Der Hofrichter[1]), *sudija dvorski*, stets nur in der Einzahl erwähnt, entspricht dem »judex curiae« in Ungarn oder in Böhmen. Die Edelleute des Hofes durften nur vor dem Hofrichter geklagt und gerichtet werden (177). Der Hofrichter entscheidet in Rechtsfällen, die sich am Hofe ereignen (vgl. 91), sowie in dem Falle, wenn die Parteivertreter in einer Sache zufällig am Hoflager des Caren zusammenkommen (175). Aber sonst soll Jedermann mit seinen Rechtsangelegenheiten vor die Richter seiner Landschaft gehen, nicht vor den Hofrichter (175, 182)[2]).

Die Richter in den Provinzen sind vom Caren ernannt: *sudije, koje carstvo mi položi po zemlji suditi* (148), oder *sudije carstva mi, kojih jest postavilo carstvo mi* (157), oder kurz *sudija carstva mi*. Ihr Amtsgebiet wird als *oblast* bezeichnet (110, 179, 182), ihr Sitz oder Hof als *sudijin dvor* (66, 91). Sie erscheinen im Gesetzbuch meist im Plural, selten im Singular. Dass es mehr als zwei (wäre eine Dualform) Richter in jedem Sprengel gab, sieht man am klarsten aus Art. 181: in zweifelhaften Fällen soll einer der Richter (**отъ соудїи єдинь**) mit den Vertretern beider Parteien vor den Caren kommen. Die Richter waren ohne Zweifel stets Vlasteline oder Vlasteličići.

Was das Verhältniss der Richter zu den Administrativbeamten, den Kefalija's, betrifft, so gibt es im Art. 178 eine Bestimmung, welche scheinbar auf eine völlige Trennung der Admistration und Justiz hinweist: »Wenn die Richter ihre Pristav's und Schreiben irgendwohin aus-

---

[1]) Genannt wird ein Hofrichter Božidar (Bossidarius judex generalis), einer der Gesandten des Caren Stephan an den Papst nach Avignon 1354. Theiner, Monumenta Hung. II, 8. Florinskij, Южные Славяне и Византія во второй четверти XIV в. II, 255. Jorga, Philippe de Mézières, Paris 1896, p. 135, n. 1.

[2]) Es gab wahrscheinlich auch Fälle, wo der Protovestiar (Schatzmeister) richtete, in der Art wie der byzantinische Logothet *τοῦ γενικοῦ* und *τῶν οἰκειακῶν*. Von richterlichen Functionen des serbischen Logotheten dieser Zeit, des Hofkanzlers, ist nichts bekannt. Ueberhaupt ist das Hofgericht in Serbien sehr einfach gewesen im Vergleich zu den complicirten obersten Gerichten in Konstantinopel, zu den drei Hofgerichten in Ungarn unter den Anjou's, nämlich dem des »judex curiae«, der sogenannten »specialis praesentia regia« unter dem Hofkanzler und der »praesentia personalis regia«, wo der König selbst präsidirte (darüber eine Monographie von Hajnik, A király birósági személye jelenléte etc., Budapest, Akademie 1892), und zu den verschiedenen obersten Gerichtshöfen in Böhmen (vgl. die instructive Uebersicht der böhm. Rechtsgeschichte von Jaromír Čelakovský im Artikel »Čechy« im Ottův Slovník Naučný Bd. 6, 1893, 504 f.).

senden, und wenn Jemand nicht gehorcht und den Pristav abweist, da sollen die Richter ein Schreiben an die Kefalija's und die Edelleute richten, in deren Gebiet sich jene Ungehorsamen befinden, damit diese Beamten ausführen, was die Richter schreiben; wenn sie es nicht ausführen, sollen sie gestraft werden, wie die Ungehorsamen selbst«. Aus anderen Stellen erhellt aber, dass der Kefalija zusammen mit den Richtern zu Gericht sass, gerade so, wie der griechische *κεφαλή* von Joannina mit den städtischen *κριταί* (Acta graeca 5, 81). In der Župa mit gemischtem Grundbesitz, mit Grundstücken des Caren, der Kirche und der Edelleute, sind es die Kefalija's und Richter des Caren, welche über die Sicherheit der Strassen zu wachen haben (**кєфалїє и соудїє царства ми**); die Wachmannschaft befehligt der Kefalija (157). Die Leute der Kirchengüter führen ihre Rechtsangelegenheiten vor den kirchlichen Würdenträgern oder in bestimmten Fällen vor dem Kefalija (**прѣдь црькковмь и прѣдь кєфалїємь**, Art. 194); Richter werden dabei nicht ausdrücklich genannt. Dasselbe ist der Fall in der Urkunde des Caren 1349 für Ragusa, wo bei Rechtsfragen der Carinik (doanerius), der Knez (conte del mercato), der Kefalija genannt sind, die Zusammensetzung der gemischten »porota« beschrieben wird, aber keine Richter erwähnt werden (Mon. serb. 146). Klarer wird die Sache in einer Urkunde des Caren für das Kloster Chilandar, wo der »Kefalija mit dem Gericht (sud) des Caren« als Appellationsbehörde gegenüber dem Klostergericht erscheint: **нь да соудѣ старци, конхь посила светыи монастирь и соудьє, конхь они поставе; ако ли се нагїє оть нихь, кто е криво соудиль, закономь да га посоуди настоєщїи кефалїа и [сь] соудомь царства ми** (Florinskij, Аѳонскіе Акты 75, Памятники 55). Auch die Rangstufe des Richters zwischen den übrigen Beamten ist bekannt aus der Urkunde des Caren über die Gründung des Bisthums von Lêsnovo 1346—7 (Glasnik 27, 294): **ни кепалия, ни севасть, ни кнезь, ни соудия, ни глобарь, ни прахторь** (*πράκτωρ* Steuereinnehmer). Die Richter standen also tiefer als die militärischen und administrativen Befehlshaber, aber höher als die Finanzbeamten.

Die Jurisdiction der kaiserlichen Richter betraf meist die Fälle des Strafrechtes, die der Gerichtsbarkeit des Landesherrn reservirt waren. Vor den Richtern führten wohl auch die Adeligen ihre Processe unter einander; ein eigenes Adelsgericht, wie in den ungarischen Comitaten, kommt in Serbien nicht vor. Eximirt von ihrem Gericht waren die

Geistlichen (12) und die Höflinge des »carski dvor« (177). Die Richter pflegten ihren Sprengel zu bereisen (110, 179). Die Parteien erschienen vor ihnen persönlich oder liessen sich durch Advocaten (пьрьць) vertreten. Die Parteivertreter durften während des Processes keine zur Sache nicht gehörige Rechtsfragen (161) oder nachträglich etwas Neues vorbringen (167), wie ja auch in dem Statut von Budua (cap. 111) nach der Sentenz vorgebrachte »prove«, Urkunden oder dgl., nicht gelten gelassen wurden. Wenn der Kläger nicht erscheint, ist der Angeklagte frei (89). Ebenso dürfen nach der Rückkehr von einem Feldzug die Vlasteline und die Kriegsleute (vojnik) drei Wochen lang nicht vor Gericht citirt werden (61). Die Richter sollen sich nur an Recht und Gesetz halten, ohne Furcht vor dem Caren (172) und ohne dem Gesetzbuch widersprechende Schreiben des Caren zu berücksichtigen (171); über einen solchen Widerspruch ist sofort an den Caren Bericht zu erstatten (105). Alle Grundbesitzer oder Landesbewohner und alle Behörden sind streng verpflichtet die Schreiben der Richter zu befolgen (148, 178). Jede Beschimpfung des Richters wird an Edelleuten und Dörfern durch Confiscation gestraft (111), ebenso die Abweisung eines Pristav des Gerichtes (107). Vollziehungsbeamte des Gerichtes sind die *Pristavi*, die nur »gute, gerechte und glaubwürdige« Leute sein sollen (163) und stets nur mit einem Schreiben des Richters oder des Caren auftreten dürfen; in dem Fall einer erwiesenen Fälschung des Schreibens oder einer wissentlichen Abweichung von dem schriftlichen Befehl des Gerichtes haben sie Verlust der Hände oder der Zunge zu erwarten (162)[1]. Die Strafgelder (globa) sammeln die *Globari* der Richter, ebenfalls immer mit schriftlichem Auftrag (188).

Wie im byzantinischen Reich waren auch in Serbien alle Erkenntnisse des Gerichtes schriftlich zu verzeichnen und der Partei oder dem mit der Vollziehung beauftragten Gerichtsfunctionär vom Richter schriftlich zu übergeben (162, 163, 181, 188). Aus Art. 163 erhellt, dass die Richter Bücher zu führen hatten, in denen sie alle Rechtsfälle einschrieben: вьсаке соудїе да оуписоую соудове и да дрьже оу себѣ. Das Original des Schreibens (knjiga), das sie dem Pristav mitgaben (162, 163), war wohl in einem solchen Quatern eingetragen.

[1]) *Pristavi* kommen in Dalmatien, Bosnien, Kroatien überall vor. In Ungarn war der *pristaldus* der »assertor veritatis«, bei Eidesleistungen, Ordalien, Abschätzungen, Grenzregulirungen, Theilungen, Niederschreibung von Urkunden u. s. w. (Hajnik 156).

Das Gefängniss (tьmnica) befand sich unter der Obhut des Kefalija oder des Vlastelin, welcher Besitzer der Župa (des Gaues) war; Niemand durfte ohne Schreiben des Caren darin eingekerkert werden (184, 185), das heisst ohne Schreiben der vom Caren ernannten Richter, denn es wird kaum der Car selbst z. B. über die Einkerkerung eines jeden Trunkenbolds (166) ein Mandat erlassen haben. Es gab auch ein Hofgefängniss (113).

Eine wichtige Institution war die *porota*, das Geschworenengericht. Der *stanak* an der Grenze von Ragusa war nur eine Form der »porota« und wird in den Denkmälern oft mit diesem letzteren Terminus bezeichnet. Vor die »porota« gehörten Fälle, die, wie wir sahen, Reservate der landesfürstlichen Gerichtsbarkeit waren: Fragen über Grund und Boden, Raub (vgl. Art. 132 und 160), Pferde- und Viehdiebstahl, Mord und Todtschlag. Es war stets ein öffentlicher Beamter anwesend, ein Pristav des Landesherrn (vgl. die Urk. 1327, Šafařík, Památky, 2 A., 94—96) oder seines Statthalters, später, wie wir aus einer Urkunde des Caren Stephan ersehen, in seiner Zeit einer der Richter (и посла царьство ми соудию Парабька, Florinskij, Аѳон. Акты 73—76, Памятники 52). Die *porotьci* oder *porotnici* werden bei Grenzfragen nur Zeugen, *svědoci* genannt, ebenso bei den Rechtsfällen zwischen »Latini« (d. h. den Ragusanern) und Serben in dem Handelsprivilegium 1349 an Ragusa (Mon. serb. 147), lat. in Ragusa *juratores*. In den Handelsprivilegien an Ragusa von Knez Lazar und seinen Nachfolgern heissen diese stets ad hoc bestellten, nicht berufsmässigen Richter nicht nur Zeugen, sondern, wie im XIII. Jahrh., geradezu Richter (*sudije*, Mon. serb. 205, 208, 267, 270, 353, 433). Die Zahl der Geschworenen beträgt je nach der Grösse der Angelegenheit 24, 12 oder 6 (Art. 151). Dieselben sind Standesgenossen des Angeklagten: Edelleute, »mittlere Leute« (srednji ljudije) oder Sebri (Art. 152); vgl. auch im Art. 106 die »porota« der *pronijari*, die über die Uebelthat eines *dvoranin vlasteoski*, des Höflings eines Vlastelin zu richten hat. Es darf darunter kein Verwandter und kein Feind des Angeklagten sein (152). Bei Rechtsfällen mit fremden Kaufleuten und Andersgläubigen, worunter die katholischen Sachsen und die italienischen und dalmatinischen Bewohner der Bergstädte zu verstehen sind, besteht dieses Gericht zur Hälfte aus Serben, zur Hälfte aus den Fremden, nach einem »Gesetz des hl. Königs«, des Stephan Uroš II. Milutin (153, vgl. Mon. serb. 52, 147). Jede »porota« tritt in der Kirche zusammen; den Eid

nimmt ihr der Priester in geistlichen Gewändern ab (попь оу ризахь 151). Das Gesetzbuch sagt ausdrücklich, dass die »porotnici« keinen Ausgleich herbeizuführen, sondern durch Majorität der Eide sich über Schuld oder Nichtschuld auszusprechen haben (151). Wenn die »porotnici« wissentlich einen Schuldigen durch Meineid freisprechen und wenn bei dem in dieser Art Freigesprochenen ein Beweis (poličje) seiner Schuld gefunden wird, zahlen sie dem Caren einen *vražda* von 1000 Perper, gelten fortan als unglaubwürdig und sind von der Ehe mit anderen Leuten ausgeschlossen (154), also geächtet [1]). Eigene Artikel betreffen die »porota« für Dorfgrenzen und Grundstücke (megja selska, zemlja 79, 80), mit »Zeugen« von jeder der beiden Parteien in gleicher Anzahl, auch nach einem Gesetz des »hl. Königs«. Die Zeugen heissen *starinici* oder *starci župljani* (Urk. 1327), *starci dobri člověci* (Florinskij, Athosurk. 74), *starinici od župe* (Urk. 1389—1402, Mon. serb. 263, 264)[2]).

Die gemischte »porota« mit den Serben ist oft erwähnt in den Rechtsdenkmälern der Küstenstädte. Das Statut von Budua (Cap. 264) kennt den Fall, »se alcun forestier dimandasse alcun nostro cittadino avanti la signoria, per il qual cittadino fosse posta *porotta* di nostri cittadini«. Die Buduaner sind verpflichtet den Eid für ihren Mitbürger zu leisten, »eccetto però se fosse di mala fama«. Das Statut von Cattaro verfügt, dass die *porota* zwischen einem Cattarenser und dem Serbenkönig oder einem Serben stets in Cattaro abgehalten werden soll; höchstens sollen die »porotnici« bis Onogošt (jetzt Nikšić), in die Zeta und nach Scutari gehen, auch in dem Fall, wo sie vom König bis zu seinem Hof bestellt sind (Cap. 350): »Propter multas et varias questiones, quas habebamus de *porotis*, statuimus, quod si quis nostrorum ciuium habuerit placitum uel questionem aliquam cum dominatione uel cum quocunque Sclauo, et in judicio *porrota* sit in Catharo. Et si necessitas fuerit et non poterit ullo modo esse in ciuitate, *porotnici* non uadant ultra Nagostam, Gentam et Scutarum sub (pena) yperpyrorum centum, qui deuenire debeant in cameram nostre comunitatis, quamuis dominatio

[1]) Dieses Verbot eines Connubiums ist hier eine isolirte Merkwürdigkeit des Gesetzbuches. Zu den Termini *mužiti* und *ženiti* vgl. ital. maritar le figliole, uxorar li figlioli, Statut von Budua, Cap. 137.

[2]) Die »porota« ist eine südslavische Institution. In Ungarn erscheinen nur ganz ausnahmsweise »conjuratores«, »consacramentales« bei Besitzfragen, Adelige und Nichtadelige.

precepit eis ire ad curiam. Et si pro eo, quod dicti *porotnici* non iuerunt ad curiam uel ultra dictos terminos ad dictam porotam faciendam, aliquid dampnum seu contrarium vel expense euenerint ipsis, ille qui placitum habuerit uel questionem, omnia emendare et satisfacere integraliter teneatur super se et omnibus bonis suis et soluat de pena yperpyros quingentos decem (sic) comunitati«[1]. Eine »porota« gab es auch zwischen Scutari und Ragusa. Die Ragusaner Maroe de Bodaça, Milanus Petrouich und Bogdanus de Milichna wurden 1356 durch Scutarenser um 1771 Ducaten geschädigt. In Folge der Reclamationen kam ein Gesandter (nuncius) des »commune et uniuersitas Scutari«, der Priester Dompnus Georgius, nach Ragusa, wo er »secundum consuetudinem ellegit X *bonos homines iuratores* (sämmtlich Bürger von Ragusa aus den Familien de Bergo, Rissa, Maxi, Lebro, Suetigna u. A.), qui sibi placuerunt, ad iurandum cum dictis Maroe de Bodaça et Bogdano ad inuicem et in presentia nostra in ecclesia maiori super altare, et in presentia dicti dompni Georgii iurauerunt, si deus et virgo Maria, mater eius, et S. Blaxius non mactarent ipsos, quod predicti Maroe, Milanus et Bogdanus dampnum receperunt per uos et uestros« etc. Die Gemeinde von Ragusa schrieb sodann am 4. Mai 1356 an ihre »fratres et amici carissimi« von Scutari um baldige Erledigung der Sache (Copie im Buche Diversa Cancellarie 1354).

Neben den vom Caren eingesetzten Richtern gab es im Lande noch eine Privatgerichtsbarkeit der Standesherren und der Stadtgemeinden.

Am wenigsten kennen wir die Gerichtsbarkeit der weltlichen Guts-

---

[1] Diese Bestimmung des Statuts von Cattaro stammt aus der Zeit um 1314. Das vorangehende Capitel 349 mit der Bestimmung, kein Bürger dürfe einen Andern »in penam domini regis« geben, ist datirt 1313; das folgende Cap. 351 über die Cattarenser, welchen der »dominus rex« seine »mercata« anvertraut hat, hat das Datum 1315. Die Edition der »Statuta civitatis Cathari«, Venedig 1616 in 4^{0}, ist jetzt eine grosse Seltenheit; sie fehlt in den Bibliotheken von Wien und selbst in der St. Marcusbibliothek in Venedig. Ich kenne das Statut von Cattaro nur aus einem Codex der Marciana (Lat. Cl. V, Nr. 32), aus der ersten venetianischen Zeit im XV. Jahrh., mit Eintragungen bis 1425 (Art. 438), auf welchen ich durch die Freundlichkeit des Herrn Vicebibliothekars Conte Camillo Soranzo aufmerksam gemacht wurde. Es ist schade, dass die schöne Sammlung der dalmatinischen Statute in den »Monumenta historico-juridica Slavorum meridionalium« der südslavischen Akademie in Stocken gerathen ist; es fehlen darin noch so wichtige Statute, wie die von Zara, Ragusa und Cattaro.

herren, der *gospodari*, vor denen die *otroci*, die Sklaven, ihre Rechtsfragen vorbrachten (103), wahrscheinlich auch die Bauern und Hirten ihrer Güter. Den Gutsherrn vertrat oft sein Beamter, *vladalac* genannt (146, 147, 159), der auch für die Sicherheit der Landstrassen verantwortlich war. Ich will ein Beispiel eines solchen Processes vor einem Gutsherrn wegen einer Geldforderung vorlegen, aus dem Gebiete der heutigen Hercegovina, allerdings schon aus der bosnischen Periode.

Am 13. October 1397 wurde in Ragusa in die Diversa Cancellarie Folgendes eingetragen: »Radiz Cutinich de Cernichia promisit et satis dedit Hylie Qualisalich de presentando se coram Pripcho Ochmuchieuich[1], domino ipsius Raden (sic), et hec occaxione debiti, ad quod ipse Hylias dixit ipsum Raden sibi teneri et debere soluere, et quod in casu, quo ipse Pripcho diret (sic) et pronuntiaret ipsum Radiz fore tortum et de toto eo, quod dicet ipse Pripcho ipsum Radiz debere soluere ipsi Hylie, quod ipse Radiz soluet ipsi Hylie; et si ipse Pripcho dicet et sententiabit ipsum Radiz non esse tortum et non teneri in aliquo ipsi Hylie, quod ipse Radiz sit liber et non teneatur in aliquo dicto Hylie; pro quo Radiz supradictus (sic) attenden(s) extitit (sic) fideiussores et de soluendo Bogdan Chouazich et Dabysio Milyeuich de Sagoria« (Div. Canc. 1396).

Besser bekannt ist die Gerichtsbarkeit der geistlichen Gutsherren. Die kirchlichen Unterthanen, *crkovni ljudije*, führten ihre Processe vor dem Igumen des Klosters, dem Bischof oder Metropoliten (33) oder vor deren *vladalac* (Beamten, 24). Die kirchlichen Behörden hatten zur Einsammlung der Vermögensstrafen ihre eigenen *globari* (194). Alle Geldstrafen kirchlicher Unterthanen, selbst vor dem weltlichen Gericht, also auch solche in Criminalfällen, gehörten der Kirche, wobei (194)

---

[1] Derselbe Pripcho Ochmuchyeuich wird schon 1377 wegen einer Schuld von 400 Perper an Qualoe Radinouich genannt. Ein Utiessen Ochmuch oder Hochmuchouich war im November 1366 in Ragusa Zeuge bei der Auszahlung des Tributes für Stagno an die Serben und dabei »nuncius comitisse«, der Wittwe des Knez Vojslav, zur Uebernahme des St. Demetriustributes. Hierher gehört wohl auch Dragoslauus Ocomuch 1342 oder Dragoslauus Ocmut 1354, dessen Unterthanen (homines) gelegentlich vorkommen. Das ist Alles über historisch sichere Ochmučevići des XIV. Jahrh., was ich aus den Diversa des Gerichtsarchivs von Ragusa weiss. In dem Testament des Piero de Benuegnuta vom 18. April 1348: »Ancora deio dar a Dragoslau Ocmuch ypp. XIII grossi III, et ancora deio dar a Biloslau Ocmuch ypp. XXXXIIII et ello sia de me ypp. XXV de perle« (Testamenta 1348—1365, f. 49). Dragoslav, Bjeloslav, Utješen und Pripko fehlen in den im XVII. Jahrh. fabricirten Genealogien dieser Familie; siehe Prof. G. Gelcich, I conti di Tuhelj, Ragusa 1890, 169 f. und Ilarion Ruvarac im bosnischen Glasnik 1890, 263 f.

ausdrücklich auf die Chrysobullen verwiesen wird. Aus den Urkunden wissen wir gleichfalls, dass die *vražda* und andere Strafgelder vom Caren den Klöstern überlassen waren (Florinskij 56, 57, 92, 110, 111). Wie erwähnt, gab es dabei eine Appellation an den Caren oder an seine Richter. Aus einer ragusanischen Aufzeichnung erhellt, dass der serbische Patriarch die Gerichtsbarkeit in seiner Residenz Peć ausübte und dass einmal zwei Cattarenser bei ihm einen Ragusaner klagten. Am 11. Jänner 1371 ist verzeichnet: »Raynaldus Stamberti tamquam procurator Perchi de Siessa coram d. Rectore Ser Clemente de Dersa conqueritur supra Maro de Truchalo [1]) et Junium fratrem eius, dicens, quod ipsi fecerunt Piercum *uocari ad playdum coram patriarcha*, et illa de causa dictus patriarcha fecit ei arobari domum et fecit accipi ei pecias VII pannorum et brachia XII de çalono et alias res multas *in Piecho*« (Lamentationes de foris 1370—1373, Papiercodex des Gerichtsarchivs von Ragusa).

Die geistlichen Personen unterlagen ohnehin der Jurisdiction ihrer Vorgesetzten (über die geistlichen Gerichte der Byzantiner vgl. Zachariae von Lingenthal S. 381 ff.). Das geistliche Gericht hatte sein Gefängniss, z. B. für die Mönche, die das Mönchskleid abwarfen (Art. 19). Es gab dabei Appellation bis zum serbischen Patriarchen, der ja in seiner Residenz (dvor) selbst ein Gefängniss hatte, wenn wir Art. 113 richtig verstehen. Ebenso gehörten vor das geistliche Forum Fragen des Eherechtes und andere kirchliche Angelegenheiten (доуховны дльгь, Art. 4, 12). Der grosse Unterschied zwischen Byzanz und Serbien ist dabei der, dass im griechischen Kaiserthum schon im XIV. Jahrhundert Bischöfe Mitglieder auch der weltlichen Gerichtshöfe waren und wie Zachariae von Lingenthal (S. 388) sagt, »die Grenzen zwischen weltlicher und geistlicher Gerichtsbarkeit immer mehr verwischt werden«. Im Gegensatz dazu hat die serbische Rechtspflege in dieser Zeit einen ganz weltlichen Charakter.

Die Rechte der Städte waren sehr verschieden. Auffällig ist es, dass in Prizren die schon oben gedachte Verkaufsurkunde über ein Grundstück aus den J. 1346—1366 das Gericht des Caren und das kirchliche Gericht neben einander nennt, als die Gerichtshöfe, wo gegen den Verkauf nachträglich kein Einwand erhoben werden darf: да се

[1]) Marinus (oder Maro) Petri de Truchalo aus Cattaro besass um 1367 auch ein Haus in Ragusa.

нєчѹіє [на] всакомь сѹдє царєвє и црьковномь (Glasnik 35, 121). Dies erklärt sich dadurch, dass alle Fragen über Grund und Boden Reservat des Landesfürsten, also des *sud carev* waren, und dass das grosse von Car Stephan Dušan gestiftete Kloster der Erzengel Michael und Gabriel bei Prizren zahlreiche Kirchen und Häuser in der Stadt besass, welche der Gerichtsbarkeit des Klosters unterlagen.

Von den Privilegienurkunden der Sachsen in den Bergstädten Novo Brdo, Trepča, Rudnik u. s. w. hat sich nichts erhalten, ebensowenig wie von den Rechtsdenkmälern der sächsischen Bergleute in Bosnien, in Srebrnica oder Chvojnica. Nur aus gelegentlichen Notizen erfahren wir etwas über die »curia Teotonicorum« in Chvojnica, über den »notarius Teutonicorum« in Rudnik und die »urburarii« in Rudnik und Trepča[1]). Ueber den königlichen Richter in Rudnik und seinen Richterstab, der auch in seiner Abwesenheit von seinen Vertretern als Abzeichen der amtlichen Würde getragen wurde, gibt eine ragusanische Aufzeichnung vom 29. März 1313 Aufschluss[2]).

Es handelte sich um eine Sequestration »in Rudenico«. Johannes nepos Tollisclaui wollte den Ragusaner Nobiles Todor de Crusi und Gervasius Mathei de Bucignolo nicht »reddere piper et eorum mercationes«, die ihm als Deposit anvertraut waren, da andere Kaufleute aus Ragusa mit Hilfe der serbischen Behörde diese Waaren für die Zahlung einer »avarea« sequestrirt hatten. Johannes sagte dem Gervasius: »Verum est, quod tu recommendasti eas mihi, sed non possum eas tibi reddere, quia omnes mercatores, qui soluerunt auaream, uetauerunt eas mihi per *segnoriam sclauanescam*«. Bei einer nochmaligen Aufforderung wollte er diese sequestrirten Waaren (res intromissas) nicht herausgeben, bevor Gervasius nicht auch seinen Theil der »avarea« zahlt: »Ego non reddam eas tibi, quia alii socii volunt, quod tu soluas partem tuam de auarea«. Während dieses Gespräches erschien der Ragusaner Mauressa de Camasi mit den Insignien des königlichen Stadtrichters. Der Zeuge Petrus de Çeria erzählt: »Et sic stando venit Mauressa de Camasi *cum baculo judicis regis* et dixit dicto Johanni: Vide, de precepto *segnorie regis* ego nomine meo et omnium sociorum auaree ueto tibi res istius Geruasii, quas

---

1) Vgl. Jireček, Bedeutung von Ragusa in der Handelsgeschichte des Mittelalters 72—73. Zu dem »Stoiach vrborar« von Rudnik 1414 ist dort nachzutragen der »Ivan urbarar« (sic) von Trepča 1438 (Spomenik 3, 52).

2) Auch in Ungarn war das Abzeichen des Stadtrichters, der von der Gemeinde auf ein Jahr gewählt wurde, z. B. in Pressburg ein silberner Stab (Hajnik 86 Anm. 15). In Serbien kommt ein »judex regis« in den Bergstädten später nicht mehr vor. Unbekannt ist das Verhältniss desselben zu dem Amt des Comes der Bergstädte, das oft von Ragusanern bekleidet wurde und mehr ein fiscalisches Amt gewesen zu sein scheint.

habes«. Ein anderer Zeuge, Nicolaus filius Petri de Çeria schildert den Vorfall etwas anders: »Item ubi dicit dictus Petrus, quod Mauressa uenit cum *baculo judicis regis* ad uetandum dictas res *pro parte judicis* nomine omnium illorum mercatorum, iste Nicola dicit, quod ipse Mauressa uenit *cum judice* ad uetandum dictas res, ut dictum est« (Liber de maleficiis 1312—1313 f. 40 v).

An der Küste von Zeta kennen wir am besten das Gericht von Budua. Der vom Caren ernannte Conte, der beim Amtsantritt vor der Gemeinde einen Eid leistete, »che debbia conservar et obbedir li ordenamenti et le usanze del nostro statuto«, bezog gewisse Regalien, Antheile von Taxen u. s. w., aber die Gerichtsbarkeit übten, mit Ausnahme der Reservate des Caren, die drei »giudici della nostra terra« allein aus, jährlich gewählt von den »gentilhuomeni« der Stadt (p. 18—19). Der Comes war gar nicht verpflichtet in der Stadt zu residiren, hatte aber das Recht auf eine freie Wohnung: »Ancora se il conte volesse star nella terra, il commun sia tenuto de darli la casa« (p. 3). Er darf keinen Visconte aus den Bürgern der Stadt an seiner Stelle ernennen, unter Strafe von 50 Perper für den Bürger, der dies annehmen würde; nur die Richter dürfen den Conte vertreten, eben so wie ihnen allein die Vertretung des »Casnezzo (казньць) dell' imperador« gebührt, der das Akrostichon (acrostico) für den Caren einzuheben kommt (p. 4). Das Statut von Budua enthält nur Bestimmungen des bürgerlichen Rechtes, über Eherecht, Erbrecht, Sachenrecht, besonders Bauordnung und Agrarpolizei, dann über Kauf und Verkauf u. s. w., nebst Vorschriften für die Wahl und die Amtsführung der jährlich wechselnden Stadtbehörden. Strafrechtlich ist Cap. 192 allein; der »infedele della nostra città« wird enthauptet und all sein Gut für die Gemeinde confiscirt.

In Cattaro finden wir 1186 Jura, einen *setnicus* (сьтьникь) des Grosszupans Nemanja, der zusammen mit drei Richtern der Stadt und den Nobiles derselben eine gesetzliche Bestimmung über die Sklaven fällt. Dabei wird die Würde eines Comes, eines vom Landesfürsten eingesetzten Stadtgrafen, erwähnt[1]. Diese »de mandato domini regis« eingesetzten Comites von Cattaro werden im XIII. Jahrh. in Urkunden genannt, wie 1257 der Comes Desen (Ljubić 1, 89) oder 1270 Comes Vojslav (Farlati 6, 442). Im XIV. Jahrh. aber sind in den zahlreichen erhaltenen Urkunden von Cattaro nur die Namen der »judices«, nicht aber der Comites zu lesen. Es war eine Folge der wachsenden Auto-

[1] Ein Stück der Urk. 1186 bei Farlati 6, 435, ganz bei Rački, Rad jugoslavenske akademije 1, 127—128 und Kukuljević, Codex dipl. 2, 135.

nomie der Stadt, in deren Statut sich zahlreiche Bestimmungen zur festen Abgrenzung der Stadtrechte sogar gegenüber jedem ungesetzlichen Eingriff des Serbenkönigs befinden, des »dominus noster rex« oder kurz der »dominatio«. Auch das Strafrecht fehlt im Statut von Cattaro keineswegs, mit Capitalstrafen und Mutilationen nach byzantinischer Art. Die Gerichtsbarkeit von Cattaro hatte keine Einschränkung durch den Herrscher von Serbien, ja sogar die Appellation ging nicht an den serbischen Hof, sondern nach Rom, Perugia, Padua oder Bologna (Statut von Cattaro, Cap. 389).

Von den Einrichtungen der griechischen Städte, die Car Stephan occupirt hat, sind am besten bekannt die von Joannina in Epirus. Nach der Urkunde des Kaisers Andronikos II. von 1319 gab es in Joannina Richter (*κριταί*), gewählt aus den Vornehmen der Stadt, welche zusammen mit dem Statthalter des Kaisers (*μετὰ τοῦ εὑρισκομένου εἰς κεφαλὴν αὐτῶν*) Recht sprechen über alle Fragen, mit Ausnahme derjenigen, welche der Gerichtsbarkeit der Kirche unterlagen (Acta graeca 5, 81). Diese Stadtrechte wurden von dem serbischen Eroberer bestätigt. Der Art. 176 des Gesetzbuches sagt: »Alle Städte im Lande meines Kaiserthums sollen über Alles die Gesetze haben, wie unter den früheren Kaisern (also den byz. Kaisern), und in Rechtsfragen, die sie (d. h. die Städter) unter einander haben, sollen sie Recht suchen vor den Beamten (vladalci) der Stadt und vor dem Klerus (kliros) der Kirche; wenn ein Župenbewohner einen Stadtbewohner klagt, so soll er ihn vor dem Beamten der Stadt und vor der Kirche und vor dem Klerus nach dem Gesetz klagen.« Ob die »porota« und andere Institutionen Serbiens damals auch in den früher byzantinischen Provinzen von Albanien, Epirus oder Thessalien eingeführt wurden, ist uns nirgends ausdrücklich überliefert.

Serbien hat als Staat noch ein Jahrhundert nach des Caren Stephan Tod bestanden. Die Gestaltung der Gerichtsverfassung unter seinen Nachfolgern, besonders unter Knez Lazar und den Despoten Stephan Lazarević (1389—1427) und Georg Vuković oder Branković (1427—1456) ist von grösstem Interesse auch für die Frage, ob die Bestimmungen der Zeit des Caren Stephan Dušan auch später in Serbien als Gesetz eingehalten wurden.

Der Knez oder später Despot galt noch immer als der oberste Richter. Citationen vor den Landesherrn oder vor dessen Statthalter, den Kefalija, werden bei der Exemption der Ragusaner von denselben

in allen ragusanischen Privilegien 1387—1445 erwähnt (прѣдь господство ми ни прѣдь кефалию Mon.serb. 205, 208, 267, 270, 353, 434). In einer Schenkungsurkunde des Despoten Stephan an das Kloster Chilandar wird bestimmt, das Gericht für die Leute des Klosters sei vor dem Despoten oder, wahrscheinlich für die Geistlichen, vor dem Patriarchen (и да имь нѣ инде сѹда, тькьмо прѣдь господствомь ми или прѣдь патріархωмь, Mon. serb. 569). Einen Process vor dem Despoten Georg über den Besitz von Erzgruben in Janjevo erwähnt eine Klage in Ragusa am 28. October 1447: »Nicola Soimieronich (sic) coram domino rectore Nicola Sim. de Goze fecit lamentum supra Nixam Rendich, dicens, quod dum ipse Nicola haberet partem unius fosse in Jagneno et faceret laborari ipsam suam partem, venit Stiepan Sterpcich, homo domini despot, qui fecit ipsum Nicolam constringi ad rationem, et dictus Nixa Rendich se acordauit cum dicto Stiepano et fecit, quod ipse Stiepanus dedit sibi 4 partes, ut ipse Nixa eum deffenderet ad *justiciam sclauam* contra ipsum Nicolam Raguseum. Et sic ipse Nixa contra ordines et contra formam juris deffendit ipsum Stiepanum pro dictis partibus 4 habitis *publice ad justiciam sclauam*. Et ultra ipse Nixa duxit ipsum Stiepanum *ad dominum despot* contra ipsum Nicolam, contra deum et omne jus« (Lamenta de foris 1447 f. 211 im Gerichtsarchiv von Ragusa).

Despot Stephan war, wie die Ragusaner nach seinem Tode dem König Sigismund von Ungarn schrieben, »erga nos et cives et fideles vestre civitatis Ragusii durus et rigidus quandoque plus debito« (Gelcich und Thallóczy 324). Die Strenge machte sich bei einem Aufruhr der Bergleute von Srebrnica gegen einen Beamten des Despoten geltend. In der Commission der ragusanischen Gesandten Pasqualis de Resti et Junius de Gradi vom 16. April 1427 wurde ihnen aufgetragen, dem Despoten zu sagen: »perche noi auemo sentito la nonità, che fu facta in Srebrniça per li vostri lauorenti contra lo honor della Vra Signoria, tanto ne agrauò e dispiacere, quanto se fosse stato in meço di casa nostra«. Nach der Erzählung Konstantin des Philosophen haben einige der dortigen vielen Silbergrubenarbeiter (сребродѣльци) einen vom Despoten als Aufseher der Werke eingesetzten Jüngling (юношоу надь дѣли) bei einem Conflict ermordet, indem sie ihn von dem »Palast« herunterwarfen (оубише юго сь полаты врьгьше). Der Despot eilte persönlich hin. Eine Menge Leute flüchtete sich rechtzeitig, er aber liess Einige einfangen und ihnen zur Strafe für das Vergiessen

unschuldigen Blutes Hände und Füsse abhauen (нѣкынхь же и юмь непокиньные ради крькви обьсѣцдаше роукы и ногы). Bei dem Gottesdienst am folgenden Gründonnerstag weinte der Despot bitterlich bei der Erinnerung an diesen Vorfall (ed. Jagić, Glasnik 42, 317—318). Unter den so grausam Bestraften befanden sich auch einige Ragusaner. In der Anrede an den Despoten nach der Commissio der Gesandten heisst es weiter: »Ma perche di poi al zonzer vostro in Srebrniça sentimo, che alli nostri zentilomini e mercatanti auete facto tuor tucto, quello aueuano al mondo, et oltra di cio facti gli spoglare e menare dauanti la Vra Signoria assai vilmente e messe tache (sic) et a certi nostri taglati piedi e mani, auemo abudo assai dispiacere, maximamente, che sentimo li nostri non essere in alguna colpa contra la Vra Signoria, perche se fussino stati in alguna colpa, sarebon scampati longi della Vra S., ma come innocenti si redusseno in questa sua fortuna alla ombra della Vra S. come di lor signore e patrone, zoe in lo castello e borgo e ghiesie vostre, per verissima testimoniança della sua innocencia«. Die Republik bat um Entlassung der Gefangenen und Rückgabe des confiscirten Besitzes derselben. Der Despot blieb aber ungnädig mit »obstinata dureza« und wollte einen Loskauf (rescatto). Aus Allem erhellt, dass nicht die Strafart, sondern die Unschuld der Gestraften Aufsehen erregte. Den Verlust des Fusses kennen weder das Gesetzbuch Dušans noch die byzantinischen Gesetze; dafür ist im Gesetzbuch der Verlust beider Hände festgesetzt auf vorsätzlichen Mord (87), wie es in diesem Falle die Ermordung des Beamten des Despoten war[1]).

Der Hofrichter des Gesetzbuches wird noch im Zeitalter der Despoten genannt. Ein gewisser Tasovac Radmilović, der nicht mehr als Ragusaner betrachtet sein wollte, überreichte 1435 in Priština eine schriftliche Klage gegen andere Ragusaner »alo *grando zudese del segnor dispoto* et a Oliner chefalia de Pristina« (Archiv 15, 457). Am 9. August 1457 übergab Damianus Junii de Georgio, damals *čelnik* und

[1]) Von den damaligen serbischen Theilfürsten hatte Balša III. einen Gefallen an solchen Mutilationen gegen abtrünnige Albanesen im Kampfe gegen Venedig. Dem Descus, filius Cressie de Scutaro, welcher die Burg von Dulcigno den Venetianern übergeben hat und in einer Schlacht gefangen wurde, liess er »amputari manus, pedem et nares«, ebenso dem Alexius Camesa, dem er »fecit amputari nasum, linguam et unam manum«. Beide kamen bittend nach Venedig und erhielten eine Provision von 12 Perper monatlich aus den Einkünften von Scutari. Ljubić, Listine 5, 103—104.

Gesandter des Despoten Lazar, dem Gericht zu Ragusa 295 Ducaten aus dem Nachlass des verstorbenen Anton Radossalich in Serbien, worunter 270 Ducaten von Joannes Nicolich, 1 von Theodorus de Smedereuo, 1 von Radoe sutor, 4 von Radiuaz de Raunich u. s. w. waren, »cum conditione, quod ipsi domini consules debeant eundem Ser Damianum liberare a sequestro facto Joanni Nicolich ad instantiam Maroe Racich *per dominum judicem illustrissimi domini dispoti Lazari*«, wohl dem Richter am Hofe zu Smederevo (Diversa Cancellarie 1456 f. 50).

Richterliche Functionen waren auch mit dem Hofamt eines *čelnik* vereinigt. In einer Urkunde des Stephan Lazarević, damals noch Knez, seines Bruders Vuk und seiner Mutter Eugenia, gegeben in Novo Brdo 1394—1395 dem Kloster des hl. Panteleimon (Russikon) auf dem Athos, wird bestimmt, dass in den Dörfern des Klosters der Vojvode, der Kefalija, der »dvorodržica«, der Čelnik und andere Beamte (vladušti) nichts zu befehlen haben, aber zu Gericht kommen die dortigen Leute vor den Čelnik der Fürsten: **и сѹда нидє да имь нѣсть, тьчию прѣдь чєлникомь господства ми** (Glasnik 24, 275). Einen Process vor einem Čelnik zu Rudnik werden wir noch bei der Besprechung der »porota« erwähnen; dabei erscheint der Čelnik allerdings mehr als Grundherr des Angeklagten. In dem Vertrag zwischen Venedig und Serbien 1435 wird der *veliki čelnik* als *comes palatinus* erklärt (Ljubić, Listine 9, 84). Ueber sein Amt vgl. Dr. Nikola Krstić im Glasnik 9, 119 und Novaković ib. 50, 161 [1]).

Das gesammte Gericht von Priština, der Kefalija und die Richter der Despoten, erscheint in einer Notiz vom 9. Juni 1434. Der Ragusaner Nixa Rendich »placitabat Radossauum Dabisiuouich *coram judicibus domini dispot Georgi Sclauonie*«, wegen einiger Pferde, die ihm verschwunden waren. Darauf hin liess der »ceffalegia« (sic) den Radoslav, auch einen Ragusaner, gefangen nehmen, doch entkam derselbe durch Bestechung aus dem Gefängniss; er sagt, er sei gewesen »in manibus regiminis sclaui et positus fuit in ferris, et per simoniam de

[1]) Im J. 1445 gab es am Hofe ausser dem »veliki čelnik« einen »čelnik riznički«, von *riznica* Schatzkammer. Diese Würde bekleidete damals der Ragusaner Paskoje Sorkočević, lat. Pasqualis de Sorgo (Mon. serb. 436—437). Mijatović, Деспот Ђурађ Бранковић I (1880), 90 erklärt den »veliki čelnik« als Minister des Innern und identificirt den »riznički čelnik« mit dem früheren Protovestiar. Vgl. Novaković, Glasnik 50, 162 über Reform der Hofämter unter Despot Stephan.

prolacione librarum V argenti datus sibi fuit modus frangendi ferros« (Lamentationes de foris 1433).

Das Gericht der Serben wird sonst in den ragusanischen Archivbüchern bezeichnet als *curia*, *jus Sclauorum*, *judicium sclauum*, *justicia sclaua*, *raxon delli Schiaui*, einmal als »zakon«: *alo sachon zoe ala rason de Sreberniza* (Spomenik 11, 75) oder local *ad jus Rudnich*. Sonst erscheinen an der Spitze der Gerichtsbehörden meist die Verwaltungsbeamten, Kefalija's oder Vojvoden. Der Kefalija Gojslav und die »purgari« von Novo Brdo verhafteten 1388 einen Ragusaner statt eines andern, der dem Knez Lazar 9 Pfund Silber schuldete, und nahmen ihm 27 Pfund ab; die Gemeinde Ragusa beschwerte sich darüber in einem Schreiben an den Kefalija und die Bürger, wobei sie bemerkte, dass »wenn der Knez (Lazar) es erfährt, es ihm nicht genehm sein wird« (Pucić 2, 31). Am 11. December 1436 wurde in Ragusa geklagt, einige Ragusaner in Srebrnica seien mit dem Urtheil der Consules, nämlich drei Nobiles, die vom »dominium Ragusinum« als Richter in einer Angelegenheit der Ragusaner unter einander bestellt waren, unzufrieden gewesen und deshalb mit ihren Rechtsfragen zum einheimischen Gericht gegangen: »*coram curiam Sclauorum*, *videlicet coram Radiz valioso*« (Lamentationes de foris 1436). Am 2. August 1438 werden in Priština wegen eines nächtlichen Excesses mehrerer Ragusaner in einer Weinschänke (taberna) erwähnt »piaidi (placita), fatti dauanti valioxi schaui« (Lamentationes de foris 1438—1439). Am 27. August 1453 ist verzeichnet: »Pethar Goichouich coram domino rectore Ser Damiano de Menze fecit lamentum supra Radognam Bogossalich, dicens quod citauit ipsum Pethar *ad judicium sclauum in Smedreuo coram voiuoda Vocossauo*« (Lament. de foris 1453 f. 67).

Gut bekannt ist uns das Fortleben der »porota«, besonders in den Rechtsfällen zwischen den Serben und Sachsen einerseits, den Ragusanern andererseits. Die Zusammensetzung des Gerichtes zur Hälfte aus jeder Partei wird seit dem grossen Privilegium der Ragusaner vom Caren Stephan Dušan 1349 stets wiederholt, in allen Bestätigungen desselben bis zum Privilegium vom Despoten Georg 1445. Einige Beispiele werden die Thätigkeit dieser Geschworenengerichte näher beleuchten.

1) Einen Process wegen eines gestohlenen Pferdes vor dem Čelnik Radič[1]) in Rudnik, der dazu eine »porota« delegirt, schildert ein Original-

[1]) Der »veliki čelnik« Radič ist eine hervorragende Persönlichkeit der serbischen Geschichte dieser Zeit (Urk. 1428—1433 im Spomenik Bd. 3, 3—5,

brief eines Ragusaners, inliegend in den »Lamenta de foris« 1428—1430 zur Klage, die am 20. October 1428 ins Buch eingeschrieben wurde. Dem Ragusaner Matoie Pribissalich wurde in Rudnik ein Pferd gestohlen, im Werthe von zwei Pfund Silber. Ein Serbe (uno omo schano) zeigte ihm um 8 Ellen Tuch, die Elle zu 1 Unze, den Dieb, »uno omo di Radiz zelnich, a nome Nouach Nasselovich (-lorich?)«[1]. Matoie klagte beim Čelnik: »lo rechamai danzi el dito zelnich, lo qual mi gudichò (sic) segondo la nostra usanza, che io Matoie deuexe gurar (sic) chon quatro boni omeni e io quinto, chel dito Nouach sia furato lo mio chaualo o ueramente partizipo al dito chaualo, gurando nui, chel dito Nouach debia pagar a mi Matoie lo chaualo e le spesa, zoche fexe a zerchar lo dito chaualo. Fo messo a mi Matoie in *porota*, che gurano cho mi Stoicho Miletich e Goan Progonouich e Vochxa Stiepoeuich e Vozeta Bogilouich, ali quali io Matoie mostraua testimoni, chome el dito Nouach sia furato lo mio caualo. Sono testimoni vostri Raguxei Jachob Nicholich e Gurag Marchouich, e aprexo de questi molti Schaui, boni omeni. El qual Stoicho e Giuan e Vochxa e Vozeta non volesseno [gurar] per mi, saluo disseno al dito Nouach: Va chon dio, che vni seti libero de questo chaualo. E questa e chason, che non ano vogluto gurar, per pagura del deto zelnich, digando li deti a mi Matoie: Ve demo questo omo sie torto, ma non volemo gurar«. Die Untersuchung, warum diese Ragusaner ihren Mitbürger bei der »porota« im Stiche liessen, wurde dem Jachomo de Benvegnuda und dem Loncho Tomaxino aufgetragen, deren Brief aus Rudnik vom 6. Mai 1429 (in Ragusa erhalten am 13. d. M.) gleichfalls beiliegt. Die Zeugen sagten, was die »porotnizi« in der Kirche der Ragusaner in Rudnik (in chlaustro de nostra glisia) sprachen: »Echo te lo omo e l'e torto, ma non uolemo gurare«. Es wurde auf sie dabei durch einen Brief des Čelnik eingewirkt: »cum che vene I° omo de zeonich (sic), lo qual ly aduse Ia letera«. Auffällig ist es, dass in diesem Falle nur die »porotnici« der Ragusaner erwähnt werden, obwohl eine »porota« auch damals zur Hälfte aus Ragusanern, zur Hälfte aus Serben bestehen musste; doch handelte es sich bei dieser Klage nur um die ragusanischen Mitbürger, die wissentlich den Eid verweigert hatten.

2) Andere Details sind aus Srebrnica bekannt, das seit des Despoten Stephan Zeit abwechselnd in serbischem und bosnischem Besitz war. Ein

---

34—36, Mon. serb. 355—377). Er besass zahlreiche Güter in verschiedenen Landschaften Serbiens, überdies durch eine Schenkung des Königs Sigismund auch die Burg Kupinnyj (Kupinovo) jenseits der Save, machte Schenkungen an die Athosklöster St. Paul und Kastamonit und ist der Gründer des heute noch bestehenden St. Georgsklosters von Vraćevštica (jetzt Vraćevšnjica), südöstlich von Rudnik, wo eine Inschrift des Stifters zu lesen ist (Glasnik 21, 31, vgl. die Urk. Spomenik Bd. 3, 5—6). Vgl. Novaković, Велики челник Радич 1413—1435, Glasnik 50, 154 f.

[1]) Der Angeber des Diebes hiess *sok*, sein Honorar *sočbina*. Diese Termini fehlen im Gesetzbuch des Caren, sind aber sehr häufig in den ragusanischen Gerichtsbüchern des XV. Jahrhunderts.

Gerichtsfall ist in die Bücher von Ragusa eingetragen am 29. November 1437, eine Klage des Ser Michael Johannis de Volcio. Dieser ragusanische Patricier hatte »in Strebreniza coram dominis comite Strebrenize, videlicet Bartolo de Latiniza, et *purgaris, sedentibus una cum totidem Raguseis secundum ritum et consuetudinem ciuitatis*« eine Sentenz erhalten gegen den Schmied Ratko, Bürger von Srebrnica, als Bürgen (plegius) der Söhne des Johannes de Piccho aus Antivari, Schuldner des Volcio, für den Rest der Bürgschaft (de resto plegiarie), nämlich 9 Pfund und 8 Unzen Silber. Ratko zahlte auch »pro parte dicte sententie« durch Ser Johannes de Georgio, einen Ragusaner Edelmann, 20 Ducaten. Ein Jahr später überredete aber Johannes de Piccho den Ratko, »quod se reclamaret de ipsa sententia«. »Unde dictus Ratchus tunc vocari fecit ipsum Ser Michaelem coram *dominis purgaris Strebrenize, solum sedentibus*, et ibi dictus Ratchus, cum Johanne de Piccho semper fauente et adiuuante ipsum Ratchum, contra ipsum Ser Michaelem taliter egit, quod omni justicia postposita prefati *purgari soli*, non uolentes audire nec intelligere jura ipsius Ser Michaelis et *nolentes pati, quod aliqui Ragusei sederent secum juxta consuetudinem*, asserentes, si dictus Ser Michael habet aliquid petere, id habere consequi supra dictum Johannem de Piccho et pro tanto nole pati per ciuem suum constringi nec damnificari pro eo, quod dictus Johannes de Pigcho (sic) forensis tenebatur, cogerunt ipsum Ser Michaelem ad restituendum ipsos ducatos viginti, receptos pro parte, et anullauerunt et reuocauerunt ipsam sententiam, per ipsum Ser Michaelem juridice obtentam contra ipsum Ratchum«. Michael de Volcio klagte nun den Antivarenser Johannes de Piccho selbst vor dem Gericht von Ragusa. Nach der Aussage der Zeugen erfolgte das zweite Urtheil in Srebrnica »*coram vayuoda Radiz et purgaris Strebrenize*«. Der Zeuge Pauchus Stipasinouich[1], »interrogatus, si dictus Ser Michael de Volzo tunc petebat et requirebat, ut *de Raguseis sedere deberent cum eis purgaris secundum usum*, respondit sic, sed dicti purgari respondebant, quod non erat de jure, quod deberent sedere Ragusei in causa sui ciuis, sed si dominus Ser Michael vellet deinde litigare cum dicto Johanne de Piccho, Ragusei stare possint« (Lamentationes de foris 1437—1438, ein Theil der Zeugenaussagen hinten im Buche auf einem eigenen Blatt).

Die »purgari« sassen also zu Gericht in Anwesenheit des Vojvoden oder Comes. Das erste Urtheil sprachen Sachsen und Ragusaner, in gleicher Zahl vertreten. Dieses Urtheil wurde dann umgestürzt von den Sachsen allein, unter dem Vorwand, die Sache ihres Mitbürgers, der nur als Bürge eines »forensis« vor Gericht erscheine, gehöre nicht vor ein gemischtes Gericht, wohl aber der Process zwischen beiden Fremden, dem Ragusaner und dem Antivarenser.

3) Eine andere Gerichtsverhandlung in Srebrnica 1457 ist anschaulich beschrieben in einer Urkunde im Spomenik 11, 87—88. Die ragusanischen Kaufleute Marin Radosalić und Dobruško Branojević kamen aus Ragusa nach

---

[1] Paoko Stipašinović (1427—1449), Bürger von Ragusa, war Zollpächter in Srebrnica, zuletzt Comes dieser Stadt (1442, 1447).

Srebrnica, verkauften sofort am Abend nach der Ankunft 12 Stück Tuch (свите ·ві· комадь) um 180 Ducaten und übernachteten im Hause des ragusanischen Patriciers Ser Georg de Gozze, der im Slavenlande als Knez Žucho Dragojević bekannt war. Dobruško hatte das Geld verwahrt an der Brust, in einem Tüchlein eingebunden. Es schliefen im Hause noch Stepan, Diener (momak) des Gozze, Ivaniš Božkojević mit seinem Bruder, Ivan, Diener des Martolica Grbičić, ferner Radoje oder Radoslav Budisalić genannt Oblega, ein Beamter (слоуга) des Herzogs Stipan Vukčić, und dessen Diener, im Ganzen acht Personen. Morgens fand Dobruško, dass ihm das Geld gestohlen worden war. Das Hausthor war geschlossen und das Haus war nirgends erbrochen oder untergraben. Die Bestohlenen klagten die Hausbewohner zuerst vor dem Comes von Srebrnica, dem Ragusaner Nikola Radulinović [1]. Die Verhandlung blieb unvollendet (зашто се таи соудь несврьши). Radoje Oblega floh mit seinem Diener. Die Kläger klagten dann in Ragusa (28. März 1457) und bei Herzog Stipan, wurden aber an beiden Stellen vor das Gericht von Srebrnica verwiesen, weil der Diebstahl dort geschehen und der Process dort begonnen sei (соудь почеть, правда почета, incepta est dicta lis). Endlich kam die Sache (10. November 1457) abermals vor das Gericht des serbischen Despoten (господина деспота соудь) in Srebrnica, nämlich vor den Vojvoden Miloš, den Conte (Knez) Jaketa Radulinović, Bruder des Nikola, die »purgari« und die »vlastele« (Edelleute) von Srebrnica. Nur Radoje Oblega mit seinem Diener war trotz Verlängerung der Frist (рокь) nicht erschienen. Die Beklagten antworteten, es sei ihnen nicht bekannt, ob die Kläger diese Dukaten ins Quartier (на стань) gebracht haben oder nicht; sie hätten das Geld nicht gesehen, nicht gestohlen und seien weder Rathgeber noch Theilnehmer an diesem Diebstahl. Nach Anhörung der Parteien entschieden (соудисмо) der Vojvode Miloš und Jaketa Radulinović mit den Edelleuten (с властели), die beiden Kläger sollen mit 12 »porotnici« (die Namen sind nicht angegeben) schwören, dass sie wirklich 180 Dukaten in das genannte Quartier gebracht haben und dass dieses Geld ihnen dort gestohlen wurde. Wird der Eid geleistet, sollen alle acht Personen, die in dem Hause übernachteten, also die Kläger mit inbegriffen, den Schaden zahlen; wird der Eid nicht geleistet, sind die Beklagten frei. Der Eid wurde von der »porota« abgelegt und alle acht Personen zur Zahlung von je 22½ Ducaten verurtheilt. Schon 19 Tage später (29. November) sequestrirte das Gericht von Ragusa auf Grund dieser Sentenz der »officiales Srebernize« 22½ Ducaten von einem Deposit des Ivaniš Božkojević in der »camera communis«. Die Angeklagten mussten in Srebrnica überdies mit je 6 »porotnici« schwören, dass sie weder Rathgeber noch Theilnehmer am Diebstahl seien,

---

[1] Radulino, Radulinouich, eine seit 1378 oft erwähnte ragusanische Kaufmannsfamilie. Nicola Radulinouich war um 1448 in den Diensten des Despoten Georg, kam 1457 nach Ragusa als Gesandter des Despoten Lazar, 1459 als Gesandter des Königs von Bosnien, 1462—1465 öfters als Gesandter des Herzogs Stipan.

und dies wegen der Geldbusse für den Vojvoden und den Comes (за глобє воєводинє и кнєжє); wenn sie nicht schwören können, sollen sie nach den Gesetzen des Ortes schuldig sein (да сѹ криви по законѹ мѣста, що нхь законь покажє). Ob sie diesen Eid geleistet haben, ist nicht bekannt. Die ganze Mittheilung über den Process an die Behörden von Ragusa wird bezeichnet als Excerpt, »Ausschrift«, wohl aus einem Amtsregister der Behörden von Srebrnica (изь исписа срєбрьничкога). Bei dem Process finden wir die Haftpflicht des *stanjanin*, bei welchem die Fremden in der Stadt wohnen, wie im Gesetzbuch Dušan's (»wenn ihm etwas verloren gehen sollte, soll er, d. h. der Quartiergeber, ihm alles zahlen«, Art. 125), die »porota« (151), dieselben Formeln des Eides über die Theilnahme (132) und eine »globa« (193).

Die »porota« bestand fort auch bei Fragen über Feldgrenzen, die noch immer Reservat der Jurisdiction des Landesfürsten blieben. Aus einer Urkunde der Eugenia (Milica) und ihrer Söhne, des Stephan, damals noch Knez, und des Vlk, lernen wir Feststellungen der Grenzen von zwei Gütern des Klosters Chilandar kennen. In beiden Fällen waren dabei je 8 »starinici« betheiligt; Leiter des Grenzgerichtes war im ersten Falle der Čelnik Vlk, im zweiten Branko, der Kefalija von Priština (Mon. serb. 263—264).

Es gibt eine Urkunde über ein Grenzgericht aus noch späterer Zeit, aus dem Gebiet der Crnojevići von Montenegro, datirt vom 26. November 1494. Vor dem Fürsten Georg Crnojević erschien der Knez Ilija Lješević mit seinen Brüdern und führte Klage über Grenzverletzungen in seinem in der Nähe der Rijeka gelegenen Besitze. Der Fürst bestellte ein Grenzgericht von 24 Edelleuten (властєлє), die namentlich aufgezählt werden, begleitet von seinem Pristav Nikola Kosijer[1]). Unter Eid stellten die Edelleute die alten Grenzen her, die der Fürst sofort vom Majstor Ostoja kennzeichnen liess, damit in Zukunft keine Frage mehr darüber entstehe (Србскодалматински Магазин за год. 1870—1, 134—135). Eine zweite Urkunde, gegeben in Cetinje 1495 von den Brüdern Georg und Stephan Crnojević, enthält eine Bestätigung der Grenzen der Besitzungen des Klosters von Cetinje, die von 24 Edelleuten (boljare) revidirt wurden (Vitković, Споменици im Glasnik der 2. Serie, Bd. 5, 171—177; Rovinskij, Черногорія I, 441, 727—729 = Sbornik der kais. russ. Akademie Bd. 45). Die Urkunde ist merkwürdig, weil in ihr noch zum letzten Mal die *pronija* vorkommt, ein

[1]) Dieser Nikola Kosijer copirte 1489 einen Kirchencodex. Dr. S. Stanojević im »Srpski Sion« 1894, 792; vgl. Ilarion Ruvarac, Montenegrina, Karlowitz 1898, 51.

Soldgut, das Michael Piper vom Grossvater des genannten Fürsten, Stephan Crnojević erhalten, sein Sohn Ivan Crnojević ihm aber wegen *nevěra* confiscirt hat und welches nun von Ivans Söhnen dem Kloster geschenkt wurde[1]). Wir treffen also zum Schluss der altserbischen Geschichte nochmals mit den Bestimmungen des Gesetzbuches des Caren Stephan Dušan zusammen: eine »porota« von 24 Mitgliedern unter Eid (151) über eine Grenzfrage (80), zusammengesetzt aus Adeligen als Standesgenossen (152). Es ist übrigens nicht unmöglich, dass in der Zeta die »porota« ein Privilegium der Edelleute wurde; auch der Codex von Ravanica, dessen Texte (s. unten) offenbar aus dem Adriatischen Küstengebiet stammen, ersetzt in Dušans Gesetzbuch die *porotnici* geradezu durch *vlastele*.

Ueber die gutsherrlichen Privatgerichte dieser letzten Zeit des mittelalterlichen Serbiens ist wenig bekannt. Aus den Urkunden des Knez Lazar erhellt, dass die Unterthanen der »Metochien« der Athosklöster noch immer vor dem Vertreter des Klosters (prêdstatelj) ihre Rechtsangelegenheiten erledigten (Glasnik 24, 258 und 260). Mit Exemptionen sind die Klosterurkunden der Fürsten dieser Zeit überhaupt nicht mehr freigebig. Die schweren Zeiten führten zur Einschränkung der Immunitäten. Unter Despot Georg waren die Klostergüter auch zu Steuern für den Unterhalt des Heeres verpflichtet (Urk., Glasnik 24, 287).

Die Stadtgerichte in den Bergstädten kennen wir aus den soeben angeführten Beispielen. Ich glaube, dass dabei der Terminus »purgari«[2]) nicht die gesammte Bürgerschaft bezeichnet, sondern nur die Vorsteher derselben. Es war etwas in der Art, wie der Stadtsenat der deutschen Städte in Ungarn, der aus zwölf auf ein Jahr gewählten »jurati cives« bestand und das Stadtgericht bildete. Ueber die Rechtspflege ist noch zu vergleichen eine Klage vom 13. September 1439 in Ragusa. Nichola Buresich »fecit lamentum supra Vlacussam Latinicich[3]), dicens,

[1]) Auch die Verwaltung war im Gebiete der Crnojevići noch immer nach alter serbischer Art eingerichtet. In einer Urkunde des Ivan Crnojević 1482 erscheinen drei Vojvoden, ein Kefalija und ein Logofet (Dragović, Крусовољ књаза и господара црногорскога Ивана Црнојевића, Cetinje 1885, S. 7). Von Interesse sind die Daten über Agrarverhältnisse in der Zeta zu dieser Zeit, über die *kmetije* der Kirche.

[2]) Ueber »purgari« in südslav. Ländern vgl. Archiv 19, 600.

[3]) Latinica, Latinicich (Латиница, Латиничикь), eine hervorragende ragusanische Kaufmannsfamilie, angesiedelt in Srebrnica, Nachkommen eines Dabiživ Dobretinić *dictus* Latiniça (1403—1411). Dessen Sohn

quod in Streberniça dictus Ulacussa impetrauit et habuit *duos pristauuos, unum a uoiuoda Radiz et alium a purgariis*, cum quibus iuit domum dicti Nichole, sitam in Streberniça et fecit, quod dicti pristaui ad eius instantiam preceperunt dicto Nichole primo sub pena uiginti quinque iperpirorum, secundo sub pena 50, tertio sub pena 500 iperpirorum, quod in continenti exiret dictam domum et in ea relinqueret omnes suas res et massericias, ob quam rem ipse Nichola habuit necesse exire et exiuit domum predictam et relinquit in ea omnes dictas suas res et masericias« (Lamentationes de foris 1439—1440). Beide Pristave waren wohl Vollstrecker von Sentenzen, der eine vom Gericht des Vojvoden als Vertreter des Landesherrn, der andere vom städtischen Gericht der »purgari«.

Von den Städten an der Adriatischen Küste gehörten zu Serbien im Zeitalter der Despoten als Erben der Balšići nur Budua (1423—1442) und Antivari (1421—1442). Budua hatte seine Richter und sein Statut, welches eben in diesen Jahren (1426 f.) durch eine Reihe neuer Bestimmungen vermehrt wurde. Despot Georg hat (1440) kurz vor dem Verlust dieser Stadt ihre Rechte in einem Privilegium denen von Antivari ganz gleichgestellt (Starine 10, 5—6, Mon. hist. jur. 3, 98 und 106). Antivari besass noch im XVI. Jahrh. die Originalprivilegien vom Caren Stephan Dušan und vom Despoten Stephan Lazarević, »il quale fù liberalissimo verso Antivarini, lasciandoli regger la città a modo loro come republica o comunità, e donandogli *ogni giurisdizione civile et criminale*, riponendo però questa autorità solamente nei nobili« (Itinerario di Giovanni Battista Giustiniano 1553 bei Ljubić, Commissiones et relationes venetae 2, 233 = Mon. spect. hist. Slavorum merid. Bd. 8). Das Gericht bestand, wie früher, aus jährlich von dem Stadtadel gewählten »judices«; die Appellation ging unter Balša III. und den Despoten 1414—1444 nach Ragusa. Vertreter des Landesherrn in der Art des Comes von Antivari in der früheren Zeit und des Kefalija unter den Balšići war ein Vojvode des serbischen Despoten. Urkundlich erwähnt werden die Vojvoden Mazarak, Altoman und Komnen. Sie besassen die Burg (castrum) von Antivari, auf welcher sich auch die Kerker (carceres) befanden. Die Statuten der Stadt sind bisher nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Martolo (Bartolus) filius Dabisiui Latinize, war Conte von Srebrnica (1423, 1435, 1437). Auch des Martolo Bruder Blasius oder Vlachuša wird 1431—1445 oft genannt in Srebrnica, Borač u. s. w.

V. Handschriften und Recensionen des Textes.

Florinskij zählt 16, Novaković 20 Handschriften des Gesetzbuches des Caren Stephan Dušan auf. Nach Novaković sind die meisten für Klöster geschrieben.

Die Frage der Gruppirung der Codices nach Recensionen bleibt eine der schwierigsten. Florinskij (Памятники 267) hat die Handschriften in 8 »Typen oder Redactionen« eingetheilt mit der Bemerkung: »fast jede der ältesten Abschriften repräsentirt eine eigene Redaction«.

Novaković versucht die Frage mit mehr System zu lösen. Er theilt die Texte ein in drei Recensionen. 1) Die älteste Gestalt bieten die Fragmente von Struga und der Codex von Prizren. 2) Eine neue Redaction erfolgte im XV. Jahrh., vielleicht unter dem Despoten Stephan Lazarević (1389—1427), dessen Gerechtigkeitsliebe auch sein Biograph Konstantin der Philosoph feiert (ed. Jagić, Glasnik 42, 282—283), jedenfalls vor 1444, wobei die Bestimmungen des Gesetzbuches besser gruppirt, Unklares genauer stilisirt und der Inhalt im Titel eingetheilt wurde. Novaković nennt diese Recension die »Athosgruppe«, nach einem von Grigorovič aus dem Athos gebrachten Codex. Eine eigene Unterabtheilung repräsentirt der Codex von Chodoš, dessen Sprache das Altserbische mehr ins Kirchenslavische umformt, wie es schon Daničić 1871 im Rad jugoslavenske akademije 15, 181—182 (Novaković CXXXVII Anm. 121) bemerkt hat. Es geschah dies jedenfalls unter dem Einfluss der »Schule von Resava« in der Zeit der Thätigkeit Konstantin des Philosophen, um 1405—1427. Florinskij in seiner Recension des Buches von Novaković (S. 243) verhält sich ablehnend gegen diese Annahme einer neuen Redaction unter den Despoten des XV. Jahrh. und verlegt den Ursprung der verschiedenen Texte noch in Dušans Zeit, wo aber die sechs Jahre 1349—1355 meines Erachtens zur Entstehung so verschiedenartiger Textirungen nicht ausreichten. 3) Eine neue Umarbeitung der Redaction der Athosgruppe ist ein literarisches Werk des XVII. Jahrh., nach der Ansicht von Novaković wohl aus der Zeit des serbischen Patriarchen Paysij († 1648). Wahrscheinlich war das Gesetzbuch im Gebrauch bei den Geistlichen, die in der Türkenzeit oft als Richter zwischen den Christen fungirten. Die nicht mehr verständlichen Artikel wurden weggelassen, zahlreiche Termini des mittelalterlichen Rechtslebens ganz missverstanden. Viele Merkmale haben diese jüngsten Texte gemeinsam mit des Paysij Lebensbeschreibung des Caren Uroš, mit den Annalen

von Tronoša, der prosaischen Erzählung über die Schlacht auf dem Amselfelde. Eine weitere Gruppe bilden werthlose Texte des XVII.—XVIII. Jahrh., wo z. B. der Kefalija zu einem »kapural« (Corporal) umgeändert wurde. Man vergleiche über diese späten Paraphrasen schon das Urtheil von P. J. Šafařík, Geschichte der südslavischen Literatur 3, 226.

Die Fragmente von Struga, zuerst von Florinskij herausgegeben als »erste Handschrift des Grigorovič« mit Facsimile, befinden sich gegenwärtig im Rumjancov'schen Museum in Moskau. Grigorovič fand 1845 in Struga bei Ochrid in der Kirche des hl. Georg ausser einigen slavischen Kirchenbüchern aus den Druckereien von Venedig im XVI. Jahrh. auch einige Handschriften, darunter einen Apostol, geschrieben 1276—1277 unter Stephan Uroš I. (vgl. Jagić, Starine 9, 116—126 und Archiv 3, 220) und »ein Fragment des Gesetzbuches Dušans« (»отрывокъ законника царя Душана«, Grigorovič, Очеркъ путешествія по Евр. Турціи, 2 A., 107, 159). Es sind 15 morsche Papierblätter, ohne Zweifel aus einem grösseren Codex, wahrscheinlich einem Nomokanon, herausgerissen, auf welchen der oft nicht ganz erhaltene Text von 103 Artikeln zu lesen ist. Šafařík war bei seiner Ausgabe des Gesetzbuches über die Sache nicht genügend unterrichtet; er nennt eine »Kazaner erste« Handschrift bei Grigorovič, damals Professor in Kazan, »na papíře v osmerce, v prostředku necelý, načitě starý a dobrého zrna«, jedenfalls identisch mit den Fragmenten von Struga, und eine von Grigorovič angeblich in Struga nur gesehene Handschrift: »jiný viděl Grigorovič v Struze oblíž Ochridu«. Schrift und Orthographie sind die der zweiten Hälfte des XIV. Jahrh.; die Sprache ist die der Urkunden dieser Zeit. Ebenso wie die ältesten Texte der venetianischen und ragusanischen Gesetze, die noch keine Capiteleintheilung haben (vgl. Archiv 17, 270), sind die Artikel in diesen ältesten Fragmenten noch nicht numerirt und nur in seltenen Fällen mit Titeln versehen; auf den erhaltenen Blättern finden sich nur sieben solche Titel. Ich hoffe, dass wir mit der Zeit eine photographische Edition dieses werthvollen Denkmals erleben werden.

Der von Zigel ganz edirte Codex von Prizren, jetzt in der Belgrader Nationalbibliothek, bricht in Art. 186 mitten in einem Wort ab, so dass der Schluss fehlt. Novaković meint, er sei nicht älter als 1401—1425, da die Orthographie schon durch die Lehren Konstantin des Philosophen beeinflusst ist. Dazu ist zu bemerken, dass hie und da

auch kirchenslavische Formen an Stelle der altserbischen der Fragmente von Struga treten: ащє (162) für ако, акє, ebenso сътворити (40) für оучинити, обрѣщє (91) für обрѣтє, нѣсть (161) für нє, глаголє (161) für говори, die Genetive црьковнаго (79), самосєдьнаго (93) für -ога. Der Inhalt ist bereits eingetheilt in Titel (glava) und die Artikel sind numerirt.

Die »Athosgruppe« hat eine neue Eintheilung in 84 Titeln. Dass es eine jüngere Fassung ist, aus einer Zeit, wo es in Serbien keinen Caren mehr gab, sieht man daraus, dass die erste Person des Gesetzgebers, die in den beiden ältesten Handschriften einmal als »ich« (105), sonst regelmässig als »mein Kaiserthum«, царьство ми nach dem byz. *ἡ βασιλεία μου* erscheint, überall durch царь in dritter Person oder durch das Adjectiv царєвь ersetzt wird, was schon Daničić (Rad l. c.) bei einer Vergleichung der Texte von Prizren und Chodoš bemerkt hat. Im Inhalt (über die Gruppirung siehe die Tabelle bei Novaković S. XCVII—CI) ist eine Tendenz der Annäherung zum Prochiron bemerkbar. Für die Brandlegung im Dorf oder im Getreide bestimmen Art. 99, 100 eine Zahlung von Seiten des Dorfes, wenn es den Thäter nicht stellen kann (vgl. 71), also eine Art *vražda*, wie in Art. 20 bei der abergläubischen Exhumation eines Todten. Die neue Redaction hat für absichtliche Brandlegung den Feuertod, wie Prochiron 39, 18 und Syntagma *E*, 7 (Florinskij 403—404). Bei der *najezda*, dem Ueberfall durch eine berittene Schaar (101), citirt die Athosgruppe ausdrücklich das Prochiron (оу законникоу свєтихь отьць оу градсцїихь гранахь). Verschärft sind die Strafen bei einer Rauferei im Feldlager (131) und bei der wissentlichen Freisprechung eines Schuldigen durch die »porota« (154).

Die Codices dieser Gruppe sind: 1) Ein Codex, den Grigorovič aus dem Kloster des hl. Paul auf dem Athos mitgebracht hat, jetzt im Rumjancov'schen Museum, herausgegeben bei Florinskij. 2) Der Codex von Studenica, im Privatbesitz in Sarajevo, enthält eine Menge zusammengehefteter Apokryphe, das Syntagma und andere Stücke, darunter auch Fragmente des Gesetzbuches mit 61 Artikeln. 3) Ein Codex, den Nadeždin aus dem Kloster von Bistrica in der Moldau nach Russland gebracht hat, jetzt im Privatbesitz in Moskau. Es ist die erste datirte Copie, aus dem J. 6952 = 1. September 1443 bis 31. August 1444, also aus dem Jahr der Restauration des serbischen Despotats unter Despot Georg nach der ersten türkischen Eroberung. Novaković be-

nutzte eine Abschrift des Florinskij. Eine genaue Edition dieses ältesten datirten Codex wäre sehr wünschenswerth. 4) Codex des Klosters Chilandar, bekannt aus den Mittheilungen von Grigorovič; fehlt in der neuesten Beschreibung der Bibliothek dieses Klosters von Sava Chilandarec (Prag 1896).

Eine Sonderstellung nimmt der Codex von Chodoš ein. Die Sprache ist kirchenslavisch redigirt: наипрѣжде für наипрьво, въспеть für опеть, послоушати für чюти, питати für хранити, ожидаеть вь домоу (115) für сѣди дома u. s. w., in der 3. Pers. Sing. und Pl. stets -ть, wie кажеть, възметь, сьжижоуть, прокличають, ebenso mit щ für k, коущи für коукю, властеличиць für -икь. Charakteristisch sind die vielen Lücken, welche bezeugen, dass viele Details des mittelalterlichen Staatslebens nicht mehr actuell waren. Es fehlen Bestimmungen über die Sklaven (44, 46), über die Feudalinvestitur (48), über den Hofdienst des Adels beim Caren (51), Quartierrecht (priselica) der Adeligen (57) und des Caren (60), Erwähnungen des Gottesurtheils durch den Kessel (84, 106), das Verbot fremde Kaufleute aufzuhalten (121), die Artikel über die Sachsen (123) und die Rechte der griechischen Städte (124), die Beisteuer bei einer Heirat im Hause des Caren (128) u. s. w. Die Handschrift befindet sich in der Sammlung des P. J. Šafařík im Prager Museum. Šafařík nannte sie einmal die Handschrift von Belgrad, sonst aber immer den Chodošer Codex. In der Geschichte der südslavischen Literatur 3, 221 (geschrieben in Neusatz 1830) ist zu lesen, er verdanke die »Ausfindigmachung und Mittheilung zum Gebrauche dem Eifer meines Freundes S. M.« Es war wahrscheinlich der damalige Diakon Samuel Maširević, der dem Šafařík Urkunden copirte und Handschriften excerpirte, später Bischof von Temešvar, zuletzt 1862—1870 Patriarch (vgl. meine Abh. Šafařík mezi Jihoslovany S. 31, 115, S. A. aus der »Osvěta« 1895). Am 22. August 1830 schrieb Šafařík aus Neusatz an Kollár in Pest: »Já jsem zde pěkné věci vynašel, ne sice Ostromirovo evangelium, ale díla sv. Sávy od r. 1199, 1208 a t. d. Nejnověji jsem vyslídil zákony Štěpána Dušana, psané 1390, tedy jeho věku blízké — drahocenný klenot, nebo posavad nám jen pseudocodex Dušanových zákonů znám byl, t. j. codex falešný, od mnichů asi před 100 lety slátaný« (Orig. im Prager Museum).

Der Name Chodoš hat Anlass zu manchen Erörterungen gegeben. Florinskij und Novaković meinen, er sei nur durch ein Missverständniss entstanden, aus einer Notiz in diesem Codex, nach welcher Pop Theodor

aus Beligrad Stolni (Stuhlweissenburg) 1688 in Pest diese Handschrift dem »geringen« Mönch Theophan aus Hopovo übergeben hat: мнє хоүдомꙋ (kann auch -шꙋ gelesen werden) мнїхꙋ Өєофанꙋ Хоповцоү расодєроү. Florinskij (202) meint, aus »хоүдошоү« sei das angebliche Kloster Chodoš entstanden: »нужно думать и образовался знаменитый монастырь Ходошь«. Ich erlaube mir dazu zu bemerken, dass es in der Arader Dioecese ein der orientalischen Kirche angehörendes Kloster Chodoš oder mit magyarischer Orthographie Hodos gab und gibt; der Name ist magyarisch, dem Sinne nach entsprechend einem slavischen Bebrovo, Bobrovo (hód Biber). Das Kloster wird in Documenten zur serbischen Kirchengeschichte aus dem XVIII—XIX. Jahrh. nicht selten erwähnt; z. B. 1726 war auf dem Congress in Karlowitz anwesend der Archimandrit Sofronij »от манастира Одоша« in der »Аратска краина«, der ehemaligen Arader Militärgrenze, die ein wichtiges, meist von Serben bewohntes Grenzgebiet war, so lange sich das Temeser Banat (bis 1718) im Besitz der Türken befand (Vitković, Споменици, Glasnik 2. Serie Bd. 3, 283). Viel genannt war das Kloster Chodoš, auch als Kloster Bodrog bezeichnet, in den serbisch-rumänischen Kirchenfragen um 1865 (vgl. die Memoiren von Dr. Theodor Mandić, Letopis, Heft 200, S. 12 f., 32—36). Es ist jetzt mit der Arader Dioecese im Besitz der Rumänen. Šafařík wird gut gewusst haben, woher der Codex des S. M. stammte. Das Alter der Chodošer Handschrift hat Šafařík nach einer Ostertafel 1390—1408, die darin vorkommt, sehr überschätzt; der Codex stammt nach den Schriftzügen aus dem XV.—XVI. Jahrhundert.

Ganz denselben Text, nur mit mehr serbischer Färbung der Sprache, bietet der Codex von Šišatovac, geschrieben 1540—1541 auf dem Athos, jetzt gleichfalls im Prager Museum in der Collection Šafaříks.

Aus einer alten Vorlage, einem Codex wahrscheinlich des XV. Jahrhunderts, der leider nicht mehr zum Vorschein gekommen ist, stammt eine junge Handschrift, geschrieben 1700—1701 im Kloster Rakovac in der Fruška Gora vom Hieromonach Pachomij, jetzt im Prager Museum [1]). Die verloren gegangene Vorlage, deren Blätter durch einander

[1]) Die Handschrift war einmal im Neusatzer Gymnasium. Nach dem Brande von Neusatz in den Kriegen von 1848—1849 hielt man sie für verloren; Srgj Nikolić, ein Schüler Šafařík's, schreibt im Glasnik 4 (1852) 283, dass »у пламену Новога Сада старн гимназијалне библиотеке Душановог законика рукопис изчезнуо«.

geworfen waren, bot den Text vollständiger als andere Codices, mit der Vorrede des Gesetzbuches und den hier allein erhaltenen Art. 190—201. Leider hat der Copist, der die Blätter gedankenlos nach einander abschrieb, wie er sie ungeordnet vorfand, manches nicht verstanden und entstellt. Novaković (S. CXI) rechnet diesen Text zur Athosgruppe. Doch enthält der Codex von Rakovac z. B. die Stelle des Art. 37, dass die Pferde des Metropoliten nicht zu den Geistlichen der Pfarren gesendet werden dürfen, ebenso den Art. 38, dass die Pferde des Caren den kirchlichen Dörfern nicht zur Fütterung gegeben werden sollen, und den Art. 39, durch welchen die *baštine* und Chrysobullen der serbischen und griechischen Edelleute beider Classen bestätigt werden, welche alle drei in den Codices der Athosgruppe und der dritten Redaction fehlen. Art. 123 über die Sachsen ist nur in den Codices von Prizren und Rakovac erhalten.

Die dritte Redaction hat für die Textkritik fast keinen Werth, ist aber von grossem Interesse für die serbische Culturgeschichte in den älteren Jahrhunderten der türkischen Herrschaft. Einer der Hauptrepräsentanten derselben, der Codex von Ravanica (vor 1676), jetzt gleichfalls im Prager Museum, bietet einen Text, der nach meiner Ansicht in Montenegro oder sonst in der Umgebung von Cattaro entstanden ist. Die *porotnici* (Art. 151, 152) werden als *vlastele* bezeichnet, gerade wie in den oben (S. 197) angeführten Urkunden der Crnojevići. An die Adriatische Küste führt die Stelle über den *dlъg komunski* (Art. 133 dieses Codex), vom ital. comune, und der Terminus *posadnik* für das alte *méropъch* colonus. *Posadenicus*, *posanicus* als Colone ist bekannt aus dem Statut und den Notarialbüchern von Cattaro aus dem XIV. Jahrh., ein localer Ausdruck, fremd schon im benachbarten Ragusa. In dieselbe Landschaft weist in demselben Codex die Travestirung der »Barbaren« in Türken, enthalten in Excerpten (Florinskij 229), die aus dem Prochiron stammen: Todesstrafe für Ueberläufer (Proch. 39, 17), für Verkauf von Waffen und Eisen an den Feind (39, 9), für Unterweisung der Barbaren im Schiffbau (39, 38). Die Handschrift bietet 27 Artikel, welche sonst in den Texten des Gesetzbuches Dušans nirgend vorkommen, nach Florinskij (Памятники 238 f.) theils dem Syntagma oder den sogenannten Gesetzen Justinians entlehnt, theils originell. Diese originellen Artikel, meist Buhlerei oder Nothzucht betreffend, sind auffällig wegen der Milde der Strafe; z. B. der unverheirathete Mann, der mit einer verheiratheten Frau buhlt, zahlt nur

30 Perper Strafe, während die Härte des Gesetzes die Ehebrecherin trifft (Art. 144, Florinskij, Texte 50), was dem Geist des Gesetzbuches Dušans und der griechischen Gesetze mit ihrer harten Strenge ganz widerspricht.

Novaković hat bei seiner Edition den Codex von Prizren zu Grunde gelegt, seine Fehler und Lücken aus den übrigen Codices berichtigt und so einen annähernd der Urschrift nahen Text zu reconstruiren versucht. Die Varianten sind in seiner Ausgabe bei den einzelnen Artikeln angegeben[1]). Ich hätte mich nicht immer so genau an den Prizrener Text gehalten, sondern die Fragmente von Struga als die älteste Handschrift, soweit sie erhalten oder lesbar sind, als Grundlage genommen und erst in den darin fehlenden Artikeln mich an den Wortlaut des Prizrener Codex und an die übrigen Abschriften gehalten.

Bei der Untersuchung der Textüberlieferung sind die zahlreichen Uebereinstimmungen zwischen den Fragmenten von Struga und den Handschriften der Athosgruppe zu beachten. Schon Florinskij (180—190) hat bei einer parallelen Vergleichung der Texte von Struga, Prizren und Chodoš auf einige Stellen aufmerksam gemacht. Ich will hier meine Bemerkungen vorführen. Sie zeigen, dass der Codex von Prizren nicht immer die verlässlichste Lesart bietet. Art. 14 ist im Prizrener Codex überschrieben: О поставлєнїи игоумєна und beginnt: Игоумны да сє нє поставлаю бєзь дєла оть цркькє, nach der Auffassung von Novaković: die Igumene sollen nicht ohne Antheil der Kirche eingesetzt werden. Die Fragmente von Struga haben да сє нє изьставлаıют (Florinskij, Texte 2), ebenso die Codices von Athos, Studenica, Bistrica, Chodoš und Rakovac. Es handelte sich also nicht um Einsetzung, sondern im Gegentheil um Absetzung des Igumen; so haben es auch die Bearbeiter des Textes in den späten Codices des Tekelija und von Sofia[2]) verstanden (да сє нє измєтаюткь). Zum Inhalt des Artikels ist zu vergleichen die Urkunde des Erzengelklosters von Prizren (Glasnik 15, 306): и да сє нє измєтє игоумнь развѣ вєлика

[1]) Nicht vollständig, wie z. B. zu Art. 14, 155 die aus den Fragm. von Struga.

[2]) Diese späte Handschrift wurde in Kratovo in Makedonien gefunden und kam durch Vermittlung des Professors Efrem Karanov in Küstendil 1882 in die Nationalbibliothek zu Sofia. Ich besitze ausführliche Excerpte aus derselben vom J. 1882, als sich der Codex vor der Uebergabe an die Bibliothek im bulg. Unterrichtsministerium befand.

дѣла, der Igumen soll nicht abgesetzt werden, ausser bei einer grossen Schuld. Ebenso stimmt in Art. 62, 85, 151 (да оправе, да окриве statt der Infinitive des Cod. Prizr.) der Text der Blätter von Struga mit denen von Athos, Bistrica, Chodoš und Rakovac überein. Im Art. 106 haben die Texte von Struga, Bistrica und Rakovac хвати оу котьль, der von Prizren allein хыти. Im Art. 107 über die Wegtreibung des Gerichtsbeamten haben die Texte von Struga, Athos, Bistrica, Studenica, Chodoš, Rakovac одбивь, отбывь, der von Prizren allein das unpassende оубывь (aber Art. 178 richtig отбые пристава). Im Art. 118 (in den Frag. von Struga nicht erhalten) ist развалавь der Athosgruppe für das gewaltsame Auspacken der Kaufmannswaare (ital. sballare, vgl. Statut von Budua Cap. 251) richtiger als развалывь Cod. Prizr.; ebenso трьговца aller Texte im Art. 120 über die Uebergriffe der Carinici (doaneri) gegenüber чловѣка des Prizrener Textes. Im Art. 138 über Fälschung von Chrysobullen haben die Texte von Struga, der Athosgruppe und des Codex von Rakovac слово льжно прѣписано statt приписано Prizr., ebenso рѣчи прѣлагане für прѣтворене. Zum alten Text gehört im Art. 154 die Bezeichnung der Geldbusse von 1000 Perper für die wissentlich falsch schwörenden Mitglieder der »porota« als *vražda* (вражду по тысоущоу перперь Struga, Athos, Bistrica, Rakovac), was im Prizrener Text fehlt. Die Fragmente von Struga und die meisten Texte der Athosgruppe schreiben (151, 152, 154) пороћци, für пороћници Cod. von Prizren und Bistrica. In dem unklaren Artikel 155 über das Quartierrecht des »stegonoša« (vexillifer) der grossen Edelleute haben die Texte von Struga, Athos, Bistrica, Rakovac кои дрьже дрьжавоу на се, während im Cod. Prizr. дрьже fehlt. Bei der Haftpflicht für den Schaden der Kaufleute, denen ein Nachtquartier verweigert wurde (159), erwähnt Cod. Prizr. nur die des Grundherrn und deren Beamten, die Texte von Struga, Athos, Studenica und Rakovac aber auch die des Dorfes (selo). Nach Art. 160 sollen die Kaufleute von der Strassenwache von einem Wachposten zum andern begleitet werden, да га провагаю Struga, Athos, да га прате Rakovac; diese Begleitung fehlt im Prizrener Text. Im Art. 162 heisst es да не оучме приставь инога, развѣ що пише книга Struga, Studenica, да оучьме Prizren (ohne Negation), да не име Athos, Bistrica, да не оузме Rakovac. Novaković entschied sich für diese letzte Lesart. Doch wäre оучьме für оучьне von altsl. оучати incipere wohl auch mög-

lich: der Pristav soll nichts anderes beginnen, als was das ihm gegebene amtliche Schreiben vorschreibt.

Es wäre gut gewesen bei jedem Artikel alle Titel desselben aus allen Handschriften neben einander aufzuzählen, denn sie bieten oft einen Schlüssel zur Gruppirung der Recensionen. Die Arbeit der Abfassung der Titel geht seit den ersten Versuchen im Codex von Struga ununterbrochen fort, wobei der Prizrener Codex oft allein steht: 63 О кєпалнıѩхь Struga, Athos (кюф-), Bistrica, О доходькоу Prizren; 67 О отроцєх и о мєропсєх Struga, Athos, Bistrica, Chodoš, im Prizrener Texte dagegen beide Substantive im Singular; 74 О пашн Struga, Athos, Bistrica, О пашн сєлоу Prizren, О попашн и пажнтн Rakovac; 76 За попашоу Struga, Athos, Bistrica, Chodoš, Rakovac, ebenso im Codex von Prizren, wo aber noch ein neuer Titel О попашн dem alten vorangesetzt ist. Charakteristisch ist es, dass der Prizrener Codex in den Titeln Singulare den Pluralen vorzieht, z. B. О поклнсароу, wo andere О поклнсарѣхь haben (64, 67, 79, 90, 133, 149, 155, 166). Viele Titel des Prizrener Textes sind nicht genau zum Inhalt passend (12, 34, 45, 63, 69, 110, 161, 175, 182). Manche Titel sind nur Wiederholungen der ersten Worte des Artikels (52 Prizren, 78 Rakovac, 80 Chodoš). Auch Art. 123 О Сасєхь (Rakovac) sind die ersten Worte О трьговѣхь der alte Titel des Artikels. Zum Schluss einige Bemerkungen zu lückenhaften Stellen der Titel des Prizrener Codex: man lese 25 (О) ѡбладанїн црьковнѣмь, 61 Ѡ пошьствнн (сь) вонскє, 99 Ѡ ѡпалıѩющн(хь) коукы, 100 Ѡ гоумна оужнзаюкы(хь).

VI. Zur Erklärung des Textes.

Das Ideal eines Commentars zum Gesetzbuch des Caren Stephan Dušan wäre eine Zusammenstellung aller einschlägigen Stellen serbischer Urkunden, nebst allen Parallelen aus den byzantinischen Gesetzbüchern, den dalmatinischen und italienischen Statuten, den ungarischen, böhmischen, polnischen, russischen, skandinavischen, altgermanischen Rechtsdenkmälern des Mittelalters. Die ausführlichen Anmerkungen von Novaković geben, wie seine trefflichen Monographien über das altserbische Dorf, das Feudalrecht u. s. w., werthvolle Aufschlüsse über das Leben in Serbien in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters. Ich will hier nur einige Nachträge bieten, alphabetisch geordnet nach den Termini.

baština das erbliche Edelmannsgut. Die Formel über die freie Verfügung wiederholt sich noch umständlicher in Urkunden. Der Besitzer darf nach Art. 40 die »baština« der Kirche schenken oder verkaufen: **подь црькова дати, или за доушоу одати, или иномоу продати.** Car Stephan Dušan bestätigte 1349—1350 dem Ivanko einen Grundbesitz in Štip, mit der Bemerkung, er könne denselben, wie jede »kupljenica«: **люби за доушоу [дати или подь] црькавь записати, люби комоу харизати, коудѣ моу ѥсть хотѣниѥ** (Spomenik 3, 2). Car Uroš schenkte 1357 die Insel Meleda als erbliche »baština« den Edelleuten aus Cattaro Base Bivoličić (Bolizza) und Tripe Bućić (Buchia): **любе подь црьковь за доушоу подьписати, оу прикию дати, продати, харизати, замѣнити, коудѣ нимь хотѣниѥ обратити** (Mon. serb. 156). Ebenso heisst es in der oben öfters erwähnten Verkaufsurkunde über einen *dvor* in Prizren von 1346—1366: **лоуби имати, харизати, прикисати, продати, [за доу]шоу дати али заменити** (Glasnik 35, 121). Etwas anders in der Urkunde für den Čelnik Radič von 1428—1429: **по свои сьмрьти, комоу що оусхокѥ, оставити . . . . . или црькви приложити или оу прикїю дати или заложити или продати** (Spomenik 3, 3). Noch in den letzten Monaten der Existenz des serbischen Despotats bestätigt König Stephan Thomas von Bosnien die *baštine* des Logotheten Stephan Ratković in Serbien in den »vlasti« von Lepenica, Borač, Ostrvica, Nikudim, Smederevo u. s. w. am 14. Oktober 1458, es stehe ihm frei: **или моу драго црькви приложити или продати или заложити или оу приѣноу дати или комоу одь своихь оставити** (Rad 1, 157). Der Besitzer der »baština« darf also dieselbe der Kirche schenken, als Mitgift verschreiben (prikisati *προικίζειν*), umtauschen, verpfänden. verschenken (charizati *χαρίζειν*), verkaufen oder im Testamente vermachen.

kjefalija, kepalija, κεφαλή, ὁ εἰς κεφαλὴν εὑρισκόμενος oder *τυγχάνων, κεφαλαττικεύων*, capitaneus, der Statthalter. Der Titel kommt in Serbien zuerst unter König Stephan Uroš II. Milutin vor und scheint bei den Eroberungen byzantinischer Territorien im nördlichen Makedonien recipirt worden zu sein: **кефалиꙗ градьскыи** in Skopje um 1300, Spomenik 3, 13; ein »chephalia« in Scutari 1321, Spomenik 11, 24 u. s. w. In Canali bei Ragusa war das Oberhaupt Ende des XIII. und Anfang des XIV. Jahrh. (z. B. noch 1321) ein Župan, später jedoch erscheint auch hier ein Kefalija (1359, 1365, 1375), wahrscheinlich nachdem die Bosnier Chlm mit Popovo occupirt hatten und Trebinje sammt Canale und Dračevica eine wichtige Grenzlandschaft geworden war. Im byz. Reiche bezeichneten die Italiener diese Beamten als »capitanei«. Im J. 1332 z. B. wird ein Laskaris als ehemaliger »capitaneus« von Belgrad (Berat in Albanien) und Valona erwähnt (Dipl. venetolevantinum 233), in einer griechischen Urkunde derselbe als *ὁ εἰς κεφαλὴν εὑρισκόμενος* in diesen Städten (Acta graeca 3, 109). Eine Zusammenstellung einiger Stellen über diese Beamten bei Zachariae von Lingenthal, Gesch. des griech.-röm. Rechtes, 3. A. 387. Zuerst erscheint ein *ὁ τοῦ τόπου κεφαλή, ἡ κεφαλὴ ἡμῶν* auf der Insel Kos in einer Urkunde aus der Zeit des Kaisers Theodoros Las-

karis I. oder II. (1213? 1258? Acta graeca 6, 186—187), zugleich den Hoftitel eines *βεστιαρίτης* führend. Der *κεφαλή* scheint an die Stelle des älteren *δούξ* getreten zu sein, der in der Zeit der nikänischen Kaiser und der epirotischen Despoten der Statthalter der Provinz, des *θέμα* war (vgl. Acta graeca 4, 36 f. und die Briefe des Demetrios Chomatianos). Ein Beamter tieferen Ranges war der *σεβαστός*. Sein Titel entstand in der Komnenenzeit, wo Alexios I. das *σεβαστός* = augustus des alten Kaisertitels in Hoftitel auftheilte (Sevastokrator, Panhypersevastos, Protosevastos, Sevastos). Im XIII.—XIV. Jahrh. waren die Sevaste Verwalter einzelner Burgen und Städte. In Smyrna residirte in der nikänischen Zeit ein *σεβαστος, προκαθήμενος Σμύρνης* (Acta graeca Bd. 4, 44, 45, 50). In Mittel-Albanien gab es 1332 neben dem capitaneus (*κεφαλή*) von Belgrad und Valona einen Sevast von Valona und einen *προκαθήμενος* von Kanina (Dipl. venetolevant. 233). In Serbien führten unter König Stephan Dragutin (1276—1282) die vornehmsten Verwaltungsbeamten den Titel eines *Sevast* (Spomenik 3, 11), besonders der zu Prizren noch unter König Stephan Uroš II. (Mon. Rag. 5, 107). Sevaste gab es noch unter Car Stephan (Glasnik 27, 294, Mon. serb. 138) und unter Car Uroš (Mon. serb. 157); ihre Würde war nach der Reihenfolge in der Aufzählung niedriger als die des Kefalija. Das Gesetzbuch des Caren Stephan nennt sehr oft die *župa* (den Gau), aber nirgends den *župan*, dessen Amt vor dieser Zeit in Urkunden so oft erwähnt wird. Durch die Einführung des Namens Kefalija ist aber der Titel eines Župan nicht verschwunden, er scheint sogar mehr bedeutet zu haben, als früher. Seine Abwesenheit im Gesetzbuch ist zu vergleichen mit der Abwesenheit jeglicher Erwähnung der Hofämter und Hoftitel (Kaisar, Sevastokrator u. s. w.). Der spätere König Vlkašin wird in des Caren Stephan Zeit in dem Epilog eines Codex von 1350 als Župan bezeichnet (Kovačević, Starine 10, 270—271). Der mächtige Nikola Altomanović, dessen Gebiet sich (um 1371) von Rudnik bis Ragusa erstreckte, führte den Titel eines Župan. Ein Župan Peter erscheint als Zeuge in der Urkunde des Knez Lazar 1387 für Ragusa (Mon. serb. 207), neben einem Logofet, einem Čelnik und einem Kefalija. Die Aemter der serbischen Administration sind also im XIII.—XV. Jahrh. mehrere Male verändert und umgeformt worden. Kefalija's gab es in der Zeta noch unter den Crnojevići (S. 198).

otstojati se po zakonu: die Gegenpartei vor den Richtern abwarten. Vgl. einen »stanak« 1447 zwischen Ragusanern und Trebinjanern, wo die eine Partei, die »porotnici« und die Pristave beider Parteien die Gegenpartei vergeblich erwarteten, bis die Nacht hereinbrach und Sterne sichtbar wurden: **чекасмо нүь с поротници и сь пристави до звиезде на границе по законоу** (Spomenik 11, 86).

planina ursprünglich die Alpenweide; erst langsam erhält es die Bedeutung des Berges. Der Berg hiess ursprünglich serb. und bulg. *gora*, wie noch jetzt Sveta gora, Crna gora, Srědnja gora, Zagorije (vgl. Cesty po Bulharsku 226 Anm. 5), aber schon Art. 123 ist *gora* der Wald, **да растє гора** (vgl. den Wechsel derselben Begriffe, Berg und Wald, beim lat. saltus). Novaković (S. 195) meint, die »planine« seien ursprünglich nur königlicher Be-

sitz gewesen; erst durch Schenkungen seien Theile davon den Klöstern oder Edelleuten zugefallen. Dass grosse Hutweiden ab antiquo Fürstengut waren, sieht man aus einer Zuweisung in der Zeit des Kaisers Manuel. Er setzte den serbischen Grossžupan Prvoslav ab (*Πριμίσθλαβος* lese ich *Πριβι-*, bei den bekannten Verwechselungen zwischen *μ* und *β* in der griech. Minuskel; so ist auch *Κίαμα* bei Kinnamos l. V cap. 12 zu lesen *Κίαβα* Kiava = Kiev) und übergab ihm ein reiches Gebiet in Serbien mit guten Weideplätzen zur Viehzucht: *χώρᾳ δὲ πιοτάτῃ δωρεῖται καὶ τὰ ἐς νομὰς ζῴων ἀγαθῇ* (Kinnamos l. V cap. 2).

poluvêrьcь in Art. 9 ist ein Lateiner, nicht zu verwechseln mit den verfolgten *jeretici*, den Babunen, Bogomilen oder Patarenen. Vgl. die alte Notiz bei Šafařík, Sebrané spisy 2, 733, wo als *poluvêrni jezici* Franken, Alamannen, Ungarn, Armenier u. s. w. aufgezählt werden. Die Lateiner wurden im Reiche des Stephan Dušan nicht verfolgt, sondern genossen viele Privilegien, wie die fremden Ragusaner, oder die dem Reiche angehörenden Sachsen, Cattarenser, Antibarenser u. A. Der Artikel verbietet den Serben das Connubium mit diesen »Halbgläubigen«, die, wenn sie nicht serbische Frauen heirathen wollten, unbelästigt blieben.

priselica, Quartierrecht gab es in den Städten (125) nicht, wohl aber gewisse Ehrenbezeugungen. Die Stadt Budua war verpflichtet, dem Caren bei Besuch der Stadt, ebenso einem Gesandten des Caren, ferner dem Conte bei Uebernahme des Amtes und dem Kaznьcь (casnezzo) des Caren bei seiner ersten Reise zur Einsammlung der Steuern je drei Gastmähler (tre manzari) zu geben, die nach dem Rang der Gäste gewiss einen sehr verschiedenen Umfang hatten (Statut von Budua, Cap. 1).

provodčija Vermittler, Helfershelfer. Eid bei der Frage, ob ein Gegenstand aus der Kriegsbeute im fremden Lande stammt oder im Reiche des Caren gestohlen ist, vor einer Porota (132): **а не моу ни тать, ни проводьчїа, ни вѣстникь** (**сьвѣтникь** Athos, Bistrica, Studenica). Vgl. die Formel des Eides wegen eines Diebstahls in Srebrnica vor einer Porota: **како ни светници ни частници ни пров(о)дачьꙗ несꙋ краге Маринове** (Spomenik 11, 88).

resnik im Titel des Art. 20 über den Vampyrglauben im Codex vom Athos: **О ресницѣхь, кои тѣлеса мрьтвыихь жегоуть.** Vgl. altsl. **рѣсьнъ** verus, **рѣснота** veritas, **оурѣсьнити** confirmare. Es waren wahrscheinlich halbheidnische Zauberer oder »Wahrheitssucher« aus dem Volke, die mit diesem Namen bezeichnet wurden.

sebr, in neuer Form *sebar*, Bezeichnung für alle Leute ausser dem Adel und Clerus, Freie und Unfreie, nach Novaković (S. 174). Ob aber ein Sklave (rab, otrok) zu den Sebri gehörte, halte ich nicht für erwiesen. Das Wort kommt für das byz. *εὐτελής* (Oppositum zu *ἔντιμος*) auch in der Uebersetzung des Syntagma vor; darüber eine Bemerkung bei Šafařík, Sebrané spisy 1, 371 A. 51 und ausführlich Novaković, Archiv 9, 521—523. Der Edelmann Ljubiša Bogdančić von Trebinje schrieb 1412 dem Senat von Ragusa über eine Rauferei zwischen seinen und den ragusanischen Bauern in Bergatto, mit der

Bitte, die Sache zu untersuchen, damit die *Sebri* nicht anderswo zusammenkommen und sich abermals durchprügeln: **да господо, бол︢е е, да ваша милость ωправи, него да се себри дрꙋговиѣ ставьше изабию** (Spomenik 11, 61). In den von Daničić herausgegebenen alten ragusanischen Sprichwörtersammlungen (Poslovice, Agram 1871), die viele mittelalterliche Reminiscenzen vom Standpunkt eines Edelmannes enthalten, kommt sebar als Bauer, gemeiner Mann sehr oft vor: Bat sebru česalo (158). Dat sebru prst, da t' svu ruku obzine (517). Dotle te sebar služi, dokle mu prs' u ustijeh držiš (676). Izmuči sebarski, a izjegj vlasteoski (1299). Kad se sebar naije, mni da neće nigda ogladnit (1542). Koliko je sebar sit, toliko vojuje (1737). Mladu je sebru zvijezda na čelu a staru na repu (2279). Ne dao ti se bog na obijesna sebra namjerit (2617). Ne dao ti se bog sebru moliti (2618). Ne umije sebar jednostruko (2802). Sebar mnogo zja, a malo ždere (4068) u. s. w. Noch Stulli hat in seinem Wörterbuche *sebar* ignobile, plebeo, uomo ordinario; *sebarica* donna ordinaria, plebea; *sebarski* adj. ignobile, triviale, adv. alla plebea; *sebarstvo* ignobilità; *sebariti* vivere, operare, trattare alla plebea. In Ragusa ist es in dieser Bedeutung heute noch wohlbekannt. Auch bei Belostenec und Jambrešić ist *seber*, *sebar* rusticus angegeben. Das Wort ist nach Griechenland vorgedrungen und in Epirus, Thessalien, auf den Inseln Korfu, Leukas, Kephallenia, ja auch im Peloponnes überall zu hören: *σέμπρος* (sébros), *σεμπρός*, *συμπρός* Theilbauer, Halbpächter, *σέμπρα* (sébra), *σεμπριά* Theilbauerschaft, Gesellschaft, z. B. das Halten von Ackerthieren in Compagnie; dazu das Verbum *σεμπρεύω* (sebrévo), *σεμπρώνω* verpachten, dagegen *ξεσεμπρεύω* (*ἐξ-*) die Theilbauerschaft, Compagnie auflösen. Eine kurze Notiz darüber aus der Gegend von Patras ist mitgetheilt von Miklosich, Archiv 11, 633; ein reicheres Material siehe bei Gustav Meyer, Neugriechische Studien, II. Die slavischen, albanesischen und rumänischen Lehnworte im Neugriechischen 56—57 (Sitzungsber. der kais. Akad. der Wiss., Bd. 130, 1894). Anklingend ist lit. *sebras* Hälftner, Handels- und Arbeitsgenosse, Gefährte, Kunde, russ. *sjabr* Nachbar, *seber* Theilnehmer, *sebra* gemeinsame Arbeit, kleinruss. *sjábra* Gemeinde-Ackerland, *sjabri* die dasselbe Anbauenden (im Wtbuch von Želechowski und Niedzielski), *sjabro* Nachbar, weissruss. *sjabr* Freund, Verwandter. Miklosich, Et. Wtb. 289, 297 kannte die Verbreitung des Wortes in Griechenland nicht und meinte, *sebrъ* habe nichts gemein mit *sjabrъ*, das er als ein wahrscheinlich finnisches Fremdwort (estn. söbber) betrachtete. Dabei wird Šafařík's Zusammenstellung der Sebri mit den hunnischen Sabiren wiederholt. Gustav Meyer stellte altserb. sebr und russ. sjabr zusammen, was ich für richtig halte. In Litauen, Russland und Griechenland hat sich wohl die ursprüngliche Bedeutung erhalten, als Hälftner, Theilhaber, Gesellschafter. Serbisch sebar und russisch sjaber führen zu einer gemeinsamen Grundform ***сѧбръ**. Ein Theil der Nahija von Zvornik heisst Semberija, der Einwohner Sember, ein Name, den Šafařík (Sebr. spisy 2, 279) und Vuk Karadžić (Lexicon) mit Sebar zusammenstellten. In Serbien gibt es zwei Dörfer Seberovo und Seberovac im Kreis von Užice.

sebrov sbor, der Art. 69 streng verboten wird, unter Verlust der Ohren und Absengen der Augenbrauen, ist eine eigenmächtige Versammlung von

Nichtadeligen, eine Bauernverschwörung. Die Zusammenkünfte in den Župen waren nur die des Adels, wie der *sbor* der Paštrovići bei Budua noch in venetianischer Zeit. In Ragusa wird ein »sborrum siue parlamentum« auch der Bauern in den der Stadt gehörigen Landschaften öfters erwähnt, so in der Župa von Žrnovica (Brennum) Ende des XIII. Jahrh. zur Verkündigung der Befehle der Regierung, 1395 auf der Insel Giupana zur Wahl eines Pfarrers, in Canali im XV. Jahrh. zu Vorbereitungen zur Vertheidigung des Gebietes; ebenso heisst eine Zusammenkunft ragusanischer Kaufleute in der Fremde auch *sbor*.

stan ist im Art. 125 das Gepäck des Reisenden (gost); Art. 187 wird das Quartierrecht des Caren, der Carica oder deren *stanove* und Pferde in den Dörfern erwähnt, mit dem Verbot, kein *stannik*, *starej nad stanovi* dürfe dort Quartier nach dem Durchzug des Hofes nehmen; Art. 189 erwähnt die Bezugsrechte der Pferde, Hunde und *stanove* des Caren, denen nur so viel zu geben ist, als das Schreiben des Caren sagt. *Stan* als Quartier, Gasthaus ist aus den ragus. Privilegien und aus der Urkunde des Prizrener Klosters (Glasnik 15, 306) bekannt, *stanjanin* Gastwirth aus Art. 125 und einer ragusanischen Notiz von 1405 (Archiv 14, 75), *stanik* aus Art. 183 (von Miklosich, Die Blutrache 27 und von Novaković als Hirt erklärt), *stanište* aus der Urkunde von Banjska als Viehplatz: на станиціа кралевѣхъ свинь ed. Jagić S. 10. In der Uebersetzung des Prochiron wird *φωσσάτον* das Lager durch *stani i plьki* wiedergegeben, Heerlager und Heerschaaren (vgl. Miklosich, Lex. palaeoslov. sub *stan*): *Τοὺς ἐν φωσσάτῳ κλέπτοντας, εἰ μὲν ὅπλα, σφοδρῶς προστάττομεν τύπτεσθαι, εἰ δέ τι τῶν ὑποζυγίων, χειροκοπεῖσθαι* (39, 53), was folgender Weise übersetzt oder paraphrasirt wird: Иже въ станохъ и въ плъкохъ на воисцѣ крадоущиие, аще оубо ороужїе крадоуть, соурово повелеваюемь бити ю, аще же что оть ирьмьникь, рекьше конь или мьще или ослѣ, таковымь роуцѣ оусѣцати (Dučić S. 130). Neuserbisch ist *stan* die Wohnung, im Westen die Sennerei im Gebirge, altruss. und böhm. das Zelt. Vgl. ngr. *στάνη*, alb. stan Viehhürde, Schafpferch. Als Parallele ist es merkwürdig, dass mittelgr. und ngr. *κατοῦνα* ganz dieselbe Reihe von Bedeutungen durchmacht: Gepäck, Zelt, Lager, Quartier, Haus, altserb. *katun* ein Hirtendorf. Novaković deutet die *stanove carevi* (187, 189) als Heerden des Caren, was ich bezweifle; es ist eher, wie in Art. 125, das Gepäck, der Tross des Caren zu verstehen. Was die Bauern beim Durchzug des Caren leisten mussten, wissen wir aus der Urkunde des Erzengelklosters von Prizren: eine *krina* [1]) von 24 *kъbьl* (copellus) Getreide als Pferdefutter, Salz und einen *oglav* (Glasnik 15, 307, Florinskij 109). Die Dörfer von Chilandar bei Chtêtovo hatten als *pozob* (Futter) ebenso je eine *krina* und drei *oglavi* zu leisten, überdies den *psari*, den Hundewärtern des Caren, entweder ein Mittagsmahl oder ein Abendessen (Florinskij 56). Oglav war Daničić und Florinskij dunkel; es ist altsl. oglav Halfter capistrum (s. Mi-

---

[1]) Krina als Getreidemass jetzt in Serbien vergessen, bekannt noch in Bulgarien; bei Stara Zagora 1 Krina = 11 Okka (Cesty po Bulharsku 142).

klosich, Lexicon), ebenso slovenisch oglav, oglavnik, böhm. ohlav, ohlavec, ohlávka Halfter, vgl. bulg. oglavnik Strick zum Anbinden der Pferde.

stegonoša vexillifer (155). Mladen, wohl der Vater des Branko Mladenović und Grossvater des Vuk Branković, vorher Župan in der Nachbarschaft von Ragusa, wird im April 1326 als »vexillifer« des »rex juvenis« Stephan Dušan, des damaligen Mitkönigs seines Vaters Uroš III. genannt (Mon. Rag. 5, 203). Radin Dubravčić, »vexillifer« oder Vojvode des Župan Nikola Altomanović, verheerte 1370 mit den Truppen seines Herrn das Gebiet von Ragusa (suum vexilliferum sive voyvodam, Mon. Rag. 4, 121).

vlasteličić ist, ebenso wie *vlastelin*, ein auf Serbien und Bosnien beschränkter Terminus. Beide sind vom Verbum владоу, власти entstanden, ganz analog dem griech. *ἄρχων* von *ἄρχειν*. Das Patronymicon »vlasteličić« setzt ein Substantiv *vlastelica* voraus, das in den serb. Annalen zu 1459 (Glasnik 53, 94) vorkommt. Im XIII. Jahrh. war in Serbien auch das fremde *boljarin* bekannt. Die Inschrift von Žiča (Mon. serb. 14—15) kennt nur *vlastele* und *vojnici*, von denen die ersten bei eigenmächtiger Ehescheidung 6, die letzteren 2 Pferde als Strafe zu zahlen haben. Aus diesen milites (vojnik) der älteren Zeit mag sich der niedere Adel der Vlasteličići entwickelt haben. Mit den Vlasteličići scheinen die *zentilotti* der Umgebung von Ragusa identisch zu sein. Nach der Uebernahme von Primorje (Terre nove) 1399 beschloss der grosse Rath von Ragusa mit 77 von 81 Stimmen, den *çintiloti* des neuerworbenen Gebietes kundzumachen, dass sie auszuwandern haben, wenn nicht Jemand von ihnen sich selbst zum unterthanen Bauern eines Ragusaners degradiren will, »contentatur remanere in dictis terris pro vilano et se condemnare esse hominem alicuius nostrorum ciuium, habencium partem in ipsis terris«; wer auf seinem Boden einen »çintilotus« gegen diese »ordines« halten würde, zahlt 50 Perper Strafe und muss ihn aus seiner »pars« vertreiben (Liber Viridis cap. 96).

Zagorije. Die Erwähnung der Dörfer der *meropsi* (Colonen) des Caren »po Zagoriju«, in denen die Bauern der angrenzenden *metochia* (*μετόχιον*), der Klosterdörfer zu keinen Diensten (rabota) auf Aeckern und Weinbergen herangezogen werden dürfen (Art. 34), stammt wohl aus einer Urkunde. Novaković (S. 168) erklärt Zagorije als das Limgebiet und stellt es mit den Igumenen von Zabrdije in der Stiftungsurkunde des Klosters von Prizren zusammen. Vgl. die Burg »Bichor in Zagorije« in den serb. Annalen zu 1455 (Glasnik 53, 91), über deren Lage (bei Bijelopolje am Lim) Novaković in der Godišnjica 4, 323 f. geschrieben hat.

Wien, Weihnachten 1899. *C. Jireček.*

Das ragusanische Liederbuch aus dem Jahre 1507.

Ich will so die bekannte Handschrift nennen, welche in der Gymnasialbibliothek von Zara aufbewahrt wird und im J. 1507 (wahrscheinlich auch später) von dem ragusanischen Edelmann Nikša Rańina geschrieben wurde (vgl. *Stari pisci* II, IV. XII). Bisher glaubte man allgemein, dass sie (mit Ausnahme von einem, höchstens zwei Liedern) lauter Gedichte der beiden ältesten ragusanischen Dichter Šiško Menčetić und Góre Držić enthalte. Zweck dieser Zeilen ist zu zeigen, dass dies nicht so sicher ist. Zunächst sei erwähnt, dass die Handschrift selbst nirgends den Inhalt als die Werke dieser beiden Dichter angibt; nur ein Paar Mal wird von alter Hand (aber nicht von derselben, von welcher die Handschrift geschrieben wurde [ib. S. XV]) neben einigen Liedern bemerkt: »*gjorino*« oder »*gjore*« (vergl. *Stari pisci* II, 388. 395), um sie als Eigenthum des Góre Držić zu bezeichnen. Dass man es aber wirklich mit Liedern des Menčetić und des Držić zu thun hat, weiss man erstens aus anderen Handschriften, wo der grössere Theil der im Liederbuche enthaltenen Lieder unter dem Namen der beiden Dichter erscheint, dann aber noch sicherer aus dem Umstande, dass viele Lieder Akrosticha enthalten, die den Namen des einen oder des anderen Dichters zeigen. Somit war gewiss die Vermuthung vollkommen berechtigt, dass auch alle übrigen Gedichte, die in keiner den Namen des Menčetić oder Držić tragenden Handschrift erscheinen, ebenfalls ihnen angehören. Doch ein Lied, welches von einer anderen Hand ins Liederbuch eingetragen wurde, wird in der Aufschrift ausdrücklich dem Marin Kristićević zugeschrieben (vgl. Stari pisci II, XV), dann wurde vom Herausgeber der Gedichte Menčetić's und Držić's, Prof. Jagić, in den Nachträgen darauf aufmerksam gemacht (Stari pisci II, 521), dass das dort auf S. 472. 473 abgedruckte Lied mit dem Akrostich *Lukretia Romana* vollständig in der Haupthandschrift der lyrischen Gedichte des M. Vetranić mit dem Akrostich *Lukretia Romana ubode sama sebe* (abgedruckt in Stari pisci III, 200. 201) vorkommt. In dieser letzteren Handschrift findet sich gleich nach dem soeben erwähnten Liede ein

zweites, das das Akrostich *Kasandra Trojana ojme ne bi čuvena jaoh Trojanom vazda* trägt (ib. 201—204). Deswegen war auch Jagić geneigt, beide Stücke dem Menčetić zuzuschreiben (Arch. V, 90). Dies dürfte aber schwer der Fall sein, denn zunächst enthält die in Betracht kommende Handschrift des Vetranić ausschliesslich solche Gedichte, als deren Autor Vetranić mit Sicherheit gelten kann; dann aber sticht auch der moraldidaktische Inhalt dieser beiden Lieder allzusehr von den Liebesliedern des Menčetić oder Držić ab, endlich finden wir in beiden Liedern die für Vetranić so sehr charakteristische Wiederholung im Anfange des Verses: *a zatoj, a zatoj* (Vers 45) im ersten Liede, *vratite, vratite* (V. 51), sowie *najliše, najliše* (V. 77) im zweiten Liede. Ich glaube daher, dass das im Liederbuche enthaltene Fragment des ersten Liedes wirklich dem Vetranić gehört. Endlich zeige ich an einer anderen Stelle (S. 231), dass im Liederbuche auch zwei Lieder enthalten sind, welche in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. dem A. Čubranović zugeschrieben wurden. Wir müssen uns daher die Frage stellen, ob in unserem Liederbuche nicht vielleicht noch andere Lieder weder dem Menčetić noch dem Držić angehören. Diese Vermuthung wird durch die Art und Weise, wie das Liederbuch zusammengesetzt wurde, bekräftigt.

Das Liederbuch, im Ganzen 820 Nummern enthaltend, besteht nämlich aus zwei deutlich abgegrenzten Theilen. Der erste Theil umfasst die ersten 610 Lieder, welche in alphabetischer Ordnung nach dem Anfangsbuchstaben des ersten Wortes gereiht sind. In dieser letzteren Beziehung sind Ausnahmen sehr selten. In der *M*-Gruppe (Nr. 243—290) weicht ab Nr. 281 (S. 97)[1]), ein Distichon, das mit *ne* beginnt; doch dies scheint ein Fragment zu sein, denn es wurde später von Rańina am Ende von Nr. 145 (S. 5) noch einmal geschrieben. Auch in der *O*-Gruppe (Nr. 328—378) macht zunächst eine Ausnahme ebenfalls ein Distichon, Nr. 372 (S. 503), mit *u* als Anfangswort, das sich als Fragment schon durch das *tim* »also« des ersten Verses kundgibt. Dagegen ein vollständiges Lied ist in dieser letzteren Gruppe Nr. 370 mit dem Anfang *moj bože*, eine Doublette zu Nr. 246 (S. 130), wo das Lied (in der *M*-Gruppe) auf seinem Platze ist. In der *J*-Gruppe (Nr. 219—240) endlich kommt als Nr. 237 (vgl. S. 520 in den Nachträgen) ein vierzeiliges

[1]) Um das Nachschlagen zu erleichtern, citire ich neben jeder Nummer des Liederbuches die Seite, wo das betreffende Lied in *Stari pisci* II abgedruckt wurde, da Jagić für die Ausgabe eine eigene Eintheilung der Lieder durchführte.

Fragment aus dem auf S. 300—301 abgedruckten Liede, wo vielleicht das Anfangswort *er* einfach in *jer* zu ändern ist. Im zweiten Theil (Nr. 611—820) ist die alphabetische Anordnung nur insofern durchgeführt, als sich im Anfang einige Gruppen von dasselbe Akrostichon aufweisenden Liedern ergeben. Die drei ersten Lieder (Nr. 611—613) gehören noch nicht hierher, aber Nr. 614—617 (4 Lieder) haben als Akrostichon *Paja*, Nr. 618—620 (3 Lieder) *Luja*, Nr. 621—664 (44 Lieder) *Kata*, Nr. 665—668 (4 Lieder) *Anica*. In den darauf folgenden Stücken ist irgend welche Anordnung der Lieder nicht zu bemerken; selten hat man nebeneinander zwei Lieder mit demselben Anfangsbuchstaben: Nr. 673 und 674, sowie 813 und 814 mit *C*, Nr. 687 und 688 mit *S*, Nr. 699 und 700, sowie 709 und 710, dann 785 und 786 mit *M*, Nr. 713 und 714 mit *O*, Nr. 735 und 736, sowie 793 und 794 mit *P*, Nr. 760 und 761, sowie 787 und 788 mit *N*, Nr. 765 und 766 mit *G*, Nr. 804 und 805 mit *A*; noch seltener sind Gruppen von je 3 Liedern: Nr. 716—718 mit *S*, dann Nr. 770—772 mit *P*; alle diese kleinen Gruppen können aber nur durch Zufall entstanden sein.

Die verschiedene Anordnung der Lieder zeigt also, dass wir im Liederbuche thatsächlich zwei verschiedene Theile vor uns haben. Dies bestätigt uns der Vergleich des Liederbuches mit den übrigen Handschriften, welche Lieder des Menčetić und Držić enthalten. Für Menčetić kommt in erster Reihe eine vollständige Handschrift der südslavischen Akademie in Agram in Betracht, welche 521 Lieder enthält und gleich im Titel den Menčetić als Autor bezeichnet, für Držić dagegen zwei unvollständige Handschriften, die fast ganz denselben Inhalt haben und aus derselben Quelle geflossen zu sein scheinen; sie enthalten circa 50 Lieder, und die eine nennt den Držić als Autor. Alle drei Handschriften stammen aus dem Ende des XVII. oder Anfange des XVIII. Jahrh. und stehen mit unserem Liederbuche in keinem direkten Abhängigkeitsverhältniss (vgl. Stari pisci II, IX—XII). Mit geringen Ausnahmen finden wir nun alle die in diesen drei Handschriften enthaltenen Lieder auch in dem Liederbuche, und zwar fast ausschliesslich in dem ersten Theil desselben. Allerdings kommen auch im zweiten Theil einige Lieder vor, die sich in der umfangreichen Menčetić'schen Handschrift vorfinden, doch es handelt sich zumeist um solche Stücke, die nicht nur im zweiten, sondern auch im ersten Theil des Liederbuches zu lesen sind, also um Doubletten. Im Ganzen sind es bloss sechs Lieder, welche sich im zweiten Theile des Liederbuches und in der

Menčetić'schen Handschrift finden, ohne dass ihnen Doubletten im ersten Theil gegenüberstehen (vgl. S. 224). Wie immer nun diese Thatsache zu erklären sei, so spricht jedenfalls auch sie dafür, dass die beiden Theile des Liederbuches verschiedenen Ursprunges sind.

Für den verschiedenen Ursprung der beiden Theile sprechen endlich entschieden die Akrosticha. Jagić hat im Archiv V, 87—91 ein Verzeichniss aller in Band II der *Stari pisci* vorkommenden Akrosticha gegeben. Wir erfahren daraus, dass Menčetić und Držić ziemlich häufig ihren eigenen Namen (in der Regel in der Form *Sismundo*, bezw. *Giore*, aber auch auf andere verschiedene Weisen) als Akrostichon verwendeten. Von den 108 Liedern (70 bei Menčetić, 38 bei Držić) [1]), welche auf diese Weise ihren Autor verrathen, kommt kein einziges im zweiten Theile vor [2]). Das ist gewiss auch kein Zufall! Also sowohl mit Rücksicht auf die alphabetische Anordnung als auch auf die Uebereinstimmung mit den übrigen Handschriften und auf die den Namen des Menčetić und Držić aufweisenden Akrosticha sind wir vollkommen berechtigt, im Liederbuche zwei Theile streng von einander zu scheiden.

Ich will demnach zuerst den ersten Theil in Betracht ziehen. Da die meisten der hier enthaltenen Lieder auch in *M* (so will ich die Menčetić'sche Handschrift bezeichnen) und in *D* (und so die beiden, inhaltlich fast ganz gleichen Handschriften des Držić) zu finden sind, da ferner keines von diesen Liedern in irgend einer Handschrift eines anderen Dichters vorkommt, so können wir mit Recht der (wenn auch spät bezeugten) Tradition glauben und alle die Lieder dieses Theiles als Eigenthum des Menčetić und Držić betrachten. Somit wäre hier nur noch die Scheidung zwischen den einem jeden der beiden Dichter gehörenden Liedern vorzunehmen. Diesbezüglich hat Jagić (*Stari pisci* II, IX) bemerkt, dass in jeder Gruppe, welche von den mit einem und demselben Buchstaben anfangenden Liedern gebildet wird, diejenigen Stücke vorausgehen, welche auch in *M*

---

[1]) Zum Verzeichnisse der diesbezüglichen Akrostichen im Archiv V, 87 ff. sind kleinere Berichtigungen nachzutragen: das Akrostichon *Sismundo* haben bei Menčetić auch die Lieder (der gedruckten Ausgabe) II, 9 und III, 36; dagegen II, 7, sowie II, 22 haben als solches die Form *Sismondo*; bei Držić haben Nr. 1 und 60 als Akrostichon *Gioreta*, Nr. 21 *Gioreti*, Nr. 3 *Giooreta*.

[2]) Nur Nr. 769 (S. 479) hat als Akrostichon *Vlahusis*, worunter Jagić (Arch. V, 90) den Namen *Vlahušić* vermuthet, der (nur hier!) den slavischen Namen *Vlahović* des Menčetić ersetzen sollte; die Sache ist möglich, doch gar nicht sicher.

zu finden sind, während die, welche auch *D* enthält, nach ihnen folgen, mit einem Worte, dass in jeder Gruppe zuerst die Lieder des Menčetić, dann die des Držić verzeichnet sind. Dass aber *M* und *D* in dieser Beziehung glaubwürdige Zeugen sind, geht aus dem Umstande hervor, dass es kein Lied gibt, das sowohl in *M* als auch in *D* Aufnahme gefunden hätte, ferner, dass weder in *M* ein Lied mit dem Namenakrostichon des Držić, noch umgekehrt in *D* ein solches mit dem Namenakrostichon des Menčetić zu finden ist. Insofern nun die Lieder dieses Theiles auch in *M*, bezw. *D* enthalten sind, sehen wir thatsächlich, dass bei jedem Buchstaben zuerst Lieder, welche mit *M*, dann solche, welche mit *D* übereinstimmen, aufeinander folgen. Eine Ausnahme finden wir nur bei den Buchstaben *D* und *M:* in der *D*-Gruppe (Nr. 140—170) steht an erster Stelle Nr. 140 (S. 348), das auch in *D* zu lesen ist; in ähnlicher Weise finden wir in der *M*-Gruppe (Nr. 243—290) nach 37 Liedern, die alle auch in *M* vorkommen, Nr. 280 (S. 362), das auch in *D* enthalten ist, und dann wiederum 4 Lieder aus *M*. Wie diese Ausnahmen zu erklären sind, ist schwer zu sagen, doch die Verlässlichkeit von *M* und *D* bewährt sich gerade hier aufs Beste, denn die beiden Lieder, welche im Liederbuche zwischen Menčetić'schen Stücken eingestreut sind und durch *D* als dem Držić gehörig nachgewiesen werden, enthalten thatsächlich das Namenakrostichon des Držić (*Giooreta*, bezw. *Gioreta*). Weniger ins Gewicht fällt der Umstand, dass in der *A*-Gruppe Nr. 30, ein vierzeiliges F r a g m e n t aus dem langen Menčetić'schen Liede Nr. 447 (S. 273—281), h i n t e r Nr. 29 (S. 402) steht, welch' letzteres wegen des Akrostichons (*Giore Dirsa*) ganz bestimmt dem Držić gehört.

Leider reichen *M* und *D* nicht aus, um die Autorschaft aller im ersten Theil enthaltenen Lieder sicher feststellen zu können, denn bei jeder Gruppe bleiben mehr oder weniger Stücke, deren Autor weder durch *M* oder *D*, noch durch Namenakrosticha direkt bezeugt werden kann. Welchem der beiden Dichter gehören also die weder in *M* noch in *D* belegbaren Lieder dieses ersten Theiles? Ich glaube, dass diese Frage ziemlich sicher beantwortet werden kann. Zunächst muss man berücksichtigen, dass *M* eine v o l l s t ä n d i g e, *D* dagegen eine am Anfang und am Ende u n v o l l s t ä n d i g e Sammlung ist. Zweitens finden wir unter diesen »unbelegten« Liedern nicht weniger als 14, die das Namenakrostichon des Držić haben, nämlich Nr. 29 (S. 402), 198 (S. 384), 199 (S. 386), 200 (S. 387), 202 (S. 388), 212—216 (S. 391 bis

393), 371 (S. 395), 377 (S. 395), 556 (S. 396) und 605 (S. 397); mit dem Akrostichon des Menčetić ist dagegen kein Lied vorhanden. Aber auch sonst kann man das Verhältniss zu den Akrostichen mit Nutzen heranziehen: Menčetić verwendet in seinen durch *M* belegten Liedern neben seinem Namen ziemlich oft auch andere (Frauen-) Namen und einzelne Wörter als Akrosticha, Držić dagegen hat in den durch *D* als sein Eigenthum erwiesenen Stücken kein anderes Akrostichon als seinen eigenen Namen; in den unbelegten Liedern finden wir nun ausser dem Namen Držić's kein einziges Akrostichon. Ferner ist darauf zu achten, dass die Mehrzahl dieser unbelegten Lieder hinter oder zwischen solchen Liedern sich befinden, die sei es durch *D* oder durch das Namenakrostichon des Držić als sicheres Eigenthum dieses Dichters bezeichnet werden. Viel seltener tritt dagegen der Fall ein, dass irgend ein unbelegtes Lied zwischen solchen Liedern sich befindet, die auch in *M* enthalten sind; es gehören hierher Nr. 133 (S. 407) zwischen Nr. 132 (S. 244) und Nr. 134 (S. 224), dann Nr. 573 (S. 175) zwischen Nr. 572 (S. 21) und Nr. 574 (S. 114), endlich Nr. 594 (S. 493) zwischen Nr. 593 (S. 128) und Nr. 595 (S. 220). Zweifelhaft ist es, ob man hierher auch die Gruppe Nr. 364—369 (S. 413, 503, 414, 415, 415, 414) rechnen soll, welche zwischen Nr. 363 (S. 67) und Nr. 370 steht, da — wie oben gezeigt wurde — dieses letztere Menčetić'sche Lied eine Doublette zu Nr. 246 (S. 130) ist, welche mit den Worten *moj bože* anfangend nur irrthümlich auf diesen Platz (in die *O*-Gruppe) gekommen ist. Ebensowenig sicher ist das Zeugniss, welches durch zwei Fragmente aus Menčetić'schen Liedern gegeben wird, nämlich durch das schon erwähnte Nr. 237 (S. 520) und Nr. 547 (S. 275) mit 4 Versen aus Nr. 447 (S. 273 bis 281); zwischen dem ersteren Fragment und Nr. 233 (S. 79), das sicher dem Menčetić gehört, finden sich die drei unbelegten Lieder Nr. 234 (S. 503), 235 (S. 394) und 236 (S. 507) und zwischen dem zweiten Fragment und dem Menčetić'schen Liede Nr. 545 (S. 159) findet sich das unbelegte Nr. 546 (S. 504). Man sieht also, dass nur die drei ersten Lieder (Nr. 133, 573, 594) eine genügend gesicherte Stellung zwischen echten Menčetić'schen Liedern haben. Wenn man nun dies alles erwägt, so glaube ich, dass — mit Ausnahme etwa der soeben erwähnten drei Lieder — alle diejenigen Lieder, welche im ersten Theile des Liederbuches enthalten sind und weder in *M* noch in *D* vorkommen, dem Držić gehören; eine Ausnahme könnte man nur da machen, wo dies aus irgend einem Grunde nothwendig wäre. Deswegen möchte ich, ausser

den von Jagić dem Držić zugewiesenen Stücken[1]), ihm noch folgende Lieder zuschreiben, deren Autorschaft in der Ausgabe unbestimmt gelassen oder dem Menčetić zugesprochen wurde, und zwar: *a*) Lieder, welche im Liederbuche hinter einem durch *D* oder durch das Namenakrostichon des Držić beglaubigten Liede stehen: Nr. 31 (S. 503), 193 (S. 408), 201 (S. 85), 327 (S. 146), 376 (S. 504), 555 (S. 333), 559 (S. 194), 610 (S. 422); *b*) Lieder, die nach den für Menčetić und vor den für Držić beglaubigten Liedern stehen: Nr. 40 (S. 298), 166—168 (S. 505—506), 286 (S. 503), 287 (S. 325), 323 (S. 185), 324 (S. 508), 427 (S. 176), 428 (S. 183), 548 (S. 497), 599 (S. 127), 601 (S. 78) und 603 (S. 508).

Ich will nun kurz das Verhältniss dieses Theiles des Liederbuches zur Handschrift *M* besprechen. Vor allem ist zu konstatiren, dass *M* 27 Lieder hat, welche im Liederbuche fehlen (abgedruckt in der Ausgabe auf S. 73, 84, 91, 121, 139, 160, 164, 165, 228, 236, 288, 300, 303, 311, 336, 338, 339—344; vgl. *Stari pisci* II, IX. X). Welche Lieder wiederum im Liederbuche vielleicht dem Menčetić gehören, ohne dass dieselben auch in *M* enthalten wären, wurde auf S. 220 gezeigt. Jedenfalls deckt sich der Umfang der beiden Sammlungen Menčetić'scher Lieder sehr gut, da bei einem Bestande von über 500 Stücken bloss circa 30 nur in einer der beiden Sammlungen erhalten sind. Viel wichtiger ist aber das Verhältniss der beiden Sammlungen in Bezug auf die Reihenfolge der einzelnen Lieder. Es stellt sich nämlich heraus, dass die Lieder zwar anders gruppirt sind, aber im Grossen und Ganzen dieselbe Reihenfolge haben. Um dies aber zu erklären, muss ich bemerken, dass *M* ebenfalls aus zwei Theilen besteht; der erste zählt 375 Nummern unter dem Titel »Incipiunt Sigismundi Mensii patritii Ragusini carmina«, der zweite (mit selbständiger Pagination) trägt den Titel »Eiusdem Sigismundi Simeonis Mensii patritii Rhacusani filii carminum libri treis« und ist thatsächlich in drei Bücher eingetheilt (48 + 47 + 51 Nummern enthaltend). Das Merkwürdige dabei ist, dass in der Regel in jeder (Buchstaben-) Gruppe des Liederbuches zuerst solche Lieder kommen, die im ersten Theil, darauf solche, die im zweiten Theil von *M* enthalten sind, und zwar regelmässig in derselben

[1]) Es sei hier erwähnt, dass Nr. 374 und 434 (beide auf S. 416) in *D* (und zwar in der Handschrift, welche Jagić durch *puc.* bezeichnet) thatsächlich vorkommen als Nr. 22 und 24 (nach richtiger Zählung der in der Handschrift nicht numerirten Lieder).

Reihenfolge; die Lieder, welche auch in den »drei Büchern« von *M* zu lesen sind, sind allerdings unter sich vermischt, aber die einem jeden Buch entsprechenden Lieder folgen im Liederbuche in der Regel nach derselben Ordnung wie in *M*. Ich will dies an der *A*-Gruppe illustriren: das Liederbuch hat in dieser Gruppe unter Nr. 1—27 27 Lieder, die auch *M* hat; die ersten 17 Lieder entsprechen ebensovielen Nummern im ersten Theil von *M*, und zwar den Nummern 2, 21, 34, 35, 46, 52, 82, 124, 132, 138, 151, 206, 252, 265, 359, **297**, 368, also man braucht nur das vor- und drittletzte umzustellen, um ganz dieselbe Reihenfolge zu bekommen. Es folgen dann im Liederbuche 7 Stücke, die im II. Theile von *M* vorkommen, und zwar als Nr. II, 9. I, 21. II, 14. III, 11. III, 18. II, 23. III, 38, also im Rahmen eines jeden Buches wiederum dieselbe Reihenfolge: II, 9. 14. 23. III, 11. 18. Die drei letzten Lieder stimmen nicht mehr überein, denn Nr. 25 des Liederbuches ist = *M* 371, Nr. 26 = *M* II, 35, Nr. 27 = *M* 311; Nr. 25 u. 27 stehen also in *M* im ersten Theil, Nr. 25 ausserdem ausser seiner Reihenfolge, dagegen reiht sich Nr. 26 = *M* II, 35 gut in das Gefüge. Es wäre überflüssig, wenn ich hier das gegenseitige Verhältniss der beiden Sammlungen darstellen wollte; es genügt zu erwähnen, dass auch bei den grösseren Gruppen die Ausnahmen wirklich selten sind; so z. B. zählt die *C*-Gruppe eine ununterbrochene Reihe von 90 Liedern des Menčetić, welchen folgende Nummern in *M* entsprechen (die abweichenden Zahlen sind fett gedruckt!): *M* 1. 18. 23. 24. 37. 38. 119. 145. 184. 190. 192. 198. **178. 181.** 215. 253. 255. 262. 269. 273. 275. 281. **221.** 295. 296. 362. 366. I, 1. II, 3. 4. I, 5. 12. 14. **M 372.** II, 8. 11. I, 16. 17. **15.** 20. II, 15. 17. 18. I, 23. II, 19. III, 12. II, 20. III, 13. II, 21. III, 14. II, 22. I, 24. 25. 26. III, 22. II, 25. 26. I, 30. II, 28. 29. III, 29. 30. I, 33. III, 31. 32. 33. **M 369.** III, 34. II, 30. I, **35.** 34. 36. 39. III, 35. I, 40. 41. 42. III, 36. II, 32. 33. 34. 36. 37 (doppelt). 38. 39. 41. III, 39. I, 45. II, 40. Es steht somit fest, dass das Liederbuch und *M* dieselbe Reihenfolge der einzelnen Lieder aufweisen, mit der einen principiellen Abweichung, dass die Uebereinstimmung des Liederbuches mit dem zweiten Theil von *M* nur in Bezug auf jedes der drei Bücher für sich genommen gilt. Die Thatsache, dass *M* auf einer Anordnung der Menčetić'schen Lieder beruht, die schon im J. 1507 feststand, lässt den Werth dieser Handschrift, welche wegen des ungemein korrekten Textes von Jagić mit Recht als Grundlage für die Ausgabe genommen wurde, noch höher erscheinen. Ja, es ist a priori anzunehmen, dass *M* die ursprüngliche Anordnung

der Menčetić'schen Lieder erhalten hat, und dass erst später, jedenfalls aber vor 1507, diese letzteren in ein alphabetisch geordnetes *canzoniere* gebracht wurden, in welches eventuell zu gleicher Zeit auch die Lieder des Držić Aufnahme fanden. Schwierigkeiten macht nur das auffallende Verhältniss des zweiten Theiles von *M* zum Liederbuche. Würde auch dieser zweite Theil von *M* die ursprüngliche Anordnung der Lieder beibehalten haben, so würde die Reihenfolge der den einzelnen (Buchstaben-) Gruppen des Liederbuches angehörenden Lieder mit der Reihenfolge im II. Theile von *M* ebenso übereinstimmen, wie dies im ersten Theil von *M* der Fall ist. Deswegen muss man annehmen, dass es ursprünglich zwei selbständige Sammlungen von Liedern des Menčetić gegeben habe, welche später zu einem alphabetisch geordneten Corpus, das in unserem Liederbuche vorliegt, vereinigt wurden. Eine dieser beiden Sammlungen erhielt sich im I. Theile von *M* unverändert, dagegen beruht der II. Theil von *M* auf einer solchen Redaktion der zweiten Sammlung, in welcher die einzelnen Lieder nach gewissen Gesichtspunkten, in erster Reihe wohl nach dem Inhalte, in drei verschiedene Bücher eingetheilt worden waren. Wahrscheinlich wurde gleichzeitig auch die erste Sammlung auf dieselbe Weise in 3 Bücher eingetheilt, denn eine solche 3 + 3 Bücher enthaltende Redaktion der Lieder Menčetić's war den ragusanischen Literarhistorikern aus der ersten Hälfte des XVIII. Jahrh. bekannt, da sie ausdrücklich von sechs Büchern erotischer Lieder des Menčetić sprechen (*Stari pisci* II, VIII). Diese in 6 Bücher eingetheilte Sammlung der Gedichte Menčetić's dürfte aber ungefähr denselben Umfang wie *M* und unser Liederbuch gehabt haben; der Lexikograph Della Bella hat sie nämlich für sein (im J. 1728 erschienenes) Wörterbuch benützt und einzelne Verse aus dreissig verschiedenen Liedern citirt, die alle in *M* und mit Ausnahme eines einzigen (S. 340) auch im Liederbuche, und zwar durchwegs in dessen erstem Theil, vorkommen.

Ziemlich gut stimmt in Bezug auf die Reihenfolge der einzelnen Lieder unser Liederbuch auch mit *D* überein, obschon auch hier Ausnahmen vorkommen. So haben wir in der *G*-Gruppe folgende Reihe: Nr. 192 (eine Doublette von Nr. 207) = *D* **28**, 196 = 1, 197 = **33**, 203 = 13, 204 = 19, 205 = 26, 206 = 27, 207 = 28, 208 = 29, 209 = **38**, 210 = 35, 211 = 40. Nur in der *S*-Gruppe ist gar keine Uebereinstimmung vorhanden, denn es folgen aufeinander Nr. 549 = *D* 8, 551 = 46, 553 = 39, 554 = 6, 557 = 16, 558 = 42. *D* scheint eben-

falls eine reichhaltigere Sammlung Držić'scher Lieder vorauszusetzen, denn Nr. 11 und 47 (beiden Liedern fehlt der Anfang!) sind in unserem Liederbuche nicht vorhanden. Höchst wahrscheinlich ist auch in *D* die ursprüngliche Anordnung der Lieder Držić's erhalten, die in unserem Liederbuche zu Gunsten der alphabetischen aufgegeben werden musste.

Während wir also für den ersten Theil des Liederbuches in *M* und *D* zwei verlässliche Zeugen für die Autorschaft und den ursprünglichen Bestand der Liedersammlungen beider Dichter haben, fehlt uns leider eine solche Hilfe für den zweiten Theil. Daher ist hier wohl zuerst die Frage aufzuwerfen, wem gehören eigentlich diese Lieder? Am natürlichsten ist es zu denken, dass auch diese Lieder von Menčetić und Držić herrühren wie die des ersten Theiles. Thatsächlich finden wir im zweiten Theil mehrere Lieder, die gewiss diesen beiden Dichtern gehören. Zumeist handelt es sich um Doubletten oder um Bruchstücke aus Liedern des I. Theiles, so ist Nr. 679 = Nr. 398 (S. 113); 718 = 499 (S. 123); 796 = 255 (S. 29); 803 = 564 (S. 297) + 292 (S. 164); 815 = 382 (S. 38); 716 = 29, Vers 53—56 (S. 404); 719 = 56, V. 1—2 (S. 134); 755 = 40, V. 3—4. 7—8 (S. 298) + 2 Verse im Anfange; 806 = 447, V. 41—46 (S. 274); 814 = 72, V. 1—16 (S. 268), endlich 680, V. 13—24 ist = 222 (S. 144). Alle diese Lieder, von welchen Doubletten im II. Theil erhalten sind, gehören sicher dem Menčetić, denn sie finden sich alle in *M*; nur Nr. 716 ist ein Bruchstück aus einem durch das Akrostichon als sicheres Eigenthum des Držić erwiesenen Lied. Aber es gibt im II. Theile auch solche Stücke, die im ersten zwar nicht vorkommen, wohl aber in *M*, so dass auch an ihrer Echtheit kaum zu zweifeln ist; es sind dies Nr. 684 = *M* III, 19 (S. 168); 721 = *M* 290 (S. 227); 753 = *M* 194 (S. 48); 754 = *M* 197 (S. 183); 816 = *M* 55 (S. 10) und 817 = *M* 76 (S. 38). Ausserdem führt der bekannte Dichter und Historiker J. Giorgi in seinem Werke »Vitae et carmina nonnullorum illustrium civium Rhacusinorum« (neben Nr. 114 [S. 57]) auch die beiden Lieder Nr. 633 (S. 51) und 635 (S. 50) unter dem Namen des Menčetić an. Wahrscheinlich diesem Beispiele folgend führt dann auch eine junge Handschrift der Franziskanerbibliothek in Ragusa unter dem Titel »Piesni Sciscka Menze Vlas. Dubr.« dieselben 3 Lieder und noch dazu an vierter und letzter Stelle Nr. 622 (S. 129) an. Ebenso hat derselbe Giorgi dem Držić ein *poema de castitate* zugeschrieben, als welches Jagić mit Recht das mit dem Titel »De sup. capitulo de la chastità« versehene Gedicht Nr. 613 (S. 437—440) ansieht; endlich hat Appen-

dini die unter Nr. 740 (S. 441—448) erhaltene dramatische Scene als ein Werk des Držić bezeichnet.

Es steht somit fest, dass es auch im II. Theil unseres Liederbuches Lieder des Menčetić und Držić gibt, wie uns dies — viel sicherer als die sehr mangelhaft unterrichteten Literarhistoriker des XVIII. Jahrh. — die Doubletten aus dem I. Theile und *M* beweisen. Doch, genügt dies, um deswegen alle Lieder des II. Theiles als ein Eigenthum des Menčetić und Držić zu erklären? Ich glaube nicht, um so mehr, als wir gute Gründe haben, um dies zu bezweifeln. Zuerst finden sich in diesem Theile des Liederbuches die schon erwähnten Lieder, welche sicher oder muthmasslich anderen Autoren angehören, nämlich unter Nr. 702 (S. 519) das Lied des M. Kristićević, unter Nr. 745 (S. 472) das Lied mit dem Akrostichon *Lucretia Romana*, welches vollständig bei M. Vetranić vorkommt, und unter Nr. 645 (S. 53) und 655 (S. 95) die beiden dem A. Čubranović zugeschriebenen Lieder (vgl. hier S. 231). Dass der Name eines anderen Dichters im Liederbuche nur beim Gedicht des Kristićević verzeichnet ist, hat nichts zu bedeuten, denn der Schreiber der Handschrift, N. Rańina, hat überhaupt keine Namen von Dichtern geschrieben, und die Ausnahme in Bezug auf dieses eine Lied rührt daher, dass dasselbe von einer anderen Hand eingetragen wurde (*Stari pisci* II, xv). Dagegen ist eine grosse Bedeutung dem schon hervorgehobenen Umstande zuzusprechen, dass nicht ein einziges Lied in diesem II. Theile das Namenakrostichon des Menčetić oder Držić trägt, obschon sowohl der eine als auch der andere Dichter einen so ausgiebigen Gebrauch davon in ihren echten Liedern machen. Besonders belehrend sind die mit dem Buchstaben *S* anfangenden Lieder: es gibt im II. Theil deren 20, und kein einziges zeigt das Akrostichon *Sismundo*; dagegen im I. Theil unter genau 100 Liedern der *S*-Gruppe, die von Menčetić sind, haben nicht weniger als 66 dieses Akrostichon. Das Vorkommen fremder Elemente und besonders das Fehlen der Namenakrosticha der beiden Dichter mahnt also zu grosser Vorsicht, umsomehr als sich einige Worte in dem von N. Našešković für den Schreiber unseres Liederbuches verfassten Epitaph so auslegen lassen, als ob N. Rańina Lieder mehrerer Dichter gesammelt hätte; die ersten 4 Verse lauten nämlich so: »Plačite u suze svi, ki ste spijevali, pokli vam smrt uze, kijem se ste vi znali, ki trude sve vaše i slavne ļuvezni najedno kupļaše složene u pjesni (*Stari pisci* V, 344)«. Ich will damit nicht sagen, dass diese Worte des Naļešković gerade auf unser Lie-

derbuch sich beziehen (obschon dasselbe dem Naļešković als einem guten Freunde des N. Rańina bekannt sein konnte), aber sie zeigen jedenfalls, dass Rańina thatsächlich die *trude i slavne ļuvezni* der Dichter seiner Zeit *najedno kupļaše*, d. i. zusammensammelte.

Deswegen, glaube ich, ist die Frage über die Autorschaft der im II. Theil unseres Liederbuches enthaltenen Gedichte als eine offene zu betrachten, da speciell von Menčetić nicht viel verloren gegangen sein dürfte, nachdem alle drei Redaktionen seiner Liedersammlung (Liederbuch, *M*, Redaktion in 6 Bücher) ungefähr denselben Umfang gehabt haben dürften. Besonders wichtig wäre es, die Autorschaft von Nr. 614 bis 670 zu konstatiren, die eine ununterbrochene Reihe von 57 Liedern durchwegs mit Frauennamen als Akrosticha bilden. Aehnliche Akrostichen kommen allerdings auch sonst in dem II. Theile vor, doch ziemlich selten und ganz vereinzelt. Es ist daher die Vermuthung wohl berechtigt, dass diese 57 Lieder eine besondere Abtheilung im II. Theile bilden, die vielleicht auch éinen Autor voraussetzt. Und da ist es sehr wichtig, dass die zwei dem Čubranović zugewiesenen Lieder zu dieser Abtheilung gehören. Allerdings auch zwei von Giorgi als Lieder des Menčetić bezeichnete Lieder sind darunter zu finden, nämlich die oben erwähnten Nr. 633 und 635, aber Giorgi war unser Liederbuch bekannt, und er benützte es (vgl. *Stari pisci* II, VI), so dass vielleicht auch er keinen weiteren Beweis für die Autorschaft der beiden Lieder hatte. Doch auch Nr. 622 wird, wie oben erwähnt, in einer ragusanischen Handschrift ebenfalls dem Menčetić zugeschrieben. Was mir aber die Sache weniger sicher erscheinen lässt, sind wiederum die Akrosticha. In der in Rede stehenden Abtheilung haben wir zuerst 4 Lieder mit dem Akrostichon *Paja*, dann 3 mit *Luja*, sodann 44 mit *Kata*, endlich 4 mit *Anica* und je 1 mit *Jela* und *Nikica*. Frauennamen als Akrosticha verwendet nun nicht selten auch Menčetić, doch darunter kommen weder *Paja* noch *Luja* vor, und auch für *Anica* haben wir Parallelen nur in *Anka* Nr. 16 (S. 222) und *Anuhlica* Nr. 18 (S. 205); *Jela* ist überhaupt nur durch dies eine Beispiel vertreten, ebenso die Form *Nikica*, während Menčetić *Nika*, *Nikleta* und *Nikoletica* hat. Dagegen ist *Kata* auch bei Menčetić ein sehr häufiges Akrostichon[1]; die Art und Weise

[1] Aus dem im Archiv V, 88 gegebenen Verzeichnisse haben zu entfallen II, 7. 9. III, 36. VI, 2; in V, 56 lautet das Akrostichon *Kato* und in IV, 65 ist er verdoppelt (*Kata* + *Kata*).

aber, wie in dieser Abtheilung des II. Theiles dasselbe gebildet wird, scheint dafür zu sprechen, dass die ganze Abtheilung oder wenigstens mehrere Lieder darunter nicht von Menčetić ist. In den 56 Fällen nämlich, wo Menčetić den Namen *Kata* als Akrostichon verwendet, gebraucht er im ersten Vers ein Wort, das mit dem Laut *k* anfängt (regelmässig mit der Silbe *ka-*, seltener *ko-* und noch seltener *ku-*); eine einzige Ausnahme würde Nr. 58 (S. 290) ergeben, wo an erster Stelle *čoviče* erscheint, doch um bei diesem Liede ein Akrostichon überhaupt zu gewinnen, muss man im dritten Verse *zašto* in *are* ändern, was gar nicht nothwendig ist. In der Akrostichen-Abtheilung des II. Theiles finden wir dagegen, dass nicht selten zur Bildung des Akrostichons *Kata* bloss der Buchstabe *c* (nach der alten Orthographie!) genügt, so in Nr. 624 (*čudi se*), 630 (*čini mi*), 637 und 643 (*česa*), 654 (*čemerni*), 658 (*ćud*), 661 (*čudo*), dann 631, 645, 649, 655, 656 und 663, wo überall das Lied mit *čudim se* anfängt. Ungewöhnlich ist dem Menčetić auch die Anwendung der Lautfolge *kr-* für die Bildung des Akrostichons *Kata*, während dieselbe in dieser Abtheilung dazu verwendet wird: Nr. 636 u. 655 (*krozač*), 639 u. 664 (*kraļice*), 646 (*kroz tvoju*), 651 (*kraļicam*), 659 (*kruno*), 660 (*kraļ*) (vgl. auch in Nr. 674 *krunice*). Die verschiedene Bildung des Akrostichons *Kata* ist also ein weiterer Umstand, der darauf hinweist, dass eine grosse Anzahl der im II. Theile erhaltenen Lieder weder von Menčetić noch von Držić sein könnte. Natürlich, um diese Frage zu lösen, sollte man an erster Stelle den Inhalt, die Sprache und den Versbau der echten Menčetić'schen und der echten Držić'schen Lieder untersuchen, um darauf entscheiden zu können, was man eigentlich im II. Theile dem einen oder dem anderen dieser beiden Dichter vindiciren kann. Um diese Untersuchung zu erleichtern, will ich in der Reihenfolge des Liederbuches die Seiten angeben, wo sich die Lieder des II. Theiles befinden; es ist eine zeitraubende und langweilige Arbeit, die ich gerne Anderen, die eventuell die Sache weiter untersuchen wollten, ersparen möchte; nur die Stelle von Nr. 750 und 758 konnte ich in der gedruckten Ausgabe nicht finden. Die Lieder des II. Theiles (Nr. 611—820) finden sich also auf folgenden Seiten: 423, 424, 437; (die 4 *Paja*-Lieder) 58, 56, 44, 96; (3 *Luja*-Lieder) 205, 107, (Nr. 620) 55; (44 *Kata*-Lieder) 40, 129, 41, 40, 45, 51, 52, 138, 333, (Nr. 630) 50, 148, 41, 51, 42, 50, 130, 149, 139, 181, (Nr. 640) 52, 26, 151, 193, 52, 53, 202, 327, 44, 53, (Nr. 650) 98, 311, 58, 130, 159, 95, 95, 107, 163, 121, (Nr. 660) 54, 54, 54, 53,

25; (4 *Anica*-Lieder) 95, 180, 26, 96; 74 (*Jela*); 144 (*Nikica*) (Nr. 670); 424, 425, 175, 153, 426, 457, 154 (*Mada*), 428, 113 (= Nr. 398), (Nr. 680) 144 (aus Nr. 222), 427, 460 (= Nr. 693), 109 (*Kata*), 168 (*Nikoleta* = *M* III, 19), 428, 48, 502, 398, 400; (Nr. 690) 429, 429, 313, 460 (= Nr. 682), 430, 430, 460, 431, 431, 433; (Nr. 700) 461, 462, 519 (Kristićević), 463, 434, 465, 466 (*Fiora*), 464, 471, 157 (*Mara*?); (Nr. 710) 157 (*Mara*), 471, 502, 150, 502, 466, 404 (aus *D* Nr. 29), 467, 123 (= Nr. 499), 134 (aus Nr. 56); (Nr. 720) 469, 227 (= *M* 290), 501, 462, 502, 502, 451, 451, 435, 455; (Nr. 730) 458 (*Nika*), 470, 499, 499, 500, 500, 501, 470, 471, 472; (Nr. 740) 441, 432, 501, 469, 472, 472, 473, 494, 151 (*Zane*?), 474; (Nr. 750, fehlt), 452, 505, 48 (= *M* 194), 183 (= *M* 197), 298 (aus Nr. 40), 501, 475 (Notit = *Titon*?), (Nr. 758 fehlt), 476; (Nr. 760) 477 (Akin = *Nika*), 475 (*Nikolica*), 459, 458 (*Niki*), 459, 477, 478, 479, 478, 479 (*Vlahusis*); (Nr. 770) 480, 481, 480, 481, 482, 457, 483, 483, 484, 484; (Nr. 780) 485, 504, 459, 502, 487, 454, 488, 488, 490, 491; (Nr. 790) 493, 10, 504, 489, 495, 494, 29 (= Nr. 255), 495, 490 (*Mada*?), 492; (Nr. 800) 495, 462, 497, 297 (= Nr. 564 + 292), 98, 504, 274 (aus Nr. 447), 498 (*Peraniko* oder *Pera* + *Niko*?), 179, 468; (Nr. 810) 498, 474, 152, 497, 268 (aus Nr. 72), 38 (= Nr. 382), 10 (= *M* 55), 38 (= *M* 76), 496, 334, 336.

Zuletzt möchte ich noch einige Worte über die Art der Entstehung unseres Liederbuches sagen. Vor Allem muss man auf den Umstand aufmerksam machen, dass in dem im Liederbuche enthaltenen Verzeichnisse der Lieder an der entsprechenden Stelle auch der erste Vers eines Liedes angeführt ist, der im Liederbuche selbst fehlt (*St. p.* II, 236); dies scheint also zu zeigen, dass Rańina eine fertige, höchst wahrscheinlich ebenfalls alphabetisch geordnete, mit einem Lieder-Verzeichnisse versehene Sammlung vor sich hatte, die er bloss abschrieb. In der That könnten wir kaum dem N. Rańina zumuthen, dass er im J. 1507 die ziemlich schwierige Aufgabe des ersten Zusammenstellens eines Liederbuches hätte ausführen können, denn in diesem Jahre war er, wie wir jetzt durch Prof. Jireček wissen (Archiv XXI, 494), erst im 14. Lebensjahre. Ueberhaupt, wie die unzähligen sinnlosen Abschreibfehler sowohl in dem Liederbuche als auch in dem von ihm im J. 1508 abgeschriebenen Lectionarium beweisen, war er geistig ziemlich beschränkt, so dass er in diesem Alter wohl (vielleicht auf fremde Veranlassung: seine Handschrift war nämlich sehr sauber) etwas abschreiben, schwerlich aber

etwas Selbständiges leisten konnte. Es ist ferner anzunehmen, dass der II. Theil des Liederbuches theilweise auf die Weise entstanden ist, dass der Kompilator desselben noch andere Sammlungen oder einzelne Lieder des Menčetić in die Hände bekam und daraus als Nachtrag zu seiner (im I. Theile des Liederbuches vorliegenden) Sammlung alle diejenigen Lieder in den II. Theil aufnahm, die im I. Theile fehlten oder ihm zu fehlen schienen. Auf diese Weise erklärt sich besonders das Vorkommen von Bruchstücken, welche aus der Mitte eines Liedes des I. Theiles entnommen wurden; da diese Bruchstücke nothwendigerweise einen anderen Vers im Anfange hatten, so nahm er sie als neue Lieder in seine Sammlung auf; so ist auch zu erklären, dass selbst im II. Theile ein Lied zweimal geschrieben ist: Nr. 682 (S. 461) kommt gleich darauf auch unter Nr. 693 vor, nur dass an letzterer Stelle die 2 ersten Verse fehlen. Doch es lassen sich nicht alle Doubletten auf diese Weise erklären, denn in manchen Fällen ist der erste Vers gleich (vgl. Nr. 679, 718, 796, 815). Es ist daher leicht möglich, dass der Kompilator ganz einfach ohne ein Verzeichniss der Anfangsverse arbeitete, das ihm das Auffinden der einzelnen Lieder erleichtert hätte. Jedenfalls beweisen die nicht unerheblichen Varianten zwischen den in beiden Theilen vorkommenden Liedern, dass sie nicht direkt aus derselben Vorlage geflossen sind, dass also der Kompilator des Liederbuches zwei verschiedene Abschriften eines und desselben Liedes hatte, von welchem er eine im ersten, die andere im zweiten Theile abschrieb. Genaueres wird man aber erst auf Grund einer sorgfältigen Untersuchung der Handschrift selbst sagen können.

M. Rešetar.

Nachtrag. — Prof. M. Kušar in Zara hatte die grosse Güte, mir eine Abschrift der zwei fehlenden Nummern 750 und 758 zu schicken, wofür ich ihm meinen aufrichtigsten Dank ausspreche. Nr. 758 ist ein Fragment, das nur den einen Vers »*Oči su tvoje stril, kojima me vazimaš*« enthält und höchst wahrscheinlich in irgend einem Liede steckt. Dagegen ist Nr. 750 ein sehr merkwürdiges Lied! Von derselben Hand wie die ganze Handschrift geschrieben, trägt es die (ebenfalls von N. Rańina geschriebene) Aufschrift *Mavru Vetrani* und stimmt bis auf sehr geringe Abweichungen mit dem Liede überein, das in *Stari pisci* V, 105. 106 aus einer anderen Handschrift als »*Nadgrobnica Nikoli Dimitroviću složena po D. Mavru Vetrani Čavčiću*« gedruckt wurde. Dieses Lied ist nun thatsächlich ein Epitaph für einen slavischen Dichter, der den Namen *Niko* führte (vgl. besonders Vers 15 und 20); für Dimitrović

würde dies also stimmen, nicht dagegen für Vetranić, der zwar als *Nikola* getauft wurde, aber seit seinem Eintritt in den Benediktiner-Orden nur den Namen *Mavar* (Maurus) trug. Deswegen möchte ich sagen, dass in der Aufschrift durch einen (Schreib-)Fehler *Mavru Vetrani* für *Mavra Vetrani* steht, dass also das Lied nicht für, sondern, wie die andere Handschrift bezeugt, von Vetranić gedichtet wurde, — aber für wen? Wenn wirklich für Nikola Dimitrović, welcher nach dem Jänner des J. 1553 gestorben ist (vgl. *Stari pisci* V, 1 u. 104), dann konnte auch das Lied nicht vor dieser Zeit entstehen und auch nicht in unser Liederbuch eingetragen werden; folglich müssen auch die Lieder sub Nr. 751 bis 820 ebenfalls nach diesem Zeitpunkte abgeschrieben worden sein, so dass dann unser Liederbuch in der Zeit von 1507 bis nach 1553 entstanden wäre. Es könnte aber auch sein, dass das Epitaph für einen uns nicht weiter bekannten Dichter mit dem Vornamen *Niko* bestimmt war, der um das J. 1507 starb. Thatsächlich hat sich im Liederbuche selbst die Erinnerung an einen Dichter Namens *Niko* erhalten: in Nr. 696 (S. 460) spricht eine Frau von einer Blume, die ihr *od Nika* geschenkt wurde, — augenscheinlich hiess *Niko* der Dichter selbst! Aber auch in Nr. 695 (S. 430) ist der Name *Niko* beigeschrieben, und in Nr. 807 (S. 498) ist das Akrostichon wahrscheinlich nicht als *Peraniko*, sondern als *Pera* + *Niko* zu lesen. Sollten das vielleicht Lieder des Nikola Dimitrović sein? Auch sie befinden sich im II. Theile des Liederbuches und liefern einen neuen Beweis für die Annahme, dass hier thatsächlich Lieder mehrerer Dichter vorliegen.

Nachtrag zu Dr. M. Medini's Aufsatz über Čubranović
(S. 69 ff.).

Prof. Jireček (Archiv XXI, 473) und Dr. Medini (oben auf S. 81) kamen gleichzeitig auf den Gedanken, dass das auf einer »sehr alten« Handschrift der *Jeđupka* verzeichnete Datum des 20. Juli 1527 der Todestag des Čubranović sein könnte. Mit Recht hob ferner Dr. Medini das Moment hervor, dass Čubranović in den poetischen Episteln aus der

Mitte und zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. nicht erwähnt wird, und zog daraus den Schluss, dass er zu dieser Zeit schon todt war (S. 82). Wenn wir aber dem Dichter Anton Sasin glauben können, so müssen wir sagen, dass Čubranović schon im J. 1507 als Dichter aufgetreten war. Sasin lebte in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. († als alter Mann nach 1593, vgl. *Stari pisci* XVI, xv) und war ein grosser Verehrer des Čubranović, den er »*slavni Andrija zlatar*« nennt (*Stari pisci* XVI, 107. 125) und dessen *Jeđupka* er hoch schätzte (ib. 160). Man kann also mit gutem Grunde annehmen, dass dem Sasin überhaupt die Gedichte Čubranović's gut bekannt waren und dass er sie, wenige Decennien nach dem vermuthlichen Tode desselben, schwerlich mit fremden verwechselt hätte. Nun finden wir in den beiden Komödien des Sasin *Filide* und *Flora* nach dem Prolog jedesmal ein Lied, das, wie es scheint, hinter den Coulissen gesungen wurde, — also eine musikalische Einlage, — und von Sasin ausdrücklich dem Čubranović zugeschrieben wird: »*Ovdi začnu ove pjesni slavnoga Andrije zlatara*« (S. 107) und »*Ovdi prolog svrši, a u lugu začnu ove pjesni slavnoga Andrije zlatara*« S. 125. Diese beiden Lieder, die Sasin dem Čubranović zuschreibt, finden sich aber in der bekannten Handschrift aus dem J. 1507, welche die Lieder des Š. Menčetić und G. Držić enthält, und zwar das erste Lied bei Sasin auf S. 53 und das zweite auf S. 95 des II. Bandes der *Stari pisci*; die Abweichungen sind sehr geringfügig, nur das zweite Lied bei Sasin ist unvollständig, was — wie der übriggelassene freie Raum beweist —, auf die Unvollständigkeit der Vorlage zurückzuführen ist. Wenn also Sasin richtig informirt war, so haben wir hier den schlagendsten Beweis, dass Čubranović schon im J. 1507, und höchst wahrscheinlich noch früher, als Dichter thätig war [1]. Dass die beiden in Betracht kommenden Lieder von einem anderen Dichter ausser Menčetić und Držić herrühren könnten, ist wohl möglich, denn sie kommen in demjenigen Theile der Handschrift vom J. 1507 vor, wo auch ein Lied des Marin Kristićević (*Stari pisci* II, 519) und die erste Hälfte eines Liedes des Mavar Vetrani Čavčić (ib. 472. 521) vorkommt; diesbezüglich verweise ich aber auf den vorausgehenden kleinen Aufsatz »Das ragusanische Liederbuch aus dem J. 1507« (S. 215 ff.).

Als terminus, ante quem Čubranović's *Jeđupka* entstanden ist, nimmt Dr. Medini den 1. Mai 1556 an, da dieses Datum die Widmung

[1] Uebrigens vergl. jetzt den Nachtrag zum vorhergehenden Aufsatz.

der *Jeđupka* trägt, welche von M. Pelegrinović mit sehr ausgiebiger Benützung der Čubranović'schen zusammengesetzt wurde. In der That aber dürfte die *Jeđupka* des Pelegrinović beträchtlich älter sein, denn sie wird von P. Hektorović in dem an M. Pelegrinović gerichteten Briefe vom 20. Oktober 1557 mit den Worten erwähnt: »U kom gradu (*Dubrovniku*) meu stvari ine najdoh se vesel ne malo, kada vidih da je i ondi poznano ime tvoje, jere ispitovan bih dosti za tebe, i vele mi pohvaļena bi Jjubka (wahrscheinlich Druckfehler für *Jejubka*) tvoja kakono stvar zamirita i izvrsna, kojuno ti nikad u pridńa vrimena složi naredno i upisa (*Stari pisci* VI, 53)«. Hektorović war gleich nach Ostern desselben Jahres in Ragusa und das Datum des Briefes ist vollkommen sicher, denn es ist in der zu Lebzeiten des Dichters (im J. 1568) besorgten Ausgabe seines *Ribanje* in Worten ausgeschrieben (*na dvadeset dan miseca oktobra sedmoga godišća od spasenja vrhu tisuća pet sat i petdeset*), so dass ein Irrthum ausgeschlossen ist. Wenn also Hektorović im J. 1557 von Pelegrinović's *Jeđupka* als von einem Werke spricht, das »ehemals in älterer Zeit« geschrieben wurde, so kann es unmöglich erst im J. 1556 zu Stande gekommen sein, vielmehr muss man annehmen, dass eine ziemlich lange Reihe von Jahren dazwischen verflossen sei [1]). Auch von dieser Seite bekommen wir also eine Bestätigung dafür, dass Čubranović's Thätigkeit vor die Mitte des XVI. Jahrhunderts fällt.

Ich will zuletzt in Bezug auf das Werk selbst erwähnen, dass in demselben eine beabsichtigte Symmetrie herrscht: die Einleitung besteht aus 15 Quartinen, die fünf folgenden Lieder aus je 10, das Schlusslied aber aus 90 (nur die letzte hat noch einen fünften Vers als Abschluss); man sieht also, dass der Umfang von 10 Quartinen das Einheitsmass bildet, denn auch die Einleitung umfasst $1^1/_2 \times 10$ und das Schlusslied 9×10 Quartinen. Dieses Verhältniss wurde auch von Pelegrinović erkannt, und so bestehen in seiner Jeđupka alle 18 Wahrsagungen (*sreće*) aus je 10 Quartinen; ja, auch die Einleitung, welche von ihm aus Čubranović abgeschrieben wurde, ist von ihm auf den Umfang von 10×10 Quartinen ergänzt worden.

[1]) Die von Šafařík (II, 165) nach Horanyi, Nova Memoria I, 651 erwähnte erste Ausgabe der *Jeđupka* ist nicht im J. 1559, sondern erst im J. 1599 erschienen; bei Horanyi steht die richtige Jahreszahl.

M. Rešetar.

Eine unbekannte Ausgabe von Marulić's *De institutione benevivendi.*

Kukuljević erwähnt (Stari pisci I, LV) als die älteste ihm bekannte Ausgabe dieses Werkes eine von Solingen (Salingiacum) aus dem J. 1511 [1], welche er aber nicht in den Händen gehabt zu haben scheint; thatsächlich ist sie weder in Agram noch in Wien vorhanden, so dass als die älteste erhaltene diejenige von Basel aus dem J. 1513 galt. Vor Kurzem ist es mir aber gelungen, eine Venetianer Ausgabe aus dem J. 1506 zu finden. Dieselbe ist in kl.-8⁰ (15 *cm* Höhe, 10·3 *cm* Breite) mit schönen gothischen Lettern gedruckt; nur die Initialen sind lateinisch, von welchen die im Anfange der Widmung und der einzelnen Bücher schöne Vignetten darstellen. Das Buch umfasste ursprünglich 42 Quaternionen, also 336 Blätter (das letzte leer), und dazu 4 Blätter mit einem Druckfehlerverzeichniss. Leider fehlen in diesem Exemplar das 25. und 26. Quaternion (enthaltend den Schluss des 10. Kapitels, dann Kapitel 11 und 12 des IV. Buches, ferner den Anfang des 1. Kapitels des V. Buches), sowie die Errata; ein zweites vollständiges Exemplar wurde nach Ungarn verkauft. Der Titel (auf dem ersten Blatte) lautet: »**MARCVS** | MARVLVS SPALATEN||SIS DE INSTITVTIO||NE BENEVIVENDI | PER EXEMPLA | SANCTO||RVM·| †«. Es folgt dann (auf Blatt *a* 2, *a* 3 und der Vorderseite von *a* 4) Marulić's Widmung an den Domherrn und Archidiaconus von Spalato Hieronymus Cippicus und darauf (Rückseite von *a* 4 und *a* 5) »Index Capitulorum Operis« und am Schlusse desselben ein kleines Gedicht zu Ehren Marulić's vom Erzpriester von Traù Hieronymus Macarelli, — Alles wie in der Ausgabe vom J. 1513. Nach dem Texte, der auf der Vorderseite des fünften Blattes des letzten Quaternions (mit der Signatur &) abschliesst, folgt — wiederum wie in der Ausgabe vom J. 1513 — auf den nächsten drei Seiten Marulić's »Carmen de doctrina Domini noſtri Jesu Christi pendentis in Cruce«. Was darauf

[1] Höchst wahrscheinlich beruht diese Angabe Kukuljević's auf einem Irrthum, denn nach dem Supplement zu Brunet's Manuel du libraire wurde die erste Buchdruckerei in Solingen erst im J. 1537 gegründet.

noch folgt, ist dagegen dieser Ausgabe eigen. Zuerst auf der Vorderseite des vorletzten Blattes desselben Quaternions & das Gedicht: »Lamp. Francifco Lucenfi. | Qui te Lucenfem dixit francisce: locutus | Crede mihi, non est hic fine mente deum: | Nāq3 hec que tetre fubiere pericula noctis | Euolitant formis lucida fcripta tuis«. Den übrigen Raum dieser Seite nimmt ein Nachwort des »Jacobus Grafolarius, ad Lectorē.« ein, woraus ich den zweiten Theil, weil auf die Ausgabe Bezug nehmend, abdrucken will: »Operis imprimendi curā fufcepit Venerandus Sacerdos Franciscus lucenfis: qui vt eft in rebus agēdis accuratiffimus, vt in lucem caftigatiffimus ꝓdiret liber, non laboribus, non vigilijs, nō etiam impenfe pepercit: cum Archetypo ipfius Maruli impreffum cōtulit volumen: & que in eo errata repit diligēter annotauit. citatis quaternionib' & linear(um) numero vt facilius ea corrigi poffint. Tuum erit meminiffe hominis cuius beneficio lectione fuauiffima fimul & fanctiffima oblectaberis. Vale.« Die Rückseite desselben Blattes trägt folgenden Text: »Francifcus Lucenfis de c(on)fortibus ad lectorē. LAboraui non parū Lector candide, vt hosce Maruli libros meis typis prouiderem qā emendatiffimos. Sed quis ille Argus impreffor, quem obiter labecule quepiam non fubterfugiant? Id quum & mihi nuper eueniffe relegens perfpicerem, quāprimū enotandis omnibus, que ab Archetypo deerrauerant, fedulam accōmodaui operam: atq3 (Quecunq3 illa) codici appendimus: vt, quo faltē potuimus modo, nihil in hoc opere defiderares. Vale. — Quaterniones duo & quatraginta. a. b. c. d. &c̄. — ℭ Impreffit Venetijs prefbiter Frācifcus Lucenfis de cōfortibus Cantor ecclefie. S. Marci. Et Bernardinus de Vitalib' Venetus. Regnāte Sereniffimo Principe & D.D. Leonardo Lauredano Dei gratia Inclyto Duce Venetiar(um) Anno Dn̄i. M.D.vi. Die. x. menfis Februarij. — Quifquis fub Diui Marci Imperio libros imprimis: Caue ne hoc Maruli opus decē ab hinc annos tuis excudatur formis Illuftriffimus Senat. Ven. Jubet.«

Ist das die Editio princeps des Marulić'schen Werkes? Sicher ist die Sache nicht, denn das Nachwort des Grasolarius und des Lucensis, die dafür sprechen, hätten auch aus einer älteren Ausgabe unverändert herübergenommen werden können, wie uns dies deutlich die zweite Ausgabe (Venedig 1517) der *Quinquaginta parabolae* des Marulić beweist, in welcher vor dem Impressum das nur für eine Editio princeps passende Nachwort aus der ersten Ausgabe (Venedig 1510) ohne Aenderungen abgedruckt wurde, wo ebenfalls von einer Kollation mit dem Archetypon des Verfassers die Rede ist. In der That wird uns angeblich

die Existenz einer solchen älteren Ausgabe durch das im XXV. Bande der *Starine* abgedruckte Testament des Marulić bezeugt. In demselben erwähnt nämlich Marulić auch »opuscula mea hactenus impressa i: de bene vivendi exempla sanctor(um), quinquaginta parabolae evangelistar(um). Item liber de humilitate et gloria Christi [1] .... (S. 156)«. Auch in dem, dem Testamente beigegebenen Bücherverzeichnisse werden ebenfalls erwähnt: »Marci Maruli praecepta per exempla sanctorum; eiusdem evangelistarium; eiusdem quinquaginta parabolae; eiusdem de humilitate et gloria Christi; eiusdem multa alia, quae nondum sunt impressa (S. 158)«, woraus ebenfalls zu folgen scheint, dass die ersten vier Werke des Marulić zur Zeit der Abfassung des Testamentes, bezw. dieses Bücherverzeichnisses schon gedruckt waren. Es kann nun kaum gezweifelt werden, dass die »de benevivendi exempla sanctor(um)« des Testamentes und die »praecepta per exempla sanctorum« des Verzeichnisses ein und dasselbe Werk sind, und zwar unser »de institutione benevivendi per exempla sanctorum«, dessen Titel in den verschiedenen Ausgaben ziemlich stark geändert wurde, wie denn auch Marulić selbst in unserer Ausgabe im Texte vor dem I. Buche das Werk nennt »de religiose viuendi institutione per exempla ex veteri nouoqȝ teſtamento collecta«. Das Testament trägt nun das Datum »Anno ... millesimo quingentesimo primo, die vero 14 Julii (S. 153)«. Auf Grund dieses Datums nahm man auch an, dass die obenerwähnten vier Werke, also auch die Institutio benevivendi, vor dem 14. Juli 1501 bereits gedruckt waren. Man hat aber bei der Herausgabe des Testamentes, das nur in einer Abschrift erhalten ist, versäumt, die Richtigkeit der Abschrift in Bezug auf das Datum zu prüfen. Und doch war dies sehr leicht möglich. Marulić hinterlässt seiner Schwester Risa eine Uhr, die er »a D. Petro Berislavo, bano quondam Croatiae« zum Geschenk erhalten hatte, »(qui) pro fide Christi pugnans, ab infidelibus, quos antea vicerat, tandem oppressus periit (S. 155)«. Der Banus von Kroatien Petar Berislavić fiel aber im Kampfe mit den Türken erst am 20. Mai 1520 (vgl. Rad 3, 52)! Aber auch der Thomas Niger, den Marulić als Bischof von Scardona bezeichnet (S. 156), bekleidete diese Würde erst vom Ende 1519 bis zum J. 1524 (vgl. Rad 59, 179). Wahrscheinlich würden uns auf dieselben Jahre 1520 bis 1524 auch die im Verzeichnisse erwähnten Werke führen, wenn

[1] Die so richtiggestellte Lesart entnehme ich aus einer brieflichen Mittheilung Prof. Šrepel's an Prof. Jagić.

es sich, wie ich glaube, in der Regel um gedruckte Ausgaben handelt. Doch schon die zwei oben erwähnten Daten genügen vollkommen, um die Behauptung aufzustellen, dass das Testament Marulić's nicht vor dem 20. Mai 1520 geschrieben sein konnte; höchst wahrscheinlich hat der, auch sonst unachtsame Abschreiber zwischen »quingentesimo« und »primo« das Wort »vigesimo« ausgelassen, so dass das richtige Datum der 14. Juli 1521 sein dürfte. Aus dem Testamente des Marulić erfahren wir also in Bezug auf die Ausgaben einzelner seiner Werke nichts Neues, da Editionen der oben erwähnten vier Werke aus der Zeit vor dem J. 1521 uns schon bekannt waren. — Und da ich gerade von der *Institutio benevivendi* spreche, so will ich auch erwähnen, dass die von Kukuljević (Stari pisci I, LVIII) als selbständiges Werk des Marulić angeführte »*Polacithra* (sic!) Christianarum virtutum« nichts anderes ist als eine spätere Ausgabe der Institutio, welche unter dem Titel »Palaestra Christianarum Virtutum Ad benè beatèque vivendum instituta« in Köln im J. 1686 erschienen ist.

Als dies schon gesetzt war, wurde ich von Prof. Šrepel auf einen Aufsatz des Herrn M. Breyer im Agramer *Vienac* vom J. 1897 aufmerksam gemacht, wo auf dieselbe Weise das Datum des Testamentes Marulić's richtiggestellt wird und zwei bisher unbekannte Ausgaben dieses Werkes — diese vom J. 1506 und eine vom J. 1509 — erwähnt werden.

M. Rešetar.

Kritischer Anzeiger.

Ursitze der Slaven und Deutschen.

Das gross angelegte, leider unvollendete Werk von A. Müllenhoff bezeichnet nicht den Abschluss, sondern nur eine Etappe auf dem Wege der Forschung; in manchen, entscheidenden Punkten sind bereits heute seine Ergebnisse überholt, neue Bahnen eingeschlagen worden. Für den slavischen Forscher ist diese moderne Entwickelung sehr lehrreich; handelt es sich doch dabei nicht nur um Feststellung neuer Gesichtspunkte, sondern es schneidet diese ganze Forschung in die Fragen slavischer Urgeschichte selbst tief ein.

Wohl kann man zugeben, dass der Terminus Germania der Alten, wie dies im Mittelalter ganz bestimmt der Fall war, wesentlich ein geographischer, kein ethnographischer, gewesen ist, d. h. dass die Völker, die uns in Germania Magna genannt werden, nicht eo ipso auch Germanen gewesen sein müssen. Aber diese Einräumung hilft uns in praxi recht wenig. Höchstens kann man behaupten, dass, weil der Name der Weichsel und ihrer Zuflüsse, von denen nur die Nida auf keltischem Boden wiederkehrt, undeutsch ist, weil sich hier keine Oder, Elbe, Havel, Spree u. s. w. wiederholen, wir folgern dürfen, dass die Slaven das ganze Weichselgebiet, bis an die Oder hin, besessen haben; auch Müllenhoff gab die Möglichkeit von Slavenstämmen links der Weichsel offen zu. Dagegen würden wir sofort in die grösste Schwierigkeit gerathen, wenn wir diese Slavenstämme (ausserhalb des *κόλπος Ουενεδικός* und der *Ουέλται*, die unmöglich Litauer sein können) wirklich bezeichnen wollten. Man könnte sie ja, wie das so vielfach geschieht, in den Lygii aufsuchen wollen, aber wer ohne Voreingenommenheit sich die Namen ihrer valentissimae civitates ansieht, die Harii, Helvaeones, Manimi, Helisii, Nahanarvali, wird ohneweiteres zugeben, dass dies keine Slaven gewesen sein können.

Allerdings bilden die Völkernamen eine grosse Schwierigkeit; es ist ihnen nicht recht beizukommen, weil wir nicht wissen, was sie bedeuteten. Was hat man mit dem Namen Germani alles angefangen, bis zu der letzten, scharfsinnigsten Lösung, dass er eine Uebersetzung des Namens Istväonen ist. Und ist es mit »Slověne« etwa besser? Wir wissen, wen der Name bezeichnet, aber weiter nichts. Heute allerdings, bei den zahllosen ethnographischen Parallelen, nehmen wir einen etwas anderen Standpunkt bezüglich Völkernamen ein; wir suchen in ihnen nicht mehr das Echo historischer

Romane oder Emanationen der Volksseele — wir erkennen in ihnen, nüchterner, einfache Schimpf- und Spottwörter der Nachbarn wegen Sprache, Tracht u. dgl. oder Beziehungen auf die Wohnsitze, wieder von Seite der Nachbarn. Nehmen wir z. B. den Namen Lęch = Ljach. Wie hat man diesen Namen gequält! zuletzt auch Kunik, den der Tod an der Fortsetzung seines Orakelns über diesen Namen gehindert hat. Die vernünftigste Deutung dieses Namens verdanken wir unzweifelhaft dem polnischen Ethnologen L. Krzywicki, welcher ihn einfach in die Reihe der Namen wie Lemken, Sotaken, Kajkavcen stellt und damit die Russen ihre Nachbarn wegen ihres ę (ą)-Sprechens bezeichnen lässt. Dass der Name viel älter als das X. Jahrh. wäre, lässt sich ja mit nichts nachweisen, und dass schon im IX. und X. Jahrh. die Russen die »Nasale« in dem poln. Umfang nicht mehr kannten, dürfte einleuchten. Der Name ist den Polen niemals bekannt gewesen und er bezeichnet bei »Nestor« wirklich nur die ę, ą sprechenden Westslaven, nicht z. B. auch Böhmen und Mährer! Ist die Annahme von Krzywicki richtig — wie prosaisch, nichtssagend im Grunde ist der Name! Und so wird es sich mit vielen anderen verhalten.

Gerade die Namen der deutschen Stämme sind seit 1890 Gegenstand lebhaftester Controversen; fast kein Jahrgang der Zeitschrift f. D. Alterthum, der (Paul und Braune'schen) Beiträge u. s. w. bleibt ohne derartige Erörterungen, von Leistner, Much, Hirt u. a. So fahndet Much nach Thiernamen unter den Stammnamen, im einzelnen Falle wohl mit Recht, aber schliesslich erschrickt man vor all den Hirschen, Ebern und Stieren — die Stammkarte wird ja förmlich zu einem zoologischen Garten. Aber neben ihrer Unerklärbarkeit (man vgl. slavisch Dudlěbi, Sъrbi, Chъrvati u. a.) zeigen Stammnamen noch eine andere, nicht minder unangenehme Eigenthümlichkeit auf: sie wiederholen sich fortwährend. Es war und ist meines Erachtens ein grosser Fehler der deutschen Alterthumskunde, dass sie aus dem blossen Wiederholen der Namen, z. B. Friesen, Angeln, Rügen, Goten u. s. w. Rückschlüsse auf Wanderungen der Stämme selbst zieht. Noch Aug. Meitzen steht in seinem grossen Werke (Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen u. s. w.) ganz auf diesem Standpunkte; die Friesen am Rande der Nordsee müssen einst an der Unstrut gesessen haben, weil dort Frisonofeld liegt, ebenso bezüglich der Angeln u. s. w. Wenn wir Slavisten — und dasselbe scheint mir vom Keltischen zu gelten — die Richtigkeit dieser Annahme — die als selbstverständlich gilt, gar nicht bewiesen zu werden braucht — nicht bestreiten wollten, würden wir einfach in Teufels Küche gerathen; denn wohin würde uns führen, wenn wir z. B. aus dem Vorkommen des Namens Dudlěbi im Osten, Westen und Süden der slavischen Welt gleich auch eine engere Beziehung, Verwandtschaft, Wanderung der betreffenden Stämme und Stammpartikeln folgern wollten! Ebenso verhält es sich mit dem Namen der Serben, Chorvaten u. a. Der Name Frisonofeld an der Unstrut und der der Frisii an der Nordsee besagt mir in seiner Wiederholung ebensowenig etwas, wie die Wiederholung von Dudlěbi u. a.

Dass z. B. ein dudlěbi nur ein Spottname war, der an mehreren Orten zugleich aufkommen konnte, möchte ich, obwohl ich keine sichere Analyse

des Namens geben kann (*lĕbъ* dürfte lit. *laibas* sein), ohneweiteres annehmen. Mir kommen da z. B. in den Sinn die Namen, welche Huzulen ihren Nachbarn zu geben pflegen, ein ganzes Schimpflexikon, z. B. Obderyseło, Zanesysokyra, Sidłajpes, Byczkołupnyky, Suhaky, Zahubypodkova, Obłupykotjuha u. s. w. Vielleicht irrt gröblich, wer hinter den Namen Dudleben, Serben, Chorvaten »edleres« vermuthet; es sind dies vielleicht nur ebensolche Schimpfnamen, wie die Sueben — Schwaben = die »Schläfrigen«, die Wandalen = die wandelbaren (von ihrer Flinkheit oder ihrer Flatterhaftigkeit oder von beidem zugleich), die Lugier = Lügner, wenn n. b. diese Etymologien auch nur entfernt das richtige treffen.

Doch beschränkt sich die moderne deutsche Forschung nicht auf zweifelhafte Etymologien, oder Erklärung umstrittener Stellen des Tacitus (z. B. über den Namen der Germanen) oder Interpolationen (z. B. im berühmten Pytheasbruchstück). Zu der philologischen Arbeit gesellt sich, z. B. in den Studien von Kossinna, auch die archäologische, die Berücksichtigung der — annoch ziemlich unverständlichen oder stummen — Funde der Vorzeit. Wenn wir Slavisten von den Arbeiten des L. Niederle absehen, steht es bei uns im Grunde genommen nicht sehr tröstlich um das Wissen. Zwei Menschenalter vergehen bereits seit dem Erscheinen der Šafařik'schen Alterthümer, aber im Wesentlichen haben wir uns von seinem Standpunkt und seiner Methode nicht erheblich entfernt; noch immer werden dieselben Namen mit derselben Willkür bald so, bald anders gedeutet und wir kommen nicht vorwärts vom Fleck. Auch spielen immerfort Gefühle und Empfindungen herein, die den wissenschaftlichen Blick nur trüben können: man schimpft weidlich auf die deutsche Gelehrsamkeit, welche den Slaven allen Boden abgraben, sie als späte Eindringlinge, als Avarenschmarotzer, überall ausmerzen wollte und verfällt in denselben Fehler allzugrosser Begehrlichkeit, möchte gar zu gern die Germanen sammt und sonders in den skandinavischen Winkel allein hineinzaubern, ohne zu achten, welche Reverenz vor den Herrentugenden der Germanen und welche Verachtung vor den Sklavenfehlern der Slaven diese Annahme involvirt.

Ein unerquickliches Schauspiel, mit dem wir uns jetzt hier befassen wollen! Alljährlich fast wiederholen sich die Versuche, Slaven als Autochthonen in Gegenden zu erweisen, für die feststeht, dass sie einst von Germanen, Kelten, Illyriern oder Geten bewohnt waren; eine Art moralischer Epidemie, deren erste Keime sehr patriotisch sein mögen, die aber zuletzt alles heillos durcheinanderwirrt.

Schuld an dieser Verwirrung trägt eigentlich Jakob Grimm und seine unseligen Etymologien oder richtiger Pseudologien. In Namenerklärungen hat er nie grosses Glück gehabt, aber einzelne derselben sind geradezu verhängnissvoll geworden. Ich sehe ab von *Geten* = *Goten*, das einem Jordanes, nicht einem Grimm passiren durfte; von *Gallus* = *Walhus* (durch ein Gualhhindurch) und verbleibe bei der unglücklichsten, bei *Suevus* = *Slavus*.

Je falscher eine »Etymologie« ist, ein desto zäheres Leben pflegt sie bekanntlich zu führen. Wer gedenkt nicht der Hartnäckigkeit, mit welcher die falsche Gleichung *θεός* = deus vertheidigt wurde, ebenso wird z. B. an

suavis ἡδύς = saldus sladъkъ festgehalten; ja, diese falsche Gleichung muss ihrerseits das falsche Suevus = Slavus stützen helfen. Aber keines dieser Falsa hat so sehr alte Geschichts- und Völkerkunde verwüstet, wie das ominöse Grimmsche Suevus = Slavus, dem man noch *Hessen* = *Chatten* vergleichen könnte, das auch nicht auszurotten ist.

Mir liegen zwei umfangreiche Arbeiten vor, die auf dieser Gleichung aufgebaut sind. Die eine ist: Dr. Wojciech Kętrzyński, O Słowianach mieszkających niegdyś między Renem a Łabą, Salą i Czeską granicą, Krakau 1899, Abhandll. d. Akad. histor. Cl. XL. Bd., S. 1—142 und 7 Mappen. Director v. Kętrzyński hatte bereits 1868 »Die Lygier, ein Beitrag zur Urgeschichte der Westslaven und Germanen« (Posen, 154 S. 8⁰) erscheinen lassen; schon hier bewies er, dass zwischen Elbe und Weichsel die Slaven Ureinwohner gewesen wären, dass Deutsche aus Skandinavien, z. B. Langobarden, sich auf slavischem Boden als Herren, Eroberer niedergelassen haben, dass slavische Völker (z. B. Semnonen) als Sueben bezeichnet wurden, weil das Römerohr die Namen Sueven und Slaven (Svoven) verwechselte; die Abhandlung schloss mit dem Nachweis, dass die Lygier Slaven, speziell Lachen waren, weil ihre Sitze und vielleicht auch ihre Namen identisch wären.

Das Rüstzeug, mit dem der Verf. an sein Material herantrat, war wesentlich ein Etymologisiren, ein Erklären der Völker-, Fluss-, Götternamen aus dem Slavischen. Keine einzige dieser Etymologien war jedoch richtig. Es verehren z. B. die Nahanarvalen des Tacitus den Castor und Pollux, die ihnen *alcis* heissen — es sollen dies *holcy* — iuvenes (poln. *pacholę*), die Lel und Polel, das Volk selbst die Nuren (Neuren) sein. Erstens sind Lel und Polel keine Götter, sondern Kreischlaute Besoffener und gehören in die Schenke, nicht in die Mythologie; zweitens haben *pacholę* mit *holcy* und diese mit *alcis* nichts zu thun, denn *pa-cholę* gehört zu *chol-p* (*chłop*) und *holcy* ist eine junge Bildung zu *goły*, Tacitus spricht aber nicht von *chalcis* oder *galcis*, sondern *alcis* = deutsch *alhs*. Ebenso verhält es sich mit dem Nerthuskult, der slavisch sein soll, aber die Etymologie, die dies beweist, ist unmöglich; ebenso mit den Vanen der nordischen Mythologie, die Slaven sein sollen, wie es Šafařík bewiesen habe. Da ich hier schon der Vanen gedenke, will ich einen Umstand erwähnen, der meines Wissens — so viel auch über die Vanen geschrieben worden ist, zuletzt z. B. von K. Weinhold in den Sitz.-Ber. der Berl. Akad. 1890 — niemals genannt worden ist, die wanowe mogiły in Meklenburg!

In der neuen Abhandlung geht nun der Verf. noch viel weiter. Er bestreitet überhaupt, dass Germanen jemals in Mitteleuropa ursprünglich ansässig gewesen wären: es sind dies sämmtlich Eroberer, die aus ihrer eigentlichen Heimath, aus Skandinavien, ausgezogen, durch ihre kriegerische Organisation den Kelten und Slaven überlegen, beide unterjocht hätten. Noch sind zu Cäsar's und Tacitus' Zeiten die Sueben Slaven gewesen, daher der Gegensatz, in den sie zu Germanen bei Cäsar wie bei Tacitus treten, daher ist Marbod = Marowód, Führer der Maren, daher ist der König der Hermunduren Vibilius = Wybił (ja, woher weiss man, dass es zu jenen Zeiten einen Wybił hat überhaupt geben können? warum nicht ausschliesslich ein Izbił?)

u. s. w. Den, Nerthus verehrenden Völkerbund, Rendigni Aviones Anglii Varini Endoses Suardones Nuithones, sieht Verf. (S. 80—82) theilweise für deutsch (skandinavischen Ursprunges, die fünf ersten), theilweise für slavisch an (die beiden letzten)! Der Nerthuskult selbst ist der des Swantowit, obwohl sie nichts mit einander gemein haben und Einzelnheiten des Nerthuskultus so bezeichnend in Altschweden wiederkehren! Der Name Sueven ist die keltische Aussprache des Slavennamens, wie noch heute stellenweise *ł* wie *w* gesprochen wird — nur hat der Verf. den Beweis zu führen vergessen, dass der Name Slovenen vor Chr. bereits vorhanden war und dass eine moderne dialektische Erscheinung für vorchristliche Zeiten fruktifizirt werden darf. Dass Sueven Germanen waren und nur Germanen sein konnten, wissen wir aus Cäsar und Tacitus und keine falsche Etymologie wird unsere Ueberzeugung erschüttern, wenn wir nicht auf die Benützung dieser Quellen überhaupt verzichten wollen.

Aber die Abhandlung hat einen grossen Vorzug, sammelt sie doch die faktischen Spuren mittelalterlicher Ansiedelung der Slaven in heute rein deutschen Gegenden und das ist ihr bleibendes Verdienst. Es ist in der That ganz unglaublich, wie tief einst die Slaven in Deutschland gesessen haben und immer wieder drängt sich einem die bekannte Stelle in der vita Sturmi auf, der um 744 an der Fulda, wo sie die Strasse Thüringen—Mainz, also im Herzen Westdeutschlands, durchschneidet, auf badende Slavenhaufen stösst; die Stelle schmeichelt zwar nicht unserem ästhetischen Gefühle, aber sie ist ausserordentlich lehrreich. Alle diese in Urkunden, Bauform (Rundlinge) und Ortsnamen niedergelegten Reste sind sorgfältig für die einzelnen Gebiete gesammelt und auf Mappen eingetragen. Freilich spielt auch hier die leidige Etymologie mit. Dass Kostnitz oder Bregenz slavisch sein soll, glauben wir einfach nicht, und was beweist der Name lacus Venetus für Bodensee? Sind etwa alle Veneter und Heneter slavisch, auch die in Paphlagonien? Gerade der Umstand, dass, in den Fuldaer Urkunden z. B., die Slaven ausdrücklich auf deutschen Orten angesiedelt erscheinen, dass die Angaben über die Main-Regnitz-Saale-Wenden so reichlich fliessen, mahnt zur Vorsicht, über diese Gegenden hinaus, wozu uns Urkunden nicht mehr berechtigen, doch noch Slaven zu suchen. Namensanklänge beweisen nichts; mit solchen hat man ja bewiesen, dass Helvetia = Chełmetia und Schweiz = Switeź wären; mit solchen »kann man Mekka und Medina slavisch deuten«, bleibt keine Gegend der Welt vor der Slavenplage sicher. So werden gedeutet Wipper = Wieprz, Ems (Amisia) = Mża (warum nicht auch Appenninus = Pieniny?), Lippe (aber alt nur Lupia !!) = Lipa u. s. w., ebenso Rhein u. a., Podrebeke soll Podrybaki sein — mit derlei Etymologien kann man alles beliebige erweisen. Sogar »urkundlichen« Angaben ist manchmal keinerlei Gewicht beizulegen; wenn Qazwini Soest und Paderborn »im Slavenlande« belegen sein lässt, so wissen wir, was wir von derlei Ungenauigkeiten der Araber zu halten haben; sein Zeugniss ist werthlos. Wenn eine Klostergeschichte des XIV. Jahrh. die westphälische Ruhr »Rura australis seu slavica« nennt, will ich gar nicht erst rathen, woher diese verrückte Combination gekommen sein mag. Ebensowenig imponiren mir die von Anderen citirten Stellen, z. B. über

die Saale: flumen quod *slavica* lingua Sale dicitur der Reinhardsbrunner Annalen — was könnte dies im besten Falle beweisen? Falsch ist die Angabe des Monachus Brunwilerensis, der vom Thüringer Walde behauptet: in saltu Sclavorum qui iuxta linguam eorum Lovia (Levia, Pertz) dicitur quique infinitam ursorum nutrit multitudinem, was natürlich lovъ sein muss. Und nun erst, wenn man die Worte im Bonifaciusbriefe vom J. 742: locus qui dicitur Erphesphurt (Erfurt) qui fuit iam olim urbs paganorum rusticorum als Erinnerung an die Slaven, noch vor der Zertrümmerung des thüringischen Reiches durch die Franken (531) ausdeutet!

Dass andererseits historische Urkunden die schätzbarsten Angaben enthalten, bestreiten wir sicherlich nicht; eine solche, höchst interessante, die meines Wissens bisher unbeachtet war, hat Kętrzyński aus der Vita des Merseburger Bischofs Werner (gest. 1093, Mon. Germ. XII. 246) eruirt, die ich hier wiederhole: verum quia sclavonicae linguae admodum ignarus erat et eum cura pastoralis Sclavorum genti, quorum multitudinem copiosam error adhuc idolatriae detinebat, verbum salutis credere cogebat, *libros Sclavonicae linguae sibi fieri iussit*, ut latinae linguae character quem intelligebat idiomata linguae Sclavorum exprimeret et quod non intelligebat verbis stridentibus intelligendum aliis infunderet. Also ein Pendant zu den Freisinger Denkmälern und das älteste Denkmal westslavischer Sprachen, geknüpft an dasselbe Merseburg, das bereits durch zwei andere Bischöfe, Thietmar und Boso, bedeutungsvoll für die Westslaven geworden ist; je seltener ein derartiges Pflichtgefühl bei den deutschen Kirchenfürsten gewesen ist, desto mehr schätzen wir dieses ganz vergessene Zeugniss.

S. 61—66 werden die slavischen, den Römern bereits bekannten Namen aufgezählt, natürlich Brigantium und Bregetium, slav. Brzeznica und Brzeziec (poln.), aber diese slav. Namen haben zu römischen Zeiten Berznika Berzek geheissen. Oefters wird das Verhältniss umgedreht, so muss z. B. die Elbe aus Łaba entstanden sein, während nur das Gegentheil davon möglich ist; das späte Lehnwort *rynek* (aus Ring) haben die Deutschen von den Slaven entlehnt u. s. w. Ich betone nochmals, die Abhandlung ist sehr verdienstvoll durch die mühsame Sammlung und Einzeichnung des weit verstreuten Materials, aus dem uns die grosse Ausdehnung des slavischen Elementes im linkselbischen und linkssaalischen sowie fränkischen Deutschland in helles Licht gerückt wird; aber den weiter gehenden Ausführungen des Verf. können wir nicht mehr beipflichten.

Ganz anders stellen wir uns dagegen zu dem zweiten der Werke: Historya Słowian, napisał Edward Bogusławski, tom II (Krakau-Warschau 1899, VI und 516 S. 8⁰); das Werk sieht furchtbar gelehrt aus, das Quellenverzeichniss allein füllt 76 S. (402—478)! Der Verfasser ist zu unterscheiden von Wilhelm Bogusławski, dem wir eine ungeheure dreibändige Geschichte des nordwestlichen Slaventhumes bis zum XIII. Jahrh. (Posen 1887 ff.) verdanken, deren Werth im umgekehrten Verhältnisse zum Umfange steht; eine gut gemeinte, aber unkritische Leistung, auf die viel Fleiss und Mühe verwendet worden ist. Indem wir von ihr absehen, besprechen wir hier nur die Slavengeschichte von E. B.

Mit merkwürdigem Geschick hat der Verf. alle kursirenden falschen Etymologien aufgeklaubt und darauf seine Phantasien gestützt. Also natürlich Suevus = Slavus, Gallus = Vlach (er sagt zwar nicht, von wem er dieses Prachtstück hat, aber es ist von Jac. Grimm unseligen Andenkens), Lugii = Ljachy, Reudigni = Redari, Chorvaten = Kallipidi, Serben = Sarmaten, Vinidae = Vandalen und Veneten zugleich u. s. w., alles die guten alten Bekannten. Er vermehrt nur diese Musterserie von Ungereimtheiten um einige gleich gelungene, Melanchlenen = Merja (das chlenen hat Herodot in seiner Dummheit zugesetzt), Glomaci = Mugilones (wegen gomila = mogila), Daci = Daciane (in Böhmen) u. s. w. Für alle Fälschungen und Mystifikationen ist er natürlich ebenso der bereitwilligste Abnehmer, also für den Iztok und Upravda, für den glagolitischen Psalter von 626 u. s. w.

Neben dieser mehr humoristischen Seite weist jedoch das Werk auch andere auf, die weniger harmloser Natur sind. Wir würden ja Herrn B. ruhig den Kollar, Šembera, Sasinek, Sieniawski, Moravičanský, Trstenjak, Papaček, Topolovšek und allen den andern Rittern von der traurigen Gestalt beigesellen, aber erstens schimpft er auf die Phantasten, welche durch falsche Etymologien auch richtige Grundgedanken um ihren Kredit bringen — als wenn nicht er gerade der schlimmste von dieser Sorte wäre. Zweitens beschimpft er anständige Leute, die nicht in sein Horn blasen; er konstruirt eine »berliner-österreichische Schule«, die dem deutschen Chauvinismus aus Ueberzeugung oder Eigennutz dient; dazu gehören Grimm, Zeuss, Müllenhoff, »der Karrierist« Miklosich, Jagić, Krek, ich und andere; im Gegensatze zu diesen Fälschern und Renegaten steht die »slavische« Schule (Topolovšek und Genossen?), die beim Verfall des Wissens das Banner der Wahrheit hoch trägt. Drittens hat er einige Gedanken, die des Reizes einer originellen Dummheit nicht entbehren. Ich denke weniger an seinen Glagolicaroman, wie die Deutschen von den Slaven die Runen entlehnt haben, mit welchem Buchstaben das slavische Runenalphabet ursprünglich begann u. s. w.; mehr imponirte mir eine andere Erfindung; den Hergang denke ich mir folgendermassen.

Verf. hatte beobachtet, dass zwei slavische Stämme, Russen und Bulgaren, von Fremden, Normannen und Torken, ihren Namen und die Staatengründung her haben; er verallgemeinerte nun diese Erscheinung auf alle übrigen Slaven. Lachen, Chorvaten, Serben, Slaven selbst sind keine Slaven; es sind dies Gallier (Wlachen), Karpen, Sarmaten, Sueven (Germanen); diese Herrennationen haben sich im Laufe der Jahrhunderte nur »wendisirt« und es verblieben nach ihnen ihre Namen den unterjochten »Wenden«. O Šembera, kehre dich noch im Grabe wegen der Blasphemie um, die hier ein »Slave«, kein »Berlin-Oesterreicher« vorträgt. Der einheimische Name des Volkes war immer nur »Wenden«; »Slaven« nannte es sich nur nach seinen Herren, den Sueven (nach der Gleichung: suavis = sladъkъ). Nun gut, bei den Slovaken würde ich es mit Vergnügen zugeben — ich schreibe dies im Fasching —, haben doch Sueven, Markomannen, Quaden über ihre Gegenden geherrscht, aber warum auch die Novgoroder »Wenden« sich von den verfl. Schwaben ihren Namen erst holen mussten, ist mir nicht klar geworden —

offenbar durch eine berliner-österreichische Intrigue. S. 392 spricht Verf. davon, aber erwähnt der Schwierigkeit mit keinem Wörtchen — er ist überhaupt Meister im Verschweigen dessen, was in den Kram ihm nicht passt.

O wäre doch die Historya Słowian ungeschrieben oder wenigstens ungedruckt geblieben!!

Grundverschiedener Art ist das dritte, hier zu nennende Buch, eines jungen russischen Germanisten, Ѳ. Браунъ, Разысканія въ области гото-славянскихъ отношеній. I. Готы и ихъ сосѣди до V. вѣка. Первый періодъ: Готы на Вислѣ, СП. 1899, aus dem 64. Bd. des Сборникъ der 2. Abtheilung, XX und 392 S. 8⁰. Ein stattlicher Band als Commentar zu ein paar Worten des Tacitus, Ptolemäus und Jordanes, ein ausserordentlicher Aufwand von gewissenhaftester Mühe, grosser Belesenheit, glänzender Combinationskraft macht das neue Werk aus, dessen Inhalt wir zuerst kurz angeben wollen.

Ausgehend von der durch Budiłovič grundfalsch angeschnittenen »gotischen« Frage (*Ruś = hrōþ*, d. i. *hrōþagutōs* Ruhmesgoten) erörtert Braun zuerst die Sitze der Weichselgoten, ihrer Nachbarn im Westen und Südwesten, dann im Osten (d. i. Sarmatien, Hauptheil des Buches), hier der Reihe nach alle Fragen über Skythen, Sarmaten, Bastarnen, Daken und Kelten erörternd; S. 178—239 ist speziell der Geographie des südlichen Sarmatien gewidmet. Nach Auslassungen über die Ursitze der Baltoslaven und einzelne litauische Stämme wendet sich Braun der Frage zu, woher die Goten an die Weichsel gekommen sind, ob aus Skandinavien, wie es die Stammsage berichtet, oder vom Süden, von der Oder her und nach Bestätigung der letzteren Annahme wird Umfang und Bedeutung des Namens »Wenden« sowie lautlicher Einfluss des Slavobaltischen auf die Sprache der vandilischen Ostgermanen erörtert. Beilagen endlich erklären die nach Ptolemäus gezeichneten Karten. Mit anderen Worten: unter einem ganz anspruchslosen Titel wird uns die Geo- und Ethnographie des alten Osteuropa vorgeführt, auf Grund sorgfältig erwogener Nachrichten der Alten und mit linguistischen Mitteln, da uns die archäologischen immer noch im Stiche lassen. Die hochinteressante Arbeit zeugt von der besten methodischen Schulung und grossen eigenen Gaben des Verfassers; sie wird klärend wirken, ohne dass wir ihren Resultaten zuzustimmen brauchen.

Braun geht von dem für ihn unverrückbaren Axiom, dass die Weichsel Ostgrenze der Germanen wäre, aus und erwähnt nicht einmal anderweitige Auffassungen; den Namen *Calisia* z. B. haben die Polen von den deutschen Lygiern unverändert übernommen; *Mugilones* des Strabo sind ihm »allein unklar«, die übrigen Namen in der bekannten Marbodstelle desselben dagegen sind die sonst »bekannten«; so operirt er dann mit unerschütterlicher Ruhe; die dreierlei Aufzählung lugischer Völkerschaften (bei Plinius, Tacitus, Ptolemäus) beruht auf dreierlei Iterinarien (einem östlichsten, westlichsten und einem centralen) und so wird jeder »deutsche« Stamm glücklich untergebracht: die Varinen und Charinen im Gouvernement Kielce und Radom u. s. w. Ebensowenig lässt er seine Kreise stören durch die moderne, zumal bei Archäologen beliebte, Fixirung der Ursitze der Germanen in Jütland und Skandinavien: siegreich erweist er die Unmöglichkeit, dass die Vandilier aus

Südschweden gekommen wären und erklärt, wie z. B. die Langobarden in Oberitalien von den bereits völlig versprengten Ostgothen erst aus deren Liedern den skandinavischen Einschlag in die eigene Wandersage aufgenommen hätten. Die Eigenthümlichkeiten des vandilischen Vokalismus haben sich unter der Einwirkung des Slavobaltischen entwickelt. Die Neuren-Slaven sind aus ihrer Heimath durch die Schlangen-Bastarnen zur Flucht zu den Dniepr-Budinen an die Desna gezwungen worden: so fallen das älteste Faktum slavischer und germanischer Geschichte (2. Hälfte des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts) zusammen.

Ob diese bewunderungswürdige Sicherheit des Verfassers nicht auf Kosten des Gegenstandes selbst erzielt worden ist, bleibe dahingestellt; gegenüber sonstiger Zerfahrenheit berührt ja förmlich wohlthuend diese Durchdachtheit des Ganzen und diese Consequenz des Verf. Nach dieser gebührenden Anerkennung lassen wir nunmehr unsere Einwände folgen, die uns unmöglich machen, die Folgerungen des Verf. anzunehmen.

Sein Hauptfehler sind seine Etymologien; sie sind linguistisch tadellos, nichtsdestoweniger sind sie unannehmbar. Sie gipfeln alle darin, dass der Verf. in möglichst jungen Orts- und Stammnamen möglichst alte wiederfindet. So z. B. enthält für ihn der Name Vjatiči den Namen Wenten (Wenden); der Namen Wenden ist aus dem Deutschen nicht zu erklären, folglich (! die Folgerung ist grundfalsch, wir können den Namen Slověne, Srъbъ, Chrъvati heute aus dem Slavischen auch nicht mehr erklären — sind etwa diese Namen deshalb unslavisch?) haben die Deutschen diesen Namen von den Slaven bekommen; er hat sich unter den Slaven nur bei den östlichsten erhalten, wie z. B. der Name Slovenen nur bei den nördlichsten, bei den Novgorodern. Soviel Wörter, soviel Irrthümer. Wie wir den Namen »Finnen« vergebens bei den Finnen selbst suchen würden, oder den Namen »Aisten« bei den Litauern, ebensowenig werden wir den Namen »Wenden« bei den Slaven finden: es ist und bleibt eine deutsche Benennung, die den Slaven ebenso fremd ist, wie »Finnen« oder »Aisten« den Suomilenten oder den Litauern. Vjatiči sind wie Radimiči von Vjatko und Radim, lachischen Namen, herzuleiten — an der Tradition der Chronik ist nicht zu rütteln; für den Verf. existirt dieselbe gar nicht. Went- kommt in litauischen Ortsnamen, nicht nur bei den Letten, häufig vor, Ventis in Samogitien z. B., offenbar ein litauischer, dem Slavischen unbekannter (?) Stamm: wenn Verf. behauptet, dass dies das gesuchte *went*-Wende ist, so werde ich ihm Folgendes entgegenhalten:

Der erste beim Namen genannte Sarmate ist *Γάταλος ὁ Σαρμάτης* u. d. J. 179 a. Chr. Der Name ist offenbar böhmisches Hattala, im XVI. Jahrh. Hatała, ein berüchtigter Wegelagerer, der alle Karpathenreisenden in Todesängsten versetzte (vgl. z. B. in den Threny des Czahrowski vom J. 1597: Powiedział ktoś, abym ja imieniem *Hatały* Miał zajeżdżać, wytrzęsać półkoszki na skały, und auch sonst genannt). Hierher gehört der Name des pergamenischen Attalus und — warum denn nicht — auch der des Attila. Ist nun der Verf. zufrieden?

In diesen Fehler verfällt er immer wieder. Die Bukovina, eine Waldlandschaft (!), ist ihm nicht nach den Buchen, sondern nach den Boken

(Sa-boken, Koisto-boken) genannt; Galatz, Hałycz, Galič sind ihm nach den Galaten (Kelten) benannt (der ostrussische Name ist einfach herübergenommen aus der älteren Heimath); in Liswarta steckt vielleicht der Name der Taciteischen Elisii (aber die ältere Form ist Listwarta!); die Chorvaten sind nach dem, durch deutschen, bastarnischen, Mund durchgegangenen Harfada, aus dem nach den Carpen (die dort übrigens nie gesessen haben) Carpat genannten Gebirgszug, bezeichnet (grundfalsch, der Name ist ein urslavischer und dient allen möglichen Slaven — in Böhmen, zwischen Halle und Leipzig, Corbetha) u. s. w. Den Namen der Carpen findet dann der Verf. in Karpešti und Karpinjani in Bessarabien wieder, in dessen Namen natürlich die Bessen hereinspuken. Sogar der Name des (nördlichen) Lugidunon kommt in dem Dorfnamen Ługi (westlich von Częstochowa) vor — dagegen ist dem Verf. die deutliche keltische und dakische Namensform von Karrodunon, Lugidunon und Setidava nicht weiter aufgefallen, sie ist »zufällig« keltischen und dakischen Namen ähnlich.

Die Richtigkeit aller dieser und ähnlicher Zusammenstellungen bestreiten wir grundsätzlich; ebensowenig gestehen wir dem Verf. ein Recht zu, das ptolemäische Weltai in Wentai (Müllenhoff und ein Jahrhundert vor ihm Bohusz haben daraus Letwai gemacht, warum nicht Keltoi oder sonst was?) oder Strabos Zumoi, Butones u. s. w. in Dunoi, Gutones u. s. w. zu ändern. Auf diese Art kann man ja alles erweisen, was nur beliebt.

Die Behauptung, dass der Name Wenden nicht nur Slaven, sondern auch Litauer umfasse, ist nicht neu, aber falsch; Zubatý-Niederle haben auch ganz überflüssiger Weise darauf zurückgegriffen, um den Venedikos kolpos des Ptolemäus zu erklären; Zubatý nimmt nämlich an, dass um das I.—II. Jahrh. nach Chr. Slaven und Litauer sich sprachlich noch so nahe gestanden hätten, dass die Deutschen sie noch als eine Einheit zusammenfassen konnten, was wir niemals zugeben werden, gehen doch ein paar Jahrhunderte darauf schon die slavischen Dialekte(!) auseinander und beweist die Tacitei'sche Trennung von Aisti und Veneti das Entgegengesetzte.

Eine andere Eigenthümlichkeit des Verf. besteht darin, dass er éin Volk in zwei, räumlich weit von einander abliegende Gruppen desselben Namens sich spalten lässt; so kennt er zweierlei Budinen (am Dniepr und jenseits des Don), zweierlei Skiren u. s. w.; richtig bleibt dagegen die auch von mir oben ausgesprochene Warnung an die Germanisten, aus der Namensgleichheit nicht auch sofort Stammesidentität bei Warnen u. s. w. zu folgern, die er S. 273 f. ausführt.

Besondere Mühe gab sich der Verf. mit einem Gegenstande, der eigentlich zu seinem Thema nicht streng gehörte, mit der Geographie des alten Sarmatien, seiner Flüsse, Inseln (Peuke z. B.) und Küstenstriche. Er trifft hierin, ohne es noch zu wissen, zusammen mit L. Niederle und dessen Arbeit, Starověké zprávy o zeměpisu východní Evropy se zřetelem na země slovanské . . . příspěvkem k poznání nejstarších dějin slovanských podává etc., Prag 1899 aus den histor. Abhandll. der Akademie (I, VIII, Nr. 1), 125 S. gr.-8⁰. Es ist interessant, die Ausführungen beider Verf. über den Hypakyris, Gerros und die anderen herodoteischen Räthselaufgaben zu vergleichen; sie stimmen

in mancherlei zusammen und entfernen sich wieder in anderem; Niederle verhält sich allerdings immer mehr referirend, er führt an, was Andere an Deutungen vorgebracht haben und fällt dann seine eigene Entscheidung oder lässt, in den meisten Fällen, die Sache unentschieden; Braun geht in den wenigeren Fällen, die er behandelt, kategorischer zu Werke; seine Reduktion der ptolemäischen Masse scheint sehr bestechend, doch erlauben wir uns darüber kein Urtheil mehr.

Trotz unseres ablehnenden Verhaltens gegen die Resultate der Braunschen Arbeit gestehen wir gern das ausserordentliche Interesse ein, das uns diese Arbeit eingeflösst hat, und wünschen nur, recht bald in die Lage zu kommen, über deren Fortsetzung berichten zu können — in den ferneren Theilen ist ja der historische Untergrund weniger schwankend und von der Behandlung der slavogotischen sprachlichen Berührungen durch so kundige Hand versprechen wir uns jedenfalls viel. *A. Brückner.*

Щепкинъ, В. Н.: Разсужденіе о языкѣ саввиной книги. Съ приложеніемъ двухъ фототипическихъ снимковъ. Санктпетербургъ 1899. 8⁰. XXI + 349 (Aus: Извѣстія отдѣленія русск. языка и словесности Имп. Академіи Наукъ, томъ III и т. IV.

Fast kommt man in Versuchung, es immer noch als ein erfreuliches Ereigniss zu bezeichnen, wenn uns aus Russland ein Buch zukommt, welches das Gebiet der Slavistik betrifft und uns nicht bloss belehrt, sondern auch nur brauchbares Material uns bietet. Hiermit soll aber durchaus nicht gesagt werden, dass in Russland unser Fach vernachlässigt oder dass dort auf diesem Gebiete nicht mit entsprechendem Erfolg gearbeitet wird, nein, man kann auf eine Reihe schöner Erfolge eben aus den letzten Jahren hinweisen. Aber wir sind vielleicht gerade dadurch, dass man uns so Vortreffliches bot, verwöhnt und anspruchsvoller geworden. Wir sind unbescheiden genug, Vergleiche mit anderen Nationen anzustellen, wir berücksichtigen die ungeheuren Mittel, die dort zur Verfügung stehen, das unerschöpfliche Material, das dort der Bearbeitung harrt, das glänzende Beispiel, das durch die erspriessliche Thätigkeit eines Vostokov, Sreznevskij, Buslajev u. s. w. gegeben wurde, und da können wir uns des Eindruckes nicht erwehren, dass vielleicht doch etwas weniger geleistet wird, als geleistet werden könnte und sollte. Nebstbei macht Vieles, das uns da geboten wird, auf uns den Eindruck, als ob der reale Boden der Thatsachen verlassen und man lieber mit einer Art imaginärer Grössen auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft arbeiten würde, ja es hört diese Wissenschaft beinahe auf, eine Sprachwissenschaft zu sein, sie grenzt schon hart an eine Art uns vollständig unverständlicher philologischer Metaphysik.

Man kann nicht sagen, dass das vorliegende Buch gerade ausschliesslich diesen Geist athmet, obzwar vielleicht das Milieu, in welchem es entstand, dazu leicht hätte verleiten können. Der Autor suchte sich meist fest an das

Gebiet der wirklichen sprachlichen Thatsachen zu klammern und nur seltener liess er sich auch zu einer Art »luftiger« Excursionen verleiten. Dagegen hat dadurch das Buch entschieden nicht gewonnen, dass die Darstellung etwas zu schleppend ist; mitunter bekommt man den Eindruck, als ob man sich überhaupt nicht bis zum Ende hindurcharbeiten könnte. So namentlich bei den Halbvocalen. Der Autor hat sich da in gewisse Theorien förmlich verbissen und in ihrem Bannkreise drehen wir uns fortwährend, vergeblich das erlösende Schlusswort erwartend. Mitunter wird bewiesen und zwar gründlich bewiesen, uns wird es aber nicht recht klar, was bewiesen werden soll. Wir glauben es ja recht gern, dass es Tag ist, wenn die Sonne scheint, und Nacht, wenn dies nicht der Fall ist, das hindert aber nicht, dass uns das alles in der weitläufigsten Weise beigebracht wird. An Klarheit gewinnt dadurch das Werk natürlich nicht, im Gegentheil, durch die vielen Worte werden wir mitunter in eine veritable Nacht hineingeredet. Wir werden dadurch natürlich noch mehr skeptisch, denn wir denken uns, wo es viele Worte gibt, da müsse es auch recht viel Inhalt geben, und wenn wir ihn nicht immer finden, werden wir ganz entmuthigt.

Das Bedürfniss nach einer neuen Ausgabe der Savina kniga wurde schon recht lebhaft empfunden. Sreznevskij's Ausgabe genügt nicht mehr, ist auch schon selten geworden. Damals waren andere Ansichten bezüglich der Herausgabe von sprachlichen Denkmälern massgebend, und wie weit diese Ausgabe von unseren Anforderungen in dieser Hinsicht steht, zeigten leider nur zu deutlich die von Jagić vorgenommenen Correcturen (Archiv V, S. 580 ff.). Es war daher ein glücklicher Gedanke, den H. Ščepkin fasste, eine neue, kritische Ausgabe dieses Denkmals in Angriff zu nehmen. Von diesem Plane wusste man schon lange und wartete mit Ungeduld auf die neue Ausgabe. Leider wird uns auch jetzt das Wichtigste, der Text — noch nicht geboten, sondern offenbar nur eine Art Einleitung dazu. In der Vorrede erzählt uns zwar der Verfasser, dass beide Arbeiten, die Einleitung und der Text, gleichzeitig in Angriff genommen wurden, wann aber das Denkmal selbst erscheinen wird, darüber äussert er sich nirgends. Da der Text für uns eben das Werthvollste und Wichtigste ist, so wollen wir hoffen, dass sich auch mit demselben Herr Ščepkin bald einstellen wird.

Schon beim ersten flüchtigen Durchblättern des Buches sehen wir, dass H. Ščepkin mit grossem Fleiss das Denkmal studirt, analysirt und jenes Material zusammengetragen hat, welches seiner Ansicht nach irgend welches sprachliche Interesse bieten könnte. Freilich handelt es sich hier nur um einige Punkte der aksl. Grammatik, die hierbei in Betracht kommen, eine umfassende Würdigung des Denkmals in sprachlicher Hinsicht wird uns nicht geboten.

Es wird zuerst das Denkmal beschrieben und seine paläographischen Eigenthümlichkeiten besprochen (S. 1—71), dann wird das grösste Interesse einigen Punkten der Lautlehre in Bezug auf unser Denkmal zugewendet (S. 72—300), wobei vielleicht Einiges, was hier behandelt wird, schon in der ersten Partie zur Sprache hätte kommen können. Hierauf folgen Ergänzungen und Berichtigungen (S. 301—308) und schliesslich ausführliche Indices (S. 308—349).

Man wird hier gleich lebhaft bedauern müssen, dass der Wortvorrath oder das lexicalische Material des Denkmals nicht zur Sprache kommt, denn gerade dieses weist uns so manche interessante Eigenthümlichkeiten auf, die wir nur hier finden, wenn wir bei den älteren Evangelientexten bleiben. Das sollte um so mehr besprochen werden, als ja mit diesen Eigenthümlichkeiten auch die Frage zusammenhängt, wo das Denkmal entstanden ist, was ja auf gewisse lautliche Merkmale Bezug haben kann. Oder will der Autor vielleicht noch in einer weiteren Arbeit darauf zurückkommen? Auf S. 96 sagt zwar der Verfasser, in einem Capitel weiter unten werde die Redaction des Denkmals behandelt, aber ein solches Capitel enthält die vorliegende Arbeit nicht. Will also der Verfasser noch eine weitere Arbeit folgen lassen, so hätte er es doch in der Vorrede erwähnen können. In derselben ist Vieles, was besser ungedruckt bliebe, aber das, was hier stehen sollte, nämlich der ganze Plan der Ausgabe, das ist hier leider nicht enthalten. Man sollte heutzutage doch nicht mehr so unpraktisch und unbeholfen sein. Es handelt sich hier um eine wichtige Frage, welcher der Herausgeber dieses Denkmals nicht aus dem Wege gehen sollte. Es scheint nämlich dieses Denkmal irgendwo in der Nähe der slovakisch-russischen Sprachgrenze entstanden zu sein. Ich habe einst geradezu an russisches Gebiet gedacht. Neben dem Umstande, dass das Denkmal in Russland selbst gefunden wurde (was ja schliesslich unter Umständen nicht von Belang sein müsste), kommt noch in Betracht, dass in der 3. Pers. Praes. das -ть verhältnissmässig häufig vorkommt. Herr Ščepkin gibt selbst an, dass in 14 Fällen mit -ть 5 mal das ь zu ъ corrigirt wurde (S. 234, vgl. noch S. 308), woraus noch nicht hervorgeht, der Abschreiber hätte hier nur ъ gekannt, denn diese Correcturen können ebensogut der Einfluss der Vorlage sein. Wie wäre sonst das -ть in die Vorlage eines Denkmals gekommen, das ja den Unterschied zwischen ъ und ь ziemlich wahrt. Sonst auch handelt es sich in den anderen Denkmälern bezüglich des ь in diesen Formen nur um sporadische Fälle. Ich habe ferner auf den vereinzelten Ausdruck въ господѫ Luc. 10. 34 statt въ гостинницѫ der anderen Denkmäler hingewiesen (Altslov. Studien S. 70—71), ein Ausdruck, der wohl die Nähe des slovakischen oder kleinrussischen Sprachgebietes verrathen könnte. Oblak rechnete hierher noch das Wort прахнѣнъ *σαπρός* Matth. 12. 33 (bei Sreznevskij S. 19, in seinem Указатель ist Matth. XII, 30—37 irrthümlicher Weise ganz übersehen worden, als ob diese Stelle in der Sav. kn. gar nicht enthalten wäre). In dieser Bedeutung ist der Ausdruck von allen Evangelientexten auf die Sav. kn. beschränkt, die ältesten Evangelien gebrauchen dafür nur зъло, das russ. Mstsl. u. Dobryl. гнилъ (Arch. XV, S. 356).

Die Frage, welche Stellung der Text der Sav. kn. hinsichtlich seiner Redaction zu den anderen Evangelientexten einnimmt, wollen wir hier offen lassen, da ja der Verfasser möglicher Weise in einer weiteren Arbeit doch noch darauf zu sprechen kommt. Hier liegen auch schon mehrere Vorarbeiten vor.

Die minutiöse Beschreibung des Denkmals in paläographischer Hinsicht verdient alle Anerkennung und bereichert in einigen Punkten unser Wissen

von diesem Denkmale; so namentlich hinsichtlich des Gebrauches der verschiedenen Zeichen für den Nasal ѧ. Dabei hätten aber doch auch einige Momente, die von Belang sind, berücksichtigt werden sollen. Das was uns beim ersten Blick auffällt, ist die schräge Schrift des Denkmals. Nun ist es bekannt, dass zu jener Zeit, als wohl die cyrillische Schrift auf Grundlage der griechischen liturgischen Schrift entstand, diese gerade einen schrägen Charakter hatte. Es entsteht nun hier die wichtige Frage, war die anfängliche slavische Cyrillica auch schräg und wenn ja, — was auch ohne weiteres zugegeben werden kann —, repräsentirt uns die Schrift der Sav. kn. in diesem Falle noch den alten Ductus? Das ist doch eine Frage, die ein Slavist hier unmöglich übersehen sollte. H. Ščepkin hat hier Diamanten in der Hand gehabt, er hat sie aber nicht erkannt und hat sie weggeworfen, als ob sie blosse Kohlenstücke wären. Es darf nicht übersehen werden, dass die Cyrillica der Sav. kn. sonst auch einen alterthümlichen Charakter aufweist. Ich möchte hier nur auf einen Umstand hinweisen. Ich habe darauf aufmerksam gemacht, dass das ш in der ältesten Phase der Glagolica (Kiev. Blätter, Zogr.) entsprechend wohl seinem Ursprunge nur den halben und zwar oberen Zeilenraum ausfüllte, später erst den ganzen, in welcher Gestalt es eben in die cyrillische Schrift aufgenommen worden wäre. Es scheint nun, dass es schon in einem Uebergangsstadium in diese aufgenommen worden ist und diese ältere Gestalt ist vielleicht in der Sav. kn. ab und zu noch vorhanden. Wenn wir auf dem 1. Facsimile (S. 50) Z. 15 im Worte сльшавъ ein derartiges ш finden, so kommt es nicht in Betracht, da ja die anderen Buchstaben in der Umgebung (der zweite Bestandtheil des ꙑ, dann в und ъ) dieselbe Lage haben. Eher kann vielleicht das ш in възвращьшє (letzte Zeile) in Betracht kommen, insbesondere aber auf dem 2. Facsimile Z. 15—16 in възнєнавидѣшѧ. Um zu einem sicheren Resultate in dieser Hinsicht zu gelangen, müsste man eine grössere Partie der Handschrift untersuchen. Den Schreiber scheint nicht die Furcht dazu bestimmt zu haben, dass ein Zerfliessen der Tinte stattfände, wenn er den Querbalken des ш direct in die Linie setzte.

H. Ščepkin glaubt den Beweis erbringen zu können, dass die Sav. kn. die directe Abschrift eines glag. Originals sei (S. 57—69). Darauf scheint er viele Stücke zu halten, denn in der Einleitung hat er es als die erste seiner drei Thesen hingestellt (S. I). Freilich glaubte er auch hinzufügen zu müssen, daraus gehe ja nicht hervor, dass die glagolitische Schrift älter sei als die cyrillische. Diese reservatio mentalis, diese Scheu vor dem Zugeständnisse eines höheren Alters der Glagolica ist bei einem Russen zwar begreiflich, aber heutzutage auch nicht mehr so einfach zu entschuldigen. Würden sich die Russen dadurch etwas in der wissenschaftlichen Welt vergeben? Mit nichten! Wozu also das eitle Geflunker mit solchen Verwahrungen! Es ist nun richtig, die ältesten cyrillischen Denkmäler weisen gewisse Spuren auf, die ihre Abhängigkeit von glagolitischen Originalen verrathen (man denke an є st. ѥ, an ѣ st. ꙗ u. s. w.), aber dass die Sav. kn. direct von einem glag. Original abgeschrieben worden wäre, das müsste doch mit Gründen, die mehr einleuchtend wären, nachgewiesen werden. Es ist ja von vornherein möglich,

aber zu beweisen ist es nicht so leicht. Der Verfasser spricht zwar etwa von 30 Thatsachen, die dafür sprechen sollen, aber am meisten sind für ihn gewisse Fälle entscheidend, in denen **c** aus **ı** corrigirt zu sein scheint (S. 67), was auf eine Verwechselung des glag. **ⰿ** mit **ⱇ** (S. 59) zurückzuführen wäre. Leider ist auf den beigegebenen Facsimilen kein solcher Fall vorhanden. Aber man entscheidet sich doch nicht so leicht für die Annahme einer solchen Verwechselung. Es ist wahr, die Abschreiber haben sich so manches zu Schulden kommen lassen, aber wir müssen doch Bedenken haben, ihnen auch dieses zuzumuthen. Sie haben ja nicht Buchstaben, sondern Wörter, Sätze abgeschrieben, und da ist es nicht recht glaublich, dass sie solche Fehler gemacht hätten. Uebrigens finde ich, dass der Schreiber unseres Denkmals das **c** häufig ohne besondere Rundung schrieb (also etwa wie auch das **ε**), so z. B. im Worte **сокоѭ** Facs. 1 (S. 50), Z. 13, noch deutlicher in der nächsten Zeile im Worte **сємоу**, vgl. auch **посълавъшаго** Facs. II (104), Z. 7. Auf ähnliche Typen, die vielleicht der Deutlichkeit wegen vom Schreiber im letzten Momente noch etwas modificirt wurden, sind vielleicht jene von Šcepkin hervorgehobenen Fälle zurückzuführen, denn es ist mir nicht recht wahrscheinlich, dass der Abschreiber z. B. statt **нс кораблѣ** irrthümlich **ні кораблѣ** gelesen und geschrieben hätte. Das alles schliesst natürlich nicht die Möglichkeit aus, dass die Sav. kn. wirklich von einem glagolitischen Original abgeschrieben wurde, aber um es mit Entschiedenheit behaupten zu können, müsste man dafür doch andere Beweise vorbringen.

Sorgfältig wurde das Material zusammengestellt, welches die hier behandelten Partien der Lautlehre betrifft. Doch entschied sich nicht immer der Verfasser dafür, auch eine Erklärung zu geben. So ersehen wir aus der Zusammenstellung auf S. 72—73, dass im Zogr. und Mar. **помѣнѫти** praevalirt, in der Sav. kn. ist es ausschliesslich, im Assem. kommt es dagegen nur einmal vor. Eine Erklärung dieser Formen wird nicht versucht, wenn auch zugegeben werden muss, dass sie nicht so leicht ist. Man hat es hier offenbar hinsichtlich des Stammvocals mit Beeinflussungen seitens anderer Formen zu thun. Wir würden zu **мьнѣти** ein *po-mьnąti aus *pomьn-ąti erwarten, womit hinsichtlich des Stammvocals z. B. **свь(т)нѫти** zu **свьтѣти** zu vergleichen wäre. Nun schwebte offenbar wegen **мьнѣти** hier noch der Stamm *-mьn-* vor, so dass leicht ein secundäres *pomьn-nąti entstehen konnte, das zur Zeit der Entstehung der Nasale ein **помѧнѫти** ergeben musste. Diese Form muss nun, obzwar sie in einzelnen aksl. Denkmälern nur vereinzelt vorkommt, doch urslavisch gewesen sein, wie uns auch das altböhm. *pomanúti* zeigt (Psalt. Klem.: ač zapomanu). Eine weitere Beeinflussung konnte auch seitens der Form *-mén-* z. B. in **по-мѣнъ, мѣнити** stattfinden und so tauchte schon frühzeitig daneben auch ein **по-мѣнѫти** auf.

Sonst enthält die über die Nasale handelnde Partie, die jedenfalls zu den besseren des Buches gehört, so manches Detail, das uns interessirt. Es muss vor allem hervorgehoben werden, dass in der Sav. kn. nur zwei sichere Fälle des Nasalwechsels constatirt werden können: **стоѩшта** st. **-штѫ** Matth. 24, 15 und **ѭ** st. **ѩ** Matth. 13. 15. Den lautlichen Wandel des **ѧ** in

ѫ namentlich nach ш, ж, ч, dann aber auch nach с, з, шт, жд, ст, зд erklärt H. Ščepkin durch die Labialisation des ѧ, die in verschiedenen Dialekten verschieden war und in unserem Falle zu ѫ führte. Wie wir sehen werden, zieht der Verfasser sonst auch mit Erfolg die Labialisation zur Erklärung so mancher lautlicher Vorgänge, deren Reflexe wir in den aksl. Denkmälern beobachten können, herbei. Man wendet ihr überhaupt in neuerer Zeit eine grössere Aufmerksamkeit zu und es ist sicher, dass sie in den modernen slavischen Sprachen und Dialekten eine grosse Rolle spielt.

Beachtenswerth ist der Versuch Ščepkin's, das in der Sav. kn. 52 mal vorkommende Zeichen ѧ einfach als eine graphische Nuance des ѧ-Zeichens zu erklären (S. 85), zumal es nur in einer bestimmten Partie der Hs. vorkomme (hauptsächlich Bl. 85—86 und 97—104). Man hätte das bei ѧ leicht vorkommende Zerfliessen der Tinte vermeiden wollen. Doch kann er nicht umhin, dahinter auch eine l a u t l i c h e Nuancirung zu suchen, indem er an das in einigen glagolitischen Denkmälern vorkommende modificirte ę-Zeichen im Nom. Sg. m. des Part. praes. aufmerksam macht. H. Ščepkin kann sich selbst nicht entscheiden, welcher Möglichkeit er den Vorzug zusprechen sollte. Wenn wir die genau verzeichneten Fälle mit diesem Zeichen prüfen, können wir uns weder für die eine noch für die andere Annahme ohne weiteres entscheiden: i tak źle — i tak nie dobrze. Um das Zerfliessen des Zeichens zu vermeiden, brauchte man ja einfach nur eine breitere Basis demselben zu geben und in der That findet man auf dem beigegebenen zweiten Facsimile, wo ѧ und ѧ vorkommen, dass beim ersteren in der Regel die Basis viel breiter ist. Man müsste also genau alle Fälle des ѧ untersuchen und zu constatiren trachten, dass eine Verbreiterung der Basis infolge von Raummangel nicht recht möglich war. Dann erst könnte man mit grösserer Wahrscheinlichkeit die Hypothese aufstellen. Es ist weiter zu berücksichtigen, dass ѧ auch z. B. im Supr. in der Geltung des *ę* (auch im Psalter von Sluck), während ѩ hier als *ję* figurirt (in den Blättern von Chilandar hat es die Geltung des *ję*, das cyr.-mac. Blatt kennt es als *ę* und *ję*). Letzteres Zeichen kommt übrigens auch in der Sav. kn. vor. Dieses Schwanken, diese verschiedenen Varietäten für *ę* (und *ję*) erkläre ich mir einfach aus der gleich anfänglich ungenauen Redaction des cyrillischen Alphabetes in dieser Hinsicht, noch mehr aber aus der Abhängigkeit desselben von der glagolitischen Schrift. Bei der Adaptirung des entsprechenden glag. Buchstaben erhielt man hier ein Zeichen, das an das andere glag. Zeichen ѧ erinnerte und daher offenbar das Nebeneinander dieser Zeichen, theils mit einiger Modification, theils ohne dieselbe.

Mehr als ein Drittel, ja nahezu die Hälfte des ganzen Buches (S. 94—235 oder eigentlich 257) wird den beiden Halbvocalen gewidmet. Es wird hier zunächst ihre Vocalisation behandelt (der Uebergang des ъ in *o* und des ь in *e*), ihr Ausfall, der Umlaut des ъ zu ь vor weichen Silben und des ь in ъ vor harten, das Verhältniss das ъ zu ꙑ und ь zu *i* in bestimmten Wortcategorien.

Bei der Besprechung der Vocalisation der Halbvocale könnte doch näher auf die Bedingungen eingegangen werden, unter welchen sie stattfindet. Es genügt nicht, darauf hinzuweisen, sie wären dieselben wie im Russischen.

Man hat angenommen, dass die Silbe, in welcher die Vocalisation eintritt, durch den Ausfall des Halbvocals der nächsten Silbe zuerst geschlossen sein musste (**ТЬ-МЬ-НИ-ЦА**, woraus **ТЬМ-НИ-ЦА** und schliesslich **ТЄМ-НИ-ЦА**). Allein das ist offenbar nur die äussere Erscheinung, nicht aber ihr Grund. Der Grund ist offenbar der, dass auch in einem gesprochenen Worte sozusagen die Energie erhalten wird, d. h. geht eine Silbe verloren, so tritt sie ihre Quantität, ihre Zeitdauer an die vorhergehende ab. Erst diese secundären Längen der Halbvocale führten in gewissen Dialekten zu ihrer Vocalisation, oder wo letztere nicht eintrat, behaupteten sich die Halbvocale als solche und zwar selbst auch in der Schrift. Auf ähnliche Weise suchte bekanntlich Streitberg die Dehnung gewisser Silben zu erklären, wodurch er jenes grosse Gesetz, dass nichts spurlos untergeht, was einmal ins Dasein getreten ist, auch im Leben der Sprache bestätigt fand. Ich würde noch weiter gehen und würde damit auch die Thatsache in Zusammenhang bringen, dass in den slav. Sprachen im Auslaute am leichtesten kurzes *i* abfallen kann, weil eben im Slav. zu seiner Aussprache, wenn es nicht betont ist, offenbar die geringste Energie nothwendig ist. Dann kommt das *e*, worin mit dem Slav. auch das Deutsche übereinstimmt. Aehnlich hat es sich auch wohl mit den Halbvocalen verhalten. Ihr Ausfall wird überaus ausführlich hier besprochen und alle diesbezüglichen Fälle zusammengestellt (S. 113—150).

Hübsch finde ich den Versuch, den Uebergang des **Ь** in **Ъ** nach **Ш, Ж, Ч** etc. lautphysiologisch zu erklären (S. 156—157). H. Ščepkin geht von der Thatsache aus, dass bei der Aussprache des *š* und *ž* sich häufig eine Labialisation geltend machte, die entweder in der Rundung oder Vorstülpung der Lippen besteht (Sievers, Grundzüge[4], S. 122), was leicht zu einem **Ъ** führen konnte, da ja auch bei diesem Laute die Lippen offenbar thätig waren.

Was die Formen **ЄМЪ, ЄМЪШЄ** (**ѤМЪ, ѤМЪШЄ**) u. s. w. neben **НМЪ, НМЪШЄ** anbelangt, so haben sie nichts mit einem etwaigen Uebergang des **Ь** in **Є** (*jь* in *je*) zu thun (S. 156). Auszugehen hat man von **ВЪЗЬМЪ, ВЪЗЬМЪШЄ, РАЗЬМЪ** u. ähnl., das fast in allen slav. Dialekten zu **ВЪЗЄМЪ, ВЪЗЄМЪШЄ** führen konnte und offenbar auch in einer bulg. Dialektgruppe dazu geführt hat. Darnach wurde dann wohl auch **НМЪ** zu **ЄМЪ**, beziehungsweise unter dem Einflusse von **ꙖТИ, ꙖСЪ** etc. zu **ѤМЪ** umgewandelt. Analog haben wir es auch im Altböhm.: *jem, jemše* nach *vzem, vzemše*. Man kann nicht in solchen Fällen von einem *jь* (*jьm*) ausgehen, denn das musste jedenfalls schon in den allerersten Anfängen des Slavischen zu *i* (*im*) werden. Ich finde es daher einigermassen bedenklich, wenn z. B. Gebauer in seiner Historická mluvnice jaz. č. damit überall operirt. Wenn wir *jь* oder *jъ* ansetzen, so ist es überhaupt nur ein Nothbehelf, der sich auf die ersten Anfänge des Slav. bezieht. Es ist daher nicht zulässig, in **КРАИ** etc. vollends noch eine p h o n e t i s c h e Gruppe *jь* zu suchen (S. 159). Ueberhaupt lässt die Partie über die Halbvocale mitunter sehr viel an Klarheit zu wünschen übrig. Desgleichen auch das, was uns über das *l* und *r*-sonans vorgetragen wird. Dass bei der Fixirung des bestimmten bulgarischen Dialektes zur Schriftsprache bei ursprünglichem **tъrt* und **tьrt*, dann **tъlt* und **tьlt* unterschieden wurde, darauf habe ich hingewiesen (O mluvě Jana ex. b. S. 25

bis 26). Dort habe ich auch die Gründe angegeben, die dafür sprechen. Freilich meinte ich damals, man hätte es in den daraus entstandenen trъt-, tlъt- und trьt-, tlьt-Gruppen mit reducirten Halbvocalen zu thun, echte Halbvocale könnten es nicht sein, denn sonst müssten wir in bestimmten Denkmälern z. B. ein *prevъ neben прькъ finden, wie wir hier ein крєстъ neben кръстъ haben. Allein ich glaube nun, es liegt näher und klingt deutlicher, wenn man annimmt, durch трът, трьт, тлът, тльт ist einfach ein bestimmtes Timbre des ṛ und ḷ ausgedrückt worden: bei *lъ*, *rъ* klingt die Liquida dumpf, bei *lь*, *rь* dagegen hell.

Eine Erklärung der in diesem Denkmal verhältnissmässig doch häufig vorkommenden Personalendung -ть gibt uns der Autor nicht (S. 234 u. 308); die Phonetik, die ihm sonst so vortreffliche Dienste geleistet hat, scheint ihn hier im Stiche gelassen zu haben. Auch ruft er hier nicht die фонетическія условія, die слабо- und сильно ирраціональные звуки, die звуки полнаго образованія und wie das alles sonst noch heissen mag, zu Hilfe, obgleich diese Universalmittel hier sonst eine bedeutende Rolle spielen. Wenn der Verfasser meint, dass die in 5 Fällen von Seiten des Schreibers vorgenommenen Correcturen des ь zu ъ dafür sprechen, dass ihm die Formen auf -тъ eigenthümlich waren (S. 234), so wird uns diese Logik wohl nicht leicht begreiflich. Es ist ja doch nicht ausgeschlossen, dass sich der Schreiber auf Grundlage seines Dialektes verschrieb und dann erst auf Grund des Originals die Correcturen vorgenommen habe. Haben wir denn nicht sonst auch ähnliche Fälle? Allein bei H. Šćepkin ist es zu einer These geworden, dass alles, was Correcturen aufweise, im Sinne des Dialektes, welchen der letzte Schreiber sprach, in letzter Hand corrigirt wurde. Daher sagt er auf S. I in der These Nr. 2: ... при чемъ писецъ при списываньи выражалъ свой родной говоръ съ такою смѣлостью и точностью, какъ ни одинъ изъ писцовъ остальныхъ старославянскихъ памятниковъ. Ueberhaupt müssen wir H. Šćepkin um das reine, unverdorbene Gemüth, um seinen kindlichen Idealismus, mit welchem er sich an das Studium der Sav. kn. machte, beneiden, denn nur wenn man mit diesen vortrefflichen Eigenschaften ausgerüstet ist, kann man zu Resultaten kommen, wie sie auf S. V kurz angeführt werden, wo es z. B. heisst: Этимъ путемъ мы открываемъ, ... что писецъ Саввиной книги не обладалъ литературными идеями, дающими тотъ или другой взглядъ на оригиналъ, не задавался совершенно вопросами языка, былъ лишенъ начитанности, но взамѣнъ того обладалъ прекраснымъ непосредственнымъ чутьемъ и съ рѣдкой смѣлостью и удачей выражалъ звуки своего родного говора ... u. s. w. Wir, die wir nicht dieses »прекрасное непосредственное чутье« und nicht mehr diese philologische Arglosigkeit haben, sind allerdings etwas skeptisch und fragen unbescheiden, woher weiss denn das alles H. Šćepkin? Bisher sagte man, dass vornehmlich die deutschen Gelehrten das Gras wachsen hören. Nun ist eine Zeit nahe, wo sie übertrumpft werden.

Auch dagegen, was über das zusammengesetzte Adjectiv hinsichtlich des ꙑ angeführt wird (S. 244—253), wäre so manches einzuwenden, doch will ich hier nicht näher darauf eingehen, da ich an einer anderen Stelle darüber ausführlicher handle. Dafür muss H. Šćepkin unseren Beifall finden, wenn

er auch annimmt, dass das sog. *l*-epentheticum in dem Dialekte der beiden Slavenapostel die Regel bildete (und wohl auch in einer älteren Phase des Bulgarischen überhaupt) und dass dasselbe erst allmählich unter dem Einflusse der lebenden Dialekte, die dasselbe aufgaben, schwand. Dass es vor allem vor ь und ꙇ geschwunden wäre, wird auch durch das aus der Sav. kn. beigebrachte Material nicht bewiesen: зємн ist wohl anders zu beurtheilen, корабь ist ein Lehnwort, es bleibt nur оставьша, gegen оставль 3 mal, оставльшє auch 3 mal, кр҄ѣплнн 2 mal.

Wenn wir uns auch so manches in dem Buche des H. Ščepkin besser wünschen würden, so müssen wir doch die mühevolle Arbeit und den seltenen Fleiss, mit welchem er uns hier das wirklich brauchbare Material gesammelt hat, anerkennen. Der wirklichen positiven Resultate, zu denen er hier gelangt zu sein glaubt, gibt es viele, aber wir können sie nicht alle acceptiren. Ein Weniger wäre hier wirklich ein Mehr gewesen und hätte mehr genützt. Namentlich müssen wir ihm aber sehr dankbar sein für die beiden Facsimile, aus denen wir ersehen, welche hohe Bedeutung die Hs. in paläographischer Hinsicht hat und wie nothwendig es sein wird, selbe in vielfacher Hinsicht noch genauer zu untersuchen. *W. Vondrák.*

Изслѣдованіе о языкѣ I-ой новгородской лѣтописи. Трудъ М. Ляпунова. СПетербургъ 1899. 8⁰. VII. 289.

So lautet der allgemeine Titel dieser ausführlichen Monographie, die eigentlich der allseitigen Erforschung der altrussischen Sprache eines hervorragenden Denkmals, der sogenannten ersten Novgoroder Chronik, gewidmet ist. In der Wirklichkeit liegt vor uns erst der Anfang des Anfangs, den der Verfasser selbst so bezeichnet: Heft I. Einleitung, Theil I (die Capitel I—IV): Skizzen aus der Geschichte der irrationalen Vocale in der russischen Sprache. Wir haben somit zunächst nur mit den vier der Geschichte der beiden Vocale ъ, ь, die der Verfasser nach dem Vorgang Fortunatov's »irrationale« Vocale nennt, gewidmeten Capiteln zu thun und auch in diesen Capiteln entschliesst sich der Verfasser nicht, eine systematische Geschichte der betreffenden Vocale im Altrussischen zu liefern, sondern begnügt sich mit den »Skizzen« (очерки). Diese »Skizzen« umfassen dennoch c. 255 Seiten Grossoctavformats! Man kann schon nach diesen äusseren Merkmalen beurtheilen, wie ausführlich der Verfasser seinen Gegenstand behandelt. Diese Ausführlichkeit kommt vor allem dem Denkmal selbst zugute. Denn sehr oft werden alle einzelnen in Betracht kommenden Fälle angegeben oder die Zahl derselben ziffermässig bestimmt, so dass man wirklich ein möglichst vollständiges Inventar der Gebrauchsweise einzelner Fälle vor sich hat. Die Genauigkeit geht so weit, dass selbst die verschiedenen Hände — man unterscheidet drei — auseinandergehalten werden, was allerdings auch unerlässlich war wegen der im Einzelnen beobachteten Verschiedenheiten. Ein anderer Grund der Ausführlichkeit liegt darin, dass der Verfasser zur Beleuchtung der Thatsachen seines Denkmals

Parallelen nicht nur aus verschiedenen Quellen heranzog, sondern selbst über das Russische hinaus aus anderen slavischen Sprachen Belege und Belehrung schöpfte. Dadurch gestaltet sich seine Monographie zu einer mit allerlei Excursen in das Gebiet der slavischen Grammatik versehenen sprachwissenschaftlichen Untersuchung. Beim Mangel an einem so nothwendig gewesenen Index verborum bleibt freilich dieses abseits liegende Material in dieser Schrift so gut wie vergraben. Der Verfasser vergass zu bedenken, dass man heutzutage bei immer höher gestellten Anforderungen an das Lesevermögen selbst der Specialisten die Aufgabe, die goldenen Körnchen herauszufinden, nach Möglichkeit erleichtern soll.

Während ich die vollständige Aufzählung aller einzelnen Fälle, die gewissenhafte Auseinanderhaltung derselben, nicht hoch genug anschlagen kann, muss ich auch die bei den Erklärungsversuchen beobachtete Vorsicht des Verfassers sehr loben. Die ganze Darstellung macht auf mich den Eindruck eines gut geschulten, umsichtigen und scharfsinnigen Forschers, der von der in neuerer Zeit häufig genug wahrzunehmenden Virtuosität sich möglichst frei hält, mögen auch gewisse Gesichtspunkte ihm durch den Einfluss seines Bildungsganges eingegeben worden sein. So z. B. mache ich nicht den Verfasser dafür verantwortlich, dass er seine Studien gerade mit den »irrationalen« Vocalen begann, während es natürlicher gewesen wäre, mit der Darstellung solcher Laute zu beginnen, wo der alt- und neurussische Vocalismus keinen so durchgreifenden Unterschied an den Tag legt. Diese Ueberschätzung der Wichtigkeit der Vocale ъ und ь als etwas ganz Absonderliches gibt sich schon in der Benennung »irrational« kund. Mir ist der Ausdruck nicht besonders sympathisch, weil er nicht viel besagt. Alle Laute einer Sprache sind für die betreffende Sprache gleich real und daher auch gleich rational, alle müssen, soweit man ihnen nur akustisch beikommen kann, auch physiologisch genau bestimmbar sein. Worin besteht also das »Irrationale«? Doch wohl nicht in den Lauten an und für sich, sondern in gewissen zufälligen Umständen, z. B. betreffs der Vocale ъ, ь darin, dass diese Zeichen im Laufe der Zeit, durch den Uebergang derselben aus einer Sprache in die andere, ja durch die innere Lautentwickelung innerhalb der einen und derselben Sprache, verschiedene Lautwerthe ausdrücken mussten. Irrational sind also nicht die verschiedenen Lautwerthe, soweit wir sie für bestimmte Zeitepochen oder Dialecte erfassen können, sondern höchstens die Zeichen ъ-ь wegen ihrer sehr mannichfaltigen graphischen Verwerthung. In diesem Sinne müsste man aber auch das altkirchenslavische ѣ, das altpolnische ø irrational nennen. Nicht so versteht allerdings das »Irrationale« Herr Ljapunov, er spricht von der »Irrationalität« als Ursache (?) der Undeutlichkeit des Lautes in akustischer Beziehung (S. 35). Ich glaube aber an diese akustische Undeutlichkeit a priori nicht. Für das Gehör desjenigen, der in der slavischen Graphik ѳ und ѳ, oder ъ und ь, fixirte, müssen zwei akustisch doch deutlich auseinandergehaltene Laute vorhanden gewesen sein. Und die Geschichte der russischen oder polnischen Sprache mit Rücksicht auf ihre Reflexe für ъ, ь führt zu der ähnlichen Voraussetzung, wobei ich freilich die physiologische Identität eines uraltkirchenslavischen, urrussischen und urpolnischen ъ oder ь nicht

behaupten will; weit von einander werden sie jedoch nicht gewesen sein. Wenn diese Sätze richtig sind, dann fragt es sich, was bildet bei der Erforschung eines altrussischen Denkmals in dieser Hinsicht (d. h. bezüglich ъ und ь) die Hauptschwierigkeit? Ich glaube diese nicht in der Schwierigkeit einer genauen Bestimmung der physiologischen Grenze zwischen о und ъ, zwischen е-и und ь erblicken zu müssen — obwohl auch das seine Schwierigkeiten hat —, sondern in der Schwierigkeit der Auseinanderhaltung der Fälle, wo und wann die Schreiber ъ und ь auf Grund der wirklich altrussischen Aussprache und wo oder wann nur auf Grund der altkirchenslavischen literarischen Ueberlieferung geschrieben haben. Leider finde ich diese Schwierigkeit in der Darstellung des Verfassers nicht genug stark betont, obwohl er hie und da von dem Einfluss des Kirchenslavischen spricht. Das genügt mir aber nicht. Ich glaube, selbst in echt russischen Wörtern oder Wortformen kann mitunter ъ (etwas seltener wohl ь) einen »literarischen Aufputz« vorstellen, der nicht von der realen Aussprache aufgenöthigt wurde. Man weicht, ich weiss es, dieser Annahme gern aus, weil sie wie ein Kobold unsere Schlussfolgerungen stört, unsere mühevollen Combinationen über den Haufen zu werfen droht. Und doch muss man auch mit diesem Factor rechnen. Wenn z. B. nach Ljapunov im 1. Theil der Synodalhandschrift immer много (also ohne ъ) geschrieben wird, ebenso immer зло-зли (S. 37), so ist damit für bestimmte Lautgruppen in bestimmten Wortstellungen der volle lautliche Schwund des ъ erwiesen. Nun müsste consequent auch die Schreibung вноукъ (ohne ъ nach в) erwartet werden. In der That schrieb die zweite Hand des Synodalcodex in der Majorität der Fälle вноукъ, die erste Hand aber immer въноукъ (S. 36). Soll man nun glauben, dass der Unterschied zwischen въноукъ der ersten und вноукъ der zweiten Hand des Synodalcodex auf einer lautlich verschiedenen Aussprache beruhte? Der Verfasser spricht sich nicht deutlich aus, ich glaube in diesem Falle an einen lautlichen Unterschied n i c h t, zumal derselbe 1. Theil des Codex auch двѣ, кде, гнати, звати, спати ohne ъ schreibt. Hier sieht man also die Macht der literarischen, oder wenn man will graphischen Tradition. Wie schwierig es ist, hinter den verschiedenen Schreibungen der wirklichen Aussprache auf den Grund zu kommen, zeigt z. B. das Wort дъшти. In dem 1. Theil wurde das Wort geschrieben: дъщи, дъчерь, im 2. Theil: дъчерь, дъчери, дъщерь, im 3. Theil: дчи, дчерь (S. 45). Herr Ljapunov sträubt sich gegen die Annahme, dass die letzt angeführten Formen wirklich so, wie sie geschrieben sind, ohne ъ, auch in der Aussprache gelautet haben. Für die echte russische Volkssprache mag er recht haben, allein was hindert uns anzunehmen, dass das eine literarische, aus den kirchenslavischen Vorlagen weiter entwickelte Form war, neben welcher echte volksthümliche Formen mit einem Vocal zwischen д und ч bestanden? Oder nehmen wir einen anderen Fall. Im dritten Theil des Synodalcodex wird ъ in allen silbenhaften Stellungen meist durch о ersetzt (S. 44), dagegen findet man дъждемь, дъждеве (S. 46). Der Verfasser sträubt sich gegen die Annahme, ъ sei hier ein Residuum der alten Orthographie dieses Wortes mit ъ statt mit о, und da er wegen vieler о für ъ für den Schreiber der dritten Hand ein »ganz silbenhaftes ъ« nicht annehmen möchte (S. 47), so

kommt er auf den Gedanken, in diesem Falle dem Zeichen ъ die Eigenschaft eines »halbsilbigen« Lautes zuzuschreiben. Ich gestehe, diese »Halbsilbigkeit« von der »Vollsilbigkeit« nicht gut auseinanderhalten zu können. Mir erscheint natürlicher die Auslegung, dass hier zwar ein orthographisches Residuum verblieb, in der wirklichen Aussprache aber weder ein »ganz silbenhaftes« noch ein »halbsilbiges« ъ, sondern das übliche o gehört wurde. Denn bis zum polnischen *dźdża*, *dżdżyć*, *dżdżawy* hat es das Russische, wie es allen Anschein hat, auch in alter Zeit nicht gebracht. Auch die Erklärung der Form дѣвъка, als würde der Grund für ъ in dem vorausgehenden в liegen (S. 49), erscheint mir etwas künstlich. Herr Ljapunov möchte in diesem ъ ein »irrationales halbsilbiges ы« erblicken! Wo sind Beweise dafür? Jedenfalls würde ich дѣвъка von давъше, was die Orthographie anbelangt, trennen; die letzte Form gehört in die besondere Kategorie der Participialformen, wo das etwas zähere Festhalten an ъ auch so erklärt werden kann, dass den Schreibern bei давъше, емъше u. s. w. die Formen давъ, емъ vorschwebten, sie schrieben nur noch ein ше hinzu.

Die Behandlung des ь-Lautes und seines noch äusserst seltenen Ersatzes durch е in dem ersten und zweiten Theil der Synodalhandschrift, — alles reichlich belegt mit Beispielen —, gibt dem Verfasser Anlass, einen Excurs über мечь einzuschalten (S. 65—71), wo die einzelnen Phasen dieser Frage, ob мьчь neben мечь, ob мечь älter, sehr gründlich behandelt werden. Ich möchte aber львъ nicht auf gleiche Linie stellen mit мечь und nicht von der Grundform левъ neben львъ reden. Mit Recht bezweifelt Ljapunov selbst in der Anmerkung 5 auf S. 71 die oben im Text gemachte Annahme. Sehr ausführlich wird die auffallend häufig begegnende Form всь (statt вьсь) besprochen (всь im ersten Theil 8 mal, S. 60; im zweiten Theil 12 mal, S. 61; im dritten Theil 17 mal, S. 72). Herr Ljapunov möchte sich nicht mit der am nächsten liegenden Erklärung, dass *всь* eine Abstraction aus den Casus obliqui всего, всемоу sei (also сь : сего = всь : всего), einverstanden erklären — bei dieser Erklärung würde allerdings auch ich mehr an eine literarische, als in Wirklichkeit so gesprochene Form denken —, sondern gelangt lieber zu der Voraussetzung, »dass hier in einer bestimmten Epoche in einigen Mundarten beide ь mit gleicher Kraft gehört wurden, d. h. beide silbig oder halbsilbig waren, aber unter bestimmten Umständen (in Abhängigkeit von umgebenden Worten) bald die erste, bald die zweite Silbe oder Halbsilbe das Uebergewicht bekam, die in solchem Falle zur vollständigen Silbe wurde, während die andere dem Schwund entgegenging«. Man wird diese Erklärung nicht gerade als ein Muster der Deutlichkeit hinstellen können. Ich bleibe dabei, dass всь auch dann, wenn es wirklich im Nominativ ohne Vocal zwischen *в* und *с*, also wie *вѕь* (vergl. сь = *ѕь*) gesprochen wurde, doch diese Aussprache den Casus obliqui (всего, всея, всемоу) verdankte. Was Herr Ljapunov bei dieser Gelegenheit über die Form вьхъ sagt, klingt sehr schön, wenn es nur — wahr wäre. Allein von einem вьхъ sollte man doch keine Form вхе erwarten, vielmehr вхо, oder gleich вше. Bis nicht weitere Belege, als die zwei vereinsamt stehenden Beispiele, вхе und вхоу, nachgewiesen werden, halte ich die ganze Form вьхъ (= lit. *visas*) für eine — gelehrte Illusion, die selbst

in den Formen вьси (aus вьхъ? wie таци von такъ), вьсѣхъ (wie тацѣхъ) u. s. w. keine ausreichende Stütze findet. Denn wenn вьсѣхъ, вьсѣмъ wirklich auf *vьchěchъ, *vьchěmъ beruhte, so würden wir für den Accus. plur. *вьхы, ebenso für Nom. acc. plur. fem. *вьхы erwarten, u. s. w. Ein neuer Excurs ist hier dem Worte ильмъ gewidmet (S. 77—79).

Sehr eingehend werden die Fälle des ь in den Suffixsilben -ьк-, -ьн-, -ьск-, -ьств-, -ьц- behandelt, wobei ich nur denselben Factor, den ich schon oben hervorhob, zu wenig in Betracht gezogen finde, ich meine die Kraft der literarischen Tradition, der zuliebe man z. B. schrieb вѣньца, нѣмьце (S. 92), ohne dass es desswegen nothwendig wäre, von einem ½ bis ⅓ Silben-Intervall zwischen *н* oder *м* und *ц* zu sprechen. Die Beispiele новъгородици, ростовици können diesen Intervall keineswegs veranschaulichen (S. 93), da hier doch nur durch den allerüblichsten Schreibfehler der nachfolgende Vocal и anticipirt wurde. Selbstverständlich wird man gerne dem Verfasser beistimmen, wenn er in den Beispielen, wie мьртвьца, dem Vocal ь eine ganz andere lautliche Bedeutung beimisst und mit Hinweis auf die Belege des ersten Theils der Handschrift, wo писець, скопечь, цьрнець, чьрнецьство geschrieben ist (S. 93), auch in den Schreibungen дѣтиньць, коньць, соуждальць u. s. w. für die Aussprache einen wo nicht mit е ganz gleichen, so doch diesem sehr nahen Vocal ansetzt. Allein das ganz vereinzelte новгородць (das der Verfasser selbst nachträglich als einen möglichen Schreibfehler hinstellt S. 96) möchte ich doch nicht mit den oben erwähnten zahlreichen вьсь auf gleiche Linie stellen; auch die für вьсь hier nachträglich (S. 93) in Vorschlag gebrachte Aussprache уᵇсь kann ich mir nicht aneignen. Wenn Herr Ljapunov die Volksthümlichkeit der Participialform створше durch das irgendwo im Gouvernement Simbirsk gesprochene не дохотчи vertheidigt, sa halte ich diese Stütze für schwach; дохотчи (statt доходши) ist nichts als eine neue Analogiebildung nach дошодчи (für дошодши), keineswegs aus дохождьши oder дохожьши ableitbar. Die Härte in створше wird wohl so zu erklären sein wie in старшій, царскій, конскій.

Die Schicksale des ь in verschiedenen Stellungen brachten den Verfasser auch dazu, die Fälle zusammenzustellen, wo ь als eine Schwächung des wurzelhaften е angenommen werden muss (S. 107—118), ich möchte nur nicht von »zwei Gestalten der Wurzel« sprechen, weil es 1) überhaupt misslich ist, von einer Gestalt der Wurzel zu sprechen, da uns die Wörter in verschiedenen concreten Einzelformen und nicht als Wurzeln zugänglich sind, und 2) weil die Beispiele пожгоша, пожьже, пьци u. s. w. diese geschwächte Form gewiss nicht der Wurzel, sondern der besonderen Stellung im Worte als tonlose Silben in unmittelbarer Nähe der betonten zu verdanken haben, wie das Herr Ljapunov selbst des weiteren ausführt.

Damit ist das erste Capitel des Buches von ъ und ь im Allgemeinen abgethan. Im zweiten werden die verhältnissmässig seltenen Fälle einer Vertretung des ы durch ъ, des и durch ь behandelt, wobei der Verfasser stark aus dem Rahmen seiner eigentlichen Aufgabe herausfällt, da hier mehr allgemein russische als speciell in seinem Denkmal enthaltene Erscheinungen zur Sprache kommen. Das geschieht mit einer Ausführlichkeit und Breitspurig-

keit, die selbst zu dem schon genug ausführlichen ersten Capitel in keinem Verhältniss steht. So z. B. dem Worte стрыи und seinen Ableitungen стрыць (Miklosich schrieb im Wörterbuch стрыиць), стрына widmet diese Schrift volle zehn Seiten nnd noch mehr (S. 121—130, S. 132—133, S. 151), um vor allem die Frage über das Suffix der Wortform стрыць zu lösen. Herr Ljapunov möchte in *strîc* (*strýc*) das Suffix -ĭc, das wir in *kònjīc* sehen, wiederfinden, womit ich mich nicht einverstanden erklären kann. Das Suffix -ĭc dient ausschliesslich der Deminution, das Suffix -ьць aber häufig genug der Neubelebung alter, kurzer Stämme, wobei an die ursprüngliche Deminution (so lange die ältere kürzere und die längere jüngere Form des Wortes nebeneinander lebten) später nicht mehr gedacht wird. So entstand отьць zu *отъ, ȗjac zu оуй, овьца zu *овь u. s. w. In gleicher Weise ist auch aus стрый entstanden стрыиць (d. h. стрыјьць), zusammengezogen zu стрыць. Die berechtigte Einwendung Ljapunov's (S. 124), dass man statt *strîc* im Serbokroat. **strijac*, auch čech. **stryjec* statt *strýc* erwarten sollte, möchte ich so beseitigen, dass ich die ganze Wortbildung für uralt halte, aus einer Zeit herrührend, in welcher aus стрыјьць eben nur стрыиць = стрыць hervorgehen konnte. Die slovenische Form *strijec* (schwach beglaubigt) ist wohl nur eine neue Analogiebildung zu *ujec* (*vujec*). Natürlich erkläre ich auch стрына aus стрыјьна, wie оуйна aus оуй. Nun haben aber diese ausführlich behandelten Formen des Wortes (стрыць, стрына) keine Beziehung zu der in Frage stehenden Erscheinung. Nur von стрый können in den Casus obliqui der Novgoroder Chronik die Formen стръы, стръа, стръемь neben стрыемь nachgewiesen werden, in der etwas später geschriebenen Laurentiuschronik steht schon o für ъ: строы, Ipat. auch строеви. Da hier unzweifelhaft von der Kürzung des ы in ъ die Rede sein kann, so wird mit Recht auch die in der Novgoroder Chronik nachweisbare Form кръыше (statt крыыше) herangezogen nnd das ganze heutige grossrussische Präsens кроешь, моешь (zu крыть, мыть) mitbehandelt. Ja auch die Nominativendung der Adjectiva auf -ой (betont худóй, aber auch unbetont дóброй) gehört hierher. Diesen Uebergang nun aus ы zu ъ (selbstverständlich unter ganz bestimmten Umständen) oder umgekehrt aus ъ zu ы (denn стръы und стрыы ist das gerade Gegentheil von добрыи und добръи) will Herr Ljapunov durch ein »irrationales« ы vermitteln (S. 134). Die Benennung rührt nicht von ihm her, sondern, wenn ich mich nicht irre, von Šachmatov (S. 137). Man versteht darunter ein vor dem mit *j* anlautenden vollen betonten Vocal stehendes, gekürztes ы̆, welches dann leicht in ъ übergeht; der Rückfall der Betonung auf ъ macht es dann zu o, daher мóю, мóешь, мóетъ, aus dem einstigen мъю́, мъéшь, мъéтъ (diese Formen werden als noch heute dialectisch nachweisbar erwähnt auf S. 152), und dieses aus мы̆ю́, мы̆éшь, мы̆éтъ. Ich weiss allerdings nicht, ob ich damit auch nur annähernd die Gedanken Ljapunov's richtig wiedergebe, aber in dieser Fassung wäre mir die Sache verständlich. Zu meinem Bedauern muss ich bekennen, dass ich der Auseinandersetzung Ljapunov's auf S. 135—154 kaum im Stande bin zu folgen, so alles in einem und durcheinander wird da behandelt: ъ (resp. o) aus ы (durch Vermittelung ы̆) in мóю, крóю (auch мýю kommt zur Sprache S. 153), ъй (resp. ой) neben ый in Adjectiven, ки statt кы, е statt ъ im Aus-

laute, u. s. w. Weniger dunkel ist die Behandlung der zweiten Hälfte dieses Themas, d. h. die Besprechung der Fälle, wo и zu ь werden kann (S. 154 ff.). Auch hier gestaltet sich die Frage, ob колько neben колико nur als Kürzung des и zu ь aufzufassen oder ob zwei Bildungsarten anzunehmen sind (-лько und -лико), zu einem ausführlichen, für die grosse Belesenheit des Verfassers in den slavischen Sprachen glänzend zeugenden Excurs (S. 155—161). Mich freut es, dass der Verfasser endlich und letztlich doch zu dem einzig vernünftigen Schluss gelangt, dass колько durch Kürzung des и zu ь aus колико hervorgehen konnte und musste. Ein zweiter Excurs gilt der Erklärung des Zahlwortes кдинъ und des zu diesem in einem besonderen Verhältniss stehenden gekürzten Formen кд'на, кд'ного (S. 165—178), wo ich gleichfalls mich kurze Zeit freute, mit Herrn Ljapunov in voller Uebereinstimmung zu sein, d. h. ich glaubte, dass er mit Recht nach allseitiger Betrachtung des Thatbestandes durch alle slavischen Sprachen der richtigen Erkenntniss Ausdruck gegeben habe, dass Formen wie *jedan*, *jeden*, *jedyn* Neubildungen seien, aus dem Casus obliqui *jedn*- erschlossen. Leider dauerte diese meine Freude nicht lange. Im Nachtrag auf S. 286/7 zieht Ljapunov seine bessere frühere Ueberzeugung zurück, weil ihm die aus der Rüstkammer der vergleichenden Grammatik hergeholten Argumente Fortunatov's die Angst einjagten, in кдинъ das инъ zu suchen, oder besser gesagt, er wagt jetzt nicht mehr, in инъ ein volles и, das dem litauischen *ië* (*wiënas*) entspricht, zu suchen. Ich bleibe beim alten Glauben und eigne mir die von Ljapunov im Stiche gelassene Erklärung an. Dass Herr Ljapunov домовь für Kürzung aus домови zu halten noch immer den Muth hat (S. 182), nachdem viel »gelehrtere« Erklärungen vorliegen, dafür würde ich ihm Dank sagen, wenn er selbst nicht infolge einer gewissen Unentschlossenheit bereit wäre, doch auch vor der »Locativform« die Waffen zu strecken. Auch das, was er über die 2. Pers. sing. auf -ши äussert, klingt sehr vernünftig (S. 183—185). Endlich will ich auf die sehr ins Einzelne eingehende Besprechung der Formen aut -ию und daneben auf -ью aufmerksam machen (S. 189—207).

Im dritten Capitel, das die gegenseitigen Uebergänge zwischen ъ und ь behandelt, trägt der Verfasser eine Lehre vor von der angeblichen Annäherung einerseits des ь zu ъ (im Bulgarischen), andererseits des ъ zu ь (im Serbischen). Diese Lehre lehnt sich zum Theil an die Combinationen Ščepkin's (bezüglich der neubulgar. Dialecte) an. Alles das könnte wohl viel einfacher dahin erklärt werden, dass im Bulgarischen der Unterschied zwischen dem einstigen ъ und ь viel länger in seinen Folgen fortdauerte, als im Serbischen, wo schon sehr früh beide Vocale ъ und ь in éinen »irrationalen« zusammenfielen. Wodurch sich aber in den nordwestlichen slavischen Dialecten (Polnisch, Böhmisch) ъ an ь näherte (S. 211), ist nicht leicht zu verstehen, wenn der Verfasser nicht die Aussprache beider Ersatzlaute für ъ-ь, d. h. *e* und *ʲe* im Sinne hat, gegenüber dem russischen *o*-*ʲe*. Ich bezweifle jedoch, dass das polnische *sen* eine Anlehnung oder Annäherung an *dzień* wäre. Da die Formen 1. Pers. plur. auf -ме und auf -мо, nicht auf -мъ beruhen, wie Herr Ljapunov es richtig einsieht, so war eigentlich davon unter ъ-ь zu reden kein Anlass. Ich ergreife die Gelegenheit, um wegen der auf S. 217 gemachten

Bemerkung, die sich auf meine Крит. Замѣтки S. 95—96 Anm. bezieht, zu erklären, dass ich das Bedenken, südruss. -мо mit dem serbokroat. *-mo* zu identificiren, schon längst aufgegeben habe. Hübsch ist dem Verfasser gelungen die Behandlung der Endung -мь (Instr. und Loc. sing.) und ihr gegenüber -мъ (S. 219—233), wobei er mit Recht auf den lautphysiologischen Charakter des Consonanten *m* grosses Gewicht legt. Die dabei zur Sprache gebrachten Einzelheiten, namentlich unter welchen Umständen länger ein auslautendes *ḿ* sich halten kann, zeugen von der feinen Beobachtungsgabe, die sich an verschiedenen Stellen dieser Forschung bewährte. Wenn auf S. 234 die 3. Person auf -ть für eine urslavische Doublette der Endung -тъ erklärt wird, so hätte ich nichts dagegen, aber endlich und letzlich muss doch diese Doublette auf ein Prius und ein Posterius hinauslaufen. Ist -тъ das Prius und -ть das Posterius, so drängt sich wieder die Frage auf, wie ist dieses aus jenem hervorgegangen? Es sei noch erwähnt, dass hier das Wort истъба mit reichen Belegen ausgestattet zur Besprechung gelangt (S. 236—238), leider ist es dem Verfasser ebensowenig, wie Miklosich oder sonst Jemanden gelungen[1], das prosthetische *i* zu erklären, vorausgesetzt dass das slavische Wort auf *stuba* beruht. Ich dachte zuletzt daran, ob man nicht durch das vorgesetzte *i* einen volksetymologischen Sinn in das Wort hineinlegen wollte, so dass man истъба, gleichsam aus истопьбá hervorgegangen, an истопить anlehnte?

Das letzte Capitel behandelt die Formeln *tъlt*, *tъrt-tьrt*. In der Einleitung wird eine ganze Geschichte unserer Irrungen betreffs dieser Erscheinung zum besten gegeben. Ich weiss nicht, ob der Verfasser glaubt, dass wir mit der letzten Formel *tъṛt-tьṛt* schon alles erreicht haben. Ueberschätzt er nicht den Vorzug dieser Formel vor der früheren *tъrt*, *tьrt*? Ich gab ja selbst die grössere Präcision der Formel *tъṛt-tьṛt* zu (Archiv XX, S. 49), insofern man damit eine besondere Function der Liquida ausdrücken wollte. Allein die Sonderstellung bezieht sich in dieser Formel nicht nur auf die Liquida, sondern auch auf den Vocal ъ-ь vor der Liquida. Man müsste eigentlich *tъ̣ṛt-tь̣ṛt* als urslavische Formel schreiben, um dadurch anzugeben, dass dieses ъ̣ ь̣ in den meisten südslavischen (und auch in čechoslovakischen) Dialecten doch etwas anderes ist, als das übliche ъ ь. Denn aus *tъ̣ṛt* oder *tь̣ṛt* wurde in den letztgenannten Sprachen *tṛt*, in der russischen aber und polnischen Sprache wurde daraus das übliche *tъrt-tьrt*, weiter *tort-tert*. Doch allen derartigen Bezeichnungen lege ich kein grosses Gewicht bei, zumal wir für das *l̥* ganz andere Formeln aufstellen müssten, als für *r̥*, und selbst bei *tьrt* ist schon fürs Urpolnische eigentlich *tirt*, gleich der litauischen Formel, anzusetzen. Auch mit der Betonung müht man sich dabei ab, ohne bisher viel erzielt zu haben. Wichtiger ist auf alle Fälle die gewissenhafte Zusammenstellung des Thatbestandes durch alle drei Theile der Handschrift, wobei schon wieder sich die Ueberzeugung aufdrängt, dass man selbst das Geschriebene nicht immer als genauen, präcisen Ausdruck des Gesprochenen gelten lassen kann. Die vom Verfasser auf S. 272 gemachten Schlussfolgerungen aus dem vorausgeschickten geschriebenen Vorrath beweisen die Wahrheit meiner Behauptung. Das Ganze lautet unbestimmt und schwankend. Herr Ljapunov hat nicht genug Muth, um dem Geschriebenen nicht immer zu glauben, soweit es sich

um den wirklich gesprochenen realen Hintergrund handelt. Die geschriebenen Formen мълъвити, търъгъ, дьрьжа oder мързноути, мрътва, дързноу imponiren ihm zu stark; da er aber weder моловити noch торогъ oder дережати u.s.w. nachweisen kann, und da er noch weniger ein мерозноути, меротва u.s.w. irgendwo finden oder auch nur zugeben kann, so flüchtet er zu der nichts besagenden Annahme der Möglichkeit, in jenem zweiten geschriebenen Vocal den Ausdruck »eines gemeinrussischen nichtsilbigen Lautes« zu erblicken! Ich will ihn in dieser Glaubensseligkeit nicht stören, bedauere aber, selbst seinen Glauben nicht theilen zu können.

Ich hoffe, dass der Leser dieses Berichtes über die Monographie Ljapunov's ein richtiges Urtheil sich bilden wird. Aus den im Ganzen mehr lobenden als tadelnden Aeusserungen wird man leicht entnehmen, dass diese Schrift, wie so häufig die Erstlingsdissertationen der Gelehrten, an einer gewissen Ueberschwänglichkeit leidet, deren Beseitigung dem Werke selbst entschieden zum Vortheil gereichen würde. In der Beweisführung nimmt man neben der lobenswerthen Vorsicht, mit welcher einzelne Fälle oder Gruppen auseinandergehalten werden, doch auch ein gewisses Schwanken wahr, hervorgehend aus dem Wunsche, Allen recht zu thun. Alles das sind leicht überwindliche Schwächen, die durch das reiche Wissen und die liebevolle Vertiefung in den Gegenstand reichlich aufgewogen werden. *V. J.*

Gramatika i stilistika hrvatskoga ili srpskoga književnog jezika (Die Grammatik und Stilistik der kroatischen oder serbischen Literatursprache). Napisao Dr. T. Maretić 1899 (Kugli i Deutsch). Zagreb. 8⁰. VI. 700.

Die Grammatik einer modernen Literatursprache (welcher immer) zu schreiben ist keine leichte, zum Theil selbst keine angenehme Aufgabe. Viele Bedenken, allerlei ungelöste Fragen tauchen plötzlich auf, auf die man nicht gefasst war, selbst abgesehen von einer gewissen Zwangslage, in die man durch die Macht der Verhältnisse versetzt wird, wo es sich darum handelt, das Moderne, Literaturgemässe, ohne grosse Rücksicht auf den Process der geschichtlichen Entwickelung, zu rechtfertigen. Jede Literatursprache ist mehr oder weniger ein Resultat verschiedenartiger Compromisse, selbst das minder Richtige, wenn es durch den allgemeinen Brauch sanctionirt ist, muss in Schutz genommen werden nach dem für die Literatursprache massgebenden Grundsatz: Usus tyrannus. Da die Ziele der Literatursprache sich nicht immer innerhalb der Grenzen der wissenschaftlichen Forschung bewegen, geschieht es sehr oft, dass die nächsten Fachmänner nur ungern sich auf die Abfassung der den practischen Zwecken dienenden Hand- und Lehrbücher einlassen; sie ziehen vor, solche Aufgaben den Pädagogen oder Compilatoren zu überlassen, die es verstehen, entlastet von der tieferen Einsicht in den geschichtlichen Verlauf der betreffenden Sprache, auf das nächste practische Ziel mit mehr oder weniger Geschick loszusteuern. Auch für die Grammatik

der serbokroatischen Literatursprache gilt diese Regel. Die Mehrzahl der seit den ersten Decennien des XIX. Jahrh. abgefassten Lehrbücher dieser Sprache rührt von Pädagogen oder Dilettanten her. Das vorliegende grosse Werk gehört zu den in der Minorität stehenden Ausnahmen, es hat einen in der grammatischen Literatur durch ausgezeichnete Forschungen bekannten Gelehrten zum Verfasser und reiht sich in die nicht sehr grosse Anzahl von solchen Leistungen, wie die grammatischen Werke von Vuk, Daničić, Budmani, Novaković. An äusserem Umfang übertrifft das Buch Maretić's seine Vorgänger um ein beträchtliches. Budmani's Grammatik umfasst 250, jene Novaković's in der letzten Auflage 512, die vorliegende Maretić's dagegen volle 700 Seiten eines bedeutend grösseren Formates. Das kommt nicht so sehr davon her, dass Maretić den üblichen vier Theilen der Grammatik (d. h. der Phonetik, Morphologie, Wortbildungslehre und Syntax) noch einen Anhang über die Stilistik beigab — der Anhang ist kurz, umfasst ca. 50 Seiten — wesentlich sticht sein Werk von jenen seiner Vorgänger durch die Verschiedenheit in der Behandlung des Gegenstandes ab. Budmani oder Novaković beschränkten sich auf die objective Analyse des Gegenstandes nach den betreffenden Gesichtspunkten, Maretić begnügt sich damit nicht, er raisonnirt über den Thatbestand, commentirt die Thatsachen. Durch sein Raisonnement will er offenbar bei dem Leser seines Werkes — es ist nicht so sehr die studirende Jugend, als das grosse intelligente Publicum gemeint — den Lehrer ersetzen; möglicher Weise wollte er auch der sonst üblichen Trockenheit der grammatischen Lehrbücher entgegenarbeiten. In wie weit dieser Versuch ihm gelang, das wird der Erfolg lehren. Nach meinem, vielleicht nicht ganz objectiven Dafürhalten müsste das Buch Maretić's jeden intelligenten Leser, selbst wenn er weit über die Studienjahre hinaus ist, noch immer anziehen, sofern er über seine schöne Muttersprache, mag er sie kroatisch oder serbisch nennen, die seit dem Schulunterricht einigermassen verblassten theoretischen Kenntnisse erneuern oder neu beleben will. Wenn das Werk in diesem Sinne Anklang findet, dann wird auch die nicht leichte Aufgabe und nicht geringe Mühe des Verfassers reichlich belohnt werden. Man sollte aber auch glauben, dass in den modernen Zeiten der Sprachenkämpfe, die jedem Volk, mag es noch so klein sein — und die Kroaten und Serben würden, wenn sie geistig einig wären, wie sie sprachlich einheitlich sind, nicht zu den kleinsten Völkern Europas zählen — seine Sprache um so theuerer machen, je heftiger sie von den mächtigeren Nachbarsprachen bedroht wird — dass, sag' ich, in solchen Zeiten eine sehr dankbare Rolle derjenige übernimmt, der seinem Volk, der Intelligenz desselben, über den richtigen Gebrauch der Muttersprache, dieses Trägers des gesammten geistigen Lebens, eine möglichst gründliche Belehrung zu ertheilen sich anheischig macht.

Es ist zwar geschichtlich erwiesen, dass die Perioden einer intensiven grammatischen Behandlung der Sprache und ihrer mächtigsten Entfaltung in der Literatur nicht immer zusammenfallen, doch wäre es unrichtig, aus dem Auftauchen einer ausführlichen Grammatik der modernen serbokroatischen Literatursprache auf die Decadence der letzteren schliessen zu wollen. In diesem Sinne darf im gegebenen Falle die Bedürfnissfrage nicht gestellt

werden. Als unbefangener Beobachter von der Ferne möchte ich im Gegentheil die Behauptung wagen, dass in der Behandlung der serbokroatischen Literatursprache seit den letzten Decennien des XIX. Jahrhunderts, wo sich die an sie gestellten Aufgaben immer complicirter gestalten, nicht nur keine Decadence, kein gefährlicher Verfall, sondern eher ein erfreulicher Aufschwung sich bemerkbar macht, namentlich seitdem das ganze Sprachgebiet der serbokroatischen Nationalität an dem geistigen Leben participirt und die literarische Production des Ostens immer mehr gegen Westen, des Westens gegen Osten vordringt und die beiden Strömungen sich allmählich vermischen. Also ich begrüsse das Werk Maretić's, nicht im Sinne eines nothwendig gewordenen Heilmittels, um irgend etwas böses fern zu halten, sondern als eine aus dem Grundzuge der modernen Zeit, die über alles Belehrung haben will, sich ergebende erfreuliche Erscheinung. Wenn man populäre Bücher über die Naturwissenschaften, über Physik und Astronomie, Chemie und Elektrotechnik u. s. w. schreibt, sollte es nicht an der Zeit sein auch einmal über alle Eigenschaften der Sprache, deren man sich täglich im öffentlichen und Privatleben bedient, für deren Unterricht man in der Schule sorgt, für die man die höchsten wissenschaftlichen Institute errichtet, für deren Erweiterung der Rechte man in Parlamenten kämpft — ein allgemein fassliches Belehrungsbuch dem weitesten Leserkreis anzubieten?

So fasse ich die Aufgabe des Buches auf, über das ich nun einige Worte sagen will. Es würde mich sehr freuen, wenn ich mich darin in Uebereinstimmung mit dem Verfasser des Werkes wüsste. Er sagt es in der Vorrede nicht ausdrücklich, aber schon daraus, dass er einen Auszug aus diesem grossen Werke für die Schulzwecke (für die Mittelclassen) veranstaltete, ergibt sich von selbst, dass er mit dem grossen Werke in der That auf die Lese- und Belehrungslust des grossen intelligenten Publicums appellirt.

Dass die Kroaten und Serben jetzt schon eine einheitliche Literatursprache haben, das dürfte so ziemlich allgemein bekannt sein, obwohl ich erst vor wenigen Jahren einen gewesenen österr. Minister in Gegenwart eines anderen activen Ministers diese dem letzteren bekannt gewesene, dem ersteren aber als etwas unglaubliches vorgekommene Thatsache auseinandersetzen musste. Doch bis vor Kurzem konnte man nur im Grossen und Ganzen von einer serbokroat. Literatursprache reden, eine einheitliche Grammatik, namentlich als Inventar grammatischer Formen, konnte man noch nicht aufstellen. Im nordwestlichen kroatischen Winkel stand die sogenannte Agramer Schule sowohl bezüglich der Orthographie, ganz abgesehen von der Schrift, wie auch einiger grammatischer Formen auf dem conservativen Standpunkt der Wahrung älterer Ueberlieferungen. Erst seit den letzten zehn Jahren haben die stimmführenden Schriftsteller Agrams einen weiteren Schritt nach vorwärts gethan dadurch, dass sie, um der sprachlichen Einheit einen noch sichtlicheren Ausdruck zu geben, auf die etymologische Orthographie zu Gunsten der phonetischen verzichteten und ebenso in der Grammatik jene älteren Sprachformen aufgaben. Von nun an könnte also die Grammatik in allen ihren Theilen für das ganze Sprachgebiet der Serben und Kroaten ein einheitliches Object der pädagogischen, literarischen und

wissenschaftlichen Behandlung abgeben, wenn nicht diesem nahezu erreichten Ideal zwei Kleinigkeiten im Wege wären. Für den altkirchenslavischen Vocal ѣ schreiben die Ostserben (im Königreich, in Syrmien und Südungarn) nach ihrer Localaussprache *e*, die Südwestserben und Kroaten nach der anderen Aussprache *ije*, *-je*. Bezüglich dieser Divergenz muss der Abfall Belgrads von dem Ideal Vuk's-Daničić's constatirt werden, ein Abfall der natürlich dann auch die Karlowitz-Neusatzer Literaten mit sich riss, während bekanntlich einst selbst Branko Radičević (zu Anfang der fünfziger Jahre, im 2. Bändchen seiner Gedichte) sich dazu verstand, der Idee Vuk's und Daničić's zu huldigen. Jene engherzige Auffassung der Belgrader kann zwar nicht gebilligt werden, allein der Rückfall eines Theils des Serbenthums in seinen Locallaut vermochte der Einheit der Literatursprache keinen nennenswerthen Abbruch zu thun. Mehr muss ich bedauern, dass man bei der Feststellung der neuen lateinischen Orthographie statt *gj* für ђ das Zeichen *đ* vorzog und dadurch zu dem schon früher in Gebrauch gekommenen *gj* (z. B. nach Vuk und Daničić bei einigen Dalmatinern und dann in Bosnien) eine überflüssige Doublette schuf. Das war um so weniger nothwendig, da man sich im übrigen von natürlichem Takt leiten liess und die von Daničić rein für gelehrte Zwecke fixirten Bezeichnungen *ļ ń* perhorrescirte.

So steht nun die einheitliche serbokroatische Literatursprache da. Möge man sie nennen im Osten serbisch, im Westen kroatisch, möge man sie schreiben mit cyrillischen oder lateinischen Buchstaben, an der Einheit, sollte man glauben, wird man von nun an unter allen Umständen festhalten, so lange auch nur ein Funken des gesunden Menschenverstandes die besseren Geister der Nation erleuchtet. Ich meinerseits möchte allen gegenwärtigen und zukünftigen Schriftstellern der Kroaten und Serben die Worte Turgenjev's in Erinnerung bringen, der von sich selbst einmal sagte: преданность моя началамъ выработаннымъ западною жизнью не помѣшала мнѣ чувствовать и ревниво оберегать чистоту русской рѣчи. So sollen auch die führenden Geister der Kroaten und Serben vorgehen: hoch halten die Fahne des europäischen Culturfortschritts, dabei aber immer heilig wahren die Reinheit der serbokroatischen Sprache!

Wer repräsentirt die Echtheit und Reinheit der modernen serbokroatischen Literatursprache? Nach der Auffassung des Verfassers dieses Buches, das eine Normalgrammatik sein will, beschränkt sich das Material, aus welchem er schöpfte, auf zwei Namen: Vuk und Daničić. Als Ausgangspunkt der heutigen serbokroatischen Literatursprache mag diese Auswahl einwandfrei sein, obgleich nicht geläugnet werden kann, dass im Westen, bei den Kroaten, die Wurzeln der štokavischen Literatursprache tiefer in die Vergangenheit zurückreichen. Doch das Eingreifen Vuks war so mächtig, dass seine literarischen Schöpfungen, von den zahlreichen Publicationen der Volksdichtung und der Volksprosa getragen, bald auch im Westen die Errungenschaften und Einflüsse älterer Zeiten zurückdrängten. Ich muss diese Thatsache ausdrücklich hervorheben, weil man sonst bei dem Mangel an gegenseitigem Wohlwollen, das die inneren serbokroatischen Verhältnisse neuester Zeit charakterisirt, aus der Grammatik Maretić's leicht die Waffe

schmieden könnte für die schon oft selbst von vernünftigen Menschen wiederholte grundlose Behauptung, die Kroaten hätten den Serben die Sprache weggenommen. Richtig ist nur so viel, dass durch Vuk und seine Publicationen der literarische, bei den Kroaten unter verschiedenen Namen (kroatisch, illyrisch, bosnisch, dalmatinisch, slavonisch) circulirende vorvuksche Štokavismus eine consequentere, nationalere Ausgestaltung bekam. Insofern also ist der Ausgangspunkt Maretić's, nach meinem Dafürhalten, ganz richtig gewählt. Eine andere Frage ist es jedoch, ob dieser Ausgangspunkt zugleich auch den Endpunkt abgeben musste, ob man wirklich die moderne serbokroatische Literatursprache nach dem Sprichwort »spala knjiga na dva slova« behandeln darf? Darüber dürften die Ansichten stark auseinander gehen. Prof. Maretić vergleicht Vuk's Sprache und Stil innerhalb der serbokroatischen Literatur mit der Sprache und dem Stil Cicero's bei den Römern. Damit ist treffend die Auffassung des Verfassers dieser Grammatik gekennzeichnet, er drückte ihr selbst damit den Stempel der Einseitigkeit auf, freilich einer Einseitigkeit, die sich ganz gut anhören und vertragen lässt. Wer wird denn leugnen wollen, dass Vuk und Daničić mustergiltige Koryphäen in der Behandlung der Sprache waren? Da sie beide ausserdem als Theoretiker sich bewährten, deren feines grammatisches Bewusstsein bei allem, was von ihnen niedergeschrieben wurde, den Regulator abgab, so lag für einen modernen »Normalgrammatiker«, und als solcher will ja der Verfasser fungiren, die Concentration an der Sprache Vuk's und Daničić's am nächsten. Und doch, wer wird es heute behaupten wollen, dass neben Vuk und Daničić Niemand sonst auf das Ehrenamt eines mustergiltigen Schriftstellers der modernen serbokroatischen Literatursprache Anspruch erheben darf? Oder wer wird es sagen dürfen, dass durch Vuk und Daničić schon die letzten und höchsten Ziele der modernen Literatursprache erreicht sind, über die man hinaus nicht gehen dürfe? Gewiss haben diese beiden Schriftsteller, als muthige Vorkämpfer und Fahnenträger, nur den Weg gebahnt, auf welchem unaufhaltsam vorwärts geschritten werden muss, was in der That auch geschieht. Doch bin ich überzeugt, wenn sie lebten und wenn man sie fragen könnte, so würden sie selbst es ablehnen als alleinige Autoritäten gelten zu wollen, da sie gewiss nicht von dem Wahne befangen waren, den ganzen Schatz der serbokroatischen Sprache, sei es auch nur aus dem Bereich des literarischen što-Dialectes, in sich aufgenommen zu haben. Prof. Maretić kann freilich einwenden, es stehe hier zunächst nur die grammatische Behandlung der Sprache, nicht ihr Wort- und Phrasenschatz, in Frage. Allein selbst bei dieser begründeten Beschränkung seiner Aufgabe kann ich den von ihm eingehaltenen Vorgang nicht billigen. Ich würde nichts dagegen haben, wenn er als seinen Zweck bezeichnet hätte, eine Grammatik der Sprache Vuk's und Daničić's zu schreiben. Das wäre eine ebenso berechtigte specielle Aufgabe, wie es berechtigt wäre etwa die Sprache Goethe's und Schiller's oder die Sprache Puškin's oder Turgenjev's monographisch zu behandeln. Das Nichtberechtigte liegt nach meiner Ueberzeugung blos darin, dass er diese Sprache zweier Koryphäen gleich verallgemeinernd zur serbokroatischen Normalsprache erhoben hat. Das macht einmal keinen guten Eindruck, es wirkt eher deprimi-

rend als aufmunternd. Unwillkürlich fragt man sich: ist denn die Echtheit und Reinheit der serbokroatischen Literatursprache wirklich ein so hoch stehendes, schwer erreichbares Ideal, dass bis jetzt nur zwei Männer ans Ziel gelangten? Dann aber leidet diese Auffassung an innerem Widerspruch. Der Verfasser führt uns zwei Namen als Ideale seiner Normalgrammatik auf. Sind denn aber diese zwei Namen in allen Einzelheiten identisch? Seine eigene Detailanalyse gibt darauf eine theilweise verneinende Antwort. Was ist also dort zu thun, wo Vuk und Daničić nicht übereinstimmen? Wenn man nicht beiden recht geben will, was bei einer Normalgrammatik möglichst zu vermeiden ist, so bleibt nichts anderes übrig, als nachzufragen, wie sich die Literatursprache in ihren späteren Phasen zu den Gegensätzen Vuk-Daničić verhält, welcher von den beiden Möglichkeiten die späteren tonangebenden Schriftsteller den Vorzug gaben. Wenn z. B. Prof. Maretić bei dem Auseinandergehen Vuk's und Daničić's in der Behandlung solcher Fremdwörter, wie akcent oder akcenat, dem Vorgang Vuk's, d. h. der Form akcent, den Vorzug gibt, so scheint er mir mit der modernen Strömung der Literatursprache, die entschieden akcenat, koncerat, momenat u. s. w. bevorzugt, im Widerspruch zu stehen.

Das Eingehen auf die modernen Phasen der Literatursprache, freilich nicht ohne kritische Sichtung, wäre auch desswegen sehr erwünscht gewesen, weil nur in dieser Weise dem Grammatiker die Gelegenheit geboten worden wäre, auch solche Erscheinungen, die er als Abweichungen von seiner »Norm« ansieht, zur Sprache zu bringen und sich darüber zu äussern. Sind Vuk und Daničić gewissermassen unfehlbar »normal«, berücksichtigt der Verfasser ausschliesslich nur ihre Sprache, wo will er dann das Material hernehmen, um einmal doch auch etwas vorzubringen, was er von seiner Normalgrammatik fern halten möchte? Diesen Dienst müssen Herrn Maretić jetzt die von Vuk herausgegebenen Volkstexte (Lieder, Erzählungen, Sprichwörter) leisten. Würde es aber nicht seinen Zwecken besser entsprechen, wenn er statt der Ueberschreitung seines Programms nach dieser Richtung lieber eine Auswahl unter den im modernen, also sagen wir Vuk'schen Fahrwasser segelnden Schriftstellern neuerer und neuester Zeit, in den Kanon der mustergiltigen, also »normalen« Schriftsteller aufgenommen hätte? Die Schriftsteller sind mehr oder weniger ausgesprochene Individualitäten, man weiss ihre Abkunft kennt ihre Handhabung der Sprache. Beim Volkslied dagegen, zumal in der Begrenzung auf die von Vuk selbst publicirten Texte, ist die Sache minder gewiss. Es kann etwas dem Vers oder der Silbenzahl zulieb gesagt worden sein, ohne gerade auf den Eigenthümlichkeiten des Dialects zu beruhen. Oder es kann auch bei der Wanderung des Textes aus einer Gegend in die andere mit verschlagen worden sein, ohne den letzten localen Hintergrund abzuspiegeln u. s. w. Die Volkssprache also, da sie ja ohnehin schon bei Vuk und Daničić, nur kritisch durchgeseiht, zur Anwendung kam, hätte ich entweder gänzlich bei Seite gelassen oder in einem grösseren Umfang verwerthet, dafür aber eine Auswahl von hervorragenden modernen Schriftstellern herangezogen. Dann wäre auch die Beantwortung der nicht ganz müssigen Frage ermöglicht, inwiefern sich die moderne Literatursprache wirklich in den Fuss-

stapfen Vuk-Daničić bewegt. Es ist z. B. nicht zu verkennen, dass die namhaftesten Schriftsteller Syrmiens und Südungarns noch immer sehr gern den alten Localis plur. auf *-i(h)* gebrauchen, eben so den Instrumentalis auf *i*, z. B. bei Gjura Jakšić, wo sonst durchgehends die neuen Formen herrschen (wenigstens in der belgrader Ausgabe), fand ich doch, gleichsam aus Vergesslichkeit: (V, 77) у сватови, (V. 61) шкрипећи зуби. Nimmt man Branko Radičević's oder Zmaj Jovanović's Gedichte zur Hand, da begegnen solche Beispiele sehr häufig: по млади му груди силан пламен гори Rad. I, 11, а на врати оно ко je ib. 14, ал' на врати ко je оно? ib. 71, све крвави покри крили ib. 20, а он макну крили ib. 115, младе крвце дов по жила ib. 35, а са своји страшни зуби ib. 39, по гробови трава обилата ib. 78, ал' у твоји недри туде окле снега до две груде ib. 88, са другови да се провесели ib. 92, па заигра по мртваци као муња по облаци ib. 104, и по брди ајде којекако, на рамени до два крила лака ib. 113 u. s. w.; selbst als Dativus: ал' на славу турком лошу ib. 97. Oder bei Zmaj Певанија: како сунце истоку на врати 29, на пољупца крили ib., одмара се на гробови ib. 32, време лети на крили све бржи ib. 35, у окови знојити се ib. 39, а на чили' брзи' крили' ib. 40, а на усти' ка' олово ib. 46, по уздаси' плове гласи ib. 60, у ђулићи' наши' ib. 69, нека скрипне зуби ib. 73 u. s. w. Uebrigens sind bei Zmaj diese Formen nur mehr als poetische Licenz angewendet, sonst schreibt er die modernen Casus auf *-ima, -ama*. Doch entschlüpfte ihm auch in einer prosaischen Erzählung (S. 489): опет je старог оца већ на ногу нашао. Vergl. noch in der Uebersetzung von Goethe's Faust von M. Savić (Novi Sad 1885) solche Beispiele: ko' *pred pekarski vrati* kad je glad S. 8, *u mlazevih* s' mora pene 15, *u mlazevih* po njivi zelenoj 45, *u nedrih* tebi steže svaki kut 25, *na vrati* stajah 35, *na laki krili* lebde kola sad 36 u. s. w. Auch über solche Genitive wie *mâjkî* (S. 171) würde eine Umschau in der modernen Literatursprache sehr erwünschtes Material liefern. Und so noch über manches andere. Z. B. in § 204 a ist von den Pronominen *svȁtko, svȁšto* u. s. w. die Rede, über den ersten Theil des zusammengesetzten Ausdrucks wird keine Auskunft gegeben, nur *svega česa* und *svemu čemu* werden als montenegrinisch angeführt. Hätte der Verf. die neueren Schriftsteller herangezogen, so würde er in der Балканска царица auf S. 56 auch noch den älteren Nominativ gefunden haben: пак heш с њима моhи свешто. Ebenso erinnere ich mich nicht, in den Bemerkungen zur Conjugation irgendwo eine Notiz gelesen zu haben, dass man neben *gledati-gledam* auch ein Praesens *gledim* gern anwendet; Beispiele sind bei Zmaj Jovanović u. a. sehr zahlreich anzutreffen, man würde etwa unter § 311 b eine Erwähnung davon erwarten. Ferner wurde übergangen eine von manchen Schriftstellern Syrmiens und Südungarns sehr gern angewendete, wenn auch nicht empfehlenswerthe Form *metuti* (statt *metnuti*), und praes. *metem* (statt *metnem*), vergl. bei Zmaj: ружу мет'мо за кокарду, bei Jakšić: метите га у апс (IV. 3), мети на нос врелу цигљу (V. 66), по артији уметути препици од стаклета (ib. 84), а ону ствар мету (für метну) у једно мрачно ћоше (ib. 181). Die Berücksichtigung neuerer Schriftsteller hätte dazu geführt, anzumerken, dass man neben *cvatem* auch *cvatim*, neben *drhćem* (oder *dršćem*) auch *drktim* sagen kann, wofür schon im Akad. Wörterbuch Beispiele

vorliegen, vergl. bei Zmaj: »мислиш други ево цвати рај« (in »Proletno jutro«) oder bei Jakšić: видело се како му сва снага дркти (V. 204). Vergl. Gorski Vijenac (1847 Ausg. S. 53): »i sad *drktim* od njegova straha«. Ein anderes Verbum, das in Gorski Vijenac und sonst begegnet, finde ich bei Maretić nur in der Lautlehre (§ 66 a) erwähnt, später aber in der Conjugation weder unter I. 4 (S. 239—244), noch unter IV (S. 262—267) oder V. 3 (S. 275—277), noch im Anhang § 308—311 (S. 281—286) zur Sprache gebracht, das ist eine Abart des Verbums *užeći* in der Form *uždíti* (oder *zažditi* u. s. w.), vergl. Gorski Vijenac S. 38: krv *uždenu* plamenom gordošću; Vrčević, Српске нар. прип. S. 27: *zaždi* svoju kuću, ib. 55: ukrešu mu svi .. te mu *nažde* argilu, ib. 63: kad je bilo vrijeme da *uždi* svijeće, ne nađe druge svijeće čim će druge *zažditi*; Ogledalo srbsko S. 487: od obraza *uždi* dżeferdara, ib. 470: od stajnicah te podždili Turci; Пѣванія von Čubro Čojković S. 301 b: svaka *uždi* i zgodi Turčina. Als Particip sogar *uždiven* (statt *užden*): uždivena paličica Vrč. igre 7. Der von mir gewünschte Gesichtspunkt hätte zur Folge, dass neben »krenuti« auch auf »гунути« aufmerksam gemacht worden wäre, die Erwähnung des Infinitivs гунути hätte schon desswegen einigen Werth, weil man ja daneben, vielleicht selbst noch häufiger, zumal im Westen, *gutnuti*, *pogutnuti* spricht. Dass man im Akad. Wörterbuch für *gùnuti* kein Beispiel citirt, das kommt von der unzulänglichen Berücksichtigung der modernen Sprache her. Vergl. bei Jakšić V. 224: а кад још два три пута гуне из пљоске. Aber auch wirklich »anormales« würden die Schriftsteller liefern. Z. B. es fällt mir schon auf, dass Prof. Maretić (S. 186) nicht den Muth hat, zu -нь als Accus. neutr. gen. Stellung zu nehmen; die von ihm aus Vuk citirten Beispiele *zanj*, *krozanj* werden auf gleiche Linie gestellt mit *ga* oder *njega* für den Accus. neutr. gen. Dagegen möchte ich die Einwendung machen, dass bei *ga*, *njega* nur vom Ersatz der Accusativform durch die Genitivform die Rede ist, das Genus bleibt unangetastet, da ja га, њега, gleichmässig für Masculinum und Neutrum gelten. Sagt man dagegen -нь für das Neutrum, so ist der Casus geblieben, aber das Genus ausser Acht gelassen. Ich würde daher die Anwendung der Form -нь für den Accus. sing. gen. neutr. nicht empfehlen. Daničić hielt sich davon fern. Der geschichtliche Sinn der Form blieb manchen Schriftstellern verschlossen, man fasste -нь für Kürzung von њега auf. Darum schrieb Branko Radičević auch solche Beispiele: пуца камен, ватра изањ сева (I. 94), јавор с' диже, певац изањ гусле здеља (I. 96), може одањ триста бити чуда (I. 157). Ich glaube, solche Beispiele würden als Warnungstafeln in einer Normalgrammatik jedenfalls am Platze sein. Hie und da musste der Verfasser selbst über seine Grenzen hinausgehen, z. B. auf S. 214, wo er sagt: »ja znam za celo da se govori također mȅkljî«; oder auf S. 221, wo von der Form *dvaju* die Rede ist und zum Akad. Wörterbuch Zuflucht genommen wird.

Also im Interesse einer grösseren Mannichfaltigkeit, zur Erzielung stärkerer Belehrung, hätte ich die Fortsetzung der Sprache bis in die neuesten Zeiten sehr gewünscht. Was die Behandlung des Stoffes im Einzelnen betrifft, so darf man von einem Werk, das sich an den grossen Leserkreis wendet, nicht immer das Eingehen in die tiefsten sprachwissenschaftlichen Probleme erwarten, rathsamer ist das Verbleiben an der jedem sichtbaren

Oberfläche. Allerdings sollte man das Bestreben populär zu sein nicht auf Kosten der Wissenschaftlichkeit geltend machen. Es ist nicht nothwendig in einer populär gehaltenen Grammatik alles zu sagen, doch das was man sagt, soll mit der wissenschaftlichen Einsicht im Einklang stehen. Ich finde, dass Prof. Maretić bei seinen Paradigmen unnöthiger Weise so manches Trennungszeichen anwendet, um die angeblichen Wurzeln von den suffixalen Elementen fernzuhalten. Was hat der Leser z. B. dadurch gewonnen, dass man ihn verleitet im Nominativ sing. *žèn-a* und Voc. *žen-o* die Vocale *a* und *o* von der »Wurzel« *žen-* zu trennen, oder im Präsens *plèt-êm, kùn-êm, tòn-êm, nòs-îm* an die »Wurzeln« *plet-*, *kun-*, *ton-*, *nos-* zu glauben? Warum wird *nòs-îm*, aber *čùvâ-m* und wiederum *věž-êm, kùpu-jêm* getrennt? Wozu war es nothwendig sogar *t-ògâ, t-ômu* u. s. w. zu trennen? Ist dadurch die Einsicht in das Wesen der Declination gefördert? Durchaus nicht, wohl aber wird der Leser verleitet wissenschaftliche Unwahrheiten sich anzueignen, wenn er dem ominösen Trennungszeichen zu viel Vertrauen schenkt! Ich glaube, man konnte ruhig von dem Genitiv auf *-a*, auf *-ê*, auf *-i* sprechen, ohne gerade graphisch die Trennung vorzunehmen. Eben so konnte man von den Verben sprechen, die vor *-m* oder *-mo* auf *e*, *i*, *a* auslauten, ohne gerade in wirklich unerlaubter Weise Trennungen graphisch durchzuführen, die keineswegs berechtigt sind. Mit dieser überflüssigen Wissenschaftlichkeit in den Trennungszeichen steht im Widerspruch die Eintheilung der Declination nach dem Genus. Schon die alte praktische Grammatik, die nach dem lateinischen Vorbild den Genitiv sing. als den Eintheilungsgrund betrachtete, hielt drei Declinationen, auf *-a*, auf *-e*, auf *-i*, auseinander. Gewiss war eine solche Eintheilung berechtigter als die von Prof. Maretić durchgeführte; man ist eher geneigt *jèlen* und *sèlo* unter eine Declination zu rechnen, als *žèna* und *stvâr* nicht zu trennen! Sonst möchte ich der Reichhaltigkeit der Belege, die gelegentlich der einzelnen Declinationsformen zusammengestellt sind, jede Anerkennung zollen. Zur S. 149, wo nach Vuk und Daničić die Form *konjima* in Abrede gestellt wird, citire ich aus »Скупљене пјесме од Николе I (Цетиње 1894)« auf S. 39: Сви на коње усједоше и низ поље игру своју на коњима разиграше«. Aus derselben Gedichtsammlung sei noch für die S. 195 als Beweis, dass Montenegriner die Form česa lieben, folgender Vers (auf S. 53) citirt: »ја ничеса не бојим се«, oder in Balkanska carica S. 66 око чеса? побједе су, о дијете, од свачеса усовније 230. Vgl. Gorski Vijenac (1847 Ausg. S. 31): šteta će me *nečesova* naći, ib. 86 i zapise nečesove gradi (die Form nečesov ist bei Petar Petr. Njeg. und Fürst Nikola sehr beliebt).

Bei der Conjugation, die wie es mir scheint bei Maretić nicht so reichlich mit Beispielen ausgestattet ist, wie die Declination, würde ich namentlich für eine im gänzlichen Aussterben begriffene Form, für das Imperfect, gründlichere Durcharbeitung des noch lebenden Volksmaterials wünschen. Der Verfasser fusst, wenn auch nicht ganz, so doch wesentlich auf den Wortformen Daničić's, also wenn wir sie der Reihe nach aufzählen: *plètijâh*, *trésijâh*, *grèbâh* (Daničić: *grèbijâh*), *pècijâh*, *kùnijâh*, *čùjâh*, *dèrâh* (!) (richtiger Daničić: *mrâh*), *tònjâh*, *vìđâh*, *nòšâh*, *čùvâh*, *věžâh* (Daničić: *pìsâh*), *brâh*, *sìjâh* (Daničić: *kàjâh*), so sieht man, dass statt der bei Daničić als Paradigma gel-

tenden Form *mrâh*, hier *dèrâh* (warum nicht *drâh*?) und statt *grèbijâh* die Form *grèbâh* vorgezogen wird. Die Begründung liest man auf S. 239, 253—4, doch ohne neue Belege. Da heutzutage das Imperfect hauptsächlich in Montenegro lebt, so wäre es erwünscht gewesen, möglichst zahlreiche Belege von dort zusammenzutragen; man darf ja doch mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, dass die montenegrinischen Schriftsteller die von ihnen gebrauchten Formen nach dem Sprachgebrauch des Volkes anwenden. Ich lese nun in Gorski Vijenac (1847 Ausg. S. 58): *vozahu* po moru brodove (wenn es nicht von *vózati* herrührt, so müsste es »normal« lauten *vožahu*; doch vgl. in Ogledalo srbsko S. 450: te *vozahu* tope i lumbare), ibid. tu ih ljetnje *gorijaše* sunce (das wäre »normal«: *goraše*), ibid. 68: oko tebe puške *grmijahu* (»normal« wäre *grmljahu*), ibid. 77: da uz cara *sjedijaše* (»normal«: *sjeđaše*); in Šćepan mali S. 15: kratku pušku na ruke *nosaše* (»normal« wäre *nošaše*), ibid. 20: u carskome domu *tucijaše* (»normal«), ibid. 131: na ujake Gjuro *nalicaše* (auffallend!), ibid. 148: kako *želijaše* (»normal«: *željaše*). Fürst Nikola I schreibt in seinen Gedichten (Пјесме) S. 68: spram ikone što *visaše* (»normal« wäre *višaše* oder wenigsten *visijaše*), ibid. 75: tu pod prozor *dolazahu* (»normal«: *dolažahu*); in Balkanska carica S. 171: sa dlana moga hljeba *ijaše* (Maretić führt S. 235 nur *jeđah* an); in Pjesnik i Vila S. 71: šta ka' vatra *gorijaše*, ibid. 124: izobilno *živijaše* (»normal«: *goraše*, *življaše*). Vergl. in Пѣвания Čubro Čojković's S. 223 b: zli glasovi bann *dolazahu* (»normal« wäre *dolažahu*), ib. 147 b: e *volijah* Pivljanina Baja. Man ist unter solchen Umständen einigermassen in Verlegenheit, wie heute die wirkliche volksthümliche Imperfectformen lauten. Die »Normalgrammatik« scheint mir diese Frage nicht gelöst zu haben.

Wenn das Ziel der »Normalgrammatik« darin bestehen soll, dass sie bei schwankendem Gebrauch verschiedener Formen einer derselben den Vorzug gibt oder diese wenigstens zum allgemeinen Gebrauch anempfiehlt, so muss ich sagen, dass der Verfasser dieses sonst so inhaltreichen Werkes nicht immer die richtige Entschiedenheit an den Tag legt. Um von anderen Fällen abzusehen (man vergl. z. B. wie viele Imperfecte im § 309 d von dem Verbum *htjeti* aufgezählt werden) möchte ich blos die so häufig wiederkehrende Declination der Adjectiva (und einiger Pronomina) hervorheben. Maretić bemerkte richtig (§ 221—225), dass schon Daničić einer zu häufigen Anwendung der Formen auf *-ijeh*, *-ijem* in verschiedener Weise aus dem Wege ging, besonders nach *j* und Palatalen, dann aber auch nach Gutturalen, liebte er, namentlich in seinem grössten Werke, der Uebersetzung des Alten Testamentes, die kürzeren Formen *-im*, *-ih*, weil er sich dachte, in alter Sprache hätte nach *j* und Palatalen kein ѣ und ebenso nach Gutturalen kein ѣ stehen können. Diese weise Mässigung hätte vielleicht den Verfasser der »Normalgrammatik« zu einem weiteren Schritt veranlassen können. Bedenkt man nämlich, dass auch bei der Anwendung des *e*-Dialectes, in welchem jetzt schon fast die Hälfte des literarischen Lebens sich bewegt, die entsprechenden Formen durchweg auf *-im*, *-ih* auslauten und hält man sich als das oberste Princip die Einheit der Literatursprache vor den Augen, so wäre es, glaube ich, von einem »Normalgrammatiker« nicht zu kühn, wenn er die Regel aufstellte: man schreibe immer (und nicht bloss nach *j*, nach Guturalen und Palatalen) die Formen

-im, *-ih* und überlasse die Formen auf *-ijem*, *-ijeh* den Dichtern (in Versen und Prosa). Solche Formen wie *mòjijeh*, *mòjijem* (§ 198) oder *cìjijeh* (§ 201 b) hätte ich überhaupt nicht einmal ins Paradigma aufgenommen. Auch mit der Endung *-me* scheint mir der Verfasser etwas zu liberal umgegangen zu sein; ich weiss nicht, was ihn veranlasst haben mag, die Form *tȍmē* sogar an die Spitze zu stellen, vor *tȍmu* als Dativ und vor *tȍm* als Local, oder der Form *kòme* vor *kȍmu* den Vorzug zu geben; eben so gibt er neben *mòjemu* die Form *mȏmu* gar nicht im Paradigma an, sondern nur *mȏme*. Die »Normalgrammatik«, die hauptsächlich auf den Werken Daničić aufgebaut ist, sollte darin, glaube ich, anders verfahren, mehr im Geiste Daničić's und zwar nach seiner reifsten, am feinsten durchdachten Sprache, die in der Uebersetzung des Alten Testamentes vorliegt.

Ich habe diese Bemerkungen mehr allgemeinen Charakters vorausgeschickt, um meinen zum Theil etwas abweichenden Standpunkt gegenüber der Frage von der modernen serbokroatischen Literatursprache zu präcisiren. Selbstverständlich bleibt dadurch das Fundament dieses schönen und soliden Baues unangetastet. Ich kann mir ganz gut vorstellen, dass nach meiner Auffassung hie und da einige weitere Striche das Gesammtbild etwas lebhafter gestalten würden, ohne es wesentlich zu modificiren. Ja ich möchte selbst noch weiter gehen und sagen, dass manches hätte vielleicht selbst zum Vortheil der leichteren Uebersichtlichkeit entweder ganz ausbleiben oder durch kleineren Druck in den Hintergrund geschoben werden können, da es sich in der Normalgrammatik nicht um die Aufzählung aller dialectischen Besonderheiten der Što-Sprache handeln kann. Dieses unerwünschte Plus verschuldete der Verfasser selbst dadurch, dass er sich nicht auf die eigentliche Sprache der Schriftsteller Vuk und Daničić beschränken wollte, sondern auch einen Theil des von Vuk gesammelten und herausgegebenen Volksmaterials in Betracht zog. Es ist, wenn man will, kein geringes Verdienst Maretić's, dass er den nicht unbeträchtlichen Unterschied zwischen der Sprache des von Vuk herausgegebenen volksthümlichen Materials und Vuk's als Schriftstellers, zumal in seinen späteren Phasen, häufig genug in seiner Grammatik zum Bewusstsein brachte. Ebenso ist es sein Verdienst, dass er gelegentlich auch andeutete, wo und wie Daničić in der stärkeren Präcision des Begriffes der Literatursprache über Vuk hinausging. Nur vermisse ich gerade in letztem Punkte bei Maretić die Entschlossenheit, sich Daničić anzuschliessen; sein eigenes Beispiel zeigt, dass er zuweilen den nach meinem Dafürhalten besseren Standpunkt Daničić's, den ich gegenüber Vuk als Fortschritt bezeichnen möchte, aufgibt und zu Vuk zurückkehrt. In dieser Hinsicht ist das von ihm entworfene Bild der »normalen Literatursprache« eigentlich doch nicht genug bestimmt. Ich erwähne das nur im Allgemeinen, ohne es ihm zum Vorwurf zu machen; denn die Sache ist nicht so leicht, wie es scheinen könnte. Eher müsste man die Frage aufwerfen, ob der Verfasser auf verschiedene Einzelheiten, die durch die Specialforschungen seit Vuk und Daničić sichergestellt wurden, gehörige Rücksicht nahm. Das scheint nicht der Fall gewesen zu sein. Z. B. in § 146 b, wo vom Instr. sing. auf *-om* solcher Substantiva wie *zȅcom*, *jȅžom* u. s. w. die Rede ist, fehlt selbst die geringste

Anspielung an die durch Rešetar und Živanović gemachten Beobachtungen, dass die Endung *-em* nach einem in der Wurzel- oder Suffixsilbe bereits vorhandenen *e* gemieden wird, also *nožem* aber *ježom*, *koncem* aber *mesecom* u. s. w. (S. 148). Wahrscheinlich darum las ich auch in den Gedichten des Fürsten Nikola S. 67 *temeljom*.

Auf andere Einzelheiten gehe ich nicht ein, das würde zu weit führen. Nur aus dem ersten Theile, wo verschiedene Lauterscheinungen und die davon abhängige Graphik behandelt werden, möchte ich einige Punkte hervorheben, die zu einer anderen Auffassung Anlass geben können. So muss ich gleich im § 6 die Eintheilung aller Dialecte des serbokroatischen Sprachgebietes ins Kajkavische, Čakavische, Štokavische und — Torlakische ablehnen, da ich das »Torlakische« als ein selbständiges viertes Glied nicht anerkenne. Mir scheint darin nur eine Abart des Südostštokavischen enthalten zu sein. Ist das Torlakische etwas mehr als eine Negation, so versuche man es mit positiven Merkmalen auszustatten und seinen Umfang zu bestimmen. Dann bin ich bereit, meinen Irrthum einzusehen. Im § 37 beanstandet der Verfasser die übliche von Vuk eingeführte Schreibart *čìnio*, *vòdio*, *govòrio* und verlangt, wenigstens theoretisch, *čìnijo*, *vòdijo*, *govòrijo*. Mir kommt es vor, dass der Uebergang in der Aussprache der Silben *i-o* wohl einen schwachen, an *i* sich anlehnenden Uebergangslaut *ị* erzeugt, der jedoch der vollen Silbe *jo* in *još*, *joha* nicht gleichkommt. Mir scheint, dass dort, wo im Anslaute *a* gesprochen wird, eher deutlich ein *bija*, *vidija* gehört wird, nicht aber *bijo*, *vidijo*. Wenn man *Bijògrad*, *dijòba* hören soll, so würde ich das wegen der Betonung, durch welche die Silbe gehoben wird, erklärlich finden. Immerhin sind das nur orthoepische Erwägungen, die Graphik muss unangetastet bleiben. Die Mahnung zur Mässigung in der Anwendung des phonetischen Princips, die bei dieser Gelegenheit laut wird, halte ich von meinem subjectiven Standpunkte aus für wohlbegründet. Die Ritter der absoluten Phonetik können eben so leicht ad absurdum geführt werden, wie die Vertreter des conservativen etymologischen Princips. Aber auch die Frage, was zusammengeschrieben werden soll als éin Wort, sollte heute, im Zeitalter der Stenographie und Telegraphie, etwas minder engherzig aufgefasst werden. Merkwürdig, gerade die Phonetiker legten bis jetzt immer das grösste Gewicht auf etymologische Trennung. Warum sollte man nicht zusammenschreiben *unj*, *nanj*, *zanj*, *zato*, *pošto*, *stoga*, *kadikad* u. s. w.? In der im § 39 e berührten Frage hätte der Verfasser zu der von Belgrad aus gepredigten Lehre, in griech.-latein. Ausdrücken überall *s* zu schreiben, entschiedener Stellung nehmen sollen. Wörter, die die Slaven unmittelbar aus dem griech. Munde entlehnt haben, werden wohl mit *s* ausgesprochen, darum ist auch dort *s* zu schreiben, dass man aber *prosa* statt *proza*, *gimnasija* statt *gimnazija* schreiben soll, — diese Ausdrücke haben wir durch die deutsche Vermittelung — das finde ich übertrieben, ausser wenn man die ganze Aussprache reorganisiren will! Einiges kann schwankend sein: *filosofija* oder *konsuo* kann auch so ausgesprochen werden. Im § 40 und folgenden werden die Triebfedern der sprachlichen Veränderungen auf Nöthigung (nužda) und Neigung (naklonost) zurückgeführt. Diese Unterscheidung würde ich gutheissen, wenn nur ihre Anwendung eine andere wäre.

Z. B. eine lautphysiologische Nöthigung erblicke ich in den Uebergängen *z* vor *p* in *s* (*ispovijed*), *d* vor *k* in *t* (*glatko*) u. s. w., aber eine Nöthigung kann ich nicht erblicken in dem bekannten Uebergang der Lautgruppe *čr* in *cr*, das ist vielmehr geradeso nur eine Neigung (dass sie alle Fälle umfasst, thut nichts zur Sache), wie wenn *mlčati* endlich und letzlich zu *mučati* wurde, oder wie ein anlautendes *v*, wenn es nicht von einem volle betonte Silbe bildenden Vocal begleitet war, durch *w* zu *u* vocalisirt wurde (also *udova* aus *vъdova*, *unići* aus *vъniti* u. s. w., daher auch *u* = *vъ* als Präposition). Alles das sind nur Neigungen, keine Nöthigungen. Denn wäre *cr* eine physiologische »Nöthigung«, so würde nicht schon der allernächste benachbarte Kajdialect noch heute *čr* gebrauchen in *crep*, *čreslo*, *črn* etc., während auch ein Kajsprecher nur *glatko*, *teško* u. s. w. aussprechen kann. Dass für die Charakteristik einzelner Dialecte gerade solche Neigungen zu gewissen Lautgruppen das Wesentliche beitragen, das fällt mir nicht ein in Abrede zu stellen. Die Angst des Verfassers, dass *cr* statt *čr* aufhören würde, eine physiologische »Nöthigung« zu sein, wenn er die Existenz der Form *čarni* zugeben sollte, zwingt ihn in § 48a zu einer sehr künstlichen und wenig wahrscheinlichen Erklärung der poetischen Wendungen *čȁrnâ gora*, *čȁrnâ zemlja*, u. s. w. Liegt nicht vielmehr in *čȁrnî* (aus *čȑnî*) eine treffende Parallele vor zum heutigen böhmischen *černý* und zu den bulgarischen Lautgruppen *čern-*, *čerk-*, *čert-* u. s. w. für das altslovenische црък-, чрън-, чрът-, u. s. w. — In dem sehr ausführlichen Capitel, das die Lautübergänge im einzelnen behandelt, § 56—106, wäre es doch angezeigt gewesen, die gleichartigen Erscheinungen zusammenzustellen und nicht die ganze Materie mechanisch, in alphabetischer Reihenfolge zu behandeln. Dadurch hätte man manche Wiederholungen vermieden und vieles in bessere Beleuchtung gebracht. Warum soll man sich z. B. im § 82 erst den Kopf zerbrechen wegen *ohrònuti*, wenn man daneben *tònuti* und *ginuti* hat, es liegt ja so nahe, den Fall des Abfalls der Consonanten *p*, *b*, *m* vor *n* in éinem zu besprechen. Wer an dem bei Miklosich Lex. palaeosl. angesetzten охръмнати Anstoss nimmt, soll bedenken, dass diese Form eben Miklosich gebildet, nicht aber in den alten Texten vorgefunden hat. Man kann nur die Aoriste охръма oder охръмомъ belegen. Der Infinitiv hätte dazu ohne Zweifel охрънати gelautet. Misslich war es auch, sehr alte gemeinslavische Lauterscheinungen einzelsprachig zu behandeln, so entstehen sehr leicht ganz falsche Eindrücke, wie z. B. durch die Behauptung, *c* sei aus *kj* hervorgegangen in *lice* (aus *likje*! woher weiss man das?), *s* aus *hj* in *disati* (statt *dihjati*! wirklich?), oder *učen* sei aus *učjen* (sic!) hervorgegangen, *tôj* habe *toji* gelautet u. s. w. Wenn schon der Verfasser die gewiss nur sporadische Erscheinung eines *c* statt *s* vor *k* ausführlich behandeln wollte, statt sie, was besser wäre, kurz in einer Anmerkung abzuthun, so hätte ich zwei verschiedene Fälle auseinandergehalten: dort wo im Inlaut des Wortes *ck* statt *sk* den häufig sich wiederholenden Fällen des suffixalen *ck* (aus *tsk*) ähnlich sieht, mag auch diese Analogie vorgeschwebt haben (z. B. *lackati* statt *laskati*, weil man *bracki*, *ljucki* etc. hat; doch bei *kocka* muss man beachten, dass schon im Kajkavischen und Slovenischen das Wort so lautet, hier darf man nicht von *koska* ausgehen); aber die Beispiele, wi *c kvara*, *ckto*, *ckvrna* sind doch anders

zu erklären. Da man meines Wissens nirgends *ckakati* statt *skakati* sagt, so dürfte *c* für *s* in den angeführten Beispielen aus der starken Consonantenanhäufung im Anlaute zu erklären sein, *s* allein schien gleichsam zu schwach, um die ganze Gruppe *skv, skl, skn* einzuleiten, man machte es widerstandsfähiger oder zugkräftiger durch den Uebergang aus dem schwächeren *s* ins stärkere *c* (= *ts*). Und nun noch einige Bemerkungen. Der sehr unnatürliche Erklärungsversuch von *gospoja* (§ 66 b) gefällt mir ebensowenig, wie die Behauptung, dass in dem Infinitiv auf *-t* ein Supinum stecke (§ 75 c). Auch die Ableitung *bolest* von *boljest* (S. 83), also altslov. болѣсть (?!), billige ich nicht: *bolest* hat seine Analogie in горесть, wo Miklosich falsch und willkürlich горѩсть (statt горесть) als Grundform ansetzte. Im Akad. Wörterbuch ist *bolest* richtig, dagegen *gorest* unrichtig erklärt. Den Ortsnamen *Zèmûn* möchte ich nicht gerade von *zemljьn*, sondern von *zemlьnъ* ableiten (wie *kùnêm* aus кльнѧ), *zemljьn* hätte wahrscheinlich *zemljan* ergeben. Die Erklärung des *s* in *krasti* durch den Uebergang aus *d* oder *t* in *s* (S. 91) scheint mir weniger empfehlenswerth, als die andere, wonach *tt* zunächst *t*^{s}*t* hervorgebracht, woraus dann *st* entstand durch den Abfall des anlautenden *t*. Zu *st* aus *tt* haben wir eine Parallele in *jezditi* (aus *jed*^{z}*diti*) mit Abfall des anlautenden *d*, und für den Abfall des auslautenden Consonanten der ganzen Gruppe hat man Parallelen in *žž-ž*^{d}*ž-žd* (*iždenem* § 66 a) und in *šš-š*^{t}*š-št* (ништьдъ für из-шьдъ). Wenig befriedigt hat mich die in § 63 d und § 64 c gegebene Darlegung der Lautgruppen *šč*, *šć*, *št*. Dass der Verfasser über die weit verbreitete Lautgruppe *šć* (im ganzen Westen des gemeinsamen Sprachgebietes) so wenig Worte verliert (auf S. 65), das erkläre ich mir aus seinem principiellen Standpunkte: quod non est in Vuk aut Daničić, non est in mundo. Allein unbegreiflich bleibt mir, wie er (auf S. 63) aus *šć* unmittelbar zu *št* gelangt und erst aus diesem *št* zuweilen (kašto) *šć* hervorgehen lässt. Sollte denn wirklich jemand glauben, dass *išćem* erst aus *ištem* hervorging? Unter dem etwas unverständlichen Titel »promjene glasova zajedničke« kommt allerlei vereinzeltes, meist für die Schriftsprache bedeutungsloses Material zur Sprache (§ 107—119) und was man am allerwenigsten erwartet hätte, erst hinterdrein (§ 116—119) die Darstellung des Ablautes. Der Verfasser verwendet dafür das vom Verbum »previjati« gebildete Substantiv »prijevoj« (bei »previjati glas« denke ich eigentlich an solche Modulationen der Stimme, wie sie beim Jodeln zum Vorschein kommen, das scheint doch im Wesen des Ablauts nicht zu liegen), unterscheidet aber den eigentlichen qualitativen Ablaut von den Dehnungen oder Kürzungen, also von dem quantitativen Ablaut gar nicht. Er geht in der früher üblichen Weise von schwächeren Vocalen aus und findet den Ablaut in volleren Vocalen (das geht sogar so weit, dass er von 0 in *prîd* zu *a* in *dati* steigt!), dagegen soll dennoch *ě* zu *o* werden in *dijete-dojiti*; der Verfasser glaubt nämlich zu wissen, dass man *dojiti* nicht *doj-iti*, sondern *do-jiti* trennen muss. Vergl. dagegen Brugmann I². 172.

Unverhältnissmässig ausführlich behandelt Prof. Maretić den dritten Theil »die Wortbildung« (S. 292—390). Hier tritt die Grundidee des Werkes ganz zurück, von irgend welchen Rücksichten auf die »normale Literatursprache« hört und sieht man nichts. Dagegen ist das Bestreben sichtbar, alle

Wortbildungssuffixe möglichst vollständig aufzuzählen und zwar in mechanisch-alphabetischer Reihenfolge, wobei die Aufstellung der Suffixe durch äusserliche Trennung der letzten einen oder zweier Silben geschieht, unbekümmert darum, ob der ganze herausgehobene Umfang wirklich ein einziges einheitliches Suffix bildet oder nicht. Daher begegnen hier Suffixe wie *-ačina* (unzweifelhaft *-ak* oder *-ač* und *-ina*), *alište* (unzweifelhaft *-alo* und *-ište*), *-anica* (unzweifelhaft *-an* und *-ica*), *-arica* (unzweifelhaft *-ar* und *-ica*), *-bina* (unzweifelhaft *-ьba* und *-ina*), *-čād* (unzweifelhaft *-če* und *-ad*), *-čica* (unzweifelhaft *-ka* und *-ica*), u. s. w. Der Verfasser beruft sich zur Rechtfertigung seines mechanischen Verfahrens auf das Sprachgefühl des Volkes, welches gewöhnlich nach fertigem Vorbilde einiger Wörter die ganze Reihe anderer schafft, überall das als Suffix gefühlte Wortende getreu wiederholend. Da es sich hier nicht um wissenschaftliche Analyse handelt, so betrachte ich das Verfahren des Verfassers zwar nicht als mustergiltig, aber immerhin als annehmbar, nur hätte ich bei den zusammengesetzten Suffixen überall den Hinweis auf die einfachen Bestandtheile erwartet. Das geschieht zwar dann und wann, doch bei weitem nicht immer. Mehr als anderswo vermisst man in diesem Theile der Grammatik die Rücksichtnahme auf die neuere Sprache, seit Vuk und Daničić. Wenn man betreffs der lautlichen Behandlung mit jenen beiden Koryphäen auskommen kann, wenn selbst in den Formen die neuere Sprache im Ganzen und Grossen sich in den von Vuk und Daničić gezeichneten Bahnen bewegt, so kann man unmöglich behaupten, dass in der Wortbildung die moderne Sprache bei Vuk und Daničić stehen bleiben soll oder kann. Darum hätten wir gerade hier, mehr als in irgend einem andern Theil der Grammatik, eine kritische Prüfung der modernen Sprache erwartet und von dem Normalgrammatiker ein Urtheil hören wollen über die unausweichlichen fortwährenden Erweiterungen der Sprache, um dieselbe verschiedenen Wissensgebieten des menschlichen Fortschrittes dienstbar zu machen. Statt dessen sehen wir den Verfasser in einer ängstlichen Verwahrung gegen alles, was bei Vuk nicht zu finden ist, ja selbst das, was Vuk oder Daničić als Schriftsteller zu dem volksthümlichen Wortvorrath hinzufügten, wird so zu sagen misstrauisch controlirt (vergl. S. 319. 344). Merkwürdiger Weise vergisst Prof. Maretić hier selbst so unschuldige Bemerkungen hinzuzufügen, die doch im I. und II. Theil des Buches nicht selten begegnen, dass dieses oder jenes Suffix doch nicht für die Literatursprache sich eigne. Z. B. auf S. 301 wird gewissenhaft das Suffix *-anca* citirt dem einzigen hybriden Ausdruck *uzdanca* zuliebe. Auf S. 339 wird unter Suffix *-oš* das Wort *bògātoš* erwähnt, die Form *bogatuš* fehlt gänzlich — beides gleich wenig empfehlenswerthe Bildungen mit magyarischem Ausgang. Das eine Wort findet trotzdem bei Maretić Gnade, weil es bei Vuk verzeichnet ist, das andere fehlt gänzlich, weil es zufällig in dem Wörterbuche Vuk's nicht erwähnt ist. Von dem Worte *imétak* wird gar behauptet, dass es schwach verbürgt sei (S. 312)!! Wäre es nicht richtiger zu sagen, dass man im nordwestlichen Sprachgebiet gar nicht anders spricht als *imétak*, d. h. die Form *imútak* kennt man dort überhaupt nicht.

Ich stehe nicht an, für den werthvollsten Theil des Buches Maretić's die Syntax zu erklären. Allerdings wird auch hier die Beschränkung auf Vuk

und Daničić streng beobachtet, doch hier stört uns das am wenigsten. Das Material ist für diesen Theil der Grammatik bei Vuk und Daničić so reichhaltig vorhanden, dass gewiss alles Wesentliche schon auf dieser Basis zur Sprache kommen musste. Leider muss ich mir versagen, auf diesen Theil näher einzugehen.

Es könnte überflüssig erscheinen und doch will ich mein Urtheil über das Werk Maretić's unverhohlen dahin aussprechen, dass ich es als ein rühmliches Denkmal seines ehrlichen Fleisses bezeichne, das dem Verfasser in der grammatischen Literatur der Südslaven den hervorragendsten Platz sichert. Der Verfasser hat das, was er sich vornahm, mit Energie und Erfolg durchgeführt. Er hat für alle weiteren Studien im Bereiche der modernen Literatursprache den festen Grund gelegt durch die allseitige Analyse der Sprache zweier Koryphäen, auf deren Werken die moderne serbokroatische Literatursprache wesentlich, wenn auch nicht ausschliesslich beruht. *V. J.*

Граматика старословеп̊ского языка, со взглядомъ на жерела старорускїи и на языкъ нашъ церковный. Черезъ Јосифа Мѣльницкого, доктора св. Богословія и пр. Изданіе четвертое, Львôвъ 1895. I—IV, 1—234. 8⁰. — Preis 1 fl. ö. W.

Wenn ich das oben angeführte lithographisch[1] herausgegebene Handbuch, das für den Unterricht im Kirchenslavischen der Zöglinge des gr.-kath. geistlichen Seminariums in Lemberg zu dienen bestimmt ist, zum Gegenstande einer kritischen Besprechung mache, so geschieht das aus zwei Gründen. Erstens — sollte der Unterricht des Kirchenslavischen, auch wo er nur für praktische Zwecke betrieben wird, der wissenschaftlichen Controle nicht entbehren. Andrerseits bildet, so viel ich aus der einschlägigen Literatur und noch mehr aus der diesbezüglichen Praxis ersehen kann, das gegenwärtige Kirchenslavische in mancher Beziehung eine offene Frage. Und doch ist es gottesdienstliche Sprache nicht nur der ganzen russischen Kirche, sondern auch der ruthenischen in Oesterreich-Ungarn, der bulgarischen, der serbischen, sowie auch Sprache der röm.-kath. glagolitischen Kirchenbücher. Nun ist sowohl der Text der slavischen Kirchenbücher, als auch dessen Handhabung sowohl im Gottesdienste, als auch was die Herstellung neuer Ausgaben der Kirchenbücher, die Pronunciation, den Gebrauch in Schule und Schulbüchern, den Unterricht an theologischen Lehranstalten, die Zusammenstellung etwa neuer Gebete, Lieder u. dgl. betrifft, nur äusserst dürftig geregelt. Die Sorge dafür liegt zum grossen Theile in nur wenig dazu berufenen Händen. Während der Inhalt gewöhnlich ziemlich sorgfältig geprüft wird — wird die Sprache vernachlässigt. Die neuere wissenschaftliche

[1] Lithographisch — wegen Mangels des vollen kyrill. Schriftsatzes in Lemberg, z. B. ѧ, ѫ ..; das Buch ist aber zum Pr. 1 fl. ö.W. in der stauropigianischen Buchhandlung erhältlich.

Bearbeitung der kirchenslavischen Sprache und Literatur kann hier nur wenig Hülfe bringen, weil sie ihre eigenen Zwecke verfolgend das gegenwärtige Kirchenslavische gänzlich bei Seite liegen lassen muss.

Das Kirchenslavische derzeitiger Kirchenbücher entstand auf russischem Boden, zugleich aber als das Endresultat aller vorhergehenden Bemühungen und Grübeleien der verschiedenen Schreiberschulen, besonders der bulgarischen — seit dem Auferstehen des bulgarischen Reiches. Der äussere Gang der »Verbesserung« und der endgültigen Feststellung des Textes der slavischen Kirchenbücher in Russland ist zwar im Allgemeinen bekannt, bei weitem weniger aber ist die theoretische Seite dieser Verbesserung und Feststellung bekannt, was namentlich die Sprache selbst betrifft. Hier stehen wir fortwährend noch auf dem Standpunkte des M. Smotrickij, E. Slavineckij und ihrer unkritischen Nachfolger. Die genauere Erforschung der Geschichte des Textes der slavischen Kirchenbücher könnte im Bunde mit der Paläographie für die gesammte slavische Sprachwissenschaft von grossem Nutzen sein. An herausgegebenem Material und auch an Vorarbeiten ist schon genug vorhanden, und die Verarbeitung desselben zu einem Gesammtbilde wäre sehr an der Zeit. Sie müsste auch über die besonders in neueren wissenschaftlichen Abhandlungen so oft genannten Schreiberschulen einen etwas näheren Aufschluss bringen. In Budilovič's: Общеславянскій языкъ (Варшава, 1892, Bd. II) finden wir zwar einiges zusammengestellt, aber im ganzen ist dieses Werk sehr allgemein gehalten und hat eine mehr publicistische als wissenschaftliche Bestimmung. Wer sich mit den wichtigsten Thatsachen aus der Geschichte der kirchenslavischen Sprache, mit den wichtigsten diesbezüglichen Quellen, Vorarbeiten und Ergebnissen bekannt machen und darin zurecht finden will, muss — ein jeder für sich — immer noch in der zerstreuten Bibliographie herumsuchen.

Die erste feste Grundlage für die Geschichte des theoretischen Studiums der kirchenslavischen Sprache (wie vordem für die Geschichte der slavischen Volksdichtung) hat Jagić geliefert. Im I. Bande der: Изслѣдованія по русскому языку (Изд. отд. р. я. и сл. И. А. Н., СПб. 1885—95) erschienen auf S. 289—1070, also beinahe auf 800 Seiten (gross 8°) die von ihm gesammelten und herausgegebenen Materialien zur Kenntniss der alten südslavischen und russischen Ansichten über die kirchenslavische Sprache (Разсужденія южнославянской и русской старины о церковнословянскомъ языкѣ), nach den verschiedenen Handschriften gehörig verglichen und ausführlich erläutert, vom X. Jahrh. an bis ins XVII. Aber die eigentliche Feststellung des Textes der Kirchenbücher in Russland, die Ansichten und Grundsätze derjenigen, die daran gearbeitet haben, sowie die gedruckten grammatischen und lexicalischen Werke des XVI—XVII. Jahrh.'s (das XVIII. würde hier kaum etwas beachtenswerthes liefern) harren noch einer zusammenfassenden wissenschaftlichen Zusammenstellung und Bearbeitung, welche ihren Zusammenhang unter einander und mit der geschichtlichen Entwickelung des Studiums der kirchenslavischen Sprache darstellte.

In Russland kann die bereits seit Maksim Grek mit Entschiedenheit in Angriff genommene theilweise Säuberung und Feststellung des Textes, theil-

weise aber auch neue correcte Uebertragung ins Kirchenslavische der Kirchenbücher, um das Jahr 1751 (erste correcte Moskauer Bibelausgabe — исправленное изданіе; desgleichen Služebnik) als bereits zum Abschlusse gebracht erachtet werden. Nicht ganz das gleiche kann von den südslavischen und den ruthenischen Büchern der unirten Kirche gesagt werden. Zwar hat sich auch hier von Anfang an der Einfluss von Moskau geltend gemacht. Fürst Ostrogski sagt in der Einleitung zu seiner Bibelausgabe (1581), dass er vom Moskauer Grossfürsten Ivan Vasiljevič ein volles Exemplar einer noch zu Lebzeiten Vladimir's d. G. aus dem Griechischen ins Slovenische zustande gekommenen Bibelübersetzung erhalten habe (Ogonovski, Gesch. d. r. Lit., I, 163). Wenn auch hier natürlicherweise nur von einer neuen Copie die Rede sein konnte und auch sonst die Nachricht von dieser alterthümlichen »Uebersetzung« nicht so ganz wörtlich zu nehmen ist, so ist doch damit der Moskauer Einfluss ganz sicher bezeugt. Nach der Brester Union (1596) wurden die Kirchenbücher für die katholischen Ruthenen, einige wenige ausgenommen (Liturgikon und Euchologion in Stratyn in Ostgalizien 1604—6), aus Moskau, oder sonst aus den Händen der Nichtunirten bezogen, erst 1693 soll in Suprasl ein neues Missale für die gr.-unirten Ruthenen erschienen sein (Peleš, Gesch. der Union, Wien 1880, II, 419 — mit Berufung auf Theiner, Mon. Pol. III, 741; dieses Missale finde ich weder bei Undolskij, noch bei Golovackij: Дополненія къ оч. сл.-р. библіогр. В. М. Ундольскаго verzeichnet, — nur ein 1692 in Vilno herausgegebenes). Nachher erschienen viele wichtige Kirchenbücher für die Unirten in Počajev (Bibel 1798), Lemberg, Peremyšlj (Bibel 1859—1865, in sieben Bänden, fünf davon bereits vergriffen), u. a. In allen diesen Ausgaben ist natürlicherweise der Einfluss russisch-nichtunirter Ausgaben unverkennbar. Auch von den gr.-orthodoxen Südslaven gilt dasselbe, schon deshalb, weil die russischen Kirchenbücher dorthin bereitwilligst gespendet wurden und auch, soviel ich erfahren konnte, gebraucht werden.

Etwas anders steht die Sache mit den röm.-katholischen glagolitischen Kirchenbüchern. Mit der Bulle Innocenz IV. (1248), mit Berufung auf die vermeintliche Herkunft dieser Bücher vom h. Hieronymus zugelassen und bis auf heute in Zengger Diöcese, auf Veglia und in Dalmatien, seit 1887 auch in Montenegro gebräuchlich, erfuhren diese Kirchenbücher im XVII. Jahrh. ein besonderes Schicksal. Um die Glagoliten gegen das Ueberhandnehmen kyrill. Bücher zu schützen, ersuchte Kaiser Ferdinand II. den Papst Urban VIII., mit den in Venedig erstandenen Schriften glagol. Kirchenbücher drucken zu lassen. Papst Urban VIII. beauftragte damit den chorvat. Mönch Rafaël Levaković. Dieser »corrector et reformator librorum ecclesiasticorum linguae illyricae«, der einige Zeit unter den unirten Ruthenen zugebracht und deren Kirchenbücher kennen gelernt hatte, stellte gerade nach diesen ruthenischen auch den Text der unter seiner Redaction herausgegebenen Bücher fest (Missal rimskij va ezik slovenskij, Rom 1631; Časoslov rimskij, daselbst 1648; auch ein Breviarium ist erschienen; Budilovič, II, 158—159 und bei Ginzel, Cyrill und Methud). Bei der Bearbeitung des Časoslov leistete dem Herausgeber Hilfe der unierte Bischof von Cholm Meth. Terleckij, welcher besonders eifrig auf die Säuberung der Sprache von Dalmatinismen und deren Ersetzung durch

das Kirchenslavische russischer Redaction drang. Diese Säuberung führte noch gründlicher, im Auftrage des Papstes Benedict XIV., Matth. Karaman durch und zwar durchaus im Geiste russischer Redaction, indem er sich einerseits ausdrücklich auf die Identität der slavischen Literatursprache und auf die Nothwendigkeit, dieselbe in Kirchenbüchern zu wahren, berief (identità della lingua litterale slava e necessità di conservarla ne' libri sacri), andererseits aber durch diese Zueignung der russischen Redaction der Union unter den slavischen Schismatikern den Weg ebnen wollte. Mit der Bulle vom 15. Aug. 1754 verbot Papst Benedict sogar den Gebrauch der in chorvatischer Sprache redigirten Missale und Breviarien (slavo vulgari sermone conscriptos) an Stelle der von Johann VIII. (!) approbirten und von Urban VIII. und nachher auch von Innocenz X. bestätigten kirchenslavischen Sprache (slavum litterale; Budilovič, ib. 159—160). Diese Berufung auf Johann VIII. ist sehr interessant mit Rücksicht auf die damals im Westen und zum grossen Theile auch im Osten in der Slavistik herrschenden Ansichten. Dabei blieb es bis 1881, in welchem Jahre eine neue Wendung zur chorvatischen Redaction und zum Theil gegen die slavische Redaction überhaupt sich bemerkbar machte (Budilovič, ib. 160—166).

Das Kirchenslavische der derzeitigen Kirchenbücher russischer Redaction bildet ein interessantes Product der scholastischen vorhundertjährigen und nun petrificirten Linguistik. So lesen wir z. B. auf S. 7 ff. des obengenannten Handbuches, dass der Buchstabe є nur am Anfange der Wörter, sowie dann gesetzt wird, wenn dadurch die Mehrzahl angedeutet werden soll (хоулєніѧ = Nom. pl., хоуленіѧ = Gen. sg.). Der Buchstabe ї steht an Stelle des griechischen ι am Anfange und in der Mitte der Wörter, ausserdem noch in den Wörtern мїръ und вїно, sowie auch vor Selbstlauten (соудїѧ), sonst aber, sowie auch an Stelle des griechischen η wird и gesetzt. Ѡ (ѡ) wird in den griech. Wörtern, z. B. der Bilderinschriften geschrieben (о ѡн = ὁ ὤν), dann aber, entweder um die Mehrzahl von der Einzahl zu unterscheiden (заповѣди — запѡвѣди), oder zur Kenntlichmachung des Gen. sg. (єгѡ) und der Adverbien (достойно = Adj., достойнѡ = Adv.), oder endlich in der Interj. ѡ, und in den Praep. ѿ, ѡбъ. Am Anfange der Wörter aber wird auch die verirrte glagolitische Form O statt ѡ gebraucht (Оно, Отецъ). Das zuletzt Gesagte wird nicht weiter erklärt; es gibt vielleicht für O keine genauere Regel.

Interessant ist die schon von Skorina angewandte Regel, dass ѧ in der Mitte und am Ende der Wörter zu stehen kommt, ꙗ dagegen am Anfange, beides natürlich in der Bedeutung ꙗ (Ogonovski, l. c. 158). In dieser Regel könnte vielleicht eine Spur gefunden werden, die uns nahe zum Ausgangspunkte aller solcher mechanischer Klügeleien führte. Es scheint, dass die Grundlage zu dieser Regel sich in den bulgarischen Texten finden lässt. So wird schon in der Savina kniga nach л und р nur ѣ, sonst aber unterschiedslos ѣ und ꙗ geschrieben, doch ꙗ beinahe ausschliesslich am Anfange der Silben (Sreznevskij, Drev. sl. pamjat. jus. p., S. 17). Dagegen wird diese Schreibweise weder im Psalter von Sluck noch in den Novgoroder Blättern befolgt. Im Bologneser Psalter finden wir schon — einzelne Fälle ausgenommen — nur ѣ nach Consonanten, und — ohne Ausnahme — nur ꙗ am Anfange

der Silben (ib. 130, 132). Während nun im Bulgarischen allmählich ѣ mit и und e, theilweise aber auch ѧ mit ѣ und и zusammenfielen (выкы, масто, свитъ und сватъ, клѣтвоѧ, кньаз..; Lavrov, Obzorъ zvuk. i form. osob. bolg. jaz.. S. 66 u. 30), in russischen Texten hingegen ѣ von и und ѧ genau unterschieden wurde, kam man auf den Einfall, и am Anfange der Silben (dann — Wörter) zu belassen, dafür aber in der Mitte der Wörter überhaupt, theils den Vorlagen, theils der Aussprache gemäss, ѧ zu schreiben. Vielleicht war hier auch die verirrte Form des glag. ѣ (ⰰ) von Einfluss, welche in glag. Denkmälern an Stelle des и vorgefunden wurde, in der Sav. kn. aber an Stelle des ѧ zu stehen kommt. Eine analoge Regel wurde dann auch zu є und є, ganz mit Ausseracbtlassung des ѥ, geschaffen, wiewohl є anfänglich statt ѥ nach Consonanten geschrieben wurde (Sreznevskij, ib. 149). Eine schon durchaus selbständige, wahrscheinlich jedweder paläographischen Grundlage entbehrende Combination bildet dann der Gebrauch des є, ѡ zum Kenntlichmachen der Mehrzahl, ja sogar ь — an Stelle ъ zur Bezeichnung des Partic. praes. pass. (гонимь — aber гонимъ = 1. Pers. pl. praes. act.!) u. dergl. Aus der Vergleichung solcher Eigenthümlichkeiten, besonders der ältesten, könnten der Verwandtschaftsgrad und die Entstehungszeit der Handschriften näher bestimmt werden.

Ein sorgfältiges Studium würde auch die Accentuation, sowie überhaupt die ganze sogenannte Prosodie (Jagić, Razsuždenija, 793) erfordern, und zwar sowohl mit Berücksichtigung der Ausführungen der alten slavischen Schriftgelehrten, als auch wiederum der Paläographie.

Was die Sprache selbst anbelangt, so wurden derselben die russischen Laute und Lautbezeichnungen und zum grossen Theile auch russische Formen zu Grunde gelegt, öfters die neueren, auch wenn sie weder mit den altkirchenslavischen noch mit den älteren russischen übereinstimmten. Also wird z. B. ohne weiteres nach k-Consonanten — *и*, *і* geschrieben (вѣк*и*, человѣческ*і*й, пог*и*бнетъ); ferner — агнецъ, вѣнецъ, пришлецъ, близнецъ, auch = двери темницы (Služeb., Lemb. 1866, S. 45), пѣвцы, телцы, neben Богородиц*и*, Тройц*и*, мvроносиц*и*, вдовиц*и*, сердцемъ, отцемъ, Богородице; ja auch — грѣшницы (Služ., 4), языцы, neben — праведниц*и*, священниц*и*; ohne Ausnahme — тл*и*, земл*и*.. (Gen. sg.), doch *и* neben *а* im Acc. pl. — и спаси Блаже доуш*и* наш*а*, и остави намъ долги наша; in der Regel finden wir — апостол*и*, народ*и*, варвар*и*, лис*и* (Nom. pl.), neben апостолы (Nom. pl., Služ., 10), хлѣбы не довлѣютъ (ib., 41), бѣхоу водоносы каменн*и* (ib., 18); овц*и* и волы и голуб*и* и пѣняжник*и* (Acc. pl.; ib., 15); вѣмь, имамь, есмь, есть, суть, нѣсть, бысть, имамь — wiewohl nur — исчезаетъ, исчезноутъ u. s. w.; нощь, человѣчь, очищь — neben ложъ (ib., 40), доушъ, пловоущъ (ib., 59), моужъ, und immer nur — нашъ.. Auch ы nach č-Consonanten (besonders in der Peremyšler Bibel), часть (Perem. Euchologion) u. dergl. findet sich gelegentlich vor. Wir sehen hier altes und neues, gross- und kleinrussisches, bis auf solchen regelrechten Unsinn wie — гонимь, запѡвѣди.. bunt nebeneinander. Die jetzige Sprache der Kirchenbücher als solche könnte höchstens einiges dialektologische Material bieten.

Wenn es sich nun um den praktischen Unterricht des Kirchenslavischen an theologischen Anstalten handelt, so glaube ich, dass hier vor allem prak-

tische Zwecke im Auge behalten werden sollten. Ein Handbuch für die angehenden Priester sollte dieselben vor allem mit der eben gebrauchten Sprache der Kirchenbücher vertraut machen und von diesem Standpunkte ausgehen, sowohl beim theoretischen grammatischen Unterrichte, als auch bei praktischen Uebungen (Lectüre der Texte; auch die mehr abseits liegenden, wie die Kormčaja, Paterike, Žitija, Homilien, Apokryphe — könnten herangezogen werden). Als Einleitung könnte sehr wohl ein kurzer geschichtlicher Abriss der Feststellung des heutigen Textes dienen, sowie die wichtigsten Ausgaben verzeichnet werden. Ferner sollte auch der gegenwärtige Stand der wissenschaftlichen die slavische Kirchensprache, besonders aber die Heimat derselben betreffenden Arbeiten nicht unberücksichtigt gelassen werden. Dann sollten die Orthographie, das wichtigste aus der Phonologie (was zum Verständniss der Formen nothwendig ist), die Formenlehre (mit Berücksichtigung der Stammbildung), und aus der Syntax die Casuslehre mitsammt den Präpositionen, die Tempuslehre (insofern sie zum Verständniss des Textes nothwendig ist), die Participia und die Nebensätze (die Conjunctionen mit einbegriffen) berücksichtigt werden, natürlich unter Zugrundelegung der derzeitigen Sprache der Kirchenbücher. In der Phonologie und in der Formenlehre sollten entsprechende Rückblicke in den älteren Lautbestand, Lautwandel und in die Formen sowohl des Altkirchenslavischen als auch des Altrussischen gegeben werden. Eine gute Anleitung dazu konnte der Verfasser in dem sehr übersichtlichen gramm. Anhange zur altruthenischen Chrestomathie von Ogonovski (Lemb. 1881), und etwa zu einer Auswahl der Kirchentexte in der kirchenslavischen und altruthenischen Chrestomathie Golovackij's (Wien 1854) — von anderen abgesehen — finden.

Das im Titel angeführte Buch ist nun ohne Zweifel eine sorgfältige — wenn auch nicht immer klare und nicht ohne Verstösse — Zusammenstellung verschiedener Eigenthümlichkeiten der älteren und der neueren Kirchensprache, aber ein Handbuch für praktische Zwecke in dem obenausgeführten Sinne ist es nicht.

Der Standpunkt des Verfassers und mit ihm das Hauptgebrechen des Buches offenbart sich schon beim Aufzählen der Quellen und Hilfsmittel (S. I—IV). Der Verfasser theilt vor allem die »altslovenischen Handschriften« (eig. wohl »Denkmäler«) in pannonische und nichtpannonische ein. Die pannonischen sind die »wahrhaft altslovenischen« (истинно старословен'скiи) und theilen sich wiederum in glagolitische und kyrillische ein. Von den glagolitischen nennt der Verfasser Zogr. Ev., Cod. Marian., Cod. Asseman., Psalt. sin., Glag. Cloz. (Euchol. sin. fehlt); von den kyrillschen — Cod. Suprasl., Savv. kn. und Ev. s. Matthaei palaeosl. e cod. ed. F. Miklosich, Vind. 1856 (!). Zu den nichtpannonischen übergehend verweist der Verfasser, was die bulgarischen anbelangt, ganz kurz auf Archiv f. sl. Phil. Bd. III und VII — »wo man viel davon lesen kann« und bemerkt, dass in denselben ѫ durch *а*, ѧ »mehrweniger« durch *е* vertreten wird. Von den russischen werden genannt — Ev. Ostr. und Chronica Nestoris (ed. Miklosich!), ohne jedwede Charakteristik; von den serbischen nur — Apost. Šišat., »worin statt ѧ — *е*, statt ѫ — *у*, statt ѩ — ѥ und statt ъ nur ь zu lesen ist« (der Verf. schreibt Шиштовац

und fügt auch mit lat. Buchst. Šištovac bei). Darauf folgen die Hilfsmittel (Asl. Ll. und Fl. von M., Lesk.'s Handbuch, Chrest. psl. M.'s, Lex. M.'s und ganz allgemein Archiv f. sl. Phil. — für das Altslovenische, sowie für die russ. Quellen — Gramm. Mrazović's, Institut. Dobr.'s, Gramm. v. Dobrjanskij, herausg. in Peremyšlj 1851, Chrest. Ogon. und Golov. und Словарь цсл. И. А. Н.); es fehlen Miklosich's Syntax, sowie die Formenl. in Paradigmen.

Dann folgen die »einleitenden Bemerkungen«, auf S. 1—19, §§ 1—8, und zwar das Alphabet, die Aussprache, Gebrauch einiger Buchstaben (є, ѡ..; davon habe ich einiges bereits angeführt), Accent, Abbreviaturen, Ziffern, Eintheilung der Laute, Eigenthümlichkeiten der alterthümlichen altsl. Denkmäler, und § 8 — »Von der Flexion einiger Redetheile« (О флексіи декоторыхъ частій мовы), worin einiges über die Flexion überhaupt gesagt wird. »Die altslovenische Sprache«, hebt der Verfasser im § 1 an, »ist die Sprache der an der unteren Donau (?!) wohnhaft gewesenen Slovenen, welche Sprache von den h. VV. Kyrill und Methud gebraucht wurde«; das ist ebenso unrichtig als unklar.

In der Formenlehre behandelt der Verfasser der Reihe nach die Substantiva (S. 20—46, §§ 9—18) Pronomina, Adj., Numer. (47—79, §§ 19—36) und das Verbum (79—146, § 37—68). In die Formenlehre werden hie und da syntaktische Bemerkungen eingeflochten, z. B. S. 22, dass »der loc. in alten Denkmälern oft ohne praep. vorkommt«. Die Declination der Participia wird in die Conjugation eingefügt, und zwar nachdem ihre Bildung durch »Endungen« (закôнченя): *нт*, *ъс* . . und »Einschaltungen« (вставки): *о*, *е*, *в*, also — не[illegible]-о-нт, кажент, плетом, бывъс, плетен der Reihe nach besprochen wurde (S. 92—103). In der Formenlehre hält sich der Verfasser im grossen Ganzen an die Eintheilung Miklosich's, aber obwohl er immer das Altslovenische zu Grunde legt (also Acc. pl. краѩ, мравиѩ), zählt er in der Declination nur fünf Classen auf, indem er die Endungea der *u*(ъ)-Stämme in den Anmerkungen zu den o(ъ)-Stämmen kurz bespricht. »In den ältesten Quellen«, heisst es auf S. 22, »nehmen die Stämme auf ъ das Suffix *ов* an sich (прибираютъ наросток *ов*)«; dies wird dann an Beispielen erläutert. Uebrigens stellt der Verfasser allerlei Formen nebeneinander und kennzeichnet die »neueren« (von Zeit zu Zeit) mit einem Sternchen (*), z. B. Acc. sg. рабъ—раба*; доброуоумоу—доброму*; добрѣй—доброй*; höchst selten findet sich ein Sternchen in der Conjugation, z. B. хвалѥнъ—хваленъ*. Als Muster, wie der Verfasser die Formen behandelt, führe ich übrigens einige Paradigmen wörtlich an: рабъ, раба, рабоу, рабъ—раба*, рабе, рабомь, рабѣ; раба, рабоу, рабома; раби, рабъ, рабомъ (ѡмъ), рабы, раби, рабы, рабѣхъ (рабохъ — ohne Sternchen); folgen die Paradigmen: край und мравий: край, краѩ, краю (ѥви), край, краю, краимь (ѥмь), краи; краѩ, краю, краѥма; краи (ѥве), край, краѥмъ (ѥвомъ), краѩ (ѥвы), краи (ѥве), краи (ѥвы), краихъ (ѥхъ, ѥвѣхъ); nach край und мравий folgen noch врачь, отецъ (отьцъ, отьць — alles ohne Sternchen) und конь. Aus der Conjugation: мрѫ, мреши, мреть (ъ), мревѣ, мрета, мрета, мремъ, мрете, мрѫть (ъ); мри, мри, мрѣвѣ, мрѣта, мрѣта, мрѣмъ, мрѣте; мрохъ, мре, мре, мроховѣ, мроста, мроста, мрохомъ, мросте, мроша; folgt das Imperfectum und hierauf: мры (мъры), мрый, мрѫщий; мръ, мерший; мрълъ-а-о; мромъ, мренъ — beides als unge-

bräuchlich bezeichnet; мрътн (мрѣтн); мрътъ (alles ohne Sternchen). Es ist ziemlich schwer, sich über die den Verfasser leitenden Gedanken eine Meinung zu bilden. Trotz ѫ und ѧ wird, mit seltener Ausnahme, ы statt ꙑ geschrieben. In der Conjugation werden auf S. 107 der VI. Classe auch die Stämme: вѣд, дад, ыд, юс, сьн (сать) und обрѣт (обрѣсн) — die »das Praesens ohne Einschaltung bilden« (котрй обходятъ ся безъ вставкн въ настоячôмъ временн) — ohne weiteres zugezählt und hierauf auf S. 140—145 im § 68 (»глаголы шестон клясы безъ вставкн«!) deren Formen angegeben. Es mag vielleicht so bequem scheinen, aber man muss darin doch eine arge Verwirrung sehen!

Nach dem Verbum folgen die Präpositionen (S. 146—152), alphabetisch geordnet, mit Beispielen zu den von denselben »regierten« Casus; einige Beispiele werden dabei auf ruthenisch oder deutsch erläutert: »зазора кромѣ (безъ ганьбы), къ оутроу gegen Morgen«, u. s. w. Hierauf folgen Adverbien (S. 153—156), auf S. 156 die Conjunctionen, S. 157 die Interjectionen.

Erst nach dem allen folgt auf S. 157—176 die Lautlehre, worin die Selbstlaute gruppenweise (*а*, *о*, *ѣ*, *е* — § 73, *и*, ь — § 74, ъ, ь — § 75, *оу*, ы — § 76, ѧ, ѫ — § 77), deren Praejotierung (§ 78), Assimilation (§ 79), der Hiatus (§ 80), die Steigerung (§ 81), die Einschaltung und Umstellung der Mitlaute (§ 82), die Dentalen und die Palatalen (§ 83), die Labialen (§ 84), die Gutturalen (§ 85), endlich die Sibilanten (§ 86) besprochen werden. In einer an den letztgenannten Paragraphen angefügten Anmerkung (S. 176) wird die Metathese noch einmal kurz besprochen (коприва—кропнва), wiewohl schon im § 82 auf S. 170: Полнкрапъ aus Полнкарпъ angegeben wurde. Vom Selbstlaute *о* z. B. wird gesagt, dass er mit ѫ und ъ »wechselt« (мѣняеся), wie in: собота, рабомь; dass er infolge der Steigerung des *л* und *р* entsteht, wie in воля aus вл-ѣтн, борь aus бр-атн, oder aus *е* (воднтн); dass er zwei Worte »verbindet« (багроносецъ, водоносецъ); schliesslich dass er »statt ъ steht« (любовь). Auf die Lautlehre folgt die »Wortbildungslehre« (Словообразованіе, 176—190), worin die Stämme der Wortclassen besprochen werden. Beim Verbum werden hier nur die sechs Classen wieder kurz angeführt, denn die Bildung der Iterativa wurde schon früher in der Formenlehre (S. 80, § 38) behandelt. Hierauf folgt die Lehre vom einfachen Satze (191—201), die Congruenz (201—205), der Gebrauch des Pronomens als Artikel (205—206), der Infinitiv (206—207), die Casuslehre (207—210), der coordiniert zusammengesetzte Satz (210—213), der subordinierte Satz (214—223), die Wortfolge (223—226), die Periode (226—227), und die Inhaltsangabe (229—234).

Wir haben hier also eine Art altslov. Grammatik mit verschiedenen Beimengungen, wobei wir aber das eigentliche Altslovenische vorwiegend als nutzlosen Ballast betrachten müssen. Der praktische Unterricht der Kirchensprache sollte zwar das »Altslovenische« zur Vergleichung heranziehen, aber die systematische Behandlung desselben bei Seite lassen. Neben den »altslovenischen« Quellen und Hilfsmitteln wären die wichtigsten Ausgaben der gebräuchlichen Kirchenbücher sehr am Platze gewesen. Aus einem solchen Handbuche aber, wie es eben vorliegt, wird der Studierende weder die gegenwärtige Kirchensprache in ihrer geschichtlichen Entwickelung, noch auch das Altslovenische kennen lernen.

Wie es sich mit dem Unterrichte des Kirchenslavischen an theologischen Bildungsanstalten bei unseren russischen, serbischen, bulgarischen und dalmatinischen Brüdern verhält, kann ich leider nicht sagen. Es wäre interessant, dies zu erfahren; sie stehen kaum noch auf dem Standpunkte der Grammatiken von Smotrickij, Mrazovič, Joannović.. Was die Wörterbücher der Kirchensprache anbelangt, so erschien in Galizien in diesem Jahrhundert zuerst ein kleines »slaveno-polnisches« Handwörterbuch von (J. Lewick)ij (Lemb. 1830, 147 S. 8⁰), hierauf ein kleineres von J(akob) D(oskovskij) in Peremyšlj (1851, 102 S. 8⁰), und ausserdem ein kleines Büchlein von V. Černeckij (Lemb. 1889, 51 S. 16⁰).

Wenn der Unterricht der Kirchensprache regelrecht und zweckentsprechend geleitet würde, würde er nicht nur die praktische Eignung der Unterrichteten fördern, sondern auch in denselben den wissenschaftlichen Sinn nicht nur für die slavische Linguistik, sondern auch für die Literatur- und Culturgeschichte wecken und ausbilden, und es würde gar manches Denkmal ans Licht geschafft oder vor Untergang gerettet werden. Der Text der Kirchenbücher würde auch bald von groben Ungereimtheiten und Unfolgerichtigkeiten in der Orthographie wie in der Sprache gesäubert, das Ansehen der Kirchensprache gehoben und endlich eine kritische Ausgabe derselben ermöglicht werden [1].

---

[1]) Criticam editionem slavonicae versionis non habemus et in editionibus impressis haud pauca arbitrario modo mutata esse constat. Siehe: Cursus scripturae sacrae. Cornely, Introductio generalis, Paris 1885, S. 392. Aehnliches lesen wir auch in desselben: Compendium hist. et crit. introd., Paris 1889, S. 98: Versio sec. IX dumtaxat adornata critico usui vix inservit eoque minus, quia editiones typis impressae licentius mutatae dicuntur. — Wie sorglos auch jetzt bei der Drucklegung der Kirchenbücher vorgegangen wird, davon kann als Beispiel dienen, dass in dem eben jetzt in Lemberg in 5000 Exempl. gedruckten, den Beschlüssen der unlängst abgehaltenen Synode gemäss corrigirten — »Чинъ лїтоургіи« — zwei ausgelassene Stellen (S. 331 und 334) auf besonderen Zetteln hineingeklebt werden mussten.

Lemberg. Dr. *W. Kocowski.*

Die Ausgabe der sämmtlichen Werke A. A. Kotljarevski's.

Im Laufe der Jahre 1889—1895 hat die Kaiserliche St. Petersburger Akademie der Wissenschaften »A. A. Kotljarevski's Werke« (»Сочиненія А. А. Котляревскаго«) im »Сборникъ Отдѣленія русскаго языка и словесности«, Band XLVII—L und separat, Band I—IV, veröffentlicht. Diese schöne Ausgabe ist mit einem Porträt des Schriftstellers, seiner Biographie (von A. N. Pypin) und einem bibliographischen Register seiner Werke versehen. Man muss sich freuen, dass mit dieser Ausgabe ein Anfang zur Veröffentlichung sämmtlicher Werke der russischen Slavisten gelegt wurde (die frühere Sammlung der Werke Hilferding's, Bände I—IV, Spb. 1868—1874, wurde nicht

vollendet). Leider fehlt bei der Ausgabe der so unentbehrliche Sach- und Namen-Index (wir finden nur etwas Aehnliches beim »Bibliographischen Versuche über die alte russische Literatur«, Bd. IV, S. 394—400).

Die Ausgabe enthält einiges Ueberflüssige, z. B.: die Abhandlung Kotljarevski's »Slaven und Ruś der ältesten arabischen Schriftsteller« war vom Verfasser als Beilage zur Untersuchung »Ueber die Leichen-Gebräuche der heidnischen Slaven« (Moskau 1868) mit einer abgesonderten Pagination (S. 01—036) veröffentlicht; die S. 037—038 hatten einige Ergänzungen zur Untersuchung, sowie zur Beilage gebracht; in demselben Jahre (1868) ist dieser Beitrag auch als Separat-Abdruck (in einer Anzahl von 33 Exemplaren) erschienen, und auf der S. 036 wurden, ohne einen besonderen Titel, auch die Ergänzungen zur Abhandlung »Slaven und Ruś der ältesten arabischen Schriftsteller« gedruckt. Dieser Beitrag ist nun in den Werken A. A. Kotljarevski's zweimal (B. II, S. 73—109 und B. III, S. 259—296) gedruckt, an zweiter Stelle als Beilage zur Untersuchung »Ueber die Leichen-Gebräuche« und vordem — als ein besonderer Beitrag mit buchstäblich aus dem Abdrucke des Jahres 1868 reproducirten Citaten (in den Ergänzungen) der S. 013 und 017—018, die in der akademischen Ausgabe fehlen (siehe Bd. II, S. 109).

Als Beilage zum Beitrage Kotljarevski's »V. J. Grigorovič« (»Славянскій Ежегодникъ«, zweiter Jahrgang, Kiew 1877) wurde aus dem »Одесскій Вѣстникъ« (1870) die Rede Grigorovič's »Ueber den bulgarischen Boris-Mihail« wieder abgedruckt, mit der Absicht, »diese Rede vor dem Vergessen zu bewahren«; in den Werken A. A. Kotljarevski's befindet sich auch diese Rede (Band II, S. 403—411).

Gegenüber diesen überflüssigen Wiederholungen fehlen in der akademischen Ausgabe manche Werke des berühmten russischen Slavisten. So haben wir folgende Beiträge Kotljarevski's da nicht gefunden:

a) »Eine Ergänzung zum Beitrage ‚Ueber das Werk H. Danilevski's über Osnovjanenko'« — in »Московскія Вѣдомости«, Jahrgang 1856, Nr. 46; unterschrieben *Cк. Ч.* (citirt von H. N. Daškewič in seiner Studie »Kleinrussische und andere burlesken (travestirten) Aeneiden« — »Кіевская Старина«, Jahrg. 1898, Nr. 9, S. 149, Note 1).

b) Das Vorwort zum Büchlein »Повѣсть о новгородскомъ бѣломъ клобукѣ и сказаніе о хранительномъ былiи, мерзскомъ зелiи, еже есть табацѣ« (Spb. 1861), unterschrieben »Издатель«; dass dieses Vorwort von Kotljarevski herrührt, davon kann man sich aus der Seite 611 des ersten Bandes der »Werke« überzeugen, nur finden wir da einen Druckfehler im Citate: anstatt »XI в.« muss es heissen »II в.«.

c) Einige bibliographische Bemerkungen in »Филологическія Записки«, Jahrg. 1864.

d) Einige Anzeigen in Kijever »Университетскія Извѣстія« (die Abtheilung »Bibliographische Berichte über die neuen Bücher«): 1) Ch. Aubertin, Histoire de la langue et de la littérature française au moyen âge. Paris 1876; 2) J. Grimm, Deutsche Mythologie, 4-te Ausgabe, I. Band, Berlin; 3) W. Scherer, Geschichte der deutschen Dichtung im XI. und XII. Jahrh. Strassburg 1875 und 4) Holtzmann: Die ältere Edda, übersetzt und erklärt... Leipzig 1875 —

Jahrg. 1876, Nr. 5, S. 1—4 (Im bibliographischen Register der Werke Kotljarevski's finden wir unter Nr. 70 das Citat von drei anderen Anzeigen in derselben Zeitschrift, Nr. 5, S. 1—14, und Nr. 6, S. 1—4; aber die im Register citirten Anzeigen sind in Nr. 6, S. 1—4, veröffentlicht, und in Nr. 6 enthält die obengenannte Abtheilung nur vier Seiten. In derselben Zeitschrift, Nr. 7, S. 1—3 derselben Abtheilung gehört dem Kotljarevski die Anzeige des Werkes A. A. Pypin's »Bjelinski, sein Leben und Briefwechsel« (unterschrieben »А. Ктлр.«).

e) In der Zeitschrift »Критическое Обозрѣніе«, Jahrg. 1879, hat Kotljarevski folgende Beiträge veröffentlicht: 1) »Die Denkmäler der älteren Literatur« (Nr. 7, S. 1—5; unterschrieben »А. Котляревскій«; P. O. Morozov's Einwurf ibid., Nr. 10, S. 48); 2) »Die Werke der slavischen gelehrten Gesellschaften. I. Die Akademie der Wissenschaften in Krakau« (Nr. 9, S. 36—38, unterschrieben »А. Ктлрв.«; die Fortsetzung dieses Werkes, unter dem Titel »2. Die Mährische Matica« ibid., Nr. 15, S. 39—40, unterschrieben »Ктлр.«). Man kann vermuthen, dass die Anzeige des Werkes S. Smirnov's »Geschichte der geistlichen Akademie in Moskau bis zur Reform«, Moskau 1879 (ibid., Nr. 14, S. 40, unterschrieben »А. Кт.«) auch von Kotljarevski geschrieben ist [1]:

f) Die Thesen zu beiden Dissertationen Kotljarevski's.

Der Beitrag »Uspěchy slavistiky na Rusi v poslední době (1860—1872)« ist aus einem Abdrucke aus der Zeitschrift »Časopis Musea Kralovství Českého« (1874) in böhmischer Sprache reproducirt worden (Bd. IV, S. 460—511), während der Verfasser diesen Beitrag russisch schrieb, und ein Prager Gelehrter ihn ins Böhmische übersetzte. *N. P(etrovskij).*

Anmerkung der Redaction. Ich danke dem Referenten für diese Berichtigungen, füge aber meinerseits hinzu, dass auf die Korrektheit der akad. Wiederausgabe der Werke Kotljarevski's leider nicht hinreichendes Gewicht gelegt worden ist. Ich hatte öfters Gelegenheit, diese Ausgabe zu Rathe zu ziehen und fast regelmässig musste ich mich über die vielen Druckfehler ärgern. Statt vieler will ich auf einen recht curiosen aufmerksam machen. Im B. III (Сборникъ XLIX), S. 43, Z. 4 liest man (im russischen, also nicht lateinischen oder griechischen oder einem slavischen Citate) folgende Worte: »Нѣтъ надобности, кажется, доказывать, что подъ общимъ именемъ славянъ и Антонъ Маврикій исключительно разумѣтъ славянскія племена«. Hier wurde, wie man sieht, aus dem Volksnamen антовъ ein Taufname Антонъ für Maurikius gemacht! *V. J.*

[1] Im Jahrg. 1863 der Zeitung »Голосъ« (Nr. 346), ist eine Bemerkung über den Beitrag A. Th. Byčkow's »Fragmente des Evangeliums des XI. Jahrhunderts« (»Извѣстія Археологическаго Общества«, Band V, S. 29—37) mit der Unterschrift »А. К-й.« veröffentlicht. Könnte nicht Kotljarevski Verfasser auch dieser Bemerkung sein?

Bogarodzica. Untersuchungen über das dem hl. Adalbert zugeschriebene älteste polnische Marienlied von Dr. F. Hipler. Braunsberg 1897. (Abgedruckt aus der Zeitschrift für die Geschichte Ermlands Band XI.)

Die (32 Seiten starke) Abhandlung zerfällt in zwei Theile. Im ersten vergleicht der Verfasser drei aus dem XV. Jahrh. stammende Texte des Bogarodzica-Liedes (die von Krakau und Częstochowa) untereinander und mit einer lateinischen Uebersetzung vom Jahre 1695; dann folgt der reconstruirte Text in der heutigen Orthographie mit einer von Dr. Hipler verfassten in Reim und Metrum dem Original genau angepassten deutschen Uebersetzung. Der zweite Theil ist gewidmet den kritischen Betrachtungen über das Lied, und zwar über seinen Inhalt, Ursprung und Geschichte.

Dr. Hipler sieht in Bogarodzica drei, von sich ziemlich deutlich abgegrenzten Theile. Die beiden ersten Strophen erinnern an die im Mittelalter beliebten Leisen und Leiche; die folgenden fünf Strophen bilden ein Osterlied; die Strophen acht bis sechzehn ein Passionslied.

Nebenbei versucht der Verfasser die verdorbene Stelle in der zweiten Strophe, die bis jetzt crux philologorum war, auf neue Art zu erklären. Er liest nämlich: »*twego dziela krzyczyciela*« (auf S. 10 in der Reconstruction jedenfalls falsch: »*krzyciciela*«) und übersetzt die Stelle wie folgt: Gottessohn, erhöre die Stimme des Schreiers, deines Geschöpfes (= deines schreienden Geschöpfes). Er beruft sich a) auf die Autorität einer handschriftlichen Ueberlieferung, nämlich auf den Text von Sandomir, welcher hier wirklich *krzyczyczyela* hat; b) auf die in Psalmen, Hymnen und Antiphonen oft wiederkehrende Redensart, z. B. *ad te clamamus* (in *Salve Regina*), *de profundis clamavi*, *clamor meus ad te veniat* (Psalt.). Da Bogarodzica zugleich ein Kriegslied war, so kann man obige Worte sehr leicht auf die das Feldgeschrei anstimmenden Krieger übertragen.

Dieser Versuch ist entschieden besser als alle bisherigen, er ist nämlich mehr sinnreich und natürlich, und hält sich fest an eine handschriftliche Ueberlieferung, indess ist auch er nicht frei von Einwänden. Die Verwandtschaft mit den üblichen *clamamus*, *clamavi*, *clamor* ist ziemlich entfernt. Der Text aber von Sandomir ist verhältnissmässig sehr spät, er gehört ja dem XVI. Jahrh. an. Man kann zwar vermuthen, dass der Schreiber von Sandomir ein gut geschriebenes Original vor sich hatte, aber nur vermuthen; ebenso leicht kann auch das Gegentheil davon sein. Wie kann es bewiesen werden, dass sein »*krzyczyczyela*« nicht ebenso verdorbene Lesart ist, wie das vom XV. Jahrh. herrührende *krzcziczela*, *krzczyczyelą*?

Was den Ursprung des Liedes betrifft, so folgt der Verfasser der üblichen Meinung, dass die zweite Strophe die Nachahmung des *Hospodine pomiluj ny* ist. Die erste betrachtet er — nach N. Bobowski — als eine Nachahmung des deutschen Liedes *Sant marei muoter unde maid*. Das Oster- und das Passionslied seien Uebersetzungen aus dem Böhmischen.

Indess ist die Sache nicht so einfach wie man sich dieselbe vorstellt. Das böhmische Lied *Hospodine pomiluj ny* und die zweite Strophe von *Bogarodzica* haben gemeinsam: *Kyrie elejson — Krleš* und *usłysz głosy — uslyš hlasy*, — viel zu wenig, um daraus den Schluss über die Abhängigkeit des polnischen Liedes vom böhmischen zu ziehen [1]. Die erste Strophe soll Nachahmung des deutschen Liedes sein. Erstens hätten wir in dem Falle mit einer der mittelalterlichen polnischen Literatur ganz und gar ungewöhnlichen Erscheinung zu thun: man sieht in dieser Literatur lateinischen und böhmischen Einfluss, aber den deutschen — einen unmittelbaren — nicht im Geringsten. Zweitens zeigt der Vergleich mit dem deutschen Liede keine nähere und engere Verwandtschaft mit dem Polnischen. Dr. Hipler citirt das deutsche Lied aus dem Paderborner Gesangbuch vom J. 1609. Eine so späte Redaction kann schwerlich als Beweis herangezogen werden, ausserdem sind eigentlich nur die ersten Verse gleich: *Bogarodzica dziewica* und *Maria Gottes Mutter, reine Magd*, sonst nichts. Wenn also Dr. Hipler behauptet: »nicht bloss Anfang, Inhalt und Versmass, sondern noch mehr die alte Melodie dieses Liedes mit dem charakteristischen Schluss zeigt, dass wir hier das Vorbild der ersten Strophe des Boga rodzica dziewica vor uns haben«, so ist das eine Behauptung, die fester Gründe jedenfalls entbehrt.

Den böhmischen Einfluss im zweiten und dritten Theile des Liedes muss man zugeben — zwei Strophen sind ja wörtlich übersetzt. Wie sich aber die anderen Strophen dazu verhalten, wo sollen wir die Originale suchen, diese und noch andere sich daran anknüpfende Fragen sind noch nicht gelöst, und werden — glaube ich — nicht so bald gelöst werden. Es müssen noch viele andere Arbeiten ausgeführt werden. Man muss z. B. die Natur des böhmischen Einflusses dort, wo er ausser jedem Zweifel liegt, möglichst genau prüfen, und die dort gemachten Wahrnehmungen auf diese Erscheinungen übertragen, wo er nur vermuthet wird. Ueberhaupt sind die bisherigen Arbeiten über Bogarodzica, wenn auch zahlreich und nicht unbedeutend, noch gar nicht abschliessend, zu einem positiven, sicheren Resultat ist man noch nicht gekommen. Die Glücklichen, welchen es scheint, es sei schon Alles in Ordnung, müssen wir beneiden, selbst aber einer anderen Meinung sein.

Der letzte Theil der Arbeit gewährt eine Uebersicht über die Schicksale unseren Liedes von der Schlacht von Tannenberg bis auf den heutigen Tag, und citirt u. a. die lateinische, schwungvolle Paraphrase des Bogarodzica-Hymnes von Sarbiewski in extenso, wiederum sammt einer deutschen Uebersetzung vom Verfasser.

Die Monographie von Dr. Hipler bringt eigentlich nichts Neues — *krzyczyciela* ausgenommen. Sie ist nur eine Compilation. Und doch betrachte ich sie als eine der besten Arbeiten auf diesem Gebiete. Besser könnte man das wirklich schwer vollführen. Der Verfasser hat Alles gesagt, was über *Bogarodzica* zu sagen ist, und in einer klaren, ruhigen und vortrefflichen Darstellung. Die Arbeit hat grossen Werth als die erste vollständige Monographie

[1] Mehr sehe ich nicht, und kann den Ausführungen von Nehring und Bobovski, bei denen fast alles ähnlich ist, nicht beistimmen.

des Liedes, die alle bisherigen Forschungen zu Rathe zieht, über dieselben einen Ueberblick gewährt, und das Lied selbst nach allen möglichen Seiten betrachtet. Als eine solche Arbeit ist sie wirklich vortrefflich.

Der Werth wird durch schöne deutsche Uebersetzungen — die ersten in der deutschen Literatur — noch mehr erhöht.

Krakau. *Stanisław Dobrzycki.*

Publikationen der Szewczenko-Gesellschaft.

Was zielbewusste, energische Thätigkeit schaffen kann, auch in kurzer Frist, auch unter wenig günstigen Bedingungen, lehrt nicht mehr Böhmen allein; auch die galizischen Kleinrussen, die »Ukrainer« oder »Ukrainorussen«, sind uns ein leuchtendes Beispiel.

Aus dem weiteren Heimathsboden, aus dem russischen Paradiese, durch den Engel mit dem flammenden Schwerte, ausgeschlossen, sind sie gezwungen, auf der so viel schmäleren ostgalizischen Basis allein sich häuslich einzurichten; sie lassen trotzdem den Muth nicht sinken und sorgen nach Kräften für die Hebung des Bildungszensus ihrer Nation, für die Bethätigung allseitigen Strebens auf geistigem Gebiete und die Erfolge bleiben ihnen nicht versagt.

Wie haben sich doch die Verhältnisse seit nicht vielen Jahren ganz verändert! Wenn ich zurückdenke, wie mir mein verstorbener Lehrer, Ogonowski, erklärte, warum er das Igorlied kleinrussisch herausgebe — damit doch auch die Kleinrussen einmal etwas hätten — und wenn ich mit diesem Standpunkte die heutige Thätigkeit der Szewczenko-Gesellschaft vergleiche — quantum mutatus ab illo! Die Kleinrussen sind nun einmal da, zählen nach Millionen, folglich haben sie auch das Recht auf selbständiges, auch geistiges Leben, wie Slovenen oder Slovaken, denen es ja auch Florinskij nicht abspricht, obwohl er natürlich für Kiev ein ganz anderes Maass hat, als z. B. für Laibach oder Turotz S. Martin.

Freilich braucht man noch nicht allem und jedem in der neuen Bewegung bedingungslos beizustimmen. So könnte man sich z. B. schon an den freigewählten Namen »Ukrainer, Ukrainorussen« stossen. Der Name besagt im Grunde nichts; »Markomannen« sind ja Slaven in allen Grenzländern; der Name bezeichnet somit eine regio, nicht eine gens, und ist in dieser allgemeineren Anwendung — auf Rothrussland!! — unhistorisch zugleich. Ich verstehe einfach nicht recht, warum man z. B. von einem *ukraiňskoruskij* jazyk spricht; *ruskij*, *Ruś*, *Rusyn* genügten ja vollständig, gegenüber einem *russkij* und *rossyjskij*; eventuell kann man von einer *Mała Ruś* und *maloruskij* etc. sprechen und sich für diesen Brauch schon auf das XIV. Jahrh. berufen. Oder stösst man sich an das *Mała*? Doch seien wir keine Pedanten und halten uns nicht beim blossen Namen auf. Könnten wir doch von der Schriftsprache selbst fragen, ob in ihr die sonst sehr löbliche Tendenz nach Unabhängigkeit und in Folge dessen auch nach Abschliessung (*ἄναρχα καὶ μισάλληλα* gilt heute von den Slaven wie vor anderthalb Jahrtausenden) nicht zu

einer etwas allzu raschen und einseitigen Entwicklung gedrängt hat? Das Kleinrussische hat ja einen schweren Stand, es hat nach zwei Fronten zugleich Krieg zu führen, d. h. sich zu behaupten. Man bedenke doch, dass es schon im XVII. Jahrh. ein Kleinrussisch gab, das nur polnisch gedachtes und ausgedrücktes einfach mit russischer Orthographie und Alphabet wiedergab. Wohl sind diese Zustände und Zeiten — übrigens nicht ohne Spuren zu hinterlassen — vorübergegangen. Dafür drohte eine andere, nicht minder ernstliche Gefahr, das Verschlingen des Kleinrussischen durch das Grossrussische. Erwägt man, dass noch heute bei manchen »Altgläubigen« die kleinrussische Schriftsprache vollkommen russisch ist (mit dem Feigenblättchen: *jak* für *kak*, Infin. auf *-ti* und Dat. Loc. *rucě* für *rukě*) und vergleicht man dann mit ihr das Kleinrussische der »Ukrainzen«, so kann der Unterschied nicht krasser gedacht werden; es sind förmlich zwei verschiedene Sprachen.

Die Durchsetzung der phonetischen Schreibweise beschleunigte ausserordentlich die Entwicklung, bedeutete doch sie schon einen Bruch mit der gesammten, fast tausendjährigen Tradition! Aber was Vuk und den Serben billig war, konnte den Kleinrussen nicht gut vorenthalten werden, und dürfen wir nur fragen, ob die Emanzipation der Orthographie nicht auch eine etwas vorschnelle Emanzipation der Schriftsprache begünstigt? Dieselbe zeigt sich vor allem in einem Ausmerzen der »Russismen«, gegen die man Bedenken äussern kann. Man scheint nicht beachten zu wollen, dass man kein Recht hat, altes Sprachgut, das Kiew und Halicz ebensogut wie Moskau beanspruchen, ohneweiteres preiszugeben, es z. B. durch neue Polonismen oder Neologismen zu ersetzen. Wohl sind durch vielhundertjährige Entwicklung Polonismen im Kleinrussischen fest eingebürgert worden, aber ich sehe nicht ein, warum man seit einigen Jahren z. B. *hospodyn* anathemisirt hat und statt dessen, nicht einmal *pan*, sondern *dobrodij* anwendet. *Dobrodij* ist ein Ueberbleibsel patriarchalisch-serviler Verhältnisse; wir dulden es nicht einmal im Polnischen mehr (ausser in Begleitung eines buschigen Schnauzbartes); woher kam man unter den Kleinrussen auf den Einfall, das alte г. durch д. zu ersetzen? Der Spott von A. Petruszewicz über das добродѣйкание ist durchaus nicht unberechtigt; seit wann sind denn *hospodyn*, *weszcz* u. ä. speziell grossrussisch geworden, dieses uralte Erbgut der ungetheilten kirchenrussischen Sprache? Allerdings ist gegen die Farblosigkeit der älteren Sprache die moderne ungleich kräftiger, saftiger, originaler geworden, aber sie hat dies erreicht auch durch eine, mitunter vielleicht allzu weitherzige Rezeption lokalen, dialektischen Materials; es kann sich doch nicht darum handeln, die Sprache, à la Dalь seligen Andenkens, zu verkosaken und zu verbauern (Kotljarevskij wollte schon mit seinem Lexikon allein humoristische Effekte erzielen); zwischen Schriftsprache und Dialekt müssen gewisse Grenzen gezogen bleiben, wie sie es auf der ganzen Welt sind. Man scheint dagegen hie und da zu verstossen, so kommt mir z. B. die Form *v bohatjoch* verdächtig vor, ich kenne *oboch*, *kilkoch*, aber *bohatjoch*? Bei näherem Zusehen zeigt sich Schwanken bei einem und demselben Schriftsteller in einer und derselben Form; ich brauche z. B. nicht zu erwähnen, wer *v naszomu* zu schreiben begann und doch bei *v naszim* heute wieder angelangt zu sein scheint.

Einzelnes ist ohneweiteres erklärlich; Hruszewskij verläugnet nicht russischen Einfluss, wenn er ständig das Adjectiv vor das Substantiv setzt; Franko setzt, wie die Polen, das Adjectiv auch nach; Ogonowski stellte sogar das Verbum dazwischen, ganz nach polnischer Weise. Bei der modernen Schriftsprache vermisse ich stellenweise altes Sprachgut und finde z. B. Polonismen an Stelle ausgemerzter »Russismen«, die doch nicht Russismen, sondern schlimmsten Falls kirchenslavischer Provenienz waren; ich finde dann manches Dialektische (z. B. *zdebilszoho* für »zum grösseren Theil« u. ä.; salopp-populäre Wendungen, wie z. B. ne robyw zachodiw koło pidbywannja mist *to szczo*); endlich ein Schwanken im Gebrauch mancher Formen und Laute (z. B. *zaberaty* für *zabyraty*, *natomiś* und *natomiść* u. a.). Ich betone ausdrücklich, dass es mir eine wahrhafte Freude bereitet, ächtes Kleinrussisch zu lesen (nicht die Zwittersprache, die ich selbst in der Volksschule gelernt habe); aber im Interesse seiner Entwickelung möchte man beinahe ein ne quid nimis einwerfen wollen.

Doch genug formeller Einwände; gehen wir zur Sache über. Die Szewczenkogesellschaft, noch vor wenigen Jahren auf schwache Füsse gestellt — die Herausgabe der Ogonowski'schen Litteraturgeschichte war damals ihre grösste Leistung — publicirt jetzt jährlich neben ihren Zapysky (bis jetzt XXXII Hefte oder Bände) vermischten (meist historischen und litterarhistorischen) Inhaltes Arbeiten ihrer Sektionen und Kommissionen. Wir besprechen zuerst letztere und beginnen mit der wichtigsten, mit der Istoryja Ukrainy-Rusy des Lemberger Universitätsprofessors und Vorsitzenden der Gesellschaft, des unermüdlichen M. Hruszewskij, Bd. I, 1898, 495 S., II, 1899, 403 S.

Der erste Band behandelt die Anfänge, auch in Kürze die archäologischen Daten für dieses Territorium, bis auf Jarosław; der zweite die Geschichte Kiews und seiner Annexe sowie der Steppe bis 1250. Der Text ist von Anmerkungen, die zu ganzen Exkursen anwachsen, gefolgt (Bd. I, S. 342—438, ausserdem zwei besondere Exkurse über die Entstehung der Urchronik sowie über die Normannentheorie); die gesammte moderne, namentlich russ. Litteratur ist aufs sorgfältigste ausgenützt; die Litteraturangaben sind sehr reichlich. Ich vermisste einen orientirenden Ueberblick über die vorhandene historische Litteratur zu Anfang des Werkes; Verf. hat dies erst in Bd. II, 307—311 gar summarisch nachgetragen. Zeit und Mühe sind nicht gespart worden; der Verf. ist ausserordentlich belesen, zeigt kritischen Takt, sichere Schulung und Methode und hat uns ein schönes, verlässliches, lesbares Werk geschaffen, dem gleiches lange nicht jede, auch ältere slavische Litteratur zur Seite stellen kann. Manches aus der neueren deutschen Forschung ist ihm entgangen, so hätte er z. B. I, 365 noch eine völlig verschiedene Erklärung der bekannten Jordanisstelle (Goltescytha u. s. w.) nennen können. Einzelnes ist weniger gelungen, verfehlt ist z. B. die Erörterung von Sitz und Namen der Ugliczi I, 116—120; der Verf. bestreitet die Richtigkeit der einzig möglichen und sicheren Etymologie (cf. den entscheidenden Namen Budžak), schreibt ihren Namen Ułyczy und lässt sie dann nach dem Norden, zu den Ułuczyczy, den Łuczanen Wołyń's, wandern und mit diesen verschmelzen,

Sobolewskij's unglückliche Conjectur sich aneignend. Unter den Zeugnissen für die einstige Ausbreitung der Kleinrussen stellenweise bis zur Weichsel figurirt noch immer der russische Bischof und Abt von Opatow 1234 (I, 128), obwohl diese Ernennung in partibus keinerlei ethnographische Rückschlüsse gestattet; andere stützten sich hierbei sogar auf die Zweitheilungen poln. Kirchen (sie meinten, der eine Theil wäre für Polen, der andere für Russen bestimmt gewesen!), aber das war ein speciell polnischer, mittelalterlicher Missbrauch in der Verwendung der Kircheneinkünfte! Die Darstellung der Urkultur und der Mythologie ist nicht frei von Irrthümern, doch sind für dieselben Andere verantwortlich; Verf. ist ja kein Linguist von Haus aus.

Besonders interessirte mich die Stellung des Verf. zur Normannenfrage. Dass er nicht auf den Leim der Etymologien eines Gedeonov oder Ilovajskij sich würde fangen lassen, war bei seinem bewährten Takte sicher vorauszusehen; trotzdem ist er auch an dieser Klippe gescheitert. Natürlich sucht er nirgends mehr die Waräger, weder bei Westslaven noch unter Litauern, noch auf der Steppe; natürlich gibt er das Vorhandensein normannischer Krieger und Abenteurer in Kiev, sogar in grosser Zahl und mit wichtigem Einflusse. gerne zu, aber die Fürsten selbst nimmt er aus! Er eliminirt mit Scharfsinn, aber ohne Glück, die bekannten Zeugnisse, annales Bertiniani, Liudprant u. a., weist auf allerlei Widersprüche und Ungenauigkeiten der Normannisten und der Urchronik hin, aber alles dies rettet nicht seine Position. Das schwere philologische Geschütz ruinirt ihn in Grund und Boden, und vergebens sind alle Ausflüchte; bei Oleg verweist er auf das Flüsschen Oleg, ich würde ihn zum Askold auf den noch wichtigeren Oskol führen, wenn das was hülfe; bei Igor wird wieder auf den Fluss Ingul verwiesen — seit wann ist denn dieser Name slavisch? Auch die slovenischen Ingo und Ingmerovic sind deutsch, nicht slavisch; Bern, ein Name, so häufig im Norden wie Meier und Müller in Berlin, »może buty i słowiańske braty, berna« (und was machen wir mit den Zusammensetzungen Szichbern u. a.?). Er gibt zu, dass die »russischen« Porogennamen skandinavisch klingen und sein mögen, aber über den Gegensatz »russisch — slavisch«, den — ebenso charakteristisch — die Urchronik, ohne etwas vom Porphyrogeneten zu ahnen, stets hervorhebt, d. i. über die Hauptsache (»russisch« ist eben nicht »slavisch«, quod erat demonstrandum) geht er leichten Herzens hinweg. Trotz dieser und anderer Ausstellungen verdient die tüchtige Arbeit jegliche Anerkennung; sie wird grossen Nutzen stiften.

An zweiter Stelle sei die umfangreiche Apokryphensammlung von Dr. J. Franko genannt, Apokryfy i legendy z ukraińskych rukopysiw, I. Apokryfy starozawitni, 1896, LXVI und 394 S.; II. Apokryfyczni jewanhelija, 1899, LXXVIII und 443 S. Wenn man bedenkt, dass die anderswo halb oder ganz verschollene Apokryphenlitteratur bei den Kleinrussen, zumal den ungarischen, noch beim Volke weit und breit bekannt ist, einen Haupttheil seiner geistigen Nahrung ausmacht, wird man die Franko'sche Sammlung als einen wichtigen und lehrreichen Beitrag gerne annehmen. Ich übergehe die Einleitungen, in denen nach dem neuesten Stande der Forschung über Alter, Quellen, Verbreitung der Apokryphen im Orient und Occident, zumal bei den

Slaven, die Geschichte der einschlägigen Litteratur u. dgl. gehandelt wird, schon aus dem Grunde, weil sich der Standpunkt der gelehrten Forschung selbst fortwährend verschiebt, z. B. in der Frage der russischen Paleja tołkovaja. Dem ersten Bande liegt hauptsächlich eine »Palemaja tołkovanija« südrussischer Provenienz zu Grunde; der berühmte Hetman und Kanzler Jan Żółkiewski, der Sieger von Kłuszyno und das Opfer von Cecora (1620), hatte die Hdschr. (XV. oder XVI. Jahrh.) dem Basilianerkloster Krechow geschenkt; der Herausgeber druckt apokryphische Texte derselben, mit reichlichen Varianten aus den einschlägigen Texten bei Tichonravov oder Porfirjev, in zusammenhängender Kette von Satanail bis zu den Propheten ab; Einzelnes, z. B. Daniel, ist hier kaum mit vollem Rechte eingeschlossen, so wenig entfernt es sich von den kanonischen Texten. Mit ungleich grösserem Rechte kann jedoch der zweite Band als aus »ukrainischen Hdss.« zusammengestellt bezeichnet werden; hier sind es in der That namentlich ungarisch-russische Texte des XVII. und XVIII. Jahrh., welche Episoden aus dem Leben Jesu und Maria enthalten.

Eine Ueberraschung enthält hier S. 74—98, aus einer Kerestor'schen Hdschr. des XVIII. Jahrh., die der Herausgeber trotz seines Versprechens (S. 98) nicht näher beschrieben hat, die ungarisch-russische Bearbeitung eines kroatischen (ragusäischen?) Marienpoems in 870 Versen (ohne Ende, das Skazanie o zaczatii i rożdestwi pr. etc. Marii reicht nämlich nur bis zur Verkündigung Gabriels und dem Zweifel Marias an den Worten des »Archistratigen«). Der Herausgeber kennt nicht den Ursprung dieses »z mnohych pohladiw zahadkowoho tworu«, aber es ist dies unzweifelhaft ein ragusäisches Poem, obwohl ich es hier in Berlin nicht näher nachzuweisen vermag; ich führe hier nur eine kurze Probe für den ungarisch-russischen Wortlaut und den deutlich durchschimmernden ragusäischen Grundtext an: Joachim wird beim Darbringen des Opfers durch einen Juden aus Rubens Geschlecht gestört,

szto ty hljadasz szora ułapyty,
s twoju żertwu mene predpredyty,
ked' sia twoi ne pryjmaju dary,
uż u witor idu twoi stwary;
i ne ostawył jesy ty simena
Izrailiu nyjakoho spomena.
Joakim koły słysza sii reczy,
ot żałosty serce mu zapłacze,
unyczyżen, posramlen pred wsimy
ne możasze praznowaty z nima (!).
Oskorby sja i napołny jeda,
rydanju i płaczu sja preda,
prazdnyk mu sja na żałost pretwory
i żałost wełyku obory etc.

kedь für wann, *szor* für Reihe sind jedem Ugrorussen geläufig. Interessant ist auch die Auferweckung Lazars aus einer Kiever Hds., die mit ihrem: оудари Давидъ въ гусли въскладывая пръсты своя на живия струны an den Eingang des Igorliedes erinnert (S. 315—317). Die vielen ungarisch-russischen Texte

sind auch als rein dialektologisches Material nicht zu verschmähen. Jeden Abschnitt begleitet der Herausgeber mit ausführlichen Angaben über Ursprung und Geschichte des Urtextes — hier bringt freilich jedes Jahr etwas Neues, so sind z. B. die Angaben über das Skazanie Afrodityana (S. 10 f.) heute schon wieder veraltet, wir wissen ja nunmehr, dass der slavische Text nur ein Fragment ist u. s. w. Manchmal wünschten wir Ausführlicheres, z. B. zur Geschichte der Irodjada (S. 340) Angaben über ihre mittelalterliche Verwechselung mit der Diana und deren wilder Jagd, über ihren Tod (Kopfabschneiden durch Eis, was Słowacki in einer grandiosen Episode des Kordjan nachgeahmt hat) — der kurze Verweis auf Veselovskij kann uns nicht genügen. Ueber die grosse Belesenheit des Herausgebers, über sein vollständiges Beherrschen des so weitschichtigen Stoffes, das doppelt imponiren muss beim Arbeiten fern von grossen Bibliotheken, brauche ich nicht besonders zu handeln; bürgten doch dafür von vorn herein die früheren Arbeiten desselben. Er hat ausserordentliche Mühe angewendet und wieder müssen wir hervorheben, dass, ausser der russischen, keine andere slavische Litteratur eine so vollständige und so verständige Sammlung ihrer Apokryphen besitzt. Folgende Bände sollen noch Apostel- und eschatologische Apokryphen, apokryphische Legenden u. dgl. bringen; ungarisch-russische Texte spielen hier wieder eine Hauptrolle.

Im Zusammenhange seien denn gleich Materialien zur Erforschung der ungarisch-russischen Dialekte genannt. I. Werchratskij, den Lesern des Archivs aus der Studie in Bd. XVII bekannt, liess jetzt seine Znadoby dlja piznanja uhorskoruskich howoriw (aus Zapysky Bd. XXVII—XXX) besonders erscheinen (1899, 276 S. 8⁰). Vor den Lesern des Archivs, das ja gerade die Arbeiten von O. Broch brachte, will ich nicht über das Interesse und den Fleiss handeln, die man an dem solange und so gründlich vergessenen Ugrorussischen heute übt — in Lemberg sind es Żatkowycz, Werchratskij, Hnatjuk, die uns den so vielgestaltigen Dialekt und die so traurigen Verhältnisse der Ugrorussen nahe führen (vgl. zu den letzteren das kleinrussische Salz zum magyarischen Millenniumskuchen u. d. T.: I my w Ewropi, Lemberg 1896). Werchrackij behandelt diesmal die Dialekte mit beweglichem Accente; besonders reichhaltig ist das Wörterbuch (S. 201—275); die Dialektproben (S. 127—200) bringen Verse und Prosa, Märchen und Räthsel in genauer Aufzeichnung; die grammatische Uebersicht hebt das Eigenartigere hervor; bei der Eintheilung der Dialekte wird nicht auf das ó Gewicht gelegt, sondern nach dem ы und y wird von былаки und бyлаки gehandelt. Das Material von Żatkowycz und Hnatjuk (in Bd. II, III, IV des Etnograficznyj Zbirnyk) ist bereits von Prof. Polívka besprochen worden; es waren dies hauptsächlich Sammlungen von Legenden, Märchen, Anekdoten, die schon von Hnatjuk und Franko, dann von Polívka mit Parallelen versehen worden sind. Aber ich betone, das Material ist unerschöpflich und gibt fortwährend zu neuen Bemerkungen Veranlassung; hier seien nur zwei Fälle angeführt.

Etnogr. Zb. III, 6 heisst es vom Branntwein: horiwka swe sja za oto, bo tot Ka (einer der Teufel, der sie zuerst brannte) izhoriw u niw; ebenso

S. 63: starszomu czortowy buło imnia Kaw i raz Kaw wpade w kad', druhi czorty poczialy hojkaty: zhoriw Kaw i zato nneś palinku zowut horiwka. Man könnte meinen, hier läge einmal eine originale Volksetymologie vor, aber dem ist nicht so; auch sie ist aus Büchern gekommen; schon 1641 in der Pandora starożytna monarchów polskich etc., einer Landesgeschichte in Versen des Alex. z Obodna Obodziński wird von der Erfindnng des Branntweins (angeblich a. 764) in Krakau gehandelt, die *gorzałka* heisst, weil der sie brauende fremde Alchemist Namens K. in ihr *gorzał* zu Tode.

Karłowicz in seinem Fremdwörterbuche S. 152 erwähnt einen *farjon*, den er nirgends weiter aufgefunden hätte, als Jnngfernschaftszeichen (*dobry* und *zły farjon*) nnd leitet ihn aus dem griech. *φάριον* her. Ein Irrthum, denn *farjon* wird auch hier nnr heissen: guter und schlimmer Kerl und ist das huzulische *farión* »Intriguant« (Sznchewicz S. 33) und das ist das ugrorussische *farajon*, neben Juda u. a. Schimpfwort auf die Juden (*tot juda, tot farajon* Żatkowycz Etnogr. Zb. II, 35) und das ist natürlich der *cyhańskij car' Farajón*, z. B. Etnogr. Zb. III, 16 u. ö., der biblische Pharao.

Neben diesen den Ugrorussen gewidmeten Arbeiten sei als besonders werthvoll, namentlich durch zahlreiche, treffliche Zeichnungen und kolorirte Bilder reich ansgestattet, die erste gründliche folkloristische Untersnchung der galizischen Huzulen genannt. Wir besitzen ja bereits eine Arbeit von Kaindl über die Hnzulen, aber diese behandelt nur die Bukowina. Neben dem Etnograficznyj Zbirnyk (7 Bände bisher) gibt die Gesellschaft anch Materjały do ukraińskoruśkoj etnologii heraus; der I. Band enthielt Beiträge zu Haus, Hof, Küche nnd Handwerk (z. B. von Hnatjuk Narodnja pożywa i sposib jiji pryprawy; von dems., Kusznirstwo u Hałyczyni; über Töpferei, Ostereier u. s. w. mit Abbildungen). Der II. Band dieser Materjały, Lemberg 1899, 144 S., enthält nnn die Huculsczyna von Prof. Wołod. Szuchewycz, eine Frucht zwanzigjähriger Arbeit, und zwar den ersten Theil derselben, den Ueberblick über das Land selbst, seine Flora und Fauna; einen ethnologischen (genauere Angaben über Körperbau wären erwünscht gewesen) und statistischen (sehr genau); hierauf Angaben über Dorf und Gehöfte, Kleidung und Nahrung des Huzulen. Dem Philologen wird der zweite Theil noch wichtiger werden, er soll Bräuche, Lieder, Aberglauben n. s. w. bringen, aber wir finden schon im ersten sehr Interessantes in Sprache und Anschauungen, z. B. die Doppelung der Muttergottes und der H. Jungfrau, erstere kann auch zu einer Nixe werden, die Ertrinkenden auflauert, weil ihre Seelen ihr gehören; die Doppelung der Njawki und Mawki u. dgl. m. Der Bericht wird fortwährend durch huzulische Worte und Sätze unterbrochen nnd gewinnt ausserordentlich an Belebnng; dadurch und durch die vielen und guten Abbildungen wird er zu einem der lesenswerthesten der Art — wiederum nicht nur in der kleinrussischen Litteratur allein. Der Verfasser macht aufmerksam auf das sehr späte Aufkommen des Namens Huzul, der rnmänischen Ursprunges und doch den Rumänen fremd ist. Möchten wir nur den zweiten Theil bald bekommen.

Da ich doch nicht im Stande wäre, mit Prof. Polívka zn wetteifern, will ich mich mit einer kurzen Besprechung der beiden letzten Bände des

Etnogr. Zbirnyk begnügen. Band VII (Lemberg 1899, 168 S.) bringt die Fortsetzung der Brodyer Märchensammlung von Os. Rozdolskij, Nr. 26—77; die ersten 25 Nrn. waren im I. Bande erschienen und von Polívka eingehend besprochen; die neuen sind mit reicheren Litteraturverzeichnissen ausgestattet. Der VI. Band, Hałyćkoruśki anekdoty zibraw Wołod. Hnatjuk (Lemberg 1899, XII, 370 und III S. 8⁰) ist wiederum eine Sammlung, wie sie in dieser Reichhaltigkeit und Genauigkeit keine andere slavische Litteratur unter der Rubrik Volksanekdoten bis dato gebracht hat. Eingetheilt ist sie in Anekdoten I. von Ständen (Bauern, Herren, Bettlern u. s. w), 355 Nummern; II. von Völkern (Juden, Zigeunern, Polen u. s. w., Nr. 356—586); III. historische (von dem berühmten starosta Kaniowski, gest. 1782, allein Nr. 599—640); Münchhausiaden und Narrengeschichten, Nr. 641—700. Die Litteraturangaben sind sehr reichlich, ohne dass sie das Thema erschöpften. Mich interessirte diese Sammlung wegen des theilweisen Zusammenfallens ihres Stoffes mit den Schwänken, die ich aus der handschriftlichen poln. Litteratur des XVII. Jahrh., aus einem Potocki, Korczyński u. a. kenne: es verhält sich damit wie mit Räthseln; sie waren einst Gemeingut auch der »Intelligenz«, die sich an ihnen, ganz wie heute das Volk selbst erfreute; sanken dann von dieser langsam in die tieferen Schichten, verloren sich oben ganz und blieben nur unten, bei Volk und Kindern, wie z. B. die Räthsel, erhalten. Man könnte aus Potocki u. s. w. nicht nur die dritthalbhundert Jahre älteren Parallelen anführen, sondern aus ihnen auch manches ergänzen, was ganz vergessen oder nur noch nicht wiedergefunden ist.

Die in russischen und bulgarischen Publikationen verstreuten folkloristischen Arbeiten des verstorbenen M. Dragomanow werden jetzt übersetzt herausgegeben; bisher 1 Band 8⁰ (Rozwidky pro ukraińsku narodniu słowesnist' i pyśmenstwo). Die Ruśka istoryczna biblioteka (20 Bände) enthält meist Uebersetzungen der Werke von Kostomarov, Ilovajskij u. a. Der Żerela do istoryi Ukrainy-Rusi (Band I. und II. Lustrationen der Krongüter im Haliczer, Przemyśler und Sanokerlande aus der Mitte des XVI. Jahrh., polnisch, und Bd. IV. poln.-lat. Aktenstücke zur Geschichte Galiziens im J. 1648 und 1649) habe ich bereits oben S. 64 gedacht. Erwähnt sei noch eine kleine Quellenpublikation von Prof. Hruszewskij zur alten Landesgeschichte mit Kommentar: Wyimky z żereł do istoryi Ukraino-Rusy, I. do połow. XI. w., Lemberg, 1895, 122 S., griechische und andere Texte; manches fehlt (z. B. gerade bei Herodot die Neurenstelle); der Kommentar ist sorgfältig, aber manches werden wir nicht billigen können, z. B. die Deutung der Anten auf Südostslaven-Ukrainorussen (wiederholt in den Zapysky XXI, 1—16 und in der Geschichte I, 99—103): was hat man nicht alles mit den Anten gemacht: die halsbrecherischen Kunststücke von Zeuss, in den Slovenen und Anten die Slavenwelt nach der Dobrovsky'schen Zweitheilung unterzubringen, bis zur Erklärung der Anten als fremder Dynasten! Wir halten Slovenen und Anten nur für Südslaven; dafür spricht uns nämlich ihr gemeinsames Auftreten an der Donau und der gleichzeitige Verlust ihrer Namen, die meist anderen weichen.

Auf den Inhalt der Zapysky kann hier nicht mehr eingegangen werden;

einiges ist von mir oben S. 64 und von Prof. Polivka genannt worden. Erwähnt sei nur Band XXXI u. XXXII, weil sie die archäologisch-historischen Referate und Beiträge enthalten (die philologischen sollen später folgen), welche für den Kiever Kongress von 1899 bestimmt waren, aber nicht vorgebracht wurden. Von den, nicht im blossen Auszug, sondern in extenso mitgetheilten Arbeiten sei unter anderen erwähnt M. Hruszewskij, Zwenyhorod hałyćkij, welcher gegen die polnische Identifizirung desselben mit dem Dzwinogród am Dniestr die Lemberger Lage desselben erweist und einfach auf Lemberg die Rolle des alten, den Forderungen der Fortifikationskunst nicht mehr entsprechenden Zwenyhorod übergehen lässt (die Häufigkeit des Namens fällt auf, auch poln. Żmigród ist nur Zwnigród gewesen!). Dr. M. Korduba, soziale Schichten und politische Parteien im Haliczer Fürstenthume bis 1250; St. Rudnickij, Organisation der Grenzvertheidigung um 1500 und Kosakenkämpfe 1625—1630; Dr. Ochrymowycz, Spuren eines Urkommunismus bei den Bojken in Gemeinde und Familie; endlich Wołod. Hnatjuk, der slovakische Räuber Janoszyk in der Volkspoesie, seien noch besonders genannt; namentlich letztere Studie ist sehr lehrreich, sie zeigt, mit welcher Willkür die Volksphantasie schafft, wie an die historische Persönlichkeit (J. ist 1713 hingerichtet worden) unhistorische, wandernde Motive sich heften, wie schlecht es mit dem historischen Gehalt angeblich historischer Lieder bestellt ist; die Untersuchung erstreckt sich auf polnische, slovakische und kleinrussische Texte.

Dr. K. Studyński hat die Gedichte des vergessenen Mych. Makarowskij (1783—1846), Natalja (eine Nachahmung des Hermann und Dorothea) und Haraśko (nach dem Puschkinschen Gefangenen im Kaukasus), neu herausgegeben und erläutert (Lemberg 1899, 84 S.).

Ist oben (S. 63 f.) Russisches und Kleinrussisches unter Polonica aufgenommen, so sei hier wieder gestattet, mit einem polnischen Buche die Uebersicht zu beendigen. Aleks. Jabłonowski, bekannt durch seine Erforschung der Besiedelungs- und sozialen Verhältnisse Podoliens, der Ukraina u. s. w. unter polnischer Herrschaft, verfasste als 2ten Theil der Fontes et commentationes historiam scholarum superiorum in Polonia illustrantes (über den ersten s. o. S. 67): Akademija Kijowsko-Mohilańska, zarys historyczny na tle rozwoju ogólnego cywilizacyi zachodniej na Rusi (Krakau 1899—1900, 318 S. gr.-8⁰) in prächtiger Ausstattung, mit vielen Vollbildern (der Bischöfe und Aebte, Reproduktionen von Büchertiteln u. dgl.). Dem Verf. stand allerdings kein neues, handschriftliches Material zu Gebote; er beschränkte sich auf die Verarbeitung alles vorhandenen, von Askočenskij bis Gołubjev, Petrov und Charłampovič, sowie des urkundlichen Materials. Die Darstellung ist auf breitem kulturhistorischen Hintergrunde aufgebaut, vielleicht zu sehr nach den einzelnen, kleinen Abschnitten zerstückelt, daher sich nothwendiger Weise vielfach wiederholend; besonderes Gewicht legt sie auf die Verbreitung und Behauptung der polnischen Sprache in der Ukraine, welche die politische Zusammengehörigkeit mit Polen lange überdauert. Bei der wichtigen Rolle, welche das Mohyła'sche Collegium in Südrussland (resp. auch Moskau) gespielt hat, war eine zusammenhängende Darstellung seiner Ge-

schicke (bis zur Umwandlung der Academia Mohilaeano-Zaboroviane in ein Theologen-Seminar mit russischer Vortragssprache) auch in poln. Sprache unerlässlich geworden; es ist dies hier möglichst objektiv und vielseitig gemacht worden. *A. Brückner.*

Етнографічний Збірник. Видає наукове товариство імени Шевченка за редакциєю М. Грушевського. У Львові I—VI. 1895—1899.*)

Nr. 37, S. 157 f. Wer nicht ein Lügenmärchen zu erzählen trifft, dem werden Riemen aus dem Rücken geschnitten. Vgl. Zbiór. wiad. antrop. IX, Abth. 3, S. 146 f. Аеанасьевъ [3] II, Nr. 231 d, e. Добровольскій I, 467, 663. Романовъ III, 414, 417; Сборн. матер. Кавказ. XV, 49. Slovenski Glasnik X (1864), 316 u. a.

Nr. 38, S. 159 f. Lügenmärchen.

II. A. Fabeln. S. 165—170.

Nr. 1, S. 165 f. Der Bär streitet mit dem Esel, wer älter sei, der Esel beruft sich darauf, dass er Jesus trug. Hängt wohl zusammen mit der Legende, woher der Esel das Kreuz auf seinem Rücken trägt. Revue des trad. popul. VII, 484; XII, 330. Schambach & Müller Niedersächs. M. 320. — Der Fuchs zeigt dann dem Bär, dass der Mensch, ein Soldat, stärker ist als er. Vgl. Zbiór wiadom. antrop. V, Abth. 3, S. 250. Chełchowski II, 28. Dobšinský V, 27. Сборникъ мин. VII, Abth. 3, S. 134, 190, 192.

Nr. 2, S. 167 f. Der alte Hund verjagt, rettet das Kind seiner Herren vor dem Wolf. Vgl. Archiv XIX, 257, Nr. 121, 122. Der Wolf dann überlistet von einem Füllen, er soll sich den Contract auf ihrem Hufe ablesen, dann auch von einem Widder bethört. Vgl. Václavek Valašské pohádky 1898, S. 64 f. Сборн. матер. Кавказ. XIV, Abth. 2, S. 188. Сборн. мин. I, Abth. 3, S. 130; X, Abth. 3, S. 156. Ad. Gerber Great Russian Animal Tales 32 f., 79.

Nr. 3, S. 170. Der Fuchs ladet den Wolf zu einer Hochzeit ein, der Wolf schrecklich durchgeprügelt; der Fuchs klagt über seine Schmerzen, singt ein Liedchen, wie der Geprügelte den Nichtgeprügelten trägt. Vgl. Slov. Pohl'ady 1895, S. 388. Český Lid V, 458. Kaarle Krohne Bär (Wolf) und Fuchs 59, 122. A. Gerber op. c. 51.

B. Erzählungen von historischen Persönlichkeiten.

Nr. 1, S. 171 f. »Vom Könige Matthias«. Reminiscenzen aus verschiedenen Erzählungen. Von einer festen Burg, zu deren Erbauung Wasser und Kalk, Milch und Eier verwendet wurden. Von dem erblühenden Stab wie in der Sage von Přemysl, vgl. den Aufsatz von Dr. Iv. Franko im Český Lid IV. 22 f. Auf wessen Haupt die Krone fliegt, der wird König. Vgl. Alex. Veselovskij Изъ исторіи романа и повѣсти I, 237. Zum Schluss Motive aus der Sage von Salomo, Mathias unter dem Galgen, stösst in sein Horn, sein Heer im Walde verborgen. Vgl. Archiv XXI, 283. Етногр. Збірн. III, Nr. 12, 13.

---

*) Fortsetzung vom Band XXI, S. 302.

Nr. 2. Die Belohnung für die Zulassung zu dem König vertheilt unter die Diener. Vgl. Archiv XXI, S. 295 zu Етногр. Збірн. III, Nr. 7.

Nr. 3, S. 175. Reste aus der Sage vom weisen Mädchen. Vgl. Archiv XXI, 283, Nr. 189. Zs. öst. Vk. III, 188. Летопис матице српске Bd. 151, S. 57 f. Świętek Lud nadrabski 408 f.. 423 f. Mijat Stojanović Pučke pripov. 47. Којанов Стефановић 146. Атан. Николић II, 50 f., Nr. 5. Босан. Вила V, 179.

C. Anekdoten (S. 178—197).

Nr. 1, S. 178 f. Wer die Prinzessin zum Lachen bringt, bekommt sie zur Frau. Vgl. Materyjały antropol.-archeol. II, 94 f., Nr. 67. Sláma Slezské poh. a pov. Nr. 16. Český Lid IV, 301. Kres IV, 87; V, 401. Сборн. мин. VI, Abth. 3, S. 169. Сборн. матер. Кавказ. XXI, Abth. 2, S. 52, 59. Jones & Kropf Magyar Folk Tales 14 f. Fr. H. Groome Gypsy Folk Tales 55 f. R. Köhler Kleinere Schriften I, 93. — Hiermit ist verbunden noch ein anderes Motiv: die Prinzessin hat auf jede Antwort des Bewerbers »nein« zu sagen. Vgl. Zs. öst. Vk. III, 189, Nr. 4.

Nr. 4, S. 182. Aus einem »Ei« d. i. einem Kürbis ein Füllen ausgebrütet. Vgl. Zs. öst. Vk. V, 26.

Nr. 5, S. 183. Zigeuner als Mäher täuschen den ersten Tag ihren Herrn, sind aber den folgenden Tag selbst bethört. Vgl. Гринченко I, Nr. 133. Mat. antrop.-archeol. I, Abth. 2, S. 262.

Nr. 10, S. 188 f. Wer den schönsten Traum träumt, isst den Hasen auf. Vgl. Slovenské Pohl'ady 1896, S. 326 f. Václavek Několik pohádek a povídek z Mor. Valašska [2], 90 f. Сумцовъ Современ. малор. этногр. II, 79. Сборн. матер. Кавказ. XVI, Abth. 1, S. 294. Вук Стеф. Караџић Срп. нар. припов. 1897, S. 326, Nr. 5. Mijat Stojanović Šala i zbilja 1879, S. 24.

Bd. V (S. VI + 267), welcher unter der Redaction des Dr. Ivan Franko herausgegeben wurde, enthält eine Reihe kleinerer Beiträge. M. Dykariv weist in seinem Aufsatz (S. 1—24) auf die Wichtigkeit des Studiums der Volksseele hin, insbesondere auf die Wirkung und Resonanz wichtiger öffentlicher Ereignisse in den breitesten Schichten des Volkes. In seinem Artikel stellte er verschiedene und mannigfaltige Vorstellungen und Erzählungen zusammen, die die Krönung des russischen Kaisers im J. 1896 hervorrief. Unter anderem lesen wir auch die weit verbreitete Anekdote von dem betrunkenen Soldaten, welcher in den »Himmel« gebracht wurde (S. 19 f.), vgl. Archiv XIX, 242, Nr. 10. Добровольскій I, 385 f. R. Köhler Kleinere Schriften I, 68. — Volkslieder, historische Lieder aus der Zeit der Robott (S. 24—32, 227); Lieder und Traditionen von Räubern (32—40), Zaubersprüche und -formeln der Huculen gegen Krankheiten, Hagel, auch für eheliche Treue der Frauen (41—72, 231—237), Lieder über Brasilien, von Auswanderern gedichtet, theilweise die Vorzüge des Landes preisend, theilweise vor weiterer Emigration warnend (S. 73—75, 237—242); für die neueste Bewegung der Volksmassen in Galizien sind diese Lieder ungemein charakteristisch, nichts weniger auch für die neueste Phase der Volkspoesie. — Volksaberglauben aus dem Pidhirje, aus einem Dorfe des Bezirkes Stryj (S. 76—98); Dr. Ivan Franko stellte das in éiner Ortschaft gesammelte Material systematisch zusammen und wies stellenweise auf ähnliche Traditionen bei benach-

barten und fremden Völkern hin. Es sind dies natürlich grösstentheils Vorstellungen, Sagen etc., die uns von andersher gut bekannt sind. Z. B. der Teufel verfolgt Gott mit dem Donnerkeil (S. 77). Irrlichter sind brennende Schätze, trocknendes Geld (S. 78). Der Floh geht aus dem Dorfe in die Stadt, die Fliege aus der Stadt ins Dorf (S. 79); vgl. Archiv XXI, 274, Nr. 16. Von der Erschaffung des Storches (S. 79 f.); vgl. Archiv XIX, 260, 264. Живая Стар. V, 440. Federowski Lud białorus. I, 176, 185. — Warum die Getreideähren so klein sind (S. 82); vgl. Archiv XIX, 260. Живая Старина V, 438. Federowski Lud białorus. I, 170. 174. Świętek Lud nadrabski 332. Добровольскій I, 288 f., Nr. 58, 59. Трейландъ Латыш. ск. Nr. 40. Carnoy Nicolaides Tradit. de l'Asie Mineure 243. Revue des trad. pop. XII, 58, 177. — Die Cholera personificirt, ins Dorf gebracht auf einem Wagen u. a. (S. 85); vgl. Етнограф. Обозр. XXVIII, 187, XXIX—XXX, 133. Federowski Lud białoruski I, 144. — Der Dieb schützt sich mit einer Kerze, die den Todten in das Grab mitgegeben wird (S. 90), wie sonst öfter mit einer aus Menschenfett verfertigten Kerze oder einer Kindeshand. Vgl. die Abhandlungen N. Th. Sumcov's in der Zs. Кіевская Старина 1896, Nr. 6, Этюды о Пушкинѣ V, 13. Этнограф. Обозр. 1897, Nr. 1, S. 208. Federowski Lud białoruski I, 100. Am Urquell V, 163. Трейландъ Латыш. ск. Nr. 77. Świętek Lud nadrabski 536 u. a. — Einst waren riesengrosse Menschen, nach uns werden noch kleinere Menschen sein (S. 94). Vgl. Federowski op. c. I, 201 f. — In der andern Welt unter der Erde gibt es noch andere Leute, »Rochmány« (S. 95, s. noch S. 213), d. i. Brachmani. Vgl. Veselovskij Изъ исторіи романа и повѣсти I, 281 f. — Von dem immer zum Geber zurückkehrenden Geldstück (S. 97). Vgl. Urquell V, 104; N. F. I, 207. Federowski op. c. I, 35 f. — Daneben theilt noch Dr. Ivan Franko seine eigene, noch reichere Sammlung aus verschiedenen Ortschaften dieses Landstriches mit (S. 160—218) und versah sie mit zahlreichen bibliographischen Nachweisen. Unter anderem von den Flecken im Monde: ein Bruder spiesste den andern auf die Heugabel auf. Vgl. Archiv XIX, 264, Сборн. матер. Кавказ. XVI, Abth. 1, S. 317. Етногр. Збірн. II, Abth. 2, S. 6. Der Hollunder ist ein unreiner Baum. Judas hängte sich auf ihm auf (S. 166). Vgl. Revue des trad. pop. IV, 410. — Der Tabak vom Teufel erfunden; dennoch ist nicht das Rauchen eine Sünde, sondern bloss das Schnupfen (S. 169). Vgl. Archiv XXI, 264, 274. Добровольскій I, 282 f. Сборн. мин. II, Abth. 3, S. 166. — Oberster über die Wölfe ist der hl. Nicolaus. Vgl. Archiv XXI, 275, Nr. 69; S. 289, Nr. 11. — Zur Fledermaus wurde eine Maus, als sie die Hostie aufass (S. 174), ähnlich wie Archiv XIX, 260, Nr. 201; XXI, 264, Nr. 12. — Während dem Schlaf geht die Seele aus dem menschlichen Körper (S. 182), aber nicht, wie gew. erzählt wird, in der Gestalt einer Maus, Käfers o. a. Federowski op. c. I, 211. Трейландъ Nr. 92. Andrejanoff Lett. M. 69. Schell Bergische S. 38 a. a. O. Die »Vampyre« haben zwei Seelen, neben der eigenen noch eine unreine (S. 182). — Auch im Gebeine kann die Seele eines bösen Menschen sein, ein Trunkenbold lud einmal, als er spät Nachts nach Hause zurückkehrte, Gebeine zu Gast (S. 183 f.). Vgl. Zs. öst. Vk. I, 187; III, 190. Federowski op. c. I, 57 f. Malinowski Powieści ludu pol. na Śląsku I, 24. — Die Mutter soll nicht zu viel um ihr Kind weinen, denn dadurch stört es seine

Ruhe. Vgl. Archiv XXI, 277. Federowski op. c. I, 55 f. — Seit welcher Zeit und warum kennen die Menschen nicht mehr die Stunde ihres Todes (S. 169 f.). Vgl. Шейнъ Матер. II, Nr. 224. Твори Руданьского II, 199. Живая Стар. V, 436. Český Lid IV, 543; V, 367. Revue des trad. popul. I, 70; V, 753; X, 576. — Der ganze menschliche Körper hatte früher eine Hornhaut, nach dem Sündenfall Adams blieben davon nur die Nägel übrig; vgl. Archiv XXI, S. 292 zu Етногр. Збірн. III, 1 f. — Der Hausgeist entspringt aus einem besonderen Ei. Vgl. Этнограф. Обозр. XXVIII, 118. Добровольскій I, 96. Am Urquell V, 101. Живая Стар. VII, 105. Český Lid VI, 134. Charvát Z českého jihu 147. Bufková Wanklová Z Ječmínkovy říše 279. — Wie man die Hexen erkennt (S. 211, 216, 217). Vgl. Świętek Lud nadrabski 523. Этнограф. Обозр. XXVIII, 111. Zs. öst. Vk. II, 249. Zs. VVK. VII, 293 u. a. — Vom ewigen Juden (S. 211) und viele andere abergläubische Gebräuche, Volksmedizin, Prognostica, Traumdeuter etc., u. a. auch eine Nachricht über das *pobratimstvo* (S. 197). Der Redacteur hat noch eine systematische Uebersicht mit neuen bibliographischen Nachweisen hinzugefügt (S. 244—261). — Ausserdem lesen wir noch einen längeren Zauberspruch gegen Krankheiten (S. 99—105), Bettler-Gebete aus dem Kreise Żydačov (S. 106—110, 242 f.).

Fünf Legenden (S. 111—116).

1. Wie Adam dem Teufel alle Todten verschrieb. Die Erde gehöre dem Teufel, weil er vor Adam vom Himmel auf die Erde von Gott verjagt wurde.

2. Solomon liess Christus in der Hölle zurück, er soll sich selbst durch seine Klugheit befreien. Die Teufel treiben ihn aus der Hölle hinaus, weil er vorgibt, das ganze Teufelsvolk zu bekehren, eine Kirche zu erbauen.

3. Gott erschuf den Adel aus Teig, den Ruthenen aus Lehm. Ein Hund kam und frass die Teigfigur auf. Ein Engel schlug mit dem Hund an einer Weide, und es sprang der Herr Verbicki hervor, an einer Birke — es sprang heraus der Herr Berezovski, an einer Buche, es sprang heraus der Herr Bukovskij, an einem Ahorn — es erschien der Herr Javorski etc. Eine offenbar etymologische Sage. Vgl. übrigens die Legende von der Erschaffung der Kosaken und der Soldaten Етнограф. Збірн. II, Abth. 2, S. 10, Nr. 9, 10.

4. Der Bär erschaffen aus einem unter einer Brücke versteckten Müller, als er Christus durch sein Gebrüll erschrecken wollte. Vgl. Archiv XIX, 259. Federowski Lud białoruski I, 159, Nr. 742, 743. Zbiór. wiad. antrop. XV, Abth. 3, S. 271. Живая Старина V, 441. Сборн. мин. VII, Abth. 3, S. 133, 134. Revue des trad. pop. IV, 362.

5. Eine Version zu dem Märchen »Der Fischer und seine Frau«. Vgl. meinen Aufsatz im Národopisný Sborník českoslov. I, S. 49.

In den hinterlassenen ethnographischen Materialien von Maksimovič fand M. Dragomanov einige von Bodanskij gesammelte kleinrussische Lieder; drei von ihnen sind abgedruckt (S. 117—120). M. Derlića lieferte eine ethnographische Skizze über die Dorfkinder (S. 121—140) auf Grund von Aufzeichnungen in einigen ostgalizischen Ortschaften, und theilte eine Menge von Wiegenliedern, verschiedenen Kinderliedern und Kinderspielen mit. — Aus den Sammlungen des bekannten Ethnographen Prof. R. Kaindl wird reiches Material abgedruckt (S. 141—159), Lieder über die Robott, Zaubersprüche,

Kinderlieder, Sprichwörter, Räthsel u. a. Endlich finden wir noch eine ziemlich grosse Sammlung von Räthseln aus einem Dorfe des Beg Kamjanec (S. 219—223), und eine gereimte Anekdote vom dummen Kuźmym (S. 224—226), d. i. vom Dummen, der immer unrichtig grüsst und dafür Schläge bekommt, vgl. Archiv XIX, 257. Materyjały antropol.-archeol. II, S. 51 f. Шапкаревъ Сборн. отъ нар. умотвор. IX, Nr. 170, S. 308 f. R. Köhler Kleinere Schriften I, 87 f. Босан. Вила VI, 219.

In Band VI 1899 (S. XII + 370 + III) legt uns der unermüdliche Ethnograph H. Volodymyr Hnatjuk wieder einen starken Band ethnographischen Materials, diesmal aus Galizien, vor. Die galizisch-russischen Anekdoten, welche in dem uns vorliegenden Bande gesammelt sind, wurden grösstentheils im östlichen Galizien im Bezirke Buczacz, grossentheils im Bezirke Staremiasto im mittleren Galizien an den Abhängen der Karpathen im Gebiete der Bojken, seltener in anderen Gegenden Galiziens aufgezeichnet. Der Herausgeber schickt seiner Sammlung eine kleine Vorrede voraus, in welcher er sehr interessante Mittheilungen über seine Erfahrungen bei dem Sammeln und Aufzeichnen der Volkserzählungen, Lieder u. s. w. macht, insbesondere wie er stellenweise ausgesprochene, bis mit Thätlichkeiten drohende Feindschaft fand. Die Ansichten des Volkes über einen solchen Sammler werden eingehend beschrieben. Herr Hnatjuk fand aber dennoch zwei ausgezeichnete Erzähler, einen im Dorfe Pužnyk, Bez. Buczacz, den andern im Dorfe Mšanec, Bez. Staremiasto. Besonders den zweiten lobt der Herausgeber als einen unerschöpflichen Erzähler: er erzählte durch 11 Tage 10 bis 12 Stunden. Sein Repertoir war sehr reichhaltig, enthielt nicht nur kurze humoristische Erzählungen, Anekdoten, sondern insbesondere Märchen, Legenden, Novellen. Die Biographie beider Erzähler ist vom Herausgeber treu nach ihrer Erzählung wiedergegeben. Daraus entnehmen wir, dass der zweite Erzähler ein vielgereister Mann war, als Soldat durchwanderte er Böhmen, Bosnien und Ungarn, vordem war er in der Bukovina, und auf diesen Wanderungen wuchs jedenfalls sein Repertoir so an. Selbst bekannte er, dass er manche Erzählung als Soldat hörte.

Alle Erzählungen sind phonetisch treu wiedergegeben bis auf einige wenige, welche aus früheren Drucken übernommen wurden. Genau ist bei jeder ihre Quelle, ihr Erzähler angemerkt. Wir erhalten so wieder einen tieferen Einblick in die kleinrussischen Dialekte Galiziens, besonders in den Dialekt der Bojken, der noch nicht genügend erforscht ist. Gesammelt sind in diesem Bande, wie gesagt, Anekdoten. Der Begriff Anekdote ist gewiss ziemlich dehnbar, und faktisch lesen wir manches, was wir sonst als Novelle, Sage finden. Eingetheilt sind sie in einige Rubriken nach ihrem Inhalte: 1) Anekdoten über die verschiedenen Gesellschaftsschichten und Stände, als Bauern, Diener, Bettler, Handwerker u. s. f., 2) über verschiedene Volksstämme: Kleinrussen, Bojken, Huzulen, Polen u. s. w. bis Juden und Zigeuner, 3) histor. Anekdoten, Münchhausiaden, Lügenmärchen, Abderitengeschichten.

Bei zahlreichen Erzählungen ist in den Anmerkungen, zum Schluss noch in einem Nachtrag auf Varianten in der russischen, slavischen und fremden

Erzählungsliteratur verwiesen. Nachstehend erlauben auch wir uns, einigen Erzählungen etliche Anmerkungen anzufügen.

Nr. 13, 14. Der Mann fand einen Schatz und sein einfältiges Weib. Vgl. Archiv f. slav. Phil. XXI, 296.

Nr. 21. Der Sohn rächt sich an seinem Vater in dem Gemeinderath, weil er ihm eine Ohrfeige versetzte, er schlug seinen Nachbar, der weiter, so dass endlich sein Vater die Ohrfeige zurückbekam.

Nr. 24, 25 wird dieselbe Geschichte von einem Bauern erzählt, der zum Abgeordneten erwählt wurde und dann neben den Kaiser zu sitzen kam. Die Herren wollen ihn compromittiren, geben einer dem andern einen Schlag, bis die Reihe an den Bauer kommt, der gibt ihn aber mit einer witzigen Bemerkung zurück.

Nr. 29, 30. Der Ochs als Bürgermeister, Abgeordneter. Vgl. Archiv f. slav. Phil. XIX, 267. Zs. VVK. VII, 95.

Nr. 56, 57, 58. Der Soldat kehrt nach Hause zurück, hat seine Muttersprache vergessen und spricht nur deutsch. Wie die Nachbarsleute ihn wieder russisch lehrten. Vgl. Božena Němcová Nár. báchorky II, 336. Bronisch, Kaschub. Dialectstudien II, 71. Памятники древней письменности, 1878—79, S. 109.

Nr. 119. Der buhlende Pfaffe vom Ehemanne überrascht und geprügelt. Vgl. Archiv XIX, 263.

Nr. 121. Die Zertheilung der Gans. Vgl. Аѳанасьевъ Рус. нар. ск.³, II, Nr. 249 etc. Манжура Сказки 66 f. Gliński Bajarz pol. IV, 167 f. Сумцовъ Разыскан. въ обл. анекдот. 153 f. Clouston Popular Tales and Fictions II, 329. Zs. f. vgl. Lit.-Gesch. N.F. XI, 36 f. Памятники древней письменности 1878—1879, S. 108.

Nr. 124, 125. Der Schuldner stellt sich todt aus Furcht vor seinem Gläubiger, im Sarge in der Kirche, Diebe, die ihre Beute theilen wollen, aufgeschreckt. Aehnlich noch der Schluss von Nr. 653, S. 323 f. Vgl. Archiv XVII, 580 zu Ciszewski Nr. 178—180. Сборн. матер. Кавказ. XVIII, Abth. 3, S. 408 f.; XIX, Abth. 2, S. 75. Сборн. мин. българ. VIII, Abth. 3, S. 203. Mark Lidzbarski Gesch. neuaram. Hss. 176. Lal Behari Day Folk Tales of Bengal 169.

Nr. 127. Der Bauer gibt dem Teufel das ausgeborgte Geld zurück, wenn er erkennt, worauf er reitet. Vgl. Житє і Слово 1895, H. 2, S. 229. Етнограф. Збірник I, Abh. 3, S. 26. Federowski Lud białoruski I, S. 32, Nr. 100 u. a.

Nr. 128. Ein Bauer sagt dem Kaiser, wie er seine Einkünfte vertheilt, einen Theil gibt er zurück, einen andern borgt er, den dritten wirft er zum Fenster hinaus. Der Kaiser legt das Räthsel seinem Hofe vor. Vgl. Zs. VVK. VI, 161. Аѳанасьевъ Рус. нар. ск.³ II, Nr. 185ᵇ. Menšík Morav. poh. a pov. S. 77. Revue des trad. popul. XII, S. 194. Revue des langues rom. IV sér., I t., S. 565. — Zum Schluss noch angefügt die Anekdote, die oben Nr. 24, 25 selbständig erzählt wurde.

Nr. 135, 136. Das dumme Weib liess sich aus der Kirche »in den Himmel hinaufziehen« (von Dieben). Vgl. Archiv XVII, 579 zu Ciszewski Nr. 163. Polaczek Wieś Rudawa S. 221.

Nr. 202. Das dumme Weib geht auf den Markt, soll für die Kuh einen Fünfziger nehmen und für die Henne 50 Kreuzer. Wahrscheinlich verdorben, gewöhnlich soll nicht die Kuh ohne die Henne verkauft werden. Vgl. z. B. Asbjörnsen & Moe Norweg. VM. I, S. 70, Nr. 10. Das Weib vom Juden bethört, betrunken, mit Theer beschmiert und mit Federn beschüttet. Vgl. Archiv XXI, 283.

Nr. 203. Dasselbe Wortspiel zwischen вуска — гуска, das wir auch in slovakischen Märchen finden.

Nr. 206. Der Teufel vom Weibe betrogen, Mohn und Mohrrübe gesäet. Vgl. Archiv XXI, 276, Nr. 73. Federowski Lud białoruski I, Nr. 558. Malinowski Powieści ludu pol. na Śląsku I, 45 u. a.

Nr. 207. Bruder und Schwester vor Gericht. Das Recht wird dem zugesprochen, der ein gewisses Räthsel löst. Vgl. Archiv V, 56. Романовъ Бѣлорус. Сб. III, 390 f., 392 f. Худяковъ Великорус. ск. I, Nr. 6. Zbiór wiadom. antropol. IX, Abth. 3, S. 137 f., Nr. 26.

Nr. 208 erinnert an das im Westen stark verbreitete Märchen von dem Mädchen, welches die Mutter schlug, weil sie ihr das Essen verzehrte, einem Herrn gegenüber aber sagte, sie hätte sie geschlagen, weil sie zu fleissig spinne. Vgl. L. Gonzenbach Sicil. M. II, Nr. 84. Isaia Visentini Fiabe mantovane Nr. 22. Jos. Jacobs English Fairy Tales 1898, Nr. 1.

Nr. 218. Den Schatz dürfen nur die Hände heben, die ihn vergruben. Ein Soldat nahm den Leichnam selbst unter den Arm und mit dessen Händen grub er den Schatz aus. Vgl. Archiv XXI, 279. Mater. antrop.-archeol. i etnograf. II, Abth. 2, S. 92. Federowski Lud białoruski I, Nr. 134, 153.

Nr. 219. Gehört zur Erzählung, wie ein Herr wettet, dass sein Diener nie lügt, sondern immer die Wahrheit spricht. Vgl. Archiv XXI, 267, Nr. 120.

Nr. 242. Ein Dieb beichtet dem Geistlichen, den er bestohlen hatte. Ausführlicher unten noch Nr. 425, 580. Vgl. Етнограф. Збірн. I, Abth. 3, S. 27. Добровольскій Смол. Сб. I, 700 f. Бос. Вила II, 332.

Nr. 244. Aehnlich wie Archiv XXI, 301, Nr. 29. Der Leichnam kehrt zurück, bis der Reiche ihn auszahlt.

Nr. 264. »Der Bauer und der Student«. Die Erklärung von Katze, Feuer, Berg (statt Mauer) ist etwas anders als gewöhnlich. Vgl. Archiv XXI, S. 284, Nr. 191, 192. Сборн. за нар. умотвор. IV, Abth. 3, S. 143 f. und meinen Aufsatz in dem Юбилейный Сборникъ въ честь Вс. Ѳ. Миллера S. 163 ff. — Nr. 266 endet, womit die russischen Erzählungen diese Anekdote gewöhnlich beginnen.

Nr. 282. Der Geistliche als Teufel verkleidet entlockt dem Bauer seinen Schatz. Vgl. Archiv XVII, 581, Nr. 240. Zbiór. wiad. do antropol. kraj. IX, Abth. 3, S. 151 f. Аѳанасьевъ Рус. нар. ск.[3] II, Nr. 144. Сумцовъ Соврем. малорус. этногр. II, 84. Сборн. за нар. умотвор. VII, Abth. 3, S. 178. Václavek Valašské pohádky 1898, S. 8 f.

Nr. 287, 288. Die dem Geistlichen auferlegten Räthsel löst der Müller. Vgl. R. Köhler Klein. Schr. I, 82. Clouston Popular Tales and Fictions II, 112 f. Świętek Lud nadrabski 431 f., Nr. 53. Ramułt Słownik jęz. kaszub. 295 f. Добровольскій Смол. Сб. I, 386 f. A. G. Nar. pripov. v Soških planinah

I, S. 53 f., Nr. 8. Караџић I, 148 f. — Aehnlich Nr. 289, wo der Schweinehirt die seinen Herden vom Kaiser auferlegten Räthsel löst.

Nr. 290. Dr. Allwissend. Vgl. Archiv XXI, 295. Malinowski Powieści ludu polskiego na Śląsku S. 11 f.

Nr. 293. Der Pfarrer beerdigte einen Hund, der Bischof weihte einen Widder zum Priester. Vgl. Mater. antropol.-archeol. i etnograf. II, Abth. 2, S. 117 f., Nr. 88.

Nr. 295. Der Geistliche von einem Engel in den Himmel gebracht, d. h. in einem Sack zum Festmahl des Herrn gebracht. Vgl. Archiv XIX, 256, 263. Mater. antropol.-archeol. i etnograf. III, Abth. 2, S. 135. Świętek Lud nadrabski 418. Clouston Pop. Tales and Fictions II, 490 f. Fr. H. Groome Gypsy Folk Tales S. 46 f., Nr. 12. Mark Lidzbarski Gesch. neuaram. Hss. S. 246 f.

Nr. 328. Der Bauer vom Herrn bethört, sein Ochs sei eine Ziege; er rächt sich an ihm grausam, prügelt ihn durch, wie Gliński IV, 190, 194 u. a. Vgl. Archiv XIX, 263.

Nr. 330, 331, 332. Die Schläge verkauft der Bauer dem Juden. Vgl. Archiv XIX, S. 256, Nr. 93, 94. Mater. antropol.-archeol. i etnograf. III, Abth. 2, S. 152 f. Malinowski Powieści ludu pol. na Śląsku 20 f. Teirlinck Cont. flam. 118 f. Haas Rügen. S. M. 223.

Nr. 338. »Der Herr sucht das Unglück auf«. Vgl. Archiv XVII, 579, Nr. 154. Slovenské Pohl'ady 1896, H. 4, S. 217.

Nr. 345. Der Diener verstand die Sprache der Thiere und Pflanzen, als er die für den Herrn zubereitete Schlange verkostete; verlor dann diese Gabe, nachdem der Herr ihm in den Mund spuckte. Vgl. Archiv XXI, S. 278, Nr. 90.

Nr. 348. Die Prinzessin bekommt zur Frau, wer sie zum Lachen bringt. Vgl. oben S. 301, Nr. 1.

Nr. 350. Das weise Mädchen. Vgl. oben S. 301, Nr. 3.

Nr. 351. Ein Mann bethört von seiner Frau um sein unerschöpfliches Geldsäckchen; rächt sich an ihr mit den Aepfeln, deren Genuss Hörner hervorbringt.

Nr. 352, 353. Ein Herr ass einmal bei einem Juden ein Ei, und nach vielen Jahren rechnete ihm der Jude eine ungeheure Schuld auf. Vgl. Archiv XXI, 296.

Nr. 354, 355. Das hochmüthige Mädchen und dessen Verehrer. Vgl. Archiv XIX, 242, Nr. 9. Český Lid VI, S. 1 f. Sborník mus. spol. slov. I, 159 f. Zs. VVK. VII, 331. Clouston Pop. Tales and Fictions II, 315 f.

Nr. 383. Die bekannte Erzählung von der Messung der Fläche mittelst einer Kuhhaut ist verbunden mit der Geschichte von der Vertreibung der Jesuiten; diese baten sich nur soviel Platz für eine Kirche aus, als man mit einer Ochsenhaut umfassen kann.

Nr. 406. Der Todte zum Nachtmahl geladen. Vgl. oben S. 302 zu Етнорр. Збір. V, 183 f. Am Urquell I, 72.

Nr. 408. Der Bauer erblickt einen Hasen und rechnet schon im Geiste zusammen, was er alles durch den Verkauf seines Felles erwerben kann. Gleich Аѳанасьевъ Рус. нар. ск.[3] II, 433 f., Nr. 249 iii. Archiv XIX, 259; XXI, 270. Clouston Popular Tales and Fictions II, 432 f.

Nr. 410. Die Katze verkauft in einem Dorfe, wo viele Mäuse waren und niemand die Katze kannte. Vgl. Archiv XIX, 253. Świętek Lud nadrabski 406 f. Mater. antropol.-archeol. i etnogr. II, Abth. 2, S. 97 f. Zbiór. wiadom. do antropol. IX, Abth. 3, S. 144. Český Lid V, 459. Сборн. матер. Кавказ. XVIII, Abth. 3, S. 162; XIX, Abth. 2, S. 170 f. Сборникъ за нар. умотвор. XIV, Abth. 3, S. 116. Valentin Schumann's Nachtbüchlein ed. J. Bolte 383. R. Köhler Klein. Schr. I, 71. Clouston op. c. II, 65 f.

Nr. 455. Die Kirche wird von einem Orte an einen andern verschoben. Vgl. Сумцовъ Разыск. въ обл. анекдот. 9, 10. Zbiór wiadom. antropol. XVII, Abth. 2, S. 304. Luc. Malinowski Zarysy życia lud. na Śląsku 20.

Nr. 517. Shylock. Vgl. Kolberg Lud XIV, S. 356 f., Nr. 105. Mijat Stojanović Pučke pripov. S. 176 f., Nr. 37.

Nr. 525, 526. Der Dumme will ein Pferde-Ei ausbrüten. Vgl. oben S. 301, Nr. 4.

Nr. 529, Var. 1—5. Der Jude zieht in den Krieg, verkriecht sich aus Furcht in einen Sack, der Sack Weizen wird »gemessen«. Vgl. Archiv XIX, 268. Der Bauer im Sacke beim Wasser, will nicht Rabbiner werden. Der Gott der Juden und der Gott der Christen raufen sich Nachts in der Synagoge. Vgl. Житє і Слово 1895, Bd. V, S. 180 f. Lud III, 146 f.

S. 238 f., Nr. 6. Aehnlich wie Archiv XXI, 281, Nr. 165. Ein blühendes Haidenfeld für Wasser gehalten, wie sonst Flachs. Vgl. Сумцовъ Разысканія въ обл. анекдот. 18 f. Сборникъ за нар. умотвор. XIV, Abth. 3, S. 116.

S. 239 f., Nr. 7. Den Juden verkauft ein selbstkochender Topf. Vgl. unten S. 248, Nr. 542. Kolberg Lud III, 190. Асбьерносонъ Норвежкія ск. 143 f.; — ein Gold machendes Pferd, ein Pferde-Ei, wie oben Nr. 525, 526 — im Sack schreit der Bauer, er wolle nicht König werden; weiter der Jude im Sack, der Strich Korn wird gemessen u. s. w.

Nr. 587, 588. Die Erzählung, wie die polnischen Herren einen König unter sich wählten, erinnert stark an die Sage von Přemysl. Der engere Ausschuss der Herren setzte sich um einen eisernen Tisch, und wartete, vor welchem der Morgenstern aufleuchtet. Aber niemanden beglückte er. Es hörte hiervon der Bauer Sopko (Danilejko), kehrte seinen Pflug um, so dass er auch einen eisernen Tisch hatte, und der Morgenstern erschien ihm.

Nr. 596. Baron Hirsch starb nach dem Kardinal Dunajewski, klopft am Himmelsthor, will eingelassen werden, dass er dem Kardinal etwas bringt. Petrus bemerkt erst später, dass das ein Jude ist und also nicht in den Himmel gehört, und weiss nicht wie ihn aus dem Himmel hinauszubekommen. Da donnert es, und Petrus erklärt dem Hirsch, dass eine Licitation sei. Hirsch bittet hinausgelassen zu werden. Dasselbe auch sonst vom Juden, Revue des trad. popul. VII, S. 486.

Nr. 650. Der Dieb in ein Fass gesteckt, es kommt ein Wolf, er fängt ihn beim Schweif etc. Archiv XXI, 284. Јован Б. Војиновић Срп. нар. припов. 27 f. Летопис мат. српске Bd. 149, S. 144. Босан. Вила VIII, 151. Teirlinck Cont. flamands 88, 103.

Nr. 656. Von einer Altweibermühle in Amerika!

Nr. 664. Feuer bekommt derjenige, der ein Lügenmärchen erzählt. Vgl. Етногр. Збірн. IV, S. 157 f., Nr. 37.

Nr. 675. Dumme Eltern, der Schwiegersohn geht in die Welt, noch dümmere Leute suchen. Vgl. Archiv XXI, 295.

Nr. 676. Der Dumme wechselt Ochsen für eine Kuh, die Kuh für einen Wagen, den Wagen für eine Ziege u. s. f., so dass er mit leeren Händen zurückkommt, gewinnt aber die Wette, dass er dennoch von seinem Weibe freundlich aufgenommen wird. Vgl. Archiv XIX, 268. Jones & Kropf Magyar Folk Tales 81 f. Jacobs English Folk Tales 28 f. u. a.

Nr. 677, 678. Abderitenstückchen. 1) Leiter quer in den Wald getragen. Gleich Luc. Malinowski Zarysy życia ludu na Szląsku 20. Die Leute kriechen einer dem andern auf die Schultern, bis sie das Vogelnest erreichen etc. Aehlich auch oben S. 239, 244. Vgl. Archiv XXI, 281, Nr. 165. Slovenské Pohl'ady 1896, 260. Reiser Sagen, Gebräuche, Abergl. Allgäu I, 519. Sebillot Litter. orale de l'Auvergne 90. — 2) Die Leute bauten eine Kirche, vergassen Thür und Fenster zu machen, vgl. Federowski Lud białoruski I, S. 11, Nr. 23. Reiser op. c. I, 492 f. Durch das Loch, welches endlich als Thür gelten soll, ziehen sie den dicken Diakon, reissen ihm den Kopf ab; hatte einen oder nicht? Vgl. Archiv XIX, 268. Frey Gartengesellschaft hsg. v. Joh. Bolte S. 220.

Nr. 680. Der Dumme um Oel geschickt, schmiert damit den schlechten Weg aus. Vgl. Archiv XXI, 269, Nr. 172. Materiały antrop.-archeol. i etnograf. II, Abth. 2, S. 108, Nr. 82. Reiser S. Gebr. Abgl. Allgäu I, 499. Rev. Trad. pop. XI, 460. — Steckt die Nadel in das Heu statt hinter seinen Hut. Vgl. Revue des langues rom. IV. sér., t. I, S. 578. Teirlinck Cont. flam. 60. Sebillot Litter. or. de l'Auvergne 83. — Macht alles verkehrt. Vgl. Zbiór wiad. antropol. IX, Abth. 3, S. 155. Mater. antropol.-archeol. II, Abth. 2, S. 108. Václavek Valašské poh. 1898, S. 21. Frey's Gartengesellschaft ed. Bolte S. 212. Teirlinck 60. Jacobs English Fairy Tales 152. Sebillot Auvergne 83 u. a. — Geprügelt für verkehrte Grüsse. Vgl. oben S. 304 zu Етногр. Збірник V, 224 f. — Aehnlich Nr. 681.

Nr. 682, 683. Der Dumme füllt die Löcher am Wege mit Kuchen aus; badet seine Mutter im siedenden Wasser. Vgl. Ciszewski Krakowiacy I, Nr. 143, 144. Сборникъ мин. III, Abth. 3, S. 239. Revue des trad. pop. I, 232; XI, 505. Zs. f. vgl. Litgesch. N.F. X, 65 f. — Die Brüder fliehen, der Dumme nimmt die Thür mit, um auf etwas schlafen zu können, kriechen auf einen Baum, schrecken die unter demselben lagernden Räuber auf. — Der Dumme schneidet dem zurückgekehrten Räuber die Zunge ab. Vgl. R. Köhler Klein. Schr. I, 72. Шейнъ Матеріалы сѣверо-зап. края Nr. 29. Jurkschat Litau. M. Nr. 3, S. 18. Трейландъ Латышскія ск. 69 f. Fr. H. Groome Gypsy Folk Tales 266, 267. Pineau Cont. pop. du Poitou 262.

Nr. 690. Der Dumme glaubt zu kalben. Vgl. Archiv XIX, 257, Nr. 113. Malinowski Powieści ludu pol. na Śląsku 59. Świętek Lud nadrabski 446. Житє і Слово 1895, VI, S. 359.

Nr. 691. Geld bringt immer Unglück, Tod. Vgl. Kolberg Lud III, 150. Dowojna Sylwestrowicz Pod. żmujdz. I, 52. Český Lid V, 367. Clouston Popular Tales and Fictions II, 379 f.

Nr. 692. Der Dumme flicht Seile um Teufel zu fangen, der Teufel trägt ihm seinen durchlöcherten Hut voll Gold. Vgl. Archiv XXI, 276, Nr. 71. Świętek Lud nadrabski 462. Verkauft seinen Stier einer Linde, vgl. Archiv XXI, 269. Mater. antropol.-archeol. II, Abth. 2, S. 107 f. Коста Ристић и Васа Лончарски Срп. нар. припов. 46 f. — Weiter dieselben Motive wie in Nr. 682, 683 von den aufgeschreckten Räubern und wie einem die Zunge abgeschnitten wurde.

Nr. 693. Derselbe Anfang wie in Nr. 692, weiter Wettkampf mit dem Teufel ähnlich wie Гринченко I, Nr. 71. Аѳанасьевъ Рус. нар. ск.[3] I, Nr. 88, 89.

Nr. 694. Auf eine eigene Weise sind hier vermischt die Motive zweier weitverbreiteter Märchenstoffe, und zwar von Fanch Sconarnec R. Köhler Klein. Schr. I, 149 mit dem Meisterdieb. Zum Schluss noch Wettstreit zwischen dem Diener und dem Teufel, um die Frau seines Herrn aus der Gewalt des Teufels zu befreien.

Nr. 695. Wer sich zuerst ärgert, dem werden die Riemen aus dem Rücken geschunden. Vgl. Archiv XXI, 295.

Nr. 696, 697. Der Mann geht in die Welt noch dümmere Leute suchen, als sein eigenes Weib ist. Vgl. oben Nr. 675. In Nr. 697 spielt er den Mann, der aus der anderen Welt kommt und dem Weibe schlechte Nachrichten von ihrem ersten Manne bringt. Vgl. Archiv XXI, 295, Nr. 2. Розвідки Мих. Драгоманова I, S. 241 f. Frey's Gartengesellschaft ed. Bolte 236 f. Zs. VVk. VII, 308. Revue d. trad. pop. XI, 299; XIII, 634. — Dieses Motiv wird noch selbständig in Nr. 698 erzählt, in Nr. 699 bringt er Nachricht von den beiden verstorbenen Söhnen, der eine von ihnen hätte im Kartenspiel mit Gott seine Hosen verloren.

Nr. 700. Das buhlerische Weib vom Knechte beobachtet und überrascht. Vgl. Frey's Gartengesellschaft ed. Bolte 277. Clouston Popular Tales and Fictions II, 237 f. Сборн. матер. Кавказ. XXIII, Abth. 3, S. 18 f.

G. Polívka.

Наукове товариство ім. Шевченка у Львові. Материяли до українсько-руськоі етнольогіі. Виданне етнографичноі комісиі за редакциєю Хв. Вовка Т. I. 1899. (Auch mit französ. Titel.) S. XIX + 228 + 22 + 11.

Neben dem Етнограф. Збірник schritt die gelehrte Ševčenko-Gesellschaft in Lemberg noch zu einer der Erforschung der kleinrussischen Ethnographie gewidmeten Publication. Deren Redaction wurde dem bekannten Ethnologen Th. Volkov (kleinrussisch Chv. Vovk) anvertraut. In dem Vorworte des Redacteurs wird das Verhältniss beider Publicationen genau präcisirt und die Wichtigkeit der neuen »Materialien zur ukrajinisch-russischen Ethnologie« betont. Der Етнограф. Збірник ist dem Folklore speciell gewidmet. Das neue Organ hat die Ethnologie, die historische Ethnographie zu pflegen und nimmt auch die Archäologie auf, insofern sie für die historische Ethnographie wichtig ist. Die »Materialien« sollen nicht nur ein Sammelkasten aller das Volksleben

der Kleinrussen betreffenden Nachrichten sein, sondern auch das gesammelte Material wissenschaftlich durcharbeiten. Der Red. betont, wie wenig bisher das wirkliche, reale Leben der Kleinrussen erforscht ist, und eine wie wenig geeignete Quelle für die Kenntniss der Volksanschauungen die traditionale Volksliteratur ist.

Er hebt auch ganz richtig hervor, wie wenig noch die ethnographischen. ethnologischen und anthropologischen Studien der slavischen Völker überhaupt vorgeschritten sind, so dass wir heute noch nicht im Stande sind, allgemeinere Schlüsse über den ethnischen Charakter der Slaven zu machen.

Der vorliegende I. Bd. bringt treu dem Programme nach eine Abhandlung über die neuesten prähistorischen Funde in Kiew, Aufsätze über die Fischerei, Töpferei, Kürschnerei in verschiedenen von Kleinrussen bewohnten Ländern, dann über die Küche, Hochzeitsgebräuche, Hochzeitslieder, endlich eine ausführliche Studie über die Ornamentik der Ostereier von M. Korduba, welcher 13 Tafeln, enthaltend sehr hübsche chromolithographische Abbildungen von 154 Ostereiern beigelegt sind. —

Damit auch weitere Kreise theilweise wenigstens diese Publication benützen könnten, sind den einzelnen Aufsätzen »sommaires« in französischer Sprache beigefügt. *G. P.*

Розвідки Михайла Драгоманова про українську народно словесність письменство. Т. І. У Львові 1899. (Збірник фильольоґічної секциї наукового товар. ім. Шевченка т. II.) S. 4 + 260.

Die von der gelehrten Ševčenko-Gesellschaft unternommene Gesammtausgabe der Abhandlungen Mich. Dragomanov's über die kleinrussische Volksliteratur wird jeder Freund der wissenschaftlichen Durchforschung der slavischen traditionalen Literatur aufrichtig begrüssen. In dem vorliegenden I. Bd. sind abgedruckt Dragomanov's Aufsätze und Abhandlungen, die vom Anfang der 70er Jahre bis 1886 in verschiedenen russischen Zeitschriften, besonders im Вѣстникъ Европы und in der Кіевская Старина unter verschiedenen Pseudonymen gedruckt wurden; von dem Aufsatz »Die Ukrajina in ihrer Literatur« 1870, einem in grossen Zügen geschilderten Bilde der literarischen Thätigkeit im südwestlichen Russland von der ältesten Zeit an, verbunden mit einer Charakteristik der kleinruss. historischen Lieder bis zu der letzten polnischen Revolution — bis zu der Studie über »die türkischen Anekdoten in der kleinruss. Volksliteratur« 1886. — Die Aufsätze Dragomanov's werden in dieser Gesammtausgabe in kleinruss. Uebersetzung abgedruckt, womit wir uns schwer befreunden können. NB. bleiben Citate aus grossruss. Liedern, Märchen etc. unübersetzt. Wir hätten vielmehr im Interesse der Wissenschaft gewünscht, dass die Studien dieses ausgezeichneten Erforschers der slavischen traditionalen Literatur in einer Weltsprache den weitesten Kreisen zugänglich gemacht worden wären. Wir wollen hoffen, dass auch die Studien Dragomanov's, die im bulgar. Сборникъ мин. veröffendlicht wurden, in diese Gesammtausgabe aufgenommen werden. *G. P-a.*

Bajka o Midasowych uszach. Studyum z literatury ludowej. Napisał Dr. Stanisław Ciszewski. W Krakowie 1899 (Abdr. aus dem XXVIII. Bd. der Rozprawy wydz. filolog. Akad. Umiej.). S. 26.

Der Verfasser vergleicht eingehends die verschiedenen südslavischen Versionen der Sagen von den Ohren des Königs Midas (Trojan u. a.), die verwandten kleinrussischen Versionen und die orientalischen. Entgangen ist ihm sehr wenig, bloss die dalmatinische, die in der Zs. f. österr. Vk. I, 341 mitgetheilt wurde, die nordwestbulgarische aus Vidin bei Šapkarev Сборн. отъ бѫлгар. нар. умотвор. IX, S. 410, und die tibetanische Живая Старина 1891, H. 3, S. 258. H. Ciszewski theilt alle Versionen in zwei Gruppen, die erste »klassische« gleicht mehr oder weniger derjenigen, die Ovidsus bearbeitete, die zweite unterscheidet sich durch ein neues, und wie der Verfasser nachzuweisen sucht, nothwendiges Motiv von der Milchverwandtschaft: in diesem nämlich gibt der Junge dem König, ehe er ihn zu rasieren beginnt, einen eigenen Kuchen zu essen, den seine Mutter mit ihrer eigenen Milch anmachte; der König kann nun nicht mehr den Knaben als seinen Milchbruder hinrichten lassen. Der Verfasser ist daher geneigt, dieser zweiten Version ein höheres Alter zuzuschreiben, sie für ursprünglicher zu halten, als die erste, klassische. Wir finden aber dieses Motiv auch sonst in anderen Märchen, und ebenso eng verbunden mit deren ganzen Geschichte wie in den Erzählungen von dem Barbier des Königs Midas. Es führt sie ganz kurz an Iv. Ždanov in seinem Buche Русскій былевой эпосъ S. 449 Anm., daselbst weist er insbesondere auf ein serbisches Märchen bei Nikolić (I, Nr. 5, 2. Aufl., Nr. 14) hin. Dieses Motiv war ziemlich verbreitet und konnte ebenfalls später mit der alten klassischen Sage verbunden werden. Ob eine nähere Verwandtschaft der Versionen dieser zweiten Gruppe, die ziemlich stark in den Gegenden an der Küste des Adriatischen Meeres erzählt werden, dann in der Ukrajina und dann im Orient verbreitet ist, anzunehmen sei, entscheidet nicht der Verfasser. Dragomanov (= Kuzmičevskij) nahm an, dass die kleinrussische Erzählung aus Asien kam, Chalanskij setzt einen Einfluss der kaukasischen Traditionen voraus (Kievская Старина XIX, S. 252 f.). H. Ciszewski will aber überhaupt nicht auf die Frage von dem Ursprunge dieser Sage eingehen, er hält alle dergleichen Untersuchungen für eitel. Er meint, die ethnologische Methode hätte der Migrationstheorie einen solchen Stoss versetzt, dass wenn nicht irgend ein glücklicher Zufall uns gewichtige historische Gründe bringt, die die Entnehmung bestätigen, wir einen weit geringeren Fehler begehen gegenüber der wissenschaftlichen Kritik, wenn wir unabhängiges Entstehen einzelner Motive und ganzer Märchen zugestehen, als wenn wir den Quellen ihrer Entstehung nachspüren. Nach unserer Ueberzeugung ist dieser Standpunkt wenig begründet. Der Zusammenhang, die Verwandtschaft und also Entlehnung, ich will nicht sagen einzelner Motive, sondern ganzer Märchen ist unleugbar, die zufällige Entstehung einer bestimmten, in eine ganze Erzählung zusammengeketteten Reihe von Motiven, d. i. von ganzen Märchen, selbstständig an verschiedenen Orten undenkbar. Wir verstehen auch nicht

diese Resignation des H. Dr. St. Ciszewski, nachdem auch solche von ihm anerkannte Capacitäten wie J. Bédier und Andrew Lang sich entschieden gegen die »Theorie des Zufalls« ausgesprochen haben. *G. P.*

Српске народне приповетке. Скупио Атанасије Николић. На свет издали његови унуци. Веоград. Издање Савића и компаније 1899. S. 240.

Es ist dies eine neue Ausgabe der serbischen Märchen, die Atan. Nikolić 1842—43 in zwei Bändchen herausgab. Sie unterscheidet sich von der ersten Ausgabe in mancher Hinsicht und nicht immer zu ihrem Vortheile. Leider verschweigen die Herausgeber das Verhältniss der neuen Ausgabe zur ersten, sie erwähnen in der kurzen »Vorrede« bloss, dass sie diese Märchen in der Nachlassenschaft ihres Grossvaters fanden, aber nicht éin Wort, dass sie bereits im Drucke erschienen. Die Anordnung ist vollkommen neu, es folgen nach einander II. Bd. Nr. 3, 2, 4, 5, 6, 7, 8, 9; I. Bd. Nr. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15; II. Bd. Nr. 1. Eingeschoben ist unter Nr. 9 ein neues Märchen, das sich in der ersten Ausgabe nicht vorfindet: es erzählt von der Prinzessin, die ihr eigener Vater heirathen wollte, weil nur sie wie ihre Mutter einen Stern auf ihrer Stirn hatte; wie dann das Mädchen entfloh, in einer Truhe sich einschloss und darin sich in den Fluss werfen liess etc., gleich wie Шапкаревъ Сборникъ IX, Nr. 167. Сборн. мин. българ. XIII, Abth. 3, S. 217 f. u. a. Die sprachliche und stilistische Seite der Märchen ist in der neuen Ausgabe ziemlich geändert worden. Vuk Karadžić rügte seiner Zeit stark, dass in der Sammlung des Nikolić nicht die reine Volkssprache, noch weniger die wahre Sprache der Volkserzählung bewahrt ist, dass sie sogar voll ist von grammat. Fehlern. In dieser Hinsicht bedurfte also diese Sammlung gewiss eine starke bessernde Hand. Aber daneben finden wir nicht selten, dass die manchmal phonetische Schreibweise des Nikolić verbessert wurde: gen. pl. фатій in хвати, сирома in сиромах, ртова in хртова, ранио in хранио u. a. Auch in lexicalischer Hinsicht wurde nicht wenig geändert, auch wo in der ersten Ausgabe nicht gegen die Volkssprache gesündigt wurde: имали једног сина in имали једно дете, новце in благо etc., sogar гуя царь in змијски цар (Nr. 14 = I. Bd. Nr. 5). Auch ganze Sätze sind stark umgearbeitet worden, bisweilen ganz gestrichen, z. B. am Schlusse von Nr. 18 = I. Bd. Nr. 9: »Анатема га било. Далеко му лепа куһа« u. a. m. Leider wurde in der »Vorrede« nicht erwähnt, ob etwa die Märchen bereits in dieser Umarbeitung in der Nachlassenschaft des Nikolić vorgefunden wurden. Sehr ist zu bedauern, dass in der neuen Ausgabe gestrichen wurden die Namen der Personen, von welchen Nikolić die Märchen hörte. Da die erste Ausgabe heute eine bibliographische Seltenheit ist — die Nationalbibliothek in Belgrad selbst besitzt nur ein sehr defektes Exemplar —, so wird die neue Ausgabe allen Freunden der slavischen Volkstraditionen willkommen sein. *G. P.*

Rozbor podřečí hornoostravského ve Slezsku. Napsal Jan Loriš (Rozpravy České Akademie Třida III, ročník VII, č. 1). V Praze 1899. S. 89.

Eine eingehende Beschreibung des Dialektes der »Valachen« im oberen Flussgebiete der Ostravica und Morávka von der schlesisch-ungarischen Grenze nördlich über Friedek hinauf bis zu den Ortschaften Leskowitz und Brusowitz. Der čechoslavische Dialekt reicht nach der Angabe des Verfassers weiter nach Osten bis Lomna und Jablunkau, aber die Sprachprobe, welche der Verfasser aus Dobratitz an der gewöhnlich angenommenen čechoslavisch-polnischen Sprachgrenze anführt, ist eigentlich polnisch, neben zahlreichen freilich čechoslavischen Elementen.

Das Verhältniss dieses Dialektes zur čechoslavischen Gruppe einerseits und zu der polnischen andererseits ist meiner Ueberzeugung nach nicht richtig geschildert. An einem andern Orte (Rozpravy filolog. věnované Janu Gebauerovi 50 f.) hat der Ref. bereits auf Grund der Angaben Bartoš' dargestellt, dass wir in dem sogenannten lachischen Dialekte, d. h. in dessen östlichsten Dialekten, eigentlich čechopolnische Mischdialekte zu erblicken haben, und dass die polnischen Elemente nach und nach schwinden, am stärksten sich äussern auf mährischem Boden westlich von der Ostravica bis Metillowitz, Palkowitz, Chlebowitz, Staritsch, Paskau, weiter westlich schon schwächer auftreten bis Czeladna, Koslowitz, Richaltitz, Fritschowitz, fast gänzlich schon verschwinden in der Umgebung von Frankstadt und Freiberg, eingeschränkt auf den polnischen Accent auf der vorletzten Silbe und allgemeinen Verlust der Quantität.

Dieser vom Verfasser geschilderte Dialekt im südwestlichen Winkel des Herzogthums Teschen hat einige Lauterscheinungen mit dem Poln. gemein, insbesondere den Uebergang des einst langen *á*, *é*, *ó*, sowie der Laute *a*, *e*, *o* in geschlossenen Silben in *o*, *i*, *u*, und des Lautes *a* vor *m*, *n* in *u*, des Lautes *e* vor *m*, *n* in *i*, *y* auch in offenen, nicht geschlossenen Silben. Nun geht in diesem Dialekte auch 'a aus ѧ in *o* über, *e* aus ѣ und ѧ in *i*, es ändert sich *a* in *o* in der Form *tort*, *tolt* : *mroz*, *hlod* aber in offener Silbe *mrazu*, *hladu*, ganz gleich wie *hod-hadu* u. ä. Daraus kann nur geschlossen werden, dass das polnische Lautgesetz von dem Uebergang der Laute *a*, *e*, *o* in geschlossener und einst langer Silbe diese čechoslavischen Grenzdialekte durchdrang, so dass neue Formen gebildet wurden, die dem Poln. wie dem Čechoslavischen ganz fremd sind: *vźoł*, *ćoł* neben *vźała*, *ćała*, *obid-oběda*, *suśid-suśeda*, *chćił-chćeła*, *pohlid-pohledu* u. s. w. Der polnische und überhaupt nordwest- und nordostslavische Uebergang von '*e* in '*o* drang nicht durch, wir haben also die dem Poln. und Čechoslav. fremden Formen: *ńis*, *ćik*, *lid* (ledu) u. s. f. Eigenthümlich sind diesem Dialekte die Formen *błana*, *błato*, *dłato*, *kłada*, *słama*, *vłaha*, *vłasek*, *brana*, *draha*, *hrach*, *krava*, *vrana* mit kurzem, offenen *a* gegenüber langem *á* im Čechoslav., und besonders auffallend, da nach den Angaben Bartoš' in den oben an erster Stelle erwähnten mährischen Ortschaften nächst der Ostravica: *brona*, *brozda*, *krova*, *słoma* u. a. gesprochen wird neben kurzem *vrana*, *hrach*. Es ist hier also theils Verkürzung des *á*,

theils Wandel des *á* in kurzes *o* eingetreten in verschiedenem Masse. Aehnlich ist auch in den Präpos. *za*, *na* manchmal Verkürzung des *á* in offenes *a*, manchmal Wandel in *o* eingetreten: *nakoz*, *napad* u. a. neben *nobožinstvi*, *zakaz*, *zapach*, *zusłuha* u. a. neben *zokun*, *zorobek* u. a., ähnlich in den mährischen Ortschaften westlich von der Ostravica, wobei Bartoš einen eigenthümlichen, sonst unbekannten Unterschied angibt (Dialektologie I, 101).

Verschiedene sich gegenseitig kreuzende Lauterscheinungen finden sich auch sonst: neben *z* findet sich *dz*: *meza* neben *přadza*, *cuzy* und *cudzy* neben einander. Neben *ć*, *dź* aus *ť*, *ď* finden sich Wörter mit unerweichten *t*, *d*: neben *ćela*, *ćepło*, *ńeśeće* sagt man *kostel*, neben *dźedźina*, *dźaćel* sagt man *lude*, *deset*, *devět*; eigenthümlicher Weise lauten *n*, *d*, *t*, *s*, *z* vor der Endung des Voc. sg. *-e* hart: *pane*, *kate* u. s. w. Ebenso lauten *s*, *z* vor *e* manchmal weich, manchmal hart: *sestra*, *sekira*, *sedm* u. a. neben *śemyno*, *śekać*, *beśeda* u. a. *veźeće* neben *zelina*, *jezero*. Warum die Erweichung in *ćma*, *svaćba*, *hudźba* u. a. eingetreten, in *dňa* u. ä. unterblieben ist, weiss der Verfasser nicht zu erklären; der geistreiche Aufsatz von Olaf Broch in den Prof. Korsch gewidmeten *Χαριστήρια* S. 275 f. ist ihm unbekannt geblieben. Manches Wort ist wahrscheinlich in neuerer Zeit durch Einfluss der böhm. Schriftsprache eingedrungen, so wahrscheinlich *nodynik* (nádeník) neben *dźilńik* (Arbeiter).

Andere Eigenthümlichkeiten finden wir ebenfalls in polnischen Dialekten, so *zdřadlo*: tesch. *zdřadło*, opol. *zdřáudůo*, *zdřoć*, so auch die Infin. *nuńść*, *zuńść*, die Formen 1. sg. *joh he*, 1. pl. *zme su* wie schon im Poln. vom XVI. Jahrh. an: *jako smy są*, 2. pl. *śće su* wie im Poln. vom XVI. Jahrh. an *ktorzy śće są*, und jetzt im Teschen. Dial. *vyśće sóm* u. a. An der äussersten Sprachgrenze drangen im acc. und instr. sg. der *ā*-Stämme die Nasale, beziehungsweise deren Reste durch: acc. *chałupym*, *robotym*, instr. *stodołum*, *rybum*; instr. der Pronomina: *mnum*, *tebum*, *sebum*, auch: *tum*, *jum*, *mojum* u. s. w.; gleichfalls in der 1. sg. und 3. plur. praes. *bedem*, *ńesem*, *vedum*, *vołajum* u. s. w. — Eine Eigenthümlichkeit des lachischen Dialektes in den mährischen Dörfern westlich von der Ostravica, die wir auch in den polnischen Dialekten des Teschener Herzogthums finden, der Uebergang des *i*, auch *ě*, in *u* in der Endung des part. praet. act. II. *nośuł*, *uḿuł*, *viśuł*, *ṕuł* u. a. ist den Dialekten östlich von der Ostravica fremd. Gewiss sehr auffallend, wenn nur diese Dialekte so durch und durch durchforscht wären und nichts dem Beobachter entging. Ueberdies treten auch in den östlicheren polnischen Dialekten beide Endungen *ił* und *uł* auf, sogar bei einer und derselben Person, so lesen wir z. B. in den Sprachproben aus dem Orte Wisła (Lucyan Malinowski Powieści ludu pol. na Śląsku I, 21): *skočyw*, *chodźiw*, *straćiw*, *kludźuw*, *vożuw*, *přeprośuw*, *chodźuw* u. a. Wie gesagt, würden wir nach der von H. Loriš mitgetheilten Sprachprobe aus Dobratitz urtheilen, dass in diesem Orte das Polnische weit vorherrschend ist und nur wenige čechoslavische Sprachelemente erhalten sind. Doch mag diese Sprachprobe vielleicht mehr die Sprache éines Individuums bloss charakterisiren. Bei dem Schreibpulte lässt sich das nicht entscheiden, wie weit allgemeinere Bedeutung einer solchen Sprachprobe zuzuschreiben ist. In der erwähnten Publication der Aufzeichnungen des Lucyan Malinowski lesen wir aus einem weit östlicheren Orte, aus Gródek (S. 52 f.),

aus entschieden polnischem Sprachgebiete, eine Sprachprobe, die ebenso viele čechoslavische Sprachelemente enthält, wie die Sprachprobe aus Dobratitz polnische. — Die Schrift des H. Loriš enthält recht viel interessantes Material, das zu vielen Bemerkungen noch Anlass geben könnte, so z. B. über die Bildung der Eigennamen (S. 28 ff.); S. 52 sind verschiedene Beispiele des part. praet. pass. angeführt, wie: *už śće byli pundzyni, lin už je vykvitnutý*, die auf einen sehr starken Einfluss der deutschen Sprache hinweisen, wenn nur nicht dieser Gebrauch bloss individuell ist. Neben einem Verzeichniss der lexikalen Eigenthümlichkeiten dieses Dialektes (S. 70—81) ist noch ein besonderes Verzeichniss der Localnamen aus dem Thale der Morávka (S. 82). Diese sind theils čechoslavisch, so besonders *Błatny* (potok), *Hrachovy* (potok), in geringerem Masse polnisch: *Grundželka*; das Wort *grundžil* (böhm. hřídel) ist allgemein gebräuchlich in diesem Dielekte. Darnach könnten wir mit Gewissheit annehmen, dass der Grundstock der Bevölkerung čechoslavisch ist, und die polnischen Sprachelemente in Folge des vordringenden polnischen Elementes und Mischung mit demselben eingedrungen sind. *G. P.*

Bibliografie české historie. Sestavil Čeněk Zíbrt. Díl první. I. Knihověda a část' všeobecná. II. Pomocné vědy. V Praze, nákladem české akademie císaře Františka Josefa pro vědy, slovesnost a umění 1900, XVI und 674 S. in gr.-8°.

Die Anregung zu den Vorbereitungen für eine Bibliographie der böhmischen Geschichte hat schon vor einem Vierteljahrhundert der unlängst verstorbene, seinen Freunden und Schülern unvergessliche Professor und Archivar Jos. Emler in Prag gegeben. Das Unternehmen wurde begonnen vom »Historický spolek«, bei dessen geringen Mitteln es aber aussichtslos blieb, bis sich die neugegründete böhmische Akademie der Wissenschaften der Sache annahm. Da wurde es möglich, die Vorarbeiten durch eine grosse Anzahl von Mitarbeitern weiterzuführen. Als Leiter des Unternehmens wurde der unermüdliche Dr. Zíbrt gewonnen, der auch ein genaues Programm für das ganze Werk ausarbeitete. Die Bibliographie umfasst die historische Literatur über Böhmen, Mähren, Schlesien, zum Theil auch über die Lausitz, bis Ende 1899. Der erste Band zählt schon 23.871 Nummern. Die erste Abtheilung desselben enthält Bibliographie im Allgemeinen, Geschichte des Buchdrucks sammt Pressgesetzgebung, Censur und Zeitschriftenwesen, ebenso des Buchhandels, ferner die Geschichte der Wissenschaften, wissenschaftliche Gesellschaften und encyklopädische Wörterbücher. Die zweite Abtheilung umfasst die historischen Hilfswissenschaften: physikalische, politische und historische Geographie (dabei die Literatur über Ortsnamen, Nr. 2110—2414), Kartographie, Reisebeschreibungen aus dem Mittelalter und der Neuzeit (Nr. 2560—2938), Palaeographie und Diplomatik (dabei auch Sprachgeschichte, Wörterbücher und besonders die Literatur über slavische, deutsche und jüdische Personnenamen, Nr. 3039—3102), Archive und Bibliotheken (Nr. 3103—4464),

Chronologie, Heraldik, Sphragistik, Ritterorden, Genealogie und Familiengeschichte, Numismatik, Masse und Gewichte. Den grössten Theil des Bandes füllt ein alphabetisches Verzeichniss der Adelsfamilien von Böhmen, Mähren und Schlesien mit Literaturnachweisen (Nr. 6068—23.194). Die nächstfolgenden Bände werden einerseits die Quellenkunde, andererseits die Bearbeitungen des historischen Stoffes von der politischen Geschichte bis zur Lokalgeschichte bringen. Das Werk ist mit seiner gewaltigen Fülle von Material ein bewunderungswürdiges Monnment von Fleiss. Die Fortsetzung wird hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen. Es wäre nur zu wünschen, dass das Unternehmen auch z. B. bei den Südslaven Nachahmung finden möchte. Seit der von Kukuljević veranlassten Bibliographie für Dalmatien und Montenegro von Valentinelli (II. und III. Supplement 1862) ist für diese Länder nichts in dieser Art versucht worden. Der Mangel an bibliographischen Behelfen wird bei der gegenwärtig rasch wachsenden Menge von Zeitschriften immer mehr fühlbar.

C. Jireček.

Potštýn. Práce a vzpomínky letních hostí a přátel zátiší potštynského. Uspořádali Marie Habeltová a Jiří V. Klima (Pottenstein. Arbeiten und Erinnerungen der Sommergäste und Freunde des stillen Pottenstein). V Potštýně n. Orl. 1897 (Tiskem F. Šimáčka v Praze). 8⁰. 238 S. (mit zahlreichen Illustrationen).

Es handelt sich um Pottenstein im östlichen Böhmen, das inmitten einer prachtvollen Gegend liegt, umrauscht von schattigen Wäldern mit romantischen Felsen und Wässern. Es ist infolgedessen ein beliebter Sommeraufenthalt vieler Städter, namentlich aus den Gelehrten- und Künstlerkreisen. Ein wesentliches Contingent der Sommergäste scheint allerdings die Prager böhmische Universität beizustellen. Auf diese Art hängt auch dieses Werk einigermassen mit der Wissenschaft zusammen. Wir haben hier poetische, prosaische und musikalische Beiträge von Jirásek, Rieger, Kalousek, Vrchlický, Jarník u. s. w. u. s. w. Auch der kürzlich verstorbene Professor der Wiener Universität Friedrich Müller, dessen kurze Biographie aus der Feder des Zubatý mit einem Bilde beigegeben ist, stellte sich mit einem Aphorismus ein, den zu wiederholen wir uns hier nicht versagen können. Er lautet: »Liebe, Religion und Anhänglichkeit an sein Volk wurzeln im Herzen und nicht im kalten berechnenden Verstande. Ueber diese Dinge duldet Niemand von Anderen eine Kritik, daher soll er sie auch nicht an Anderen üben. Hier soll gegenseitige Discretion herrschen. Fluch und Schande über Jene, welche diese Herzensdinge zu selbstsüchtigen Zwecken ausbrauchen und diese durch Vernunftgründe zu unterstützen suchen.« Auch ausländische Gäste finden wir unter den Beiträgen vertreten, wie D. Mordovcev, K. Grot u. And.

Neben kurzen Biographien weisen die Beiträge meist einen mehr intimen Charakter auf, sie enthalten Erinnerungen aus der Studienzeit, bringen locale Schmerzen und Freuden zum Ausdruck u. s. w. Allgemeineres Interesse

dürfte jedoch der kurze Artikel des Theophilus Reichel haben: Die Brüdergemeinde in Pottenstein (S. 160—166). Sie zählte im J. 1897 mit wenigen anderen Gemeinden in Böhmen (und Mähren) 380 Mitglieder. Es ist freilich nicht ein directer Nachkomme der alten böhmisch-mährischen Brüderunität, doch hielt sich diese in ihren ersten Anfängen in jenen Gegenden auf. Dialectisches und folkloristisches Material enthält Hartvik Jarník's Beitrag: Šafránkova vypravování (1896 a 1897) (S. 170—177).

Die Freunde Pottensteins und seiner Umgebung werden an dem Buche eine hübsche Erinnerung haben. *W. Vondrák.*

Kleine Mittheilungen.

Die hannöverschen Wenden.

Bei dem Interesse, das die Schicksale der alten Elbslaven und die Ueberreste der polabischen Sprache erwecken, muss eine Notiz der preussischen Volkszählung vom Jahre 1890 grosse Aufmerksamkeit erregen. In dieser Statistik ist nämlich angegeben, dass im Kreise Lüchow des hannoverschen Wendlandes noch 585 Personen wendisch als ihre Muttersprache bezeichnen. Weiter ist die Sache von dem Freiherrn v. Fircks in der Zeitschrift des königlich preussischen statistischen Bureaus XXXIII (1893), S. 266 berührt.

Jene erste Angabe ist von A. Parczewsky ausgegraben und in der Warschauer Zeitschrift Wisła (mir nicht zugänglich) besprochen, und ausführlich von Ad. Černý im Slovanský Přehled II, 188 ff. behandelt. Herr Hofrath Jagić, der das grösste Interresse daran hatte, diese eigenthümliche Angabe aufzuklären, wandte sich an Leskien, der mich seinerseits bat, der Sache nachzugehen.

Ganz unbeachtet ist die Angabe der preussischen Statistik auch früher nicht geblieben. Schon im Meyer'schen Conversationslexikon in dem Artikel Polaben ist die Angabe der Statistik unbesehens aufgenommen, obgleich ihre Glaubwürdigkeit bedeutenden Zweifeln unterliegt. Ich brauche hier nicht die bekannten Zeugnisse zu wiederholen, dass die polabische Sprache schon im vorigen Jahrhundert dem Aussterben nahe war, und da sollte sie sich bis heute noch bei über 500 Personen lebendig erhalten haben. In den nicht zahlreichen Angaben, die wir aus diesem Jahrhundert besitzen, wird niemals des Fortlebens der Sprache gedacht. In der Schrift »Das hannoversche Wendland« 1862, von Hennings, der mit dem Lande durchaus vertraut war, heisst es S. 44: »Einzelne Bauern sollen das Wendische, jedoch wohl ohne Gedankenzusammenhang, also nur wörterweise, noch im Anfange dieses Jahrhunderts haben reden können.« Der Verfasser hätte es gewiss nicht verschwiegen, wenn ihm noch slavisch sprechende Menschen bekannt gewesen wären. Auch

Leskien hat bei der Herausgabe von Schleicher's polabischer Grammatik erfolglose Nachforschungen angestellt.

Auf Grund dieser Sachlage lohnt es sich eigentlich kaum, nähere Nachforschungen anzustellen. Um aber die Frage zu erledigen und um unnütze Aufregung zu vermeiden, habe ich es doch gethan.

Die Zählkarten der Volkszählung von 1890 sind leider nach Mittheilung des Direktors des kgl. preuss. stat. Bureaus schon eingestampft. Dagegen schrieb mir ein Herr, der aus Lüchow stammt und dorthin noch jährlich zurückkehrt: »Eine wirklich wendischsprechende Bevölkerung ist nicht mehr vorhanden. Die Schrift von Hennings bietet alles, was überhaupt über das hannoversche Wendland bekannt ist.«

Es bleibt also nur aufzuklären, wie der Irrthum auf den Zählkarten entstanden ist.

In den Zählkarten befand sich folgender Vordruck:

> Muttersprache: deutsch, litauisch, polnisch, masurisch, kassubisch, wendisch, mährisch, tschechisch, wallonisch, holländisch, friesisch, dänisch oder . . . .
>
> (Zutreffendes ist zu unterstreichen!)

Es ist aber durchaus und mit Absicht vermieden, auf den Begriff Muttersprache näher hinzuweisen und ihn zu definiren, um ein möglichst unbeeinflusstes Bild zu erhalten. Da nun aber im Kreise Lüchow eine grössere Anzahl Leute sich selbst als Wenden bezeichnen und von andern so genannt werden, so wird man die Unterstreichung des Wortes wendisch auf diese Thatsache beziehen dürfen, wobei der Gegensatz der niederdeutschen Volkssprache zu dem Hochdeutschen oder die besonderen Eigenthümlichkeiten des Dialektes mitgewirkt haben mögen. Gewiss wird sich bei einer genauen Untersuchung manche alte Sitte, vielleicht auch noch manches ins Deutsche gedrungene slavische Wort entdecken lassen, aber die Hoffnung, noch jemals polabisch zu hören, müssen wir aufgeben.

Leipzig-Gohlis. *H. Hirt.*

Ich hatte aus Anlass des oben auf S. 107—144 mitgetheilten Materials die Frage über das angebliche Fortleben der hannoverischen Wenden auch Herrn GR.-Prof. Zimmer in Greifswald vorgelegt und von ihm folgende Antwort erhalten (am 27. 2. 1900):

Was nun die Angelegenheit der Lüchower Wenden anlangt, so habe ich unterdessen authentische Erkundigungen eingezogen. Ich traf nämlich zufällig mit unserem hiesigen Landrath zusammen und erkundigte mich, ob er den Landrath des Amtes Lüchow kenne, worauf er mir sagte, es sei ein Herr v. d. Knesebeck, ein sehr freundlicher Herr, der sich sicher ein Vergnügen daraus machen würde, mir jede Auskunft zu geben. Ich wandte mich in Folge dessen an ihn mit der Anfrage, indem ich kurz mittheilte, dass in slav. Zeitschriften die Nachricht umlaufe, im Amt Lüchow würde noch Wendisch verstanden. Er antwortete mir in liebenswürdiger Weise von Hannover aus, wo

er auf dem Provinziallandtag augenblicklich ist. Aus dem Briefe geht hervor, dass Herr v. d. Knesebeck selbst aus dem Amt Lüchow gebürtig ist, sein Familiengut, das seit Jahrhunderten im Besitz der Familie ist, liegt bei Lüchow; er ist also nicht bloss amtlich, sondern auch persönlich von Jugend auf mit den dortigen Verhältnissen vertraut. Er schreibt nun:

»Das sogenannte hannoverische Wendland, den Kreis Lüchau und einige Theile des Kreises Dannenberg umfassend, hat c. 20,000 obotritische Wenden als Einwohner, welche aber in den letzten Jahrzehnten durch Heirathen mit der Nachbarschaft manche Zusätze von deutschem Blut erhalten haben.

Die Wendländer, in ihrem Aeusseren von den Niedersachsen durch scharfgeschnittene Züge, meistens etwas dunkles Haar und ausgesprochen schnelle Sprache sich unterscheidend, sind vollständig germanisirt. Die Leute wissen selbst überhaupt nicht, dass sie Slaven sind, gesprochen wird Plattdeutsch der Mecklenburger Mundart ähnelnd, nur doppelt so rasch. Die Wendländer wissen überhaupt nur durch Erzählungen etwas davon, dass sie in früheren Jahrhunderten eine besondere Sprache gehabt haben. Heute findet man nur ganz vereinzelt wendische Bezeichnungen im wendländischen Platt. Es kommen auch noch einige offenbar wendische Familiennamen vor, z. B. Glabbatz, Pardam, Kuthleik und einige mehr, im Allgemeinen sind auch die Familiennamen germanisirt und zwar schon seit Jahrhunderten.«

Des weiteren bemerkt Herr v. d. Knesebeck, dass ihm die Akten der alten Patrimonialgerichtsbarkeit seit 200 Jahren gut bekannt seien, aber er habe »niemals ein wendisches Wort oder auch nur eine Andeutung darüber gefunden, dass die vor dem Patrimonialgericht erscheinenden Bauern nicht Deutsch verstanden hätten, bzw. mit ihnen in nicht deutscher Sprache verhandelt worden wäre«.

Zur Charakteristik der Bevölkerung führt Herr v. d. Kbesebeck noch an:

»Die Wendländer sind ein äusserst fleissiges und gewandtes Volk, bei dem als die grösste Schande gilt, nicht arbeiten zu können. Charakteristisch ist, dass die Juden niemals bei den Wendländern aufgekommen sind; so oft jüdische Geschäfte in Lüchau gegründet wurden, haben sie bisher nie prosperiren können. Auf die recht bedeutenden Viehmärkte kommt unter 100 Händlern kaum ein Jude. Ein weiteres Charakteristikum ist das Zweikindersystem, in Folge dessen seit Jahrhunderten die Zahl der Bevölkerung die gleiche geblieben ist.«

V. J.

Für die Redaktion verantwortlich: Prof. Dr. A. Brückner in Berlin.
Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

ARCHIV

FÜR

SLAVISCHE PHILOLOGIE.

UNTER MITWIRKUNG

VON

A. BRÜCKNER, BERLIN, J. GEBAUER, PRAG, C. JIREČEK, WIEN,

A. LESKIEN, LEIPZIG, W. NEHRING, BRESLAU, ST. NOVAKOVIĆ, BELGRAD, A. WESSELOFSKY, ST. PETERSBURG,

HERAUSGEGEBEN

VON

V. JAGIĆ.

ZWEIUNDZWANZIGSTER BAND.

DRITTES UND VIERTES HEFT.

BERLIN 1900

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.

S W. ZIMMERSTRASSE 94.

ST. PETERSBURG, A. DEVRIENT.

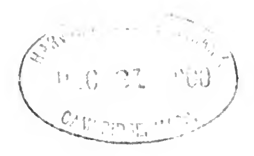
INHALT.

Abhandlungen. Seite

Kleine Mittheilungen.

Alle Einsendungen für das »Archiv für slavische Philologie« sind an mich nach Wien VIII. Kochgasse 15, zu richten.

V. Jagić.



Wer war Pseudodemetrius I.?

(Beiträge zur Quellenkunde und Quellenkritik der Jahre 1591—1606.)

Zweiter Theil (Schluss). *)

V.

Die neuere russische historische Litteratur über den PD. hat sich in zwei Hauptsrömungen getheilt, von denen jede bereits ihre eigene Entwicklungsgeschichte aufzuweisen hat. Während die eine Strömung von der Annahme ausgeht, dass der Car Demetrius I. und der Mönch Gregor Otrepjev eine und dieselbe Persönlichkeit gewesen wären, hält die andere eine entgegengesetzte Vorstellung aufrecht, nämlich dass der PD von dem Gregor Otrepjev, wie ihn die Briefe des Boris Godunov und die Chronik des Margeret schildern, zu unterscheiden wäre. Die Vertreter dieser letzten Ansicht sind nur darüber untereinander uneinig, ob der Car Demetrius I. ein aus Polen importirter Weissrusse, oder nach Polen exportirter Grossrusse gewesen, ob er als ein Betrüger oder als ein Betrogener oder vielleicht sogar als der echte Carevič von Uglič aufzufassen wäre. Indessen hat auch die erste Ansicht von der Identität des Demetrius mit dem Gregor mit der Zeit viel von ihrer traditionellen Starrheit eingebüsst. Die Vertreter dieser Identität haben allmählich von ihrem Gregor Otrepjev, welcher als Diakon in dem Wunderkloster und als Diak beim Patriarchen Hiob geweilt hat, jede Spur von den arglistigen Verleumdungen des Boris weggespült, der ja vorsätzlich nur ein Zerrbild von dem Jünglinge gegeben hätte. Der gehobelte und geschliffene Gregor ist weder ein Trunkenbold noch ein Betrüger, er glaubt an seine Abstammung vom Caren Johann dem Schrecklichen, er ist vielleicht kein echter Sohn des Paares Bogdan und Barbara Otrepjev, sondern nur ihr Pflegekind, am Ende kann er sogar doch der wahre Carevič Demetrius gewesen sein, aus dem Blutbade zu Uglič durch einen glücklichen Zufall gerettet und

*) Vergl. Archiv Bd. XX, S. 224—325; XXI, S. 99—169, S. 558—606.

unter dem Namen des Gregor von der Familie Otrepjev auferzogen, darauf dem Patriarchen Hiob als schriftkundiger Djak und Djakon unterschoben u. d. g. m. Was hindert aber, bei dieser Auffassung des Gregor Otrepjev, neben dem Gregor-Demetrius im Wunderkloster noch einen anderen Mönch Gregor O. in irgend einem anderen Kloster des nördlichen Russlands oder bereits bei den Kosaken anzunehmen und auf diesen rechtmässigen Eigenthümer des Namens, unter welchem Demetrius in die Stadt Moskau eingeschlichen, auch die abschreckende Charakteristik des Boris und des Margeret zu übertragen? Wir sehen also, dass die Ansicht von der Identität des Demetrius mit dem Gregor in ihrer allmählichen Entwicklung von Karamzin bis Solovjev und Peter Kazanskij und endlich bis Suvorin sich schrittweise zu der scheinbar entgegengesetzten Meinung — von der Nothwendigkeit, den Demetrius und den Gregor scharf von einander zu trennen — nähert. Diese trennende Richtung hat in der neueren Historiographie von dem Metropoliten Platon und Malinovskij [1]) an bis Prosper Merimée und Kostomarov, Pavlov (Bicyn) und Ikonnikov, endlich bis auf Pierling und Ilovajskij bereits alle möglichen Variationen erschöpft. Auf Grund unserer neuen Materialien haben wir uns gerade an diese trennende Richtung angeschlossen, dabei aber zugleich eine Brücke zu der Theorie der Identität aufgeworfen: wir halten nämlich den PD für einen nach Weissrussland exportirten Grossrussen und doch weder für den Gregor, noch für den echten Carevič, wir glauben, dass er in Russland manchmal unter dem Namen des Otrepjev aufgetreten ist, vielleicht gerade unter dieser Larve die Jugend verbracht und die Flucht ergriffen hat, und doch müssen wir ihn von dem Djakon des Wunderklosters unterscheiden. Nur für die Momente, wo Demetrius es für zweckmässig gehalten hat, sich unter dem Namen des Otrepjev zu verbergen, fallen unserer Meinung nach die Theorien der Identität und der Trennung ineinander. Wir wollen jetzt die wichtigsten der von den russ. Geschichtsforschern des XIX. Jahrh. entwickelten Ansichten über die Persönlichkeit des PD kurz durchgehen.

Sehr schroff hat der Historiograph Karamzin die Identität des

[1]) Der Direktor des Archivs für Ausw. Angel., Malinovskij, hat noch im J. 1817 (Біографическія Свѣдѣнія о Князѣ Д. Пожарскомъ) die Vermuthung ausgesprochen, dass D. vom Gregor zu trennen wäre und dass er vielleicht in Polen vorbereitet worden sei. Wir wissen nicht, woher Malinovskij seiner Zeit die Nachricht geschöpft, als ob Gregor Otr. im Kloster den Namen »German« erhalten hätte.

Caren D. mit dem Gregor O., wie ihn Boris geschildert hat, aufgestellt: ein gemeiner Vagabund soll ganz allein das feine Hirngespinnst dieses ruchlosen Betruges ersonnen und auf eigene Verantwortung hin glücklich ins Werk gesetzt haben. Dem Leser bleibt nur zwischen dem allmächtigen Zufall oder der unmittelbaren Einwirkung der Vorsehung zu wählen [1]. Weit tiefer dringt in die Verhältnisse der Zeit und in die Seelen der handelnden Persönlichkeiten die Darstellung des Prof. Solovjev. Er hält zwar die officielle altrussische Tradition aufrecht und hat sie gegenüber Prof. Kostomarov in Schutz genommen; er wirft seinem Gegner dabei vor, mit seinem Unterschiede zwischen Gregor und Demetrius den Boden der Ueberlieferung verlassen zu haben und fordert, dass wer den Gregor verwirft und eine andere Persönlichkeit an dessen Stelle unterschiebt, diese lebendige Person beim Namen nenne und ihre Lebensverhältnisse angebe. Und doch hat Solovjev selbst den Ast unter sich zu sägen angefangen. Er lässt z. B. beim Caren Demetrius I. einen gewissen Glauben an seine Erbrechte zu [2], neben dem PD führt er auch die Bojaren als Theilnehmer an der Verschwörung vor. Wie konnte ein Gregor Otrepjev an seine Abstammung vom Caren Johann dem Schrecklichen glauben, weshalb haben die dem Boris feindlichen Bojaren gerade diesem vagabundirenden Mönche zum Throne verholfen — auf diese Fragen ist Prof. Solovjev seine Antwort schuldig geblieben. Die erste gründliche Auseinandersetzung zwischen den Vertretern von verschiedenen Anschauungen über den falschen Demetrius fällt in die sechsziger Jahre unseres Jahrh. Ausser den Professoren So-

[1] Wie bekannt, muss man in dem Werke Karamzins einen grossen Unterschied zwischen der Darstellung im Texte und den zahlreichen Anmerkungen im Anhange machen. In den Anmerkungen hat Karamzin eine erschöpfende Kenntniss der Quellen erster Hand und einen scharfen kritischen Sinn kundgethan. Dieser Anhang bleibt bis jetzt eine für jeden Geschichtschreiber unentbehrliche Quellenforschung für die Zeit der Wirren. Im Texte der Darstellung lässt sich dagegen Karamzin leicht durch seinen Hang zum Romanhaften, durch die moralisirende Tendenz oder das Geklingel der Rhetorik von dem festen Grunde der Regesten seines eigenen Anhanges hinwegreissen.

[2] Am deutlichsten hat sich darüber Prof. Solovjev in den Aufsätzen aus dem J. 1848 geäussert (Современникъ 1848, 1—4. Обзоръ Событій Русской Исторіи). Er sagt hier geradezu: Jeder, wer den Charakter und das Betragen des ersten Falschen Demetrii erforscht hat, wird einräumen, dass so ein Mann kein Betrüger, sondern nur ein Betrogener sein konnte.

lovjev und Kostomarov haben daran die Herren Pavlov und Ikonnikov Theil genommen.

Ueber zehn Jahre nach Prosper Merimée, aber, wie es scheint, ganz unabhängig von ihm, hat Prof. Kostomarov in dem Buche »Wer war Pseudodemetrius I.?« (1864) einen ausführlichen Beweis für seine Anschauung gegeben, dass PD vom Gregor zu unterscheiden wäre. Seiner Meinung nach hat Griška überhaupt keine Rolle bei der ganzen Bewegung gespielt. Boris und Hiob brauchten einen Namen, um den Betrüger, der in Polen erschienen war, vor dem Volke zu überführen. Da fiel ihre Wahl ohne genügende Gründe auf den Mönch Griška, der kurz zuvor aus dem Kloster entflohen war. Der wirkliche PD war nach Kostomarov ein Spielzeug der Moskauer Bojaren, selbst mehr der Betrogene als der Betrüger, zu seiner zukünftigen Rolle vorsätzlich abgerichtet und nach Polen exportirt. In dem sicheren Auftreten des PD, in seiner Zugänglichkeit für jeden Bittsteller, in der Zuversicht, mit welcher er dem Verschwörer Vasilij Šujskij das Leben schenkte und durch den Skopin-Šujskij mit seiner Mutter verkehrte, in der Treuherzigkeit, mit der er keiner Anzeige von einer bevorstehenden Empörung Glauben schenken wollte, endlich in der Aufrichtigkeit, mit welcher er seine Bevorzugung der polnischen Sitten und seine Duldung gegenüber den fremden Confessionen an den Tag legte, sieht Kostomarov einen genügenden Beweis dafür, dass der Car Demetrius I. an sein Erbrecht auf den Moskauer Thron glaubte und wie ein rechtmässigor Autokrator verfuhr. Ein listiger Betrüger würde unter denselben Umständen ganz anders gehandelt haben. Kostomarov lässt sogar zu, dass man den echten Carevič am Ende doch hat retten und an seine Stelle einen anderen Knaben unterschieben können. Er verwirft aber die Echtheit des PD aus folgenden Gründen: der echte Carevič würde einerseits in Polen mehr überzeugende Beweise angeführt, andererseits nach der Thronbesteigung in Moskau die Umstände seiner Errettung dem Volke ausführlich aufgeklärt haben. Für das erste Auftreten des D. in Polen nimmt Kostomarov, dem Margeret folgend, das Jahr 7109 an (Ende 1600 oder die ersten zwei Drittel des J. 1601 nach der alten russischen Rechnung) und räumt dem Bogdan Beljskij eine grosse Rolle bei der ganzen Verschwörung ein, indem er sich auf die Relation des Thomas Smith stützt. Noch zweimal hat später Kostomarov die Gelegenheit gehabt, die Frage über den PD zu behandeln (in der »Geschichte der Wirrenzeit« und in der »Russischen Geschichte in Biographien«). Im einzelnen

hat er seine Anschauungen geändert. Er hat sich mehr auf die Chronik des Bussow gestützt und ist somit dem Prosper Merimée näher gekommen. PD ist bei ihm zu einem Westrussen, zu einem Betrüger geworden, welcher von den Moskauer Flüchtlingen oder den Wiszniewiecki und Mniszech vorbereitet gewesen. Aber der Idee der Trennung des Gregor vom Demetrius ist er bis zuletzt treu geblieben [1]).

Zu gleicher Zeit mit Kostomarov hat an demselben Problem der Slavophile Pavlov gearbeitet [2]). N. M. Pavlov geht in seiner Unter-

---

[1]) Bereits in dem nächtsen J. 1865 hat Kostomarov in der Zeitung »Golos« (Nr. 20) einen Artikel gedruckt, worin er von den Anschauungen seines Buches über den FD abweicht (Соображенія о Первомъ Л. Д.). Er fasst ihn jetzt als einen Betrüger auf, der sich mit Begeisterung seinem Betruge hingegeben hätte. Diese Veränderung in seiner Auffassung erklärt Kost. dadurch, dass er einen Brief des Königs Sigismund III. vom 18. Febr. 1604 an den Vojevoden von Brest, Zenovič, in der Kais. Oeff. Bibl. zu St. Petersb. aufgefunden. Dieser Brief wurde vom Pr.-Doc. Ptašickij viel correcter, als bei Kost., in russischer Uebersetzung gedruckt (Русская Старина, 1878, Januar). Er enthält Nichts, was die Veränderung in den Ansichten des Prof. Kostomarov rechtfertigen könnte. Der König folgt darin so ziemlich der Nova Relatio, d. w. s. dem Briefe des Wiszn.: D. wäre von seinem Lehrer gerettet, dann an einem sicheren Orte (pewne mieysce) zur Auferziehung untergebracht, nach dem Tode des Lehrers heimlich ins Kloster eingetreten, hätte endlich nach Polen den Weg genommen. Die Frage über den FD wird in dem Briefe ausschliesslich vom politischen Standpunkte aus beurtheilt. Zenovič schreibt, dem Kost. zufolge, in seinem Antwortbriefe: es sei für Polen sehr wichtig, die Partei für den D. zu ergreifen, man solle aber ihm vortheilhafte Bedingungen erzwingen. Dem D. gibt er den Rath, Plakate im Reiche Moskau zu verbreiten und vor Allem die Pfaffen und die Mönche für sich zu gewinnen. In seinem Buche »Wer war PD I.?« hat Prof. Kostomarov die Ansicht verfochten, dass PD von den Moskauer Bojaren vorbereitet war. In seiner »Geschichte der Wirrenzeit« drückt er sich ziemlich unbestimmt aus; man merkt nur, dass er ihn vom Gregor O. trennt und, dem Bussow folgend, gegen die Wiszn. und Mnisz. Verdacht hegt. In seiner »Russischen Geschichte in Biographien« wollte er ihn schon eher für einen Betrüger halten oder für einen Prätendenten, welcher in Polen, sei es von den Moskauer Flüchtlingen, sei es von Wiszn. und Mnisz. vorbereitet war.

[2]) Nikolaj Michajlovič Pavlov, einer von den Genossen des Ivan Aksakov, hat seine geistreiche Forschung »Die Wahrheit über den PD« unter dem Pseudonym N. Bicyn im J. 1864 veröffentlicht. Trotz einer Reihe von trefflichen Schlüssen ist ein bedeutender Theil von seiner Theorie an der völligen Unkenntniss der polnischen Quellen und Verhältnisse gescheitert. Vgl. Русскій Архивъ 1886, 8.

suchung von dem Kampfe des aristokratischen und demokratischen Princips innerhalb des altrussischen Staates aus: die Carensynkletos (Bojarskaja Duma) und der Ständerath (Zemskaja Duma, Zemskij Sobor) kämpfen mit einander um den Thron. Es entstehen zwei Typen von Caren — der Bojarencar Vasilij Šujskij und ein volksthümlicher (Zemskij) Car, wie Boris Godunov. Ganz Russland hat den Boris zum Caren gewählt, daher kommt der Hass der Bojaren gegen den Boris. Unter der Einwirkung der oligarchischen Tendenzen wurde Boris, ein geborener Staatsmann, durch das Zerrbild in den russischen Annalen zu einem herrsch- und selbstsüchtigen Verbrecher gestempelt. Von den Bojaren gehen auch seit dem J. 1600 alle die Ränke und Complote aus, die den menschenfreundlichen und verständigen Herrscher zu einem argwöhnischen, verfolgungssüchtigen Tyrannen ausgestaltet haben. Um das Jahr 1600 müssen also die ersten Gerüchte an den Caren gekommen sein, als ob Demetrius noch am Leben wäre (wie es Margeret auch ausdrücklich behauptet). Die Hauptbegebenheiten, welche mit dieser Veränderung in dem Charakter des Boris im Zusammenhange stehen, waren, nach Pavlov, einerseits die Processe gegen Bogdan Beljskij und gegen die Brüder Romanovy, andererseits die Ankunft des polnischen Gesandten Leo Sapieha nach Moskau. Bei der Verbannung der Fürsten Čerkaskij und der Bojaren Romanovy hebt Pavlov als das einzige Ziel der Moskauer Regierung hervor, den Verbannten jeden mündlichen oder schriftlichen Verkehr mit der politischen Welt ferner unmöglich zu machen (z. B. die Befehle über die Behandlung des Ivan Čerkaskij und Ivan Romanov). Der Verkehr mit der Familie Romanov soll auch auf den Gregor Otrepjev den Verdacht der Regierung gelenkt haben. In Bezug auf die polnische Gesandtschaft, die in Moskau vom Oct. 1600 bis August 1601 geweilt hat [1]), wagt Pavlov nicht den Leo Sapieha direct zu beschuldigen, den Grundstein zu dem Complote mit dem PD schon damals gelegt zu haben. Er hält es für möglich, dass die eigentlichen polnischen Anstifter des ganzen Betruges sich innerhalb der Gesandtschaft verbergen konnten, ohne dass Leo Sapieha selbst daran Theil genommen hatte. Das allein scheint ihm klar zu sein, dass der litauische Kanzler dabei die Gelegenheit nicht unbenutzt gelassen hat, die politischen Verhältnisse am russischen Hofe genau auszuspähen. Das Erscheinen des PD wurde also seit Jahren vorbereitet. Als Ausgangspunkt für seine Theorie über die

[1]) Bis zum März 1601? (Pierling, La Russie et le S. Siège, II, S. 376.)

Persönlichkeit des PD nimmt Pavlov folgende Betrachtungen an: während die Polen, welche den Demetrius genau zu beobachten genug Gelegenheit gehabt hatten, keinen Glauben der officiellen russischen Behauptung schenken wollten, als ob unter dem feinen Aeusseren dieses Prätendenten ein Vagabund und Moskauer Mönch verborgen war, galt unter den Moskauer Bojaren die Identität des Demetrius mit dem Griška anfänglich für ausgemacht, denn die Intrigue mit dem Otrepjev ging ja gerade aus ihren Kreisen hervor. Typisch für die spätere Umwandlung in den Anschauungen der Bojaren ist die Anerkennung des PD durch Chruščov. Er wird vor den Prätendenten geführt, erwartet einen gemeinen Betrüger zu erblicken und fällt auf die Kniee vor der glänzenden Erscheinung des Carevič. Denselben Hergang postulirt Pavlov auch für den ganzen Kreis der Moskauer Bojaren: sie richten selbst den Griška für die Rolle eines Carevič ab und wollen dann kaum ihren eigenen Augen glauben, als sie statt des längst erwarteten Otrepjev eine Kreatur der Polen und Jesuiten vor sich sehen. Durch diese Voraussetzung, dass zwei Intriguen — die einfältigere der Moskauer Bojaren und die feinere der Polen — einander unterstützt haben, versucht Pavlov die beiden Strömungen der Historiographie zu versöhnen und zu einer einzigen Theorie zu verbinden. Pavlov citirt für die Theorie der Trennung den Metropoliten Platon als seinen Vorgänger. Nach der »Geschichte der Kirche« des Platon war PD kein Griška, sondern eine Kreatur gewisser arglistigen Bösewichte, oder vielleicht auch wirklich der Griška, aber in solchem Falle war wohl dieser Bojarensohn Otrepjev von Anfang an für eine derartige Rolle auferzogen, von den Polen bald nach der Ermordung des Carevič im Alter von 9—10 Jahren aus Russland über die Grenze gebracht, dort in der lateinischen und polnischen Sprache unterrichtet, für den ruchlosen Betrug geschickt vorbereitet und nach Russland zurückgeschickt. Seine Theorie hätte der Metropolit Platon aus Hoffmanns Lexikon (gedruckt in Leiden im J. 1698) entnommen, welches die ganze Verschwörung auf die Intriguen der Jesuiten zurückführt. Pavlov vervollständigt diese Theorie dadurch, dass er beide von Platon aufgestellte Möglichkeiten (Griška oder ein anderer Knabe) sich neben einander entwickeln lässt. Die Bojaren schmieden in Moskau ihren bösen Anschlag und bereiten einen PD in der Person des Griška vor, um den Boris zu stürzen und darauf auch ihre Kreatur zu entlarven. Die polnischen Verschwörer gaben sich den Anschein, damit einverstanden zu sein, unterstützten vorläufig die Intrigue der Bojaren, hielten

aber bei sich zu Hause einen anderen Prätendenten bereit, welchen sie zu dem Zwecke abgerichtet hatten, um die Herrschaft der katholischen Kirche über Russland zu verbreiten. Die Moskauer Bojaren, diese betrogenen Betrüger, haben darüber den Kopf verloren. Es blieb ihnen nichts übrig, als schweigend den polnischen PD anzuerkennen, da er mit dem erwarteten Betrüger nichts gemein hatte. Die Identität des Prätendenten mit dem Otrepjev zu leugnen galt so viel, wie dem Caren Demetrius I. zu huldigen. Nur eine solche Bedeutung hatte die Anerkennung der Bojaren und sogar der Mutter des Carevič D. Diese geistreiche Construction des N. M. Pavlov ruht leider auf einem schwankenden Fundament. Erstens ist hier der Antheil der Jesuiten an dem Unternehmen des PD übertrieben; die Quellen erster Hand wissen vom Einflusse der Jesuiten auf den D. erst seit dem Momente zu berichten, wo er mit dem Mniszech in Berührung gekommen ist. Zweitens haben wir keine Nachrichten von der Uebereinkunft, die zwischen den polnischen und russischen Magnaten um das J. 1600, vielleicht während der Gesandtschaft des Leo Sapieha getroffen sein soll. Der Argwohn des Boris gerade gegen die Bojaren spricht eher schon gegen die Möglichkeit einer solchen Uebereinkunft. Die Nachsicht gegenüber dem PD sowohl seitens der Moskauer Bojaren und des russischen Klerus, als auch seitens der polnischen Senatoren muss für die Jahre 1600—5 auf ein Ineinanderfallen ihrer Interessen und ein unwillkürliches Uebereinstimmen in der Handlungsweise zurückgeführt werden. Drittens lässt Pavlov's Construction die klaren Zeugnisse der Zeitgenossen über das Verhältniss zwischen Gregor und Demetrius ganz bei Seite, nämlich die Zeugnisse der Jesuiten, des Margeret, des Bussow, ebenso wie auch die Aussagen der polnischen Gesandten und Chroniken über das Geburtsland des PD. Alle die polnischen Quellen zeugen ja dafür, dass PD ursprünglich aus Russland nach Polen gekommen oder exportirt worden ist; das höchste, was sie anzunehmen erlauben, würde sein, dass ein grossrussischer Knabe in Weissrussland auferzogen worden war. Endlich gibt es keinen sicheren Beweis dafür, dass Gregor Otrepjev bereits in Moskau begonnen hätte sich für den Carevič auszugeben; Hiob beschuldigt ihn vor seiner Flucht Schwarzkünstelei getrieben zu haben; den Namen des verstorbenen Demetrius hat er, nach der Vorstellung der Moskauer Regierung, erst in Polen angenommen. Kurz gesagt hat Pavlov einerseits seine Construction theilweise in die Luft gebaut, andererseits ihr zum Besten sichere Zeugnisse unterdrückt. Während der Polemik, die sich zwischen

ihm und Kostomarov abgespielt hat, hat Pavlov seinem Gegner den Vorwurf gemacht, als ob er bei der Gesammtheit seiner Anschauungen über den PD vielleicht nur aus Mangel an Folgerichtigkeit vor dem letzten Schlusse zurückschrecke ihn für den echten Carevič D. von Uglič anzuerkennen. Wenn der Prätendent, welcher unter dem Namen des Caren D. I. den Thron bestiegen hat, derselbe Jüngling ist, welcher in Moskau von den Bojaren abgerichtet wurde, und doch zugleich kein Griška, wenn ihm dabei dennoch die Bojaren huldigen und er selbst an sein Erbrecht glaubt, da muss er, nach Pavlov, für den echten D. gehalten werden, was andererseits unmöglich ist infolge der Umstände, unter welchen Carevič zu Uglič ermordet worden ist. Kostomarov hat die Nothwendigkeit dieses Schlusses von sich gewiesen, seine Prämissen aber aufrecht gehalten.

Dieselben Einwendungen gegen die ungenügende Folgerichtigkeit des Kostomarov hat der damalige Student, der gegenwärtige Prof. Ikonnikov in zwei feinen, aber im Grunde genommen einander widersprechenden Aufsätzen entwickelt [1]. In dem ersten Aufsatze (November 1864) hat Ikonnikov alle die Gründe zusammengefasst, welche für die Echtheit des Caren Demetrius I. zu sprechen scheinen. Wenn PD I. von den Bojaren untergeschoben und doch von seiner Echtheit selbst überzeugt war, so entsteht, nach Ikonnikov, die Frage, auf welche Weise ihn die Bojaren für ihre Zwecke auferzogen haben? Wenn sie ihn seit dem Kindesalter dazu bestimmt haben, so bleibt unverständlich, wie sie es bereits damals haben errathen können, dass er in reiferen Jahren für die Rolle des PD passen würde. Wenn sie aber einen phantastischen Jüngling dazu gewählt und abgerichtet haben, so nimmt es Wunder, dass er sogleich seine Vergangenheit vergessen und sich garnicht darum gekümmert hat, von seinen Nächsten etwas Näheres über die Schicksale seines Lebens zu erfahren. Weiter müsste in solchem Falle die

---

[1] Vgl. »Кiевск. Унив. Изв.« 1865. Die Aufsätze des Studenten Ikonnikov wurden beim Drucken aus Rücksichten auf die damalige Censur durch Ausstreichen und Umarbeiten von fremder Hand entstellt und von den Autoritäten der Zeit todtgeschwiegen. Wir verdanken ihnen manchen Wink und ergreifen hier die Gelegenheit, um auch dem Prof. Ikonnikov unseren innigsten Dank abzustatten für die erspriesslichen Mittheilungen auf dem Gebiete der Bibliographie der Frage. In seiner Recension über das Buch des Prof. Platonov hat Prof. Ikonnikov die Nothwendigkeit hervorgehoben, noch einmal alle Nachrichten über den FD einer erschöpfenden Durchforschung zu unterwerfen.

Bojarenpartei alle die Beweise in ihren Händen behalten haben, um mit der Zeit die Falschheit des Prätendenten aufzuklären und nach dem Falle des Boris auch den Demetrius zu stürzen. Indessen hat diejenige Bojarenpartei, welche mit Šujskij an der Spitze am 17. Mai den PD I. gestürzt hat, in Bezug auf die Persönlichkeit des Caren selbst in Ungewissheit geschwebt; bevor ihn zu ermorden, hat sie von dem buchstäblich gestürzten Demetrius neue Auskunft über seine Abstammung gefordert. Grosses Gewicht legt der Student Ikonnikov auch auf die gegenseitigen Beziehungen zwischen der Mutter und dem vermeintlichen Sohne. Die Carin Witwe Martha (früher Marja) konnte ja sicher wissen, ob ihr Sohn noch am Leben war; es wäre genug für sie, bei der ersten Zusammenkunft mit dem Demetrius ihn vor dem Volke zu verleugnen und dadurch augenblicklich zu stürzen. Was hat andererseits die Verschwörer daran gehindert, bevor sie den Sohn ermordeten, noch einmal die Mutter über den ganzen Thatbestand zu befragen, wozu sie der gefallene Car selbst aufgefordert hatte. Sie haben es nicht gewagt; die Mutter war wohl mit der Verschwörung nicht einverstanden; oder haben die Verschwörer vielleicht gefürchtet einen sicheren Beweis der Echtheit des Caren von ihr zur Antwort zu erhalten. Auch Boris scheint von der Mutter seiner Zeit, wo die ersten Nachrichten vom Prätendenten anlangten, keine offene Verleugnung des zurückkehrenden Sohnes haben erpressen können. Die Annahme, als ob Demetrius selbst an seine rechte Abstammung geglaubt hätte, führt also, nach Ikonnikov, zur Nothwendigkeit, seine Echtheit anzuerkennen; und doch glaubte der junge Forscher diesen Glauben des D. an seine rechtmässige Abstammung aufrecht halten zu müssen. Als Šujskij zum ersten Male das Gerücht von der Falschheit des Caren zu verbreiten anfing, da soll D. die Untersuchung der ganzen Frage an die Vertreter der Stände überlassen und den Process gegen den Šujskij gewonnen haben. Dieselbe Zuversicht hat er auch vor seinem Tode an den Tag gelegt, als er die ihn umringenden Verschwörer aufforderte, seine Mutter zu befragen oder ihm das Wort zu überlassen, um sich vor dem Volke zu rechtfertigen. Auch dem Margeret zufolge haben die Feinde des D. weder bei seinen Lebzeiten, noch auch nach seinem Tode ihn des Betruges überführen können. Scharfsinnig hat Ikonnikov den Standpunkt des sonst zuverlässigen Bussow aufgefasst. Die Abneigung des Bussow gegen die Russen geht bei ihm so weit, dass er es gar nicht für glaubwürdig halten will, als ob der glänzende, den Ausländern wohlwollende Demetrius dem gross-

russischen Stamme entsprossen wäre. So hat Ikonnikov die ganze Logik des Bussow auf dessen Psychologie zurückgeführt und dadurch dessen Construction entkräftet. Leider hat er es verschmäht dieselbe scharfsinnige Analyse auch auf den Eckstein seines Gebäudes, auf den Margeret anzuwenden. Der feste Glaube an die Echtheit des Caren D. beruht beim Margeret nicht sowohl auf dem Zutrauen zu irgend welchen sicheren Zeugnissen, noch auch auf eigenen Combinationen, sondern auf seiner eigenen unmittelbaren Einsicht. Er hat persönlich mit dem Caren D. verkehrt und hat den Eindruck davongetragen, dass er sich in jeder Geberde als den geborenen Fürsten geltend gemacht hat. Dieses Gefühl hat er durch Aussagen von Zeugen oder durch logische Schlüsse aus allgemeinen Verhältnissen in seinem Werke zur Projection gebracht. Mit vollem Rechte folgt andererseits Ikonnikov dem Bussow in der Ergründung des Sturzes des D. Bussow berichtet, dass D. das Einziehen der Einkünfte von demjenigen Theile der Klostergüter geplant hat, welcher den Nothbedarf der Mönche überstieg; die eingezogenen Einkünfte sollten als Lohn für das gegen die Türken gesammelte Heer verwendet werden. Da hat die Geistlichkeit ihre hülfreiche Hand dem Vasilij Šujskij zum Sturze des Caren gereicht; die Vermählung des Caren mit der katholischen Maria und die Uebermacht der Polen in Moskau wurden zum Vorwande gewählt. Es ist von Bedeutung, dass unter den Bedingungen, die dem Korolevič Vladislav vor der Wahl zum Caren gestellt worden sind, die Unantastbarkeit der Kirchengüter und Kircheneinkünfte vorkommt. Auf Grund dieses seines ersten Aufsatzes wird Ikonnikov nicht ohne Recht als der Verfechter der Echtheit des D. citirt. Indessen hat er seine Beweisführung später in dem Schlusse zu seiner Abhandlung theils abgeschwächt, theils in andere Wege geleitet und die erwartete Behauptung von der Echtheit des Demetrius nur als conditionell gelten lassen, alle seine Einwendungen aber gegen den Mangel an Folgerichtigkeit bei Kostomarov durch eine neue Annahme beseitigt. Ikonnikov geht nämlich von der Hinweisung des Kostomarov aus, dass die eigene Erzählung des PD von seiner Rettung durch den Erzieher und zwar zur Nachtzeit, indem die Mörder ein anderes untergeschobenes Kind umbringen, nicht nur mit den Acten der Untersuchung, sondern auch mit der Nachricht bei Thomas Smith im Widerspruche steht, als ob Bogdan Beljskij den Carevič lange vor dem Morde zu Uglič gerettet hätte. Vom Standpunkte der Echtheit schlägt Ikonnikov provisorisch folgende Erklärung dafür vor: in dem Schlupfwinkel, wo D. verborgen

gehalten wurde, war ebenso, wie auch später in Polen, nichts Umständliches über den Mord zu Uglič bekannt; als die Zeit gekommen war, Auskunft über seine Rettung zu geben, da hat der Prätendent die wahrscheinlichste Vermuthung gegeben, als ob die Mörder eben in der Dunkelheit der Nacht den untergeschobenen Knaben ermordet hätten. Ikonnikov selbst erklärt sich aber jetzt für eine andere Hypothese, nämlich dass die dem Carevič am nächsten gestandenen Männer Bogdan Beljskij und Nagie und ihre Vertrauten die ganze Intrigue mit einem PD eingeleitet hätten; als sie nun den zukünftigen Prätendenten mit Hülfe des Gregor Otrepjev bald nach dem Morde zu Uglič nach Polen exportirten, da haben sie eben vernachlässigt, dem Kinde die Umstände seiner Rettung einzuschärfen oder schriftlich beizugeben. Otrepjev kehrte nach Russland zurück, lebte eine Zeit lang im Wunderkloster und entfloh abermals nach Polen erst 1603 (?), als D. schon nach eigenen Vermuthungen die falsche Auskunft über seine Schicksale dem Wiszniewiecki im J. 1602 gegeben hatte. Das Gerücht von einem Demetrius erscholl, erst seit die Persönlichkeit des Prätendenten selbst zum Vorschein gekommen war. Vordem war das Volk überzeugt, dass Carevič ermordet war; es drang nun in den Vasilij Šujskij (?) mit der Forderung — eine Aufklärung über den erschienenen D. zu geben. Daraus folgert Ikonnikov, dass Niemandem in den Grenzlanden (Ukraina) oder in Polen von selbst der Gedanke einfallen konnte, als Demetrius aufzutreten. Nur ein Mann, welcher selbst an seine Identität mit dem D. glaubte, konnte es wagen und durch sein Hervortreten überall Zweifel an dem Tode des Carevič erwecken. Als er in Moskau erschien, da waren (dem Margeret, dem Chvorostinin u. a. m. zufolge) bereits die meisten Russen von seiner Echtheit überzeugt. Wenn die Argumente des PD I. für seine Echtheit sowohl in Polen, als auch in Russland so unwiderstehlich wirkten, da muss die Intrigue mit grosser Kunst vorbereitet gewesen sein. Nach der Hypothese des Ikonnikov (im zweiten Aufsatze) ging sie von einer Gruppe von Persönlichkeiten aus, welche — durch Verwandtschaft unter einander verbunden — nach der Ermordung des Demetrius auch gegen sich selbst Nachstellungen seitens des Boris erwarten konnten; deshalb hat diese Gruppe, um sich zu retten, zur Fälschung eines Prätendenten gegriffen. Nur diese in die Familienverhältnisse des Carevič eingeweihten Persönlichkeiten konnten einen solchen Demetrius schaffen, dass am Ende sowohl die Ausländer, als auch die Russen ihn für den echten annahmen. Ikonnikov hat aus dieser Gruppe

von Verwandten und Freunden nur den Beljskij und die Nagie genannt. Da er aber annimmt, dass Gregor Otrepjev zu der erwähnten Gruppe nahe gestanden war und ihr Dienste geleistet hat, so sind wohl auch die Romanovy und die Čerkaskie darunter einbegriffen. Ikonnikov vermuthet, dass diese Gruppe der Bojaren auch den Otrepjev überzeugt hat, dass der von ihnen beförderte Jüngling der wirkliche Carevič wäre. Margeret und Smith hätten über den PD nach seinen Erfolgen geurtheilt und wären auch gar nicht im Stande gewesen, ihn auf Grund von positiven Zeugnissen zu entlarven. An dem Mangel von Beweisen gegen die Echtheit des Prätendenten wäre am meisten Boris schuld gewesen; aus Furcht, seinen Antheil an dem Morde zu Uglič zu verrathen, suchte er die ganze Sache den Menschen aus dem Gedächtnisse auszumerzen, statt sie klar und offen Allen zur Kenntniss zu bringen. Der Nebel, von dem die Ereignisse zu Uglič umzogen waren, kam den Verschwörern zu statten. Die Thatsache des Mordes war für die Massen nicht über alle Zweifel erhaben und konnte also den Urhebern der Wirren zu keinem Hindernisse gereichen, einen lebendigen Demetrius gegen ihre Feinde loszulassen. Diese Leiter der ganzen Intrigue haben sich ziemlich kühl gegen die Partei des V. Šujskij verhalten, welche ihre Kreatur — den PD I. gestürzt hat. Deshalb haben sie auch nach dem Tode des PD I. den Schleier von seiner Vergangenheit keineswegs heben wollen, sondern vorgezogen Alles auf den Gregor Otrepjev zu wälzen. Solchen Gang der Gedanken hat also der Student Ikonnikov in seinem zweiten Aufsatze eingeschlagen. Im ganzen hat er zwei Erklärungen aufgestellt: entweder war es der echte Carevič oder ein Prätendent, welcher in dem Glauben an seine Rechte von einem intimen Kreise von Anverwandten des ermordeten Demetrius auferzogen wurde. Der zukünftigen Forschung hat er überlassen auf Grund eingehender Prüfung der historischen Quellen eine von den zwei Hypothesen zu streichen[1]). Bei den complicirten Problemen ist es in der That schon ein Fortschritt, wenn man alle die möglichen Lösungen auf zwei reducirt. Leider hat aber Ikonnikov nur diejenigen Varianten der Auflösungen analysirt, welche den Demetrius vom Gregor trennen; er hat es der Mühe gar nicht werth erachtet, der russischen officiellen Tradition an den Leib zu gehen. Die

---

[1]) Ausser Niemciewicz hat auch Nowakowski in seiner Dissertation »De Demetrio I.« (Berolini 1839) den Caren D. für den echten Carevič von Uglič und Sohn Johanns des Schrecklichen erklärt.

Aufsätze des Prof. Peter Kazanskij haben gegenüber den Anschauungen des Kostomarov und des Ikonnikov eine Reaction zu Gunsten der Legende vom Otrepjev eingeleitet [1]).

Prof. Kazanskij geht von der Ueberzeugung aus, dass D. seine Jugend in Russland verbracht haben muss. Wenn D. vom Knabenalter an in Polen bei den Jesuiten auferzogen wäre, so würde er immer erzählt haben, dass er bald nach seiner Rettung nach Polen exportirt worden wäre. Indessen stimmen alle Nachrichten von seiner eigenen Auffassung seiner Schicksale darin überein, dass er die Jugend in Russland verbracht hat. Er selbst soll einmal [2]) geäussert haben: ich habe eine gute Meinung von den Polen gehabt, jetzt sehe ich aber, dass sie Menschen, wie andere, sind. Car Boris und die Bojaren müssten früh oder spät Nachricht davon erhalten, dass D. von den Jesuiten auferzogen war, und es den Polen vorwerfen; davon finden wir aber keine Spur. Kazanskij wiederholt auch das Urtheil des Karamzin, dass die lateinischen Unterschriften des PD die schwache Hand eines Anfängers, die russischen aber — die sichere Feder eines Sekretärs (Djak) verrathen. Auf Grund dieser Betrachtungen verwirft Kazanskij die Erzählung des Bussow, als ob ein Jüngling aus Weissrussland sich von einem Mönche und Landstreicher, wie Otrepjev, zu einem so kühnen Unternehmen überreden lassen konnte. Ein Weissrusse oder ein Kleinrusse müsste, wie schon Margeret bemerkt hat, vor allem die grossrussische Sprache erlernen. Wenn nun D. ein Grossrusse war, so musste er eben Gregor Otrepjev gewesen sein. Boris war zweifelsohne im Stande die ganze Wahrheit zu erfahren. Seit dem Sturze des Caren D. haben alle Russen ohne Ausnahme ihn für den Otrepjev erklärt und gehalten. Das Zeugniss des Avraamij Palicyn, der Anschluss der officiellen Acten aus der Zeit der Romanovy an die Tradition vom Gregor sind für den Kazanskij entscheidend. Während wir die Beweisführung des Kazanskij für den grossrussischen Ursprung des D. billigen, müssen wir seine Argumenta a silentio für dessen Identität mit Otrepjev verwerfen. Kazanskij nimmt weder das Schweigen und das Lügen aus politischen Rücksichten, noch

---

[1]) Русскій Вѣстникъ 1877. Prof. P. S. Kazanskij, Untersuchungen über die Persönlichkeit des ersten Pseudodemetrius. (Petr Simonovič, Professor an der Moskauer Theologischen Akademie, † 1878.)

[2]) Русск. Истор. Библ., I. Дневникъ Борши (Wyprawa czara Moskiewskiego Dymitra), S. 374: »Zem iacos większego rozumiał o Polakach, ale tesz widzę ludzie, iako inszy«.

die geringe Zahl der Leute in Betracht, welche in den politischen Sachen zu sprechen hatten und sowohl die Meinung der Zeitgenossen, als auch die spätere Tradition mündlich oder schriftlich beeinflusst haben. Ohne kritischen Sinn, nur mangelhaft über den thatsächlichen Hergang der Begebenheiten unterrichtet, von Parteiinteressen oder persönlichen Rücksichten geleitet, konnte eine schwache Minderzahl durch ihre Aussagen die Wahrheit missverstanden, entstellt oder gefälscht haben. Andererseits musste die Zahl der Verschwörer, welche den D. vorbereitet haben, so gering gewesen sein, dass mit ihnen die Wahrheit leicht geradezu aussterben konnte; zu geschweigen, dass es sowohl unter der Regierung des D., als auch nach seinem Sturze über die früheren Schicksale des Caren etwas zu berichten geradezu gefährlich sein musste. Was den Boris anbetrifft, so halten wir es für bewiesen, dass er oder seine Regierung in den letzten Monaten seines Lebens die frühere Behauptung von der Identität des Demetrius mit dem Griška zurückgenommen hat. Seinen ersten Verdacht gegen Otrepjev hat Boris, wie es scheint, deshalb gefasst, dass gerade Otrepjev die Wirren vorbereitet und überall (vielleicht schon in Moskau) die Nachricht von dem in Polen erschienenen Demetrius verbreitet hat. Da D. in Russland sich unter einem fremden Namen aufgehalten hat, so ist es wahrscheinlich, dass einerseits D. bisweilen unter dem Namen Otrepjev, andererseits auch Otrepjev unter dem Namen des D. hie und da aufgetreten waren. Deshalb konnte die Moskauer Regierung einerseits den Otrepjev beschuldigen, den Namen des Demetrius angenommen zu haben, andererseits von dem Pseudodemetrius das Gerücht verbreiten, dass er den Namen des Otrepjev abgelegt und dem Mönche Leonid übergeben hätte. Kazanskij übersieht auch, was schon Ikonnikov hervorgehoben hat, nämlich dass die Verschwörer, welche den D. gestürzt haben, selbst in Bezug auf die Persönlichkeit des gefallenen Caren noch Zweifel gehegt haben. Sie mussten dem Volke den Namen des vermeintlichen Betrügers nennen und sind also zu der Behauptung des Boris zurückgekehrt. Die Tradition von der Identität des D. mit dem Gregor blieb auch unter den Romanovy bestehen, vielleicht weil der Patriarch Philaret selbst nie genau in die Fäden der Verschwörung eingeweiht war, vielleicht auch, weil er selbst einer von den Leitern des ganzen Unternehmens des PD gewesen ist und die ganze Sache gern vergessen machen wollte. Peter Kazanskij wie auch andere Verfechter der Identität des D. mit dem Gregor behaupten, dass ihre Lösung der Frage die meisten historischen

Zeugnisse für sich hat. Darin haben sie Recht, aber das Problem darf nicht durch das einfache Nachzählen der Stimmen entschieden werden. Es ist noch eine Frage, ob die Zeitgenossen und Parteiführer, ja ob Car Demetrius selbst über die Anfänge der Intrigue eine klare Vorstellung gewinnen konnten. Gerade vom Standpunkte des Karamzin und des Kazanskij, welche das ganze Unternehmen auf die Initiative eines einzelnen Betrügers zurückführen, ist es möglich, dass die Geschichte des PD für die herrschenden Klassen Moskaus immer ein Räthsel geblieben ist; sie konnten sich nie über das Niveau der mehr oder weniger wahrscheinlichen Vermuthungen erheben. Wenn aber die Anstifter der Wirren auch zu den Kreisen der Bojaren oder der Geistlichkeit gehört haben, so beschränkte sich das genaue Wissen der Wahrheit auf wenige durch Blutverwandtschaft, Gemeinschaft des Strebens, Ineinanderfallen der Interessen verbundene, auf ewiges Schweigen verurtheilte Personen. Neben der Unmöglichkeit etwas Sicheres zu wissen, hat aber auch die vorsätzliche Fälschung von Nachrichten zersetzend auf die officiellen Acten und die Annalen gewirkt. Alle russischen historischen Quellen stimmen darin überein, dass Griška unter dem Namen des Demetrius geherrscht hat. Man darf aber nicht übersehen, dass in Bezug sowohl auf die Charakteristik des Betrügers, als auch auf seinen Lebenslauf die einzelnen russischen Quellen dermassen einander widersprechen, dass man sich gar nicht auf ihre Uebeinstimmung hinsichtlich des Namens brüsten darf. Unter demselben conventionellen Namen des Griška schildern sie unserer Ansicht nach zwei ganz verschiedene Persönlichkeiten, zwei einander durchkreuzende Lebensgeschichten. Umsomehr mangelt an jeglichem Grunde die Vorstellung des Kazanskij, dass die polnischen Nachrichten über den D. mit der Auskunft, welche die russische Regierung über den Otrepjev gegeben hat, irgendwie ausgeglichen werden könnten. Alle die polnischen Quellen kennen den D. schon seit dem J. 1601 beim Ostrogskij. Gewagt scheint uns auch der Versuch des Kazanskij zu sein — alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, welche für seine Annahme aus dem Umstande entstehen, dass Gregor Otrepjev als Djakon des Wunderklosters und als Djak des Patriarchen Hiob Vielen aus der Geistlichkeit und aus dem Adel bekannt sein musste. Kazanskij macht die Vermuthung, dass die meisten auf ihn zu der Zeit noch keine Aufmerksamkeit gerichtet haben; er hebt hervor, dass PD als Car vorsätzlich keinen Bart getragen hat und vor dem Volke immer nur mit bedecktem Haupte erschienen war u. d. g. m. Der Umstand, dass

der Protopop Euthymij den Gregor ins Kloster anempfohlen, dass Hiob ihm seinen Segen zum Diakonat gegeben und bald darauf zu sich ins Haus genommen hat, dann aber auch der ganze Process gegen Otrepjev wegen Ketzerei, dies Alles zeugt davon, dass Otrepjev Dank seiner Begabung und seinen Fürbittern sowohl im Kloster, als auch beim Hofe des Patriarchen allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat[1]). Im J. 1602 (nach Boris sogar im J. 1603) ist er aus Moskau entflohen, und im J. 1605 soll man diesen 22—24 jährigen jungen Mann gar nicht erkannt haben, nur weil er sich das Bärtchen geschoren! Kazanskij thut auch Unrecht, wenn er keine Bedeutung demjenigen Umstande beimisst, dass die Bojaren und die Geistlichkeit dem PD so leicht gehuldigt haben. Er weist darauf hin, dass ein Theil des russischen Adels, ein Trubeckoj, Čerkaskij, Sickij u. d. g. a. m. auch dem zweiten PD gedient haben, obgleich Niemand daran gezweifelt hätte, dass dieser grobe Bauer ein Betrüger war. Wir müssen gegen jeden Rückschluss von der Geschichte des zweiten PD auf die Verhältnisse des ersten Einspruch erheben. Rückschlüsse sind an ihrem Platz, wo man mit einem festen, Jahrhunderte währenden Brauche oder mit allmählich sich entwickelnden Institutionen zu thun hat. Wo aber die Gesellschaft eine Erschütterung nach der anderen erlebt, da verändert sie sich bis zur Verleugnung ihrer Vergangenheit. Die herrschenden Klassen Russlands haben mit geringen Ausnahmen treu dem Caren Boris gedient, bis sie der Glücksstern des D. geblendet hat; sie haben ihm gehuldigt und dadurch die Unrechtmässigkeit der Godunovy anerkannt. Einzelne, wie Basmanov, haben gewisse Zweifel gegen die Echtheit des neuen Caren gehegt, Niemand hat aber an ihm einen gemeinen Landstreicher gerochen; sogar die Verschwörer, welche ihn gestürzt haben, fühlten sich später gezwungen ihre Gewaltthat durch vermeintliches Geständniss des D., dass er wirklich Otrepjev wäre, zu beschönigen. Unter dem Drucke des Bewusstseins, dass sie schon zweien unrechtmässigen Caren, vielleicht sogar einem Landstreicher aus Versehen gedient haben, wurden der Adel und die Geistlichkeit viel mürber in ihren monarchischen Gefühlen. Man muss

[1]) In der »Anderen Sage« heisst es, dass Gregor O. in Moskau vielen Mönchen und vielen Laien, sogar den Männern aus der Mitte der Regierung bekannt war (А егда же жительство имый въ царствующемъ градѣ Москвѣ, знаемъ бяше многими отъ мірскихъ человѣкъ, такоже и отъ властей и отъ многихъ инокъ). Dem Neuen Annalisten zufolge ist Griška im Hause des Hiob dem Metropoliten von Rostov in die Augen gefallen.

auch bedenken, dass die nächste Umgebung des PD sogar noch während seines Anmarsches gegen Moskau, nie die ihm schuldige Ehrerbietung vergessen hat, wie wir es in dem Lager von Tušino oder in dem Heere eines Pugačev beobachten können. Grosses Gewicht legen wir darauf, dass Peter Kazanskij selbst bei der traditionellen Vorstellung vom Gregor Otrepjev nicht hat bleiben können. Sowohl die Regierung des Šujskij, als auch jene des Michail Romanov, resp. des Patriarchen Philaret, haben es vermieden, genaue Auskunft über die Jugend des Otrepjev zu geben. Kazanskij will es dadurch erklären, dass über der Wiege des Gregor wohl ein gewisses Geheimniss schwebte. Er war wahrscheinlich gar nicht der Sohn des Bogdan Otrepjev, sondern ein uneheliches Kind einer hochgestellten Persönlichkeit, welches von der Familie Otrepjev adoptirt und von ihr seinen Namen erhalten hat. Da Kazanskij dabei die Bemerkung macht, dass die Güter der Romanovy unweit vom Železnoborovskijkloster Johanns des Täufers gelegen waren, so erhält der Leser von selbst die Vermuthung, als ob der Verfasser die Herkunft des Otrepjev gerade mit dieser Familie in Verbindung zu bringen meinte [1]). Die ganze Charakteristik seines Otrepjev gibt Kazanskij natürlich weder nach den Briefen des Boris, noch auch nach Margeret oder Petrejus, sondern ausschliesslich nach der »Sage aus dem J. 1606«. Er schildert ihn als einen munteren, geistig angeregten, mit schneller Auffassungsgabe begabten, dabei aber etwas verwöhnten Knaben, welcher auch eine höhere Erziehung, als wie sie dem Sohne eines Strelitzenhäuptlings geziemen würde, genossen hatte. Gregor wird wohl gewusst haben, dass er kein Sohn des Paares Otrepjev war, wenn der Name seiner wirklichen Eltern ihm auch verborgen blieb. Das Missvergnügen mit seiner schiefen Lage und eine gewisse Empfindlichkeit gegenüber den zufälligen äusseren Eindrücken haben den Gregor ins Kloster geführt. Nach der Vermuthung des P. Kazanskij hat Gregor die Bekanntschaft mit dem H. Tryphon nicht in Moskau, sondern unweit des Landgutes der Romanovy wohl im J. 1595 gemacht und sich, 14 Jahre alt, von ihm scheeren lassen. Während des Aufenthaltes des Sapieha in Moskau konnte dann der Djakon Otrepjev zu den Polen in nähere Beziehungen treten. Wir sehen, dass P. Kazanskij aus den russischen Quellen ganz willkürlich

[1]) Kazanskij meint das Dorf Domnino (Bezirk der Stadt Buj), welches von Hause aus den Šestovy angehört hat, da aber Theodor Romanov mit der Ksenija Šestova vermählt war, so kann eben nur er unter den Brüdern Romanovy in Betracht kommen.

nur diejenigen Züge für seine Charakteristik genommen hat, welche auf den späteren Caren D. I. passen konnten; über alle Widersprüche dieser Quellen ist er dagegen geradezu hinweg gesprungen. Nach dem Briefe des Boris war ja Otrepjev mehrmals seinem Vater entlaufen (vgl. Petrejus), hat gesoffen, gespielt, gestohlen, ist von seinem Herrn Michail Romanov verjagt worden und hat nur aus Furcht vor Todesstrafe die Kutte genommen. Aus diesen vom Verfasser vorsätzlich übersehenen Charakterzügen kann man ja neben dem Gregor des Kazanskij ganz gut noch einen zweiten Gregor zusammensetzen. In seiner Vermuthung, dass Gregor keineswegs ein Sohn des Paares Otrepjev war, stützt sich Kazanskij auf die Nachricht des Barezzo Barezzi und der Tragoedia Moscovitica, als ob D. sacerdotis nothus gewesen wäre; dagegen verwirft er ohne weiteres die Masse von Nachrichten bei Massa, Bussow, Margeret, Barezzo Barezzi, welche der Moskauer Tradition widersprechen. Was die Organisation der Intrigue anbetrifft, so findet es Kazanskij für unmöglich, dass gerade die Bojaren den PD vorbereitet hätten. Die Bojaren würden es nie dazu kommen lassen, dass der zukünftige Prätendent sich zum Mönche scheere, denn die Mönchskutte wäre ja immer ein Hinderniss für das Erlangen des Thrones gewesen. Dann würden auch die Bojaren ihren Kandidaten besser über den Mord zu Uglič unterrichtet haben. Die Bojaren waren so wie so gefährlich für die dynastischen Absichten des Godunov. Nicht die Nachrichten von dem in Polen erschienenen Prätendenten haben die Verfolgung der Bojaren seitens des Boris (?), sondern umgekehrt, die Verfolgungen gegen die Bojaren haben die Erfolge des Prätendenten hervorgerufen. Der alte Mstislavskij war bereits im J. 1586 gestorben; sein Sohn war ein durch und durch friedfertiger Mann und behauptete einen der ersten Plätze unter den Bojaren während der ganzen Wirrenzeit — unter Boris, Demetrius, V. Šujskij, Michail Romanov. Der schon längst beargwohnte und verfolgte Beljskij konnte schwerlich aus seiner weitentlegenen Verbannungsstätte einen Prätendenten abgerichtet haben. Nach Moskau unter Theodor Borisovič Godunov zurückgekehrt, hat er nach Margeret beim Anmarsche des D. zusammen mit Mstislavskij und Šujskij den Versuch gemacht, das Volk vor der Anerkennung des Prätendenten zurückzuhalten [1]). Als der Versuch gescheitert war, da hat er (nach Bussow),

[1]) Diese Behauptung ist nicht korrekt, bei Margeret steht nur: Mistisloftsqui, Choutsqui, Belsqui et autres estant envoyez pour appaiser le tumulte, les lettres furent nonobstant leuës publiquement.

am Tage des Einzuges des PD in die Stadt Moskau, vor dem Volke ihn für den wahren Sohn Johanns des Schrecklichen erklärt und darauf das Kreuz geküsst. Der Djak Andrej Ščelkalov ist um das J. 1594—95 gestorben (?), sein Bruder, der Djak Vasilij Ščelkalov wurde zwar um das J. 1602(?) verabschiedet, aber ohne Aechtung. In demselben Jahre hat Boris den Ivan Romanov und Fürst Ivan Čerkaskij aus der Verbannung nach Moskau berufen, Nagie lebten auch in der Verbannung über die einzelnen Städte zerstreut. Kazanskij bestreitet, dass D. die Čerkaskie, Nagie oder irgend welche andere Bojarenfamilie, welche gewöhnlich der Theilnahme an der Verschwörung verdächtigt wird, bevorzugt hätte. Nur gegen die Carin Witwe hat Kazanskij einen gewissen Verdacht, dass sie sich schon ziemlich früh auf gewisse heimliche Verhandlungen mit dem D. eingelassen hätte. In der nächsten Umgebung des Caren Demetrius war Niemand zu finden, der für einen früheren Freund und Mithelfer des PD gelten könnte. Ohne Zweifel hat es seinerzeit solche Mithelfer gegeben, indessen sind sie entweder durch die Nachsuchungen des Boris entdeckt und umgebracht worden, oder, von dem PD selbst vernachlässigt, in Vergessenheit geblieben. Kazanskij leugnet auch, dass D. durch und durch eine Herrschernatur gewesen wäre. Mit dem Margeret, welcher die glänzenden Eigenschaften des Caren D. I. schildert, findet sich Kazanskij durch die Bemerkung ab, dass er ein käuflicher Krieger gewesen. In der vermeintlichen Majestät und Sicherheit des Auftretens des PD. I., welche seinen Glauben an die Abstammung von Johann dem Schrecklichen bezeugen sollte, sieht Kazanskij bald eine seltene Verwegenheit und eisernen Willen, bald die Ueberzeugung, dass er genug Vorsichtsmassregeln getroffen und genug Macht besitze, um jeglicher Gefahr entgegenzusteuern. Dass D. nur als Schauspieler in der Carenrolle einer Haupt- und Staatsaction aufzufassen wäre, haben schon früher Andere angenommen. Kazanskij geht noch weiter und findet, dass er seine Rolle dabei schlecht gespielt und dass unter dem Hermelinmantel immer die Lumpenkutte eines landstreichenden Mönches hervorgeblickt hätte. Was den religiösen und kirchlichen Standpunkt des Caren D. anbetrifft, so glaubt Kazanskij, dass ihm der Ritus und die Gesetze der russischen Orthodoxie gut bekannt waren und dass er sie auch beobachtet hat, soviel es eben der Anstand erforderte [1]). Als

[1]) Auch Levitskij führt den Beweis, dass PD I. nie daran ernst gedacht hätte, die Russen zum römischen Katholicismus zu bekehren, und dass die Vorstellung, als ob er die kanonischen Regeln der orthodoxen Kirche mehr-

eine Verletzung des orthodoxen Brauches betrachtet man bisweilen, dass die Vermählung des PD I. mit Marina Donnerstag am Vorabende eines Feiertages (des St. Nikolajtages) stattgefunden hat. Doch gab es damals in Russland noch keine feste Regel darüber, an welchen Tagen die Trauung verboten sein soll; sie rührt erst seit der Regierung der Kaiserin Katharina II. her. Man hat dem Caren Demetrius weiter vorgeworfen, dass er sich mit einer Katholikin vermählt hat, ohne sie vorher umgetauft zu haben. Indessen ist die Regel, die Katholischen beim Uebergange zur russischen Orthodoxie sich noch einmal taufen zu lassen, erst auf einer Synode unter dem Patriarchen Philaret festgesetzt worden; diese Regel wurde bald darauf unter dem Drucke der Patriarchen des Orients abgeschafft. Die Einwendung, dass die Mönchszelle keine Helden erziehen kann, entkräftet Kazanskij durch die Beobachtung, dass ein Kriegsjahr einen gewöhnlichen Bauer zu einem guten Soldaten ausgestalten kann[1]). Als Ergebniss seiner Untersuchung stellt Kazanzkij den Satz auf, dass es an genügenden Gründen fehle, die Identität des D. mit Gregor zu leugnen. Mit gewissen Beschränkungen lassen wir die Beweisführung des Kazanskij gelten, dass die Bojaren mehr einen passiven, als einen activen Antheil an der Intrigue genommen haben. Sie haben die Ereignisse nur ruhig ihren Weg gehen lassen, haben die Bewegung keineswegs bekämpft, sondern auf ihren Ausgang gelauert und ihren Erfolg ausgenutzt. Wir erkennen auch an, dass Kazanskij durch seine allgemeinen Kombinationen theoretisch die Möglichkeit der Annahme erwiesen hat, dass PD aus den Kreisen der russischen Mönche hervorgegangen war. Aber sein Hauptproblem — die Identität des Demetrius mit dem Gregor hat er eigentlich gar nicht berührt. Er hat sich ausschliesslich auf die russischen Quellen gestützt, welche diese

---

mals verletzt hätte, auf einem Missverständnisse beruhte. Wenn z. B. Demetrius sich an einem Donnerstage mit der Marina vermählt hat, so war es damals noch durch keine Regel verboten.

[1]) Im Juni 1604 hat Boris Godunov die Mannschaften der Klöster und der Geistlichkeit sich bewaffnen und nach Kaluga ziehen lassen, um das Heer gegen den Falschen D. zu verstärken. Er erinnert dabei, dass in früheren Zeiten nicht nur die Diener der Geistlichkeit, sondern die Mönche, die Priester, die Diakonen selbst in den Krieg zogen (Собр. Г. Г. и Д., т. II, Nr. 78: »Первѣе бо не толѣ слуги святителей и монастырей, но сами старцы, священницы и діаконы въ нашествіе нечестивыхъ множицею на войну исхождаху, крѣпцѣ вооружахуся, храбро борющеся . . мы же сего не возхотѣхомъ, да не опустѣютъ храмы Божіе безъ пѣнія . .«).

Identität als etwas Gegebenes behandeln und die Möglichkeit den D. vom Griška zu trennen gar nicht ins Auge fassen. Die Zweifel an dieser Identität beginnen, erst wenn man die polnischen und jesuitischen officiellen Acten, dann die Chroniken des Margeret, Massa, Bussow als historische Quellen heranzieht, die den russischen ebenbürtig sind. Kazanskij hat weder die ausländischen Quellen einer genügenden Prüfung unterworfen, um das Recht zu haben, sie über Bord zu werfen, noch eine ernste Erklärung gegeben, weshalb drei Chroniken ganz unabhängig von einander auf den Gedanken verfallen sind, neben Gregor Otrepjev noch den Demetrius zu unterscheiden.

Als Prof. Kazanskij sich für einen Augenblick von der starren officiellen Tradition befreit und seine geistreiche Annahme, als ob Gregor kein rechtmässiger Sohn des Paares Bogdan und Barbara Otrepjev gewesen wäre, auf Grund seines Gesammteindruckes von den Begebenheiten der Wirrenzeit ausgesprochen hatte, da hat er eigentlich einen Weg betreten, welcher ihn trotz der Beibehaltung des Namens Otrepjev für den Prätendenten weit von den gewöhnlichen Vorstellungen der russischen historischen Quellen ablenken musste. Kazanskij selbst ist vor den Folgesätzen seiner Annahme zurückgeschreckt, um nicht den Boden der Tradition unter den Füssen zu verlieren. Eine von den möglichen Folgerungen aus seiner Vermuthung hat aber viel später der Publizist Suvorin in einigen Zeitungsartikeln gemacht[1]. Suvorin sucht es glaubwürdig zu machen, dass unter dem Namen des Gregor Otrepjev eben der wirkliche Carevič D. auferzogen worden wäre. Er glaubt, dass gleich nach der Ermordung des Carevič zwei Legenden unter dem Volke entstanden sind; die eine lautete, dass D. durch den Godunov umgebracht, die andere — dass er gerettet worden wäre. Beide Legenden waren gegen den Boris Godunov gerichtet und blieben ihm wohl nicht unbekannt. Die Legende von der Errettung wäre nun, nach Suvorin, wiederum emporgekommen, sobald das Gerücht vom Prätendenten Moskau erreicht hat. Wir müssen daran erinnern, dass in den historischen Quellen vor dem J. 1600 keine Spur von dieser Legende zu spüren ist. Diese Legende will nun Suvorin gegen alle Einwendungen vertheidigen. Er baut eine Vermuthung über der anderen mehr nach eigener reichen

[1] Novoje Vremja 1894, Nr. 6537, 6540, 6559, 6563, 6565. Diese Artikel des Redakteurs der »Neuen Zeit«, Suvorin, bilden zum Theil eine kritische Beurtheilung der Untersuchungen des Prof. Ilovajskij über den Falschen Demetrius.

Phantasie als nach irgend welchen positiven historischen Zeugnissen. Demetrius hätte sich im Anfalle der Epilepsie verwundet, man hätte ihn bereits für todt gehalten und dafür die Bitjagovskie ermordet, nun hätte man aber bemerkt, dass Carevič noch lebe, da wäre man auf den Gedanken gekommen ihn zu retten. Athanasij Nagoj wäre nach Jaroslavlj zu Jerom Horsey in dieser Angelegenheit gesprengt, darauf hätte man den D. in die Familie Otrepjev unter einem fremden Namen untergebracht. Boris hätte nach dem Knaben geforscht, die Nagie gefoltert, die Einwohner von Uglič für ihre Verschwiegenheit hart bestraft. Der Untersuchungsrichter V. Šujskij hätte ja den Carevič gar nicht gekannt und eine andere Leiche zu Uglič für den ermordeten Carevič gehalten. Es blieb für Suvorin noch eine Schwierigkeit zu überwinden: wie konnte der epileptische Knabe zum rüstigen Helden aufwachsen? Suvorin greift hier zur Hilfe der französischen Neuropathologen: seinen Erkundigungen in der einschlägigen Litteratur zufolge wäre die Fallsucht bei Kindern eigentlich keine rechte Epilepsie. Dann komme es vor, dass Epileptiker nur ein paar Anfälle der Krankheit in ihrem ganzen Leben erleiden. Wir haben zwar keine Nachrichten, dass Car D. je an der Fallsucht gelitten hätte, indessen seinem Charakter nach scheint er dem Suvorin ein echter Typus von einem Epileptiker gewesen zu sein, wie einen solchen die Aerzte schildern. Die Mischung von Grossmuth und Grausamkeit, von Schwermuth und Heiterkeit, Misstrauen und Sorglosigkeit, kein rechtes Versändniss weder für das Gute, noch für das Böse, die Ausdauer in der Verfolgung von phantastischen Zielen, die ungleichmässige Länge der Hände u. dgl. m., alle diese Eigenschaften lassen sich beim D. aus verschiedenen russischen Quellen aufweisen und zeugen, nach Suvorin, von dem epileptischen Temperament des Caren. Kein Wunder, dass man ihn bald für einen Mönch, bald für einen polnischen Junker (Šlachtič) gehalten hat. Vom Standpunkte der psychologischen Ererbungstheorie glaubt Suvorin beim Caren D. gewisse Charakterzüge seines Vaters Johanns des Schrecklichen zu erkennen: dieselbe Wollust, derselbe Eigenwille, dasselbe Schwanken zwischen Religiosität und Frivolität etc. Was die einander widersprechenden Neigungen des D. anbetrifft, so müssen wir Suvorin darauf aufmerksam machen, dass er sie keineswegs aus einer einzigen bestimmten historischen Quelle, sondern aus einer Menge von verschiedenartigen Sagen, Annalen und Chroniken entlehnt hat. Es ist noch eine Frage, ob diese dem D. zugeschriebenen einander widersprechenden Eigenschaften wirk-

lich von seinem epileptisch angelegten Naturell und nicht vielleicht von der Verschiedenartigkeit der historischen Quellen abhängen, je nachdem sie mehr oder weniger unterrichtet, freundlich oder feindlich gegenüber dem D. gestimmt waren. Die Widersprüche zwischen den einzelnen Quellen betreffen ja nicht nur die Eigenschaften seines Charakters, sondern auch die rein äusseren Begebenheiten seines Lebens, z. B. den Dienst beim Romanov, das Jahr der Flucht nach Polen u. dgl. m. Wenn man die ausländischen Quellen den russischen für ebenbürtig hält, so kommt man sogar zu dem Schlusse, dass auf den Namen Gregor Otrepjev zwei Charaktere von zwei verschiedenen Männern — vom Gregor und dem D. — übertragen sind. In Betreff der Ererbung von psychischen Eigenschaften Johanns des Schrecklichen muss man noch vorsichtiger sein, denn es handelt sich hier gar nicht um irgend welche nur einer gewissen Familie eigenartige Sonderbarkeiten, sondern um sehr verbreitete Mängel derjenigen unbeschränkten Machthaber, welchen es eben an innerem Halt gebricht. Manche von den Charakterzügen, welche dem Caren Johann dem Schrecklichen und D. I. gemein sein sollen, könnte Suvorin auch beim Fürsten Chvorostinin, dem arroganten Liebling des Caren D., finden. Ueberhaupt bietet gerade die Ererbungstheorie den besten Beleg gegen die Echtheit des PD. Es ist kaum zu glauben, dass der rüstige Held, welcher im J. 1605 sich die Krone erworben, ein Sohn des durch alle möglichen Excesse erschöpften 50jährigen Johanns des Schr. gewesen; viel wahrscheinlicher deucht es, dass nur der epileptische, herzlose Knabe zu Uglič, wie ihn die Ausländer und die Untersuchungsakten aus dem J. 1591 schildern, ihn seinen Vater heissen durfte. Wenn man aber diese unsicheren psychopathologischen Combinationen bei Seite lässt, dann bleibt doch die Hauptsache bei Suvorin unbewiesen, nämlich, wie Demetrius, der vor den Augen der ganzen Stadt Uglič auferzogen und ebenso ums Leben gekommen war, doch am Ende vom Tode gerettet und vor den Nachforschungen des Boris verborgen werden konnte? Wie konnte auch neun Jahre lang die Thatsache, dass Carevič am Leben geblieben war, ganz und gar verheimlicht werden? Solche wenig wahrscheinliche, beinahe unmögliche Vermuthungen dürfen nur auf Grund ganz positiver, keinem Zweifel, keiner anderen Deutung unterliegenden Zeugnisse aufrechtgehalten werden. Diese Zeugnisse ist uns Suvorin, nicht minder wie die Jesuiten, schuldig geblieben.

Die Alles zermalmende Analyse des Peter Kazanzkij hat jedoch

die Autorität eines Margeret oder eines Bussow nicht untergraben können. Bestužev-Rjumin hat in der »Russischen Geschichte« bei aller seiner Unschlüssigkeit am Ende doch eine gewisse Neigung gezeigt, auf Grund der Nachrichten des Margeret den Demetrius vom Gregor Otrepjev zu trennen [1]. Auch Prof. Ilovajskij ist in seiner »Russischen Geschichte« [2] auf die Theorie der Trennung zurückgegangen und einerseits die Nachrichten des Bussow mit denjenigen des Isaak Massa, andererseits die späteren Ansichten des Kostomarov mit denjenigen des Fürsten Obolenskij combinirt. Ilovajskij geht aber grundsätzlich nicht von der peinlichen Prüfung der Quellen, welche er dem Prof. Platonov geradezu zum Vorwurfe macht, sondern im Gegentheil von einer allgemeinen Anschauung aus, auf Grund deren er dann die einzelnen Geschichtschreiber mustert. Seine Grundanschauung über die Persönlichkeit des PD besteht darin, dass man dem Caren vor allem einen polnischen Junker anriecht: er spricht ein gutes Polnisch, jagt den Frauen nach, tanzt und prasst, ist dabei auch ein eitler, leichtsinniger Haudegen. Auf Grund dieses Leitmotivs erklärt ihn Ilovajskij für einen polonisirten Westrussen, der an den Höfen des halbrussischen, halbpolnischen Adels aufgewachsen und eben von einigen adligen Familien des polnisch-litauischen Königthums als Carevič Demetrius nach Moskau ausgesandt worden war. Nun scheidet Ilovajskij zu Gunsten dieser seiner Anschauung Alles aus den Quellen aus, was sich damit nicht vereinigen lässt, passt aber andererseits manche Nachricht in sie hinein, die sonst als unzuverlässig bei Seite gelegt wird. Wir sind weder mit der Methode, noch mit dem Leitmotive beim Prof. Ilovajskij einverstanden. Wenn der Historiker auch wirklich seine Spürkraft zur ultima ratio erheben dürfte, so würden wir dem Caren D. I. keineswegs einen polnischen Junker, sondern eher schon einen Kosaken anriechen, der sich hinter die Mönchskutte versteckt. Eine reichbegabte Barbarennatur, fand er seine Freude daran, im Genusse des polnischen Kulturlebens zu schwelgen. Er scheint aber diesen Hang zum polnischen Hofleben weder ererbt, noch mit der Milch eingesogen zu haben. Gerade der Reiz der Neuheit zog ihn wie an die philosophischen Studien oder theologischen Disputationen, so

[1] Journal des Unterrichtsministeriums 1887, Juli, S. 98: »Указаніе на то, что Отрепьевъ и Лже-Дмитрій — два лица, едва ли не слѣдуетъ принять (Маржеретъ)«.

[2] Д. Иловайскій, Смутное время Московскаго Государства (Окончаніе Исторіи Россіи при первой династіи, 1894).

auch an die polnische Tafelmusik. Wenn er aber auf einmal ein Pferd oder einen Bären erblickte, da wallte in ihm das Kosakenblut auf; er vergass den Werth und die Würde seiner hohen Stellung, in einem Augenblicke war er im Sattel, oder war bereit mit der Gabel sich über den Bären zu werfen. Von einem polnischen Hofjunker hatte er aber nur so viel, wie Peter der Grosse von einem holländischen Seemanne. Wir wagen indessen nicht, uns auf die allgemeinen Anschauungen zu verlassen. Statt die Geschichtswerke der zeitgenössischen Ausländer zu zerbröckeln, um dann nach Gefallen ein Mosaikbild von einem Šlachtič oder einem Kosaken zusammenzustellen, wollen wir zuerst jede von den drei wichtigsten ausländischen Chroniken (die des Margeret, des Bussow und des Massa) — als ein organisches Ganzes für sich allein — prüfen und jeden von den drei Verfassern als eine lebendige Persönlickeit auffassen und beurtheilen. Man will bisweilen die Zeugnisse des Margeret aus dem einzigen Grunde verwerfen, weil er als Condottiere dem Boris, den Demetrii I. und II., endlich dem König Sigismund ohne Unterschied gedient hat. Dasselbe hat aber auch Bussow, zum Theil auch Philaret Romanov, der Patriarch des Schelmes von Tušino, durchgemacht. Für die Männer der Wirrenzeit beweisen solche Rösselsprünge keineswegs ihre persönliche Unzuverlässigkeit auf jeder einzelnen Stufe, am wenigsten ihre unverbesserliche Verlogenheit. Wenn Margeret vor dem König Heinrich IV. von Frankreich, welcher selbst, wie bekannt, kein starrer Doktrinär war, seinen Dienst beim Caren D. I. zu rechtfertigen wünschte, so könnte er den Standpunkt des Chvorostinin oder des Bussow dazu gebrauchen, statt den Beweis der Echtheit des Caren zu führen und dadurch Gefahr zu laufen, von einem anderen Schriftsteller widerlegt, vielleicht sogar geradezu blamirt zu werden: ganz Russland hat seiner Zeit ihn für den Sohn Johanns des Schrecklichen angenommen, wie könnte auch Margeret sich nicht bethören lassen, oder weshalb durfte er nicht, wie Bussow, einem talentvollen Usurpator seinen Degen zu Diensten stellen, ohne an seine Rechte zu glauben. Am allerwenigsten brauchte Margeret die Legende der Jesuiten vorsätzlich vor dem toleranten Heinrich IV. zu verfechten. Es ist auch nicht der Car Demetrius I. speciell, sondern überhaupt Russland das Ziel der Lobsprüche des Margeret [1]. Wir finden nur ein persönliches Motiv beim französi-

[1] Vgl. Margeret's Widmung an den König: Cela . . leveroit l'erreur à plusieurs qui croyent que la Chrestienté n'a bornes que la Hongrie. Car ie

schen Geschichtschreiber: er möchte Heinrich dem IV. seinen Herrn D. I. auf's Wärmste empfehlen, als einen Herrscher, der für die Sache der Christen Grosses zu leisten im Begriff stand und vom französischen König mit grosser Ehrfurcht gesprochen hat. Durch seine Pläne gegen die Türken hat also D. I. das Herz des Margeret für sich gewonnen [1]). Nun war es aber ein rechtschaffenes Herz; dafür haben wir ein Zeugniss des Bussow. Der deutsch-protestantische Chronist sagt nämlich von seinem französisch-katholischen Kollegen: »Anno 1606. Im Januario bestellet er drey Capitains. Der erste war ein Frantzoss, redete aber fertig Teutsch, ein frommer verständiger Mann, hiess Jacobus Marsereth, hatte unter sich 100 Hertzschierer«. Zur Zeit des Boris hat das Moskauer Heer seinen Sieg über den PD bei Dobryniči vor allem dem Margeret verdankt. Es darf also weder von der Käuflichkeit, noch vom Leichtsinne des Margeret die Rede sein [2]). Wenn er über die Begebenheiten zu Uglič Unglaubliches berichtet hat, so kommt es nur daher, dass er im J. 1591 noch nicht in Russland zugegen war und über die Kindheit des D. nach Hörensagen erzählt hat. Ueber die Persönlichkeit des Caren D. I. fällt er aber sein Urtheil als Augenzeuge. Nun ist Margeret der einzige Mann, welcher uns ein Zeugniss über die russische Sprache des Caren D. I. zurückgelassen hat. Nach Margeret haben die meisten Ausländer den PD für einen Polen, einen Transilvanier oder sonst für einen Fremdling gehalten und es dadurch zu beweisen gesucht, dass er die russische Sprache nicht rein genug ausgesprochen und dass seine Lebensart und Verachtung der russischen Sitten

---

puis dire avec verité que la Russie, de laquelle j'entreprends icy la Description par le commandement de Vostre Majesté, est l'un des meilleurs boulevards de la Chrestienté, et que cet Empire et ce Pays-là est plus grand, puissant, populeux et abondant que l'on ne cuide etc.

[1]) Enfin la Chrestienté a perdu beaucoup en sa mort, si ainsi est qu'elle le soit, comme il est fort vray semblable, mais je parle en cette façon, d'autant que je ne l'ay veu mort de mes yeux, à cause que j'estois pour lors malade.

[2]) Boris Empereur de Russie, il m'honora du commandement d'une Compagnie de Cavalerie, et apres son decez Demetrius receu audit Empire me continua en son service, me donnant la première Compagnie de ses Gardes, et pendant ce temps i'eu moyen d'apprendre, outre la langue, une infinité de choses concernans son Estat, ce que i'ay representé par ce petit discours avec si peu d'affection, voire avec tant de naïfveté, que chacun y reconnoistra la verité, laquelle les anciens ont dit estre l'ame et la vie de l'histoire.

seinen polnischen Ursprung verrathen hätten. Diese Ausländer haben also ungefähr dieselbe Meinung ausgesprochen, welche Prof. Ilovajskij sich angeeignet hat[1]). Margeret, selbst ein Ausländer, aber der russischen Sprache mächtig, verwirft diese Argumente der Ausländer. Er hält den D. für einen Grossrussen, hat ihn selbst russisch sprechen hören und findet seine Aussprache ganz correct; wenn D. I. aber auch wirklich gewisse einzelne Worte fehlerhaft ausgesprochen hätte, so müsste man es durch seine lange Abwesenheit aus dem Vaterlande erklären. Nun macht hier Ilovajskij aus dem Conditionel den Indicativ[2]) und erklärt den Margeret selbst für nicht genug competent, um über die Correktheit der russischen Aussprache urtheilen zu dürfen. Wenn aber Margeret kein sicheres Urtheil in dieser Sache fällen konnte, so waren es ja die Ausländer, welche er widerlegt, vielleicht noch weniger im Stande. Und doch nimmt Ilovajskij getrost die Meinung dieser Ausländer an und hält es für ausgemacht, dass D. I. mit einem westrussischen Accent gesprochen hätte. Auch übersieht er dabei, dass die russischen Quellen nie irgend welche Mängel an der Aussprache des PD auszusetzen haben. Was den Hang des D. zur polnischen Kultur und seine Geringschätzung der orthodoxen kirchlichen Gebräuche betrifft, so hält es Margeret für ganz verständlich bei einem Manne, wie D., welcher in Polen bessere Sitten und höhere religiöse Anschauungen kennen gelernt hat. Er erwähnt als ein Beispiel einen gewissen Posnik Demetrius, welcher zur Zeit des Boris als Gesandter Dänemark besucht hat und seit seiner Rückkehr über die Ignoranz der Moskowiten zu scherzen begann. Margeret würde also den Prof. Ilovajskij an die Leichtigkeit erinnert haben, mit welcher Russen im Auslande fremde Sitten und Verhöhnung ihrer russischen Bräuche lernen. Bei seinem Verkehr mit dem Caren D. hat M. an ihm nie einen Betrüger oder einen Mann aus niederen Schichten des Volkes gemerkt; er spricht ausschliesslich von einem

---

[1]) »Quant à l'objection que font la pluspart des *estrangers* qu'il estoit quelque Polonois ou Transilvain etc.« Auch in dem anderen Satze: »Et ceux qui s'estiment des plus clairsvoyans, tant *estrangers qui l'ont connu, qu'autres*, alleguent qu'il n'estoit pas Russe etc.« muss augenscheinlich zu autres auch estrangers qui ne l'ont pas connu ergänzt werden. Margeret würde mit Russen nicht über die Aussprache des D. I. gestritten haben.

[2]) Vgl. Et quand bien il se seroit trouvé quelque defaut à la prononciation de quelque parole mit der Uebersetzung bei Ilov.: »не точное же произношенiе нѣкоторыхъ словъ и т. д.«

sicheren Selbstvertrauen, von einem majestätischen Wesen, welche nur dem Sohne eines grossen Fürsten eigen sein könnten [1]).

Mit demselben willkürlichen Eklektismus behandelt Prof. Ilov. auch den Massa. Er glaubt z. B., dass dieser holländische Historiker den PD für den Griška gehalten hätte, und übersieht, dass Massa drei verschiedene Berichte in seine Chronik eingewoben hat [2]). Zwei verschiedene Vorstellungen liegen ohne Zweifel auch derjenigen Erzählung des Massa zu Grunde, welche Ilov. als einen Beweis für die halbpolnische Abkunft des D. anführt. Beim Einzuge des Caren D. in die Burg (Kreml) musste er ein ihm dargereichtes heiliges Bild der Mutter Gottes küssen, hat es aber eben nicht nach der rechten russischen Sitte gethan. Einige Mönche hätten dies gesehen und daran zu zweifeln angefangen, dass er der rechte Car oder dass er überhaupt aus Moskau gebürtig wäre, sie hätten es aber nicht gewagt darüber zu sprechen; Demetrius soll ihre prüfenden Blicke bemerkt haben und sie am anderen Tage ersäufen lassen; vielleicht hat er diese Mönche seit früher her gekannt. Diese naiven, von Widersprüchen zersetzten Gerüchte können doch nicht für einen Beweis gelten: die Mönche haben ihre Zweifel verschwiegen, sind ersäuft worden und doch weiss die Chronik zu berichten, dass sie den Moskowiten in dem Caren D. I. vermisst und geleugnet hätten; diese Zweifel an seiner grossrussischen Abstammung haben die Mönche mit dem Tode gebüsst und doch soll sie D. schon seit früher her gekannt haben. Es schwebten dem Massa wohl zwei Möglichkeiten vor: D. war ein Pole und hat die Mönche für ihre argwöhnischen Blicke bestraft, oder D. war ein aus Moskau entlaufener Mönch und hat seine

---

[1]) Mais si nous venons à considerer son assurance, nous verrons qu'il ne pouvoit estre moins que fils de quelque grand Prince .. et mesmes reluisoit en luy une certaine Majesté, laquelle ne se peut dire et ne s'est veu auparavant aux grands en Russie, beaucoup moins en un de basse qualité.

[2]) Rerum Rossicarum Scriptores Exteri, t. II, S. 102 gibt Massa die Beschuldigungen des V. Šujskij gegen den D. I. wieder und nennt den letzten Gregor Otrepjev. Hier führt er auch eine andere wahrscheinliche Meinung an, als ob D. ein Pole gewesen und von den Jesuiten nach Moskau ausgesandt worden wäre, um russische Sprache und Verhältnisse kennen zu lernen (maer noch synder, die seggen dattet eenen pool is geweest en die door toedoen der Jesuiten gesonden was in Moscovia, leerende de spraeck en gaende alsins als eenen landlooper en bedelaer, en is soo met alle besceet weder in Poolen gecomen). S. 49 hatte aber Massa diesen »landlooper en bedelaer« für den »jongen van eenen abt oft monick int Tsoedewo monaster« erklärt.

früheren Kameraden aus dem Wege geräumt. Wo sonst ein Zeugniss des Massa die Anschauungen des Prof. Ilovaiskij zu bedrohen scheint, da überspringt es der russische Historiker. Ilov. behauptet z. B., dass nach den Bildnissen zu urtheilen, das Antlitz des Caren D. I. von seiner nicht russischen Abstammung zeuge. Nun versichert uns aber Massa, welcher den PD lebendig und todt persönlich gesehen hat, dass er nach der Ermordung des Caren gegen ein Dutzend von Menschen getroffen habe, welche dem Verstorbenen ähnlich schienen [1]). Für die Herkunft des PD aus Weissrussland bleibt also dem Prof. Ilov. nur das Zeugniss des Bussow übrig, welches schon früher dem Merimée und dem Kostomarov denselben Dienst geleistet hat. Bussow ist sonder Zweifel ein gut unterrichteter und vorsichtiger Chronist. Deshalb fängt er also die Geschichte seines PD I. erst dort an, wo er den Faden seines Lebens aufgefangen hat, nämlich seit Griška und Demetrius in Weissrussland einander getroffen haben. Nun ist es wenig wahrscheinlich, dass Griška zufälligerweise in Weissrussland am Dniepr gerade einen so reich begabten Jüngling [2]), wie es D. gewesen ist, vielleicht sogar einen Sohn des Bathori ausfindig gemacht hat. Es drängt sich die Frage auf, ob nicht zwischen den Moskowiten (nach Bussow, wie es scheint, irgend welchen Mönchen), welche den Griška ausgesandt haben, und den Polen oder Westrussen, welche den tapferen Jüngling nach Weissrussland zur russischen Grenze gebracht haben, schon seit früherer Zeit ein Einverständniss bestanden hat. Was die vermeintliche Abstammung des D. vom Bathori anbelangt, so beruft sich Bussow hierin auf das Zeugniss vieler vornehmen polnischen Herren. Es waren wohl keine hervorragenden polnischen Magnaten, denn sonst würde sie Bussow mit Namen genannt

[1]) »Maer men can dergelycke tronien en menschen die hem gelyc syn, veele vinden, ic selver hebber wel 10. na syn doot gesien die hem heel gelyck waren«. Vgl. damit folgende Behauptung des Massa: ic hebbe hem al te wel levendich gesien, en ooc doen hy vermoort was wel nau bekeecken, en en conde anders niet mercken oft sy hadden den rechten getreft, dwelc sonder twyfel is (S. 108 und 110).

[2]) Margeret bemerkt. Outre ce ie ne pense que l'on eust pris un enfant aux ruës, combien que ie diray en passant qu'entre 500 il ne s'en trouvera un capable d'executer ce qu'il entreprit en l'âge de 23. à 24. ans. Mais outre cela, quelle raison eust meu les Chefs de cette menée d'entreprendre telle chose, veu qu'en Russie l'on ne doutoit du meurtre, puis Boris estoit regnant au pays en plus grande prosperité qu'aucun de ses predecesseurs, craint et reduté du peuple.

haben, wie er es mit Basmanov und Jan Peter Sapieha gethan hat. Diese Abstammung ist auch wenig wahrscheinlich, weil die polnischen Quellen gar nichts davon zu wissen scheinen. Es war wohl bloss eine patriotische Vermuthung, welche wir nicht auf positive Nachrichten von den früheren Schicksalen des PD zurückführen, sondern auf den allgemeinen Eindruck, dass der glänzende D. nur von einem grossen Fürsten abstammen könnte (vgl. Margeret). Wenn Griška seinem tapferen Schüler den Rath ertheilt, sich beim Fürsten Adam Wiszniewiecki »weilen der hart auf der Moscowiter Gräntzen in Weiss-Russland sesshaft« einzuschleichen, so weist es auch darauf, dass er entweder ganz bestimmte Instruktionen aus Moskau mitgebracht oder selbst schon einmal früher die Verhältnisse in Westrussland ausgekundschaftet hat. Das goldene Kreuz, welches dem ermordeten Demetrius von seinem Taufpathen (?) Ivan Mstislavskij geschenkt war und am Tage des Mordes zu Uglič dem Carevič am Halse gehangen hat, konnte Griška vermuthlich von den Anverwandten des Carevič erhalten haben. Bussow erzählt nun weiter, wie D. beim Fürsten W. als Kammerjunker in den Dienst aufgenommen wird, wie ihm der Fürst einmal in der Badestube eine Maulschelle reicht und ihn einen Hurensohn schilt, wie darauf der weinende Jüngling dem Fürsten seine hohe Abstammung eröffnet. Wiszniewiecki gibt nun seinem früheren Diener eine fürstliche Ausstattung. Car Boris erfährt davon und schickt insgeheim an den Fürsten W., um ihm Geld und Grenzstädte für die Auslieferung des Betrügers anzubieten. Dies Anerbieten und diese Nachstellungen des Boris bestätigen nur beim Fürsten W. den Glauben, dass D. der rechte Erbe sei. Er gibt den Boten des Boris zur Antwort, dass der Prätendent nie bei ihm gewesen wäre, er auch Nichts von einem solchen Manne gehört hätte. Unterdessen bringt W. den Demetrius etwas weiter von der Grenze ins Land hinein nach der Stadt »Witznowetzki«, um ihn vor einer plötzlichen Ueberrumpelung seitens Boris' zu behüten. Als Boris neue Boten mit noch viel höheren Anerbietungen an den Fürsten W., darauf viele Meuchelmörder, um D. zu erschiessen, ausgesandt hatte, da liess Adam W. den Prätendenten nach Hochpolen zum Wojewoden von Sandomir entführen. Von den Verhandlungen zwischen Boris und Adam W. weiss nur Bussow zu berichten; es ist möglich, dass er diese Nachrichten vom Fürsten A. W. selbst erhalten hat[1]. Wir müssen indessen darauf bestehen, dass über

[1] Vgl. Akad. Kunik's Einleitung zum 1. B. Rerum Rossicarum Scriptores Exteri.

frühere Schicksale des tapferen Jünglings, vor seiner Zusammenkunft mit Griška und seinem Geständniss bei A.W., Bussow keine Nachrichten besass und seine Erzählung erst mit den Jahren 1602—1603 begann. Er wusste nicht, dass D. schon seit dem J. 1601 beim Fürsten Ostrogskij, später zu Kiev im Höhlenkloster geweilt und sich unter der Mönchskutte verborgen hat. Ilovajskij verschmäht es auch, die Mängel dieser Erzählung bei Bussow durch eigenes Bekenntniss des Demetrii (in Nova Relatio) oder durch eine Kombination von polnischen (Narratio succincta, Pseude-Niemoiewski etc.) und russischen Quellen zu vervollständigen, denn alle diese Zeugnisse sprechen gegen seine Anschauung von der Abstammung des D. Er zieht es vor, hier eine ganz einzeln stehende, aus unlauteren Gerüchten geschöpfte Nachricht zu verwerthen. Neri Giraldi hat auf dem Wege nach Polen und Moskau im Herbst 1605 zu Nürenberg florentinische Kaufleute getroffen; die Nachrichten über den PD, welche er von ihnen gesammelt hat, theilt er dann in dem Briefe vom 26. Sept. 1605 dem Grossherzog von Toskana mit [1]). Darnach wäre D. seit der Kindheit bei den Franziskanern und später Jesuiten auferzogen, in seiner Jugend in Diensten des Vojevoda von Sandomir gestanden und der polnischen, lateinischen und seiner Muttersprache — der russischen — mächtig. Der Vojevoda von Sandomir hätte beinahe sein ganzes Vermögen auf das Unternehmen des D. geopfert und nun erwarte man, dass der Car sich mit seiner Tochter vermählen würde und dgl. m. Es sind also Gerüchte aus Polen, denen wirkliche Thatsachen zu Grunde liegen, nämlich, dass Mniszech den Prätendenten zum ersten Male den officiellen Kreisen Polens anempfohlen hat, dass die Franciskaner und die Jesuiten ihn zum Katholicismus bekehrt haben. Eine richtige Chronologie lässt sich aber von solchen Gerüchten gar nicht erwarten; so werden hier also die Thatsachen aus den Jahren 1602—1604 in die Jugend des D. gerückt, und doch wird auch hier die russische Sprache (kann sein die weiss- oder kleinrussische) als dessen Muttersprache bezeichnet. Man muss sich daran erinnern, dass es unter den polnischen Magnaten viele politische Parteien gegeben hat, dass eine Partei die andere genau beobachtete, dass nach den für die Polen unglücklichen Ereignissen der Jahre 1606—1610 man den Mniszech zur Rechenschaft für sein Verhältniss zu den beiden Demetrii zu ziehen bereit war. Wenn also D.

---

[1]) Die russische Uebersetzung nach dem Texte bei Ciampi ist in Kalačov's Archiv gegeben.

wirklich seit seiner Jugend in nahem Verhältnisse zu Mniszech oder Lew Sapieha gestanden hätte, so würde es ihren Feinden nicht verborgen geblieben sein und wäre in den Verhandlungen auf den polnischen Reichstagen an den Tag gekommen. Schwerer als diese Jahrmarktgerüchte wiegt ein Zeugniss des Bussow, welches für die Anschauungen des Prof. Ilovajskij zu sprechen scheint. Seiner Chronik zufolge soll D. nach der Niederlage bei Dobryniči Schreiben unter dem russischen Volke verbreitet haben, wo er genaue Auskunft über seine Rettung vor den Nachstellungen des Boris und seinen Aufenthalt in Weissrussland gegeben hat. Darnach wäre er einmal mit dem kgl. Gesandten, dem litauischen Grosskanzler L. Sapieha, in Moskau gewesen und hätte seinen Verräther, den Boris, mit grossen Schmerzen, die er doch verbeissen musste, auf seinem väterlichen Erbstuhl sitzen gesehen. Ungefähr dieselbe Nachricht finden wir auch bei Massa. Sein »Jongen van en Abten« hätte nach seiner Flucht später aus Polen einige Male Moskau besucht, unter anderem im J. 1600 mit dem polnischen Gesandten Lew Sapieha; diesmal wäre er als Adelsmann erschienen, um die Verhältnisse in Moskau auszukundschaften. Nun halten wir es für unwahrscheinlich, dass D. in dem Schreiben vom Januar 1605 seine Schicksale ganz anders erzählt hätte, als bei Adam W. (vgl. Nova Relatio). Im Allgemeinen kommen auch in den polnischen Quellen Nachrichten vor, dass D. eine Zeit lang unerkannt in Moskau geweilt, unter irgend welchen Vorwänden den Palast besucht und den Usurpator Boris gesehen hätte (vgl. Pseudo-Niemoiew.[1]), Narratio Succincta, Towianski); chronologisch würde das J. 1600 dazu gepasst haben, denn nach polnischen Quellen ist ja D. bei F. Ostrogskij erst im J. 1601 erschienen. Aber dieser Besuch in Moskau fand entweder (nach Pseudo-Niem., Narratio Succ.) auf dem Wege aus den Klöstern des nördlichen Russlands nach Polen statt, oder, wenn auch aus Weissrussland, so doch jedenfalls in Gesellschaft von griech. Mönchen (Towianski). Massa liess es, wie erwähnt, auf sich beruhen, ob sein junger Abenteurer, welcher die Strecke zwischen Moskau und Polen mehrmals zurückgelegt hat, seinen Anlauf dazu bei den Mönchen des

[1]) Nach der Handschrift des Pseudo-Niemoiewski in der Bibl. des Fürsten Obolenskij soll D. in Moskau den Palast des Boris besucht haben. Nach einer anderen Redaktion, welche Ustrjalov unter dem Titel »Das Tagebuch der Marina Mniszech« gedruckt hat, soll sich D. eine Zeit lang unter den Augen des Boris in dem Hause des Patriarchen aufgehalten haben (Сказанія Современниковъ о Димитріи Самозванцѣ, ч. II). Cp. Hist. Russ. Monum., t. II, Nr. 101.

Wunderklosters oder bei den Jesuiten genommen hat. Infolgedessen sind wir geneigt, diese Zusammenstellung des Besuches des D. mit der Ankunft der Gesandtschaft des Lew Sapieha in Moskau als eine ursprünglich rein chronologische Bestimmung aufzufassen, welche nur bei den nach polnischen Gerüchten erzählenden deutsch-holländischen Chronisten Bussow und Massa zu einer inneren Verbindung zwischen Sapieha und Demetrius angewachsen ist. Unserer Meinung nach war es schon im XVII. Jahrh. nur ein Schluss und eine Combination, keineswegs aber eine positive Nachricht. Als Lew Sapieha nach Moskau ging, liefen seine politischen Pläne darauf hinaus, Russland durch ein strammes Defensiv- und Offensivbündniss in eine Art Abhängigkeit von Polen zu bringen, keineswegs aber den Boris abzusetzen. Erst als diese seine Hoffnung an dem Misstrauen der Moskauer Regierung gescheitert war, konnte er vielleicht zu einer Intrigue gegriffen haben. Die Zeit des polnisch-schwedischen Krieges war natürlich wenig günstig für eine officielle Offensive gegen Russland. Es ist möglich, dass L. Sapieha eine Zeit lang insgeheim das Unternehmen des D. gefördert hat, um Zwietracht in Moskau zu säen; dass er aber die leitende Rolle dabei gespielt hätte oder mit Mniszech Hand in Hand gegangen wäre, dafür haben wir keine Beweise; die Briefe des L. Sapieha und seine Rede auf dem Reichstage des J. 1605 sprechen entschieden dagegen. Zwar hat er den Brüdern Chripunovy eine Belohnung ausgewirkt und Petrovskij war bei ihm im Dienste angestellt; indessen hat die russische Gesandtschaft aus dem J. 1606 dem Grosskanzler von Litauen nur sein passives, zurückhaltendes Betragen vorgeworfen, dass er es unterlassen hat, den Petrovskij seiner Zeit zu entlarven; die Chripunovy scheinen aber keine leitenden Männer bei der Verschwörung des D., sondern käufliche Werkzeuge gewesen zu sein, welche seit dem J. 1605, wo D. I. auf dem Throne sass, sich auch zu seinem Sturze gebrauchen lassen konnten[1]. Für den PD waren es eben die Mohren, die ihre Schuldigkeit gethan hatten und nun gehen konnten. Für Mniszech lag es viel daran, dass sein Schwiegersohn die Krone behielt. Sigismund III. hatte im Gegentheil bereits Grund genug, mit seinen Werkzeugen, dem Mniszech und D., unzufrieden zu sein. Lew Sapieha war, wie es scheint, gegen jede starke Regierung in

[1] S. Собр. Гр. и Дог., ч. II der Brief des Jan Buczynski vom Januar 1606 an den PD I. Ein Chripunov (Gabriel Grigorjevič) wurde im J. 1610 vom Könige Sigismund III. für seine Dienste belohnt.

Moskau überhaupt. Als der Sturz des Demetrii I. im J. 1606 und die Schwachheit der Regierung des W. Šujskij Russland für lange Zeit in innere Wirren versetzten, da erst begann die leitende Rolle des litauischen Kanzlers: jegliche Regierung zu stürzen und die chronische Wirrenzeit dazu auszunutzen, um Russland zu erobern — diesen seinen Plan hat Lew Sapieha im J. 1611 offen verfochten. Indessen konnte ein realer Politiker kaum solche Hoffnungen in den Jahren 1600—1605 gehegt haben. So lange kein sicheres Zeugniss polnischerseits für ein Einverständniss seit 1600 zwischen Sapieha, Demetrius und Athanasij Vlasjev [1]) oder sonst einem russischen Staatsmann vorhanden ist, müssen wir diese Vermuthung des Fürsten Obolenskij, welche sich auch Prof. Ilov. angeeignet hat, für einen über das Ziel getriebenen Rückschluss halten: er setzt bei Sapieha bereits im J. 1600 die ganze Klugheit voraus, welche erst als Ergebniss von einer Reihe unerwarteter, epochemachender Ereignisse zwischen 1605—1610 reif geworden war. Statt das Ineinanderfallen gewisser Einzelheiten in den russischen und polni-

[1]) Um seinen Verdacht gegen Vlasjev zu belegen, beruft sich Prof. Ilovajskij auf die Verhandlungen zwischen den Vertretern der Moskauer Regierung und den polnischen Gesandten aus dem J. 1608 (Акты Зап. Росс., т. IV, Nr. 177), wo von gewissen geheimen Beziehungen des Vlasjev die Rede sein solle. Nun hat Prof. Ilov. das erwähnte Aktenstück sonder Zweifel missverstanden: es handelt sich darin um die Gesandtschaft des Vlasjev aus dem J. 1605 unter der Regierung des Caren D. I., keineswegs aber um die frühere Mission unter Boris aus dem J. 1601. Die Moskauer Regierung behauptete im J. 1608, dass Vlasjev im J. 1605 heimlich, und zwar mit geheimen Briefen, nach Polen gereist wäre, und machte den polnischen Senatoren Vorwürfe, weshalb sie den Boten des Boris seiner Zeit keinen Glauben geschenkt, die Mission des Vlasjev indessen für rechtmässig anerkannt, obgleich damals Demetrius mit den Polen allein regiert hätte (што дей тотъ воръ и совѣтникъ Дмитровъ тайно отсюль ѣхалъ и што листы тайные до короля его милости и пановъ радъ возилъ; а Аѳанасей ѣздилъ въ ту пору, якъ вже будто Дмитръ съ Поляки владалъ, и почомужъ гонцомъ Борисовымъ не вѣрено, а тому чоловѣку вѣрено?). Die polnischen Gesandten aus dem J. 1608 antworteten darauf, dass Vlasjev nicht vom Caren allein, sondern auch von der Synkletos als Gesandter gekommen wäre: wenn ein Herrscher gekrönt und von seinen Unterthanen als solcher ausgerufen wird, so ist es für die Nachbarkönige genügend, um ihn anzuerkennen (бо онъ не токмо отъ господаря Московского, яко есть звычай, але и отъ васъ всихъ съ певною ему злѣцоною рѣчью пословалъ . . Досыть на томъ мають короли и господары, когда вѣдають, што тотъ господарь, отъ которого посолъ ѣдетъ, былъ вѣнчанъ и черезъ подданныхъ своихъ згоднѣ оголошеный за ихъ господаря).

schen Quellen zu verfolgen und sein Gebäude auf denjenigen positiven Zeugnissen aufzubauen, welche von Ost und West bekräftigt werden, hat Ilovajskij unter sein Kunstwerk von einem polnischen Hofjunker ein schwaches Postament aus den wenig zuverlässigen Nachrichten gesetzt. So hat sich die vorsätzliche Verachtung der peinlichen Prüfung der Quellen, einer Prüfung, die er der Schule des Bestužev-Rjumin zur Schuld rechnet, an seinem eigenen historischen Werke gerächt. Im Uebrigen strotzt es von trefflichen Bemerkungen, wo sich der Verfasser von den Quellen zu den Ansichten, nicht aber umgekehrt bewegt. Fein ist z. B. die Bemerkung, dass die Wirrenzeit uns nicht sowohl ein Handgemenge zwischen Russen und Polen, als einen Zweikampf zwischen zwei russischen Brüdern — dem West- und Grossrussen — darbietet. Oder z. B. die Erklärung, wie Boris auf seine Vermuthung von der Identität des PD mit dem Griška verfallen ist, nämlich dass neben dem D. auch Griška bisweilen als D. aufgetreten wäre, um jede Spur hinter dem Prätendenten zu verwischen [1]). Wenn Prof. Ilovajskij seine Beobachtung weiter entwickelt hätte, dass zu Gunsten des D. eine ganze Gruppe von Mönchen diesseits und jenseits der russischen Grenze gearbeitet hat, so würde er die Fäden der ganzen Verschwörung bis an die Pforte des Wunder- und des Höhlenklosters verfolgen können [2]).

---

[1]) Auf Grund der eigenen Aussage des D. haben wir eine umgekehrte Erklärung vorgeschlagen, dass D. sich unter dem Namen des Diakon Griška gerettet hat. Indessen können beide Erklärungen ganz gut nebeneinander bestehen. Auch Bjelov stellt sich vor, dass Gregor O. nur dieselbe Rolle gegenüber dem D. I, wie Molčanov vor dem Erscheinen des PD II. gespielt (ЖМНПр. 1873, О Смерти Царевича Димитрія). Der Gesandte des Caren Šujskij aus dem J. 1606, Fürst Volkonskij, hat nämlich in Erfahrung gebracht, dass nach dem Tode des PD I. die Frau des Vojevoden Mniszech eine Zeit lang zu Sandomir und Sambor den aus Moskau entkommenen Mich. Molčanov geheimnissvoll beherbergt und Gerüchte verbreitet hätte, als ob es Car D. I. selbst wäre. Unterdessen wurde ein anderer, weniger bekannter Mann ausfindig gemacht, welcher als PD II. aufgetreten ist. Dieser M. Molčanov soll noch unter Boris für Zauberei mit Knute bestraft worden sein und später den Caren Theodor Godunov ermordet haben (vgl. Karamzin XII, Anm.).

[2]) Nachdem unsere Forschungen bereits beschlossen und der bedeutende Theil (Arch. f. sl. Phil. Bd. XX) sogar gedruckt war, ist der Briefwechsel zwischen dem Akademiker Bestužev-Rjumin und dem Grafen Šeremetev im Druck erschienen (Письма К. Н. Бестужева-Рюмина о Смутномъ Времени, 1898). Der Briefwechsel bestätigt nun das Gerücht, dass Gr. Šeremetev seit Jahren an einer umfassenden Arbeit über die Wirrenzeit beschäftigt ist und

VI.

Es ist Zeit, dass wir die Ergebnisse unserer Auseinandersetzung zusammenfassen. Im Allgemeinen haben wir unsere positive Anschauung

---

neues wichtiges Material in seinem Besitze hat, mit dessen Hilfe er es für möglich hält, den Beweis der Echtheit des Carevič zu führen. In den Jahren 1892—96 hat Gr. Šer. in einer Reihe von Briefen an Best.-Rj. seine Anschauungen über die Schicksale des Carevič D. entwickelt; Best.-Rj. hat seinerseits in den Antwortschreiben sein Urtheil über diese Anschauungen gefällt. Leider sind eben nur diese Antwortschreiben gedruckt. Wir können also die Meinungen des Gr. Šer. und den Inhalt seiner neuen Materialien nur ungefähr errathen. Darnach will es scheinen, dass der Redakteur Suvorin in seiner Polemik gegen Prof. Ilovajskij eben nur die Meinungen des Gr. Šer. entwickelt hat. Gr. Šer. nimmt nämlich an, dass die Nagie in Ansehung der aus Moskau drohenden Gefahr den echten Carevič hätten retten und an seiner Stelle vorsätzlich einen Knaben Istomin ermorden lassen. Die weiteren Schicksale des durch Athanasij Nagoj geretteten Carevič hingen nach Gr. Šer. von einer Uebereinkunft zwischen Sigismund III. und dem V. Šujskij ab. In dem Synodik des Makariiklosters hat Šer. den Namen eines Mönches Leonid eingeschrieben gefunden und scheint nun anzunehmen, dass unter diesem Namen eben der Carevič D. gemeint wäre; die Sage aus dem J. 1606 kennt wirklich einen Leonid, als Gefährten des Gregor O. bei seiner Flucht nach Polen. Best.-Rj. hat während des Briefwechsels mehrmals sein Urtheil geändert. Er besteht fest darauf, dass PD vom Gregor O. zu trennen ist; bald steht er aber näher zu der Ansicht, dass ein Knabe vorsätzlich für die Rolle des PD abgerichtet und zwar von der Partei der Romanovy (Nr. 9 und 12), bald ist er bereit, die Hypothese des Gr. Šer. anzunehmen (Nr. 19 und 32). Ueberhaupt halten wir es für unmöglich, die Anschauungen, welche Best.-Rj. in diesen Briefen auf Grund fremder Forschungen äussert, seinen im Druck unter eigenem Namen ausgesprochenen und belegten Meinungen gleichzustellen, umsomehr, da am Ende seines Briefwechsels er abermals an den Beweisen des Gr. Šer. selbst zu rütteln anfängt (Nr. 59 und 68). Im Allgemeinen hält es Best.-Rj. für möglich, das neue Material des Gr. Šer. als Beleg für zwei verschiedene Meinungen mit demselben Erfolge zu verwerthen — nämlich sowohl für diejenige von der Echtheit des PD, als auch für die andere von der Ausbildung eines betrogenen Betrügers von Jugend an zu dieser bestimmten Rolle. Für den letzten Fall setzt Best.-Rj. voraus, dass Alle, welche in das Geheimniss nicht eingeweiht waren, besonders aber die Klöster, die den PD unterstützt haben, an die Rettung des echten Carevič geglaubt hätten. Wir ziehen aus dem Briefwechsel den Schluss, dass die neuen Materialien des Gr. Šer. unserer Auffassung der Geschichte des PD keine Einbusse tragen können. Der Brief des Andrej Sapieha an Radziwill aus dem J. 1598 kann in Bezug auf den Streit um die Krone zwischen Boris Godunov und Theodor Romanov auf verschiedene Weise gedeutet werden; eins bleibt nur sicher,

über den PD bereits bei der Kritik der von Anderen ausgesprochenen Meinungen durchleuchten lassen und unsere Gründe dafür bei der Analyse

dass im J. 1598 Sapieha und die Bojaren von Moskau den Carevič D. für todt gehalten haben. Was speciell den Knaben Istomin anbetrifft, der statt des Carevič zu Uglič geopfert sein soll, so ist wohl diese ganze Figur nur einem Irrthume entsprungen. Nach der Wiener Handschrift der Narratio Succincta haben wir in der Erzählung von der Errettung des Carevič die Worte gelesen: »matronae cuiusdam Principalis *Estonien.* filio« und sie in dem Sinne aufgefasst, dass der ermordete Knabe aus einer fürstlichen Familie Estlands stammte. Nun hat der russische Uebersetzer der Narratio (Čtenija 1875, 3), dem Texte des Wichmann folgend, daraus einen Estomen, russisch gradezu Istomin, gemacht. Der Name Istomin kommt dann noch in dem Zeugnisse des Barlaam vor, bezeichnet hier aber den Petruška, den Dienstmann des Istoma Michnev. Wir fürchten, dass auch der Mönch Leonid in dem Synodikon des Makariiklosters einem ähnlichen Missverständnisse entsprungen ist. Es scheint, dass Gr. Šeremetev ihn unter den Mitgliedern des Carengeschlechtes eingeschrieben gefunden hat. Best.-Rjumin mahnt den Grafen daran, dass der Mönch Leonid später hinzugefügt sein kann. Wir müssen andererseits daran erinnern, dass in der russischen Sprache der Nominativus »die Nonne Leonida« mit dem Gen. und Acc. »des und den Mönch Leonid« gleichlauten (Инока Леонида). Nun ist aber die Nonne Leonida eben die dritte Frau des Carevič Ivan Ivanovič, die Helena Iv. Šeremeteva. Unter den Belegen des Gr. Šeremetev für die Echtheit des Caren hat Best.-Rj. auf den Brief des PD an die Polen bei Uglič Gewicht gelegt; wenn er ihn im Originale gelesen hätte (Nr. 59), würde er vielleicht auch diesen Beleg für ungenügend erklärt haben. Der Thatbestand ist nämlich folgender: bereits nach dem Tode des Boris unter der kurzen Regierung des Theodor Godunov wurde im Gebiete der Stadt Uglič ein Mönch des Auferstehungsklosters (въ Углецкой уѣздъ, въ Велетовской станъ, Модинского монастыря по Воскресенскаго по черного попа Онтона), nämlich der Pfaffe Antonij, beschuldigt, Gerüchte über die baldige Ankunft des PD verbreitet zu haben. Der Pfaffe Antonij wurde am 13. Mai 1605 nach Uglič gebracht und hier zur Frage gestellt. Die Anklage gegen ihn lautete: am Osterdienstage des Jahres wäre er mit dem hl. Mariäbilde bei dem Bauern Iljuška gewesen und hätte dabei erzählt, dass die poln. Edelleute, welche im Kreise Veletovskij des Gebietes der Stadt Uglič Beneficien besessen, eine Urkunde vom Caren Demetrius erhalten hätten; darin schriebe ihnen D., dass er gegen den Frühling nach Moskau kommen werde und dass die Polen sich vorläufig bereit halten sollen. Sowohl der Mönch Antonij selbst, als auch die herbeigerufenen Zeugen haben es verneint, jemals von dem Briefe des Demetrius gesprochen oder gehört zu haben. Wir sehen daraus, dass irgend welche polnische Edelleute (entweder Gefangene oder politische Flüchtlinge) im Gebiete der Stadt Uglič Beneficien besassen und dass eins von den Plakaten, wie sie die Partei des PD durch ihre Agenten in Russland verbreitete, in ihre Hände gelangt war. Vielleicht

der einzelnen Quellen angedeutet. Demetrius und Gregor O. müssen als zwei von einander verschiedene Persönlichkeiten aufgefasst werden,

---

war es kein Zufall, vielleicht haben diese Edelleute wirklich gewisse Beziehungen zu Polen oder den Otrepjevy gepflogen; daraus folgt aber keineswegs, dass sie dem PD persönlich bekannt gewesen, am wenigsten, dass sie bereits vor dem J. 1591 bei Uglič angesiedelt waren. Es bleibt nur zu wünschen, dass die in dem Briefwechsel besprochenen Materialien recht bald im Druck erscheinen (vgl. Акты Истор., т. II, Nr. 55). Graf Šeremetev zieht ferner den Bericht des Bussow über sein Gespräch mit Basmanov in Zweifel. Bussow hat sich bis jetzt immer als ein gewissenhafter Chronist erwiesen. Man kann bei ihm keine vorsätzliche Lüge, höchstens ein Missverständniss voraussetzen. Sein Hauptfehler besteht in dem vielen Raisonniren; er mischt oft die Berichte über Thatsachen und Gespräche mit seinen eigenen Erklärungen durcheinander. Unter der Einwirkung der Partei des V. Šujskij wurde die Frage über die Echtheit des Demetrius oft laut in den Strassen besprochen; die Schuldigen wurden bisweilen zur Rechenschaft gezogen. Bei einer solchen Gelegenheit hat wohl auch das Gespräch zwischen Buss. und Basm. stattgefunden. Wahrscheinlich hat Basmanov nach echt russischer Art in ausweichenden räthselhaften Redensarten, wie z. B. auch die Carin-Wittwe Marja Nagaja, gesprochen; wie ihn Bussow verstanden, so hat er es auch niedergeschrieben. Zufolge dem William Coxe (Travels into Poland, Russia etc. London 1784 flg.) soll der Historiograph G. Mueller in einem privaten Gespräche mit ihm seine früheren Ansichten über den PD widerrufen und ihn als den wahren Carevič Demetrius von Uglič anerkannt haben; nur die Rücksichten auf die Reliquien zu Moskau hätten ihn gehindert, diese Anschauung öffentlich auseinanderzusetzen (Русская Старина 1877, т. XVIII). Wir müssen auch in Bezug auf den Historiographen G. Mueller dasselbe wiederholen, was wir bereits über den Briefwechsel des Akad. Bestužev-Rjumin gesagt: man darf nicht ein privates Gespräch oder einen privaten Briefwechsel einer systematisch belegten wissenschaftlichen Meinungsäusserung desselben Gelehrten gleichstellen. G. Mueller hat an seiner früheren Ansicht zu zweifeln und den Demetrius vom Gregor zu unterscheiden begonnen; wenn er aber an die systematische Auseinandersetzung seiner neuen Vermuthung gegangen wäre, hätte er noch von den Quellen ergriffen und auf andere Wege geführt werden können, wie es dem Akad. Best.-Rj. im Laufe des Briefwechsels mehrmals passirt. Man darf auch nicht vergessen, dass zur Zeit des G. Mueller lange nicht alle Quellen zur Geschichte des Mordes in Uglič bekannt, und die bereits bekannten noch nicht kritisch untersucht waren. Wir bestehen also darauf, dass kein einziger hervorragender Forscher in Russland je ernst und ohne zu schwanken die Echtheit des PD verfochten hat. Was speciell die Rücksichten auf die Reliquien des Knaben aus Uglič betrifft, so hat Niemand den Publizisten Suvorin daran gehindert, in einem Zeitungsartikel die Echtheit des Caren D. I. zu verfechten. Wenn dieser talentvolle Jüngling, der schon manchen russischen Historiker an Peter den Grossen erinnert hat,

Gregor O. dabei nach den Briefen des Boris und nach Margeret charakterisirt, die frühere Geschichte des D. aber, nämlich vor dem Zuge nach Moskau, denjenigen Nachrichten gemäss aufgebaut werden, welche zugleich sowohl von polnischen oder überhaupt westeuropäischen, als auch von russischen Quellen belegt werden. Da wir den D., seinem eigenen Zeugnisse zufolge, aus den russischen Klöstern herleiten, so sind wir verpflichtet, den Versuch zu unternehmen, die Trennung des D. vom Gregor Otrepjev (wie sie bei Massa, Bussow, Margeret, bei den polnischen Gesandten aus dem J. 1608, in den Relationen der Jesuiten und in den Berichten, wie Narratio Succincta u. dgl. m. durchgeführt ist) auch in den russischen Quellen zu erweisen. Die russischen Quellen kennen zwar vor dem Einzuge des D. in Moskau ihn nur unter dem Namen des Diakon Gregor O.; wir wollen aber den Beweis führen, dass unter diesem Namen zwei physisch und psychisch verschiedene Persönlichkeiten zusammengeschmolzen sind. Die wohlbegründeten Annahmen, dass diese eng mit einander verbundenen Personen — D. und G. — je nach Umständen die Namen untereinander vertauschten und dass die Untersuchungsrichter selbst durch Mangel an Zeugnissen oder ihre Widersprüche verwirrt, durch den Wunsch der Regierungen, Manches zu verheimlichen oder zu entstellen, in ihren Nachsuchungen gehemmt wurden, erklären in genügender Weise die Irrthümer der russischen Quellen. Bei einer vorsätzlich verwickelten historischen Episode, wie die Geschichte des PD, ist es natürlich beinahe unmöglich, für jede einzelne Frage nur eine bestimmte Antwort zu geben. Es ist schon ein Schritt vorwärts, wenn man vier—fünf mögliche Lösungen der Aufgabe auf zwei—drei reducirt. Auf Grund unserer Interpretation des Danziger Recesses nehmen wir an, dass in dem Wunderkloster sowohl G., als auch D. geweilt haben und dass das Auftreten des D. unter dem Namen des Diakon Gregor erst nach der Flucht aus dem Kloster begonnen hat. Bei irgend einer anderen

---

wirklich Carevič D. gewesen und von V. Šujskij nur aus Herrschsucht ermordet und verbrannt worden, wenn also statt seiner wirklich ein unschuldiger Knabe im J. 1591 in Uglič umgebracht wurde, so würde die russische Kirche statt des einen zwei Märtyrer anerkennen und ihre Wunderkraft untrennbar unter einem Namen verherrlichen müssen. Die Bahnen der historischen Forschung und des mystischen Glaubens können sich im Bereiche der Frage nirgends durchkreuzen und in ihrer freien Bewegung vorwärts zur Wahrheit sind die Geschichtsschreiber durch keine Furcht vor einem Zusammenstossen gebunden.

freieren Deutung der Rede des Posnik Ogarev nach dem Danziger Recesse [1]) könnte man indessen den Namentausch etwas früher beginnen

[1]) Wir kehren hier noch einmal zur Rekonstruktion der wichtigen Rede des Posnik Ogarev zurück und wollen neben der vorsichtigeren Interpretation, der wir folgen zu müssen geglaubt haben, auch eine freiere als möglich zugeben. Es fällt nämlich auf, dass in der ausführlichsten Aufschrift der Rede in dem Danziger Recesse in dem Satze »welcher demetrius Rheorowicz ein Diener gewesen, eines Notarij, des Archimetrita« vor dem Genetivus »eines Notarij« ein Komma steht und dass der Stand des Vaters des Demetrii hier nicht angegeben ist, wie es in den drei übrigen Aufschriften geschehen ist (in dem lateinischen Dokumente zu Kopenhagen »scribe filius«, in dem Briefe des Keckerbart »eines Pauern Sohn«, bei Rangoni — »fig^lo^ d'un Calzolajo« = Cancellarii). Es drängt sich die Annahme auf, dass hier bei der Wiedergabe des russischen Textes das Wort »Sohn« übersprungen wurde und dass dem lateinischen Satze »scribe cuiusdam filium ac Archimedritae nostri quodam a seruitijs« ursprünglich »Sohn eines Notarij und ein Diener des Archimetrita« entsprochen hat. Unserer Meinung nach würde auch eine solche Rekonstruktion die Annahme zweier Verschwörer in dem Wunderkloster fordern, des D., des Sohnes eines Schreibers, und des Gregor, des Sohnes eines Bojarensohnes und Strelitzenhäuptlings. Indessen würde diese freiere Rekonstruktion der Rede des Posnik den Weg für die Vermuthung ebnen, dass unter dem Namen des Gregor in das Wunderkloster der Sohn eines Schreibers untergebracht worden war. Wir haben dennoch eine entschiedene Stellung gegen diese Hypothese genommen, weil den polnischen Quellen zufolge PD um das Jahr 1601 beim Fürsten Ostrogskij, Gregor dagegen zur selben Zeit in dem Wunderkloster weilte. Obgleich wir nur ungern den Weg von gewagten Schlüssen betreten, so zwingen uns die Quellen, noch eine Lösung für alle die Widersprüche vorzuschlagen, welche mit der Rede des Ogarev verbunden sind. Der erste Argwohn des Boris ist, wie bekannt, auf den Diakon Gregor gefallen, welcher, nach Margeret, als ein Mann von 35—38 Jahren zu denken ist. Nach den ersten Treffen (im December 1604 — Jänner 1605) konnte Boris einerseits aus seiner Armee, andererseits infolge erneuerter Untersuchungen zu Moskau nähere Auskunft über die jugendliche Erscheinung des D. bekommen haben. Da nun aber feststand, dass Gregor überall dem D. zu verhelfen suchte und dass beide durch ein enges Band verbunden waren, so konnte vielleicht die Moskauer Regierung in dem D. ein uneheliches Kind des Zauberers Otrepjev zu ahnen beginnen, welches seinen verruchten Absichten dienen sollte. Diese Vermuthung würde alle Schwierigkeiten lösen, wie Demetrius Rheorovič auf einmal sacerdotis nothus, scribe filius, Diener eines Notarij des Archimetrita u.s.w. sein konnte. Rheorogič bedeutet eben Sohn des Gregor (G-ovič). Wir halten indessen dafür, dass es einer solchen Vermuthung vorläufig an sicherem Boden in den Quellen selbst gebricht, um sie als unsere Erklärung aufstellen zu dürfen. Es wäre andererseits Kleinmuth, die Möglichkeit einer solchen Konstruktion zu verschweigen, nur weil sie allzugrell von gewöhnlichen Vor-

und annehmen, dass D. bereits in das Wunderkloster und zum Patriarchen Hiob unter dem Namen des Gregor eingeschlichen war (ungefähr wie es Kazanskij und besonders Suvorin thun). Bei dieser Annahme würde man aber auf die schwierige Frage stossen, wie es denn möglich gewesen, dass D. beim Einzuge in Moskau weder erkannt, noch auf der Stelle des Betruges überwiesen worden ist, weshalb Šujskij noch eine Untersuchung über die Persönlichkeit des D. hat einleiten müssen, wer unter dem Namen des D. $1^{1}/_{2}$ Jahre beim Fürsten Ostrogskij geweilt hat, u. dgl. m. Da wir also unsere Interpretation der Rede des Posnik Ogarev aufrechthalten, dass die Regierung des Boris am Ende selbst den D. vom Diakon Gregor getrennt hat, so liegt es uns ob zu erklären, auf welche Weise diese zwei Persönlichkeiten unter Šujskij abermals zusammengeschmolzen sind.

Die wichtigsten Nachrichten über die letzten Tage des Caren D. gibt der Augenzeuge Bussow. Danach wäre die Verschwörung gegen den D. unter dem Vorwande geschmiedet, dass er eben kein Russe wäre. Am 10. Mai st. v. ist mit Erlaubniss des Caren die erste evangelisch-lutherische Predigt auf dem Schlosse zu Moskau durch Martin Beer aus Neustadt gehalten worden, weil es den Doktoren, Kapitänen und anderen Deutschen, die beim Kaiser angestellt waren, nach der Kirche im deutschen Flecken zu weit war. Den 12. Mai wurde unter dem gemeinen Volke öffentlich ausgesprengt, dass der Car ein Pagan wäre: so fleissig wie zuvor ginge er nicht mehr zur Kirche, in seinem ganzen Leben hielte er ausländische Ceremonien und Sitten. Er esse unreine Speisen, ungebadet gehe er in die Kirchen, beuge sein Haupt nicht vor dem H. Nikolaus. Vom ersten Hochzeitstage an wäre die Badestube alle Morgen bereit gewesen, aber er hätte mit seiner paganischen Kaiserin noch nie gebadet. Er müsse kein Moskowiter et per consequens non verus Demetrius sein. Dieses wurde offen auf dem Markte geredet, so dass es auch einige Hellebardierer hören konnten; sie haben einen von den Rädelsführern ergriffen und nach dem Schlosse gebracht. Die verrätherischen Bojaren fingen aber an, dem D. einzureden, dass der Kerl betrunken

---

stellungen absticht. Die Genealogie der Otrepjevy, die wir weiter unten geben, lässt als wahrscheinlich erscheinen, dass Demetrius unter dem Familiennamen eines Otrepjev auferzogen wurde.

Antonius Possevinus De Moscovia (Hist. Ruth. Script., ed. Starczewski) gibt eine folgende Erklärung des Wortes Djak: Scribae, sive Amanuenses (corrupta e graeca voce Diacos quasi diaconos et ministros vocant) etc.

wäre; der Car solle sich an alle solche freche Reden nicht kehren; er wäre ja nun allen seinen Verräthern gewachsen, wenn sie etwas anstiften wollten. Hiermit wird der Car so sicher gemacht, dass er auf keine Warnung mehr achtet. Obgleich den 13.—16. Mai st. v. offen und frech von der Verrätherei geredet und gehört und solche Reden durch seine Kapitäne dem D. selbst angezeigt wurden, legte er kein Gewicht darauf, steckte die Briefe ein und sagte: man hätte keine Noth, die Garde sollte wie früher alle Tage und Nächte mit 50 Mann die Wache halten, die Andern sollten zu Hause bleiben. Den 17. Mai in der Nacht wird nun Alarm in allen Kirchen Moskaus geläutet, die Verschwörer verbreiten das Gerücht, als ob die Polen den Caren umzubringen im Sinne hätten, das Volk strömt nach der Kremlburg, und so wird D. von den Bojaren mit V. Šujskij an der Spitze gestürzt. Der Car machte den letzten Versuch, sich durch die Flucht aus dem Palaste zu retten und hat sich bei einem Sprunge aus dem Fenster den Fuss beschädigt. Die Fürsten und Bojaren brachten ihn wieder hinauf in seine Gemächer, verhöhnten und beleidigten ihn auf jegliche Art. Man schlug ihn und rupfte und fragte dabei: sage du Hurensohn, sage, wer du bist, wer ist dein Vater, wo gehörst du zu Haus? D. antwortet: »das wisset ihr alle, dass ich euer gekrönter Kayser und Iwan Wasilowitz Sohn bin, fraget meine Mutter im Kloster oder führet mich auf die Laubna meeste (den öffentlichen Platz) und gestattet mir zu reden«. Da sprang ein Kaufmann mit seinem Rohr hervor und sprach: man darf einem Ketzer keine Rechtfertigung gestatten; ich will diesem »polnischen Pfeiffer« meinen Segen geben; mit diesen Worten erschoss er den Caren aus seinem Rohre. Es war in dem Gemache nicht für alle Aufrührer Raum. Viele von ihnen standen draussen und fragten: »was doch der polnische Scammarocht (Possenreisser) gutes gesaget«. Die anderen antworteten aus dem Gemache mit einer Lüge: er hat bekannt, dass er nicht der rechte D. sei. Dem Sturze des D. folgte bis in die elfte Stunde des Morgens eine Hetze auf die Polen, von denen über 2 Tausend niedergemetzelt wurden. Als die Metzelei und der Aufruhr endlich gedämpft wurden, da versammelten sich die Fürsten und Bojaren vor den Gemächern der Carin und liessen ihr sagen: sie wüssten wohl, dass sie eines grossen Herrn Tochter wäre; was aber und wer dieser Landbetrüger und Wor (Schelm) gewesen, der sich für D. und einen Erben des Reichs ausgegeben, mag sie am besten wissen, weil sie ihn draussen in Polen gekannt. Auch ihr Vater, der Vojevode von Sandomir Mniszech, wurde zur Rechenschaft über die

Persönlichkeit des D. gezogen. Die Moskauer Bojaren sagten ihm unter anderem: Dein todtgeschlagener Eidam ist selbst an seinem Untergange schuld; er hat unsere Sitten, Gebräuche, unsern Gottesdienst, ja uns alle verachtet. Nun ist ja das Moskowitische Land — unser Land, wir haben es ihm übertragen. Er sollte es mehr mit unserer Nation, als mit Fremden gehalten haben, so wäre er von aller Welt wohl für den D. geachtet worden, obgleich er es gar nicht war. Er wusste auch selbst wohl, dass er nicht der D. war, dass wir ihn aber aufgenommen, geschah darum, weil wir den Boris herunter haben wollten. Wir vermeinten unsere Lage durch ihn zu verbessern, aber wir haben es übel getroffen: er hielt sich paganisch und hätte uns endlich gezwungen, das zu thun, was uns nicht wäre lieb gewesen. Bussow glaubte, dass D. nur durch seine Sorglosigkeit sich sein Verderben zugezogen hat [1]. Aus den Umständen, unter welchen D. gestürzt worden, leuchtet hervor, dass die Verschwörer (V. Šujskij vielleicht nicht ausgeschlossen) keine sichere Vorstellung von der Abstammung des Caren hatten und im Allgemeinen dazu geneigt waren, ihn für ein Werkzeug der Polen, sogar geradezu für einen Polen zu erklären, vielleicht um das Volk desto leichter gegen ihn und die polnischen Kriegsleute in Moskau anzuhetzen. Den 20. Mai ist V. Šujskij zum Caren erwählt. Am 29. Mai liess er den Leichnam des D. ausgraben und ausserhalb der Stadt zu Asche verbrennen. Am 30. Mai wurden die einzelnen Artikel des Verdammungsurtheils gegen den Caren D. dem Volke vorgelesen, worin er schon wieder für denjenigen Griška Otrepjev erklärt wurde, welcher bereits unter Boris in der Mariähimmelfahrtskathedrale verdammt wurde. Die ganze Frage dreht sich also um die Untersuchung des Šujskij, die wir nun genauer prüfen wollen [2].

---

[1]) »Sintemahl solch Blut-Bad und alles hernacher darauf erfolgtes Kriegs-Wesen von seiner Sicherheit und dass er den Verrähter Suski nicht den Kopf wegschlagen lassen, seinen Uhrsprung genommen.« Russel (La legende de la vie de Demetrius) meint: »Je suis d'opinion que s'il se fut cōporté plus modestemēt, sans se mesler des Polonois et qu'il eut espousé vne Dame du pays et se fut accommodé a leur humeur, encor qu'il eut esté pire qu'vn moine moinant, si est-ce que la courōne luy fut bien demeuree sur la teste.«

[2]) Ausser dem Register der Gesandtschaft des Volkonskij aus dem J. 1606 und dem Zeugnisse des Barlaam finden sich Nachrichten über diese Untersuchung bei Massa, Petrejus und Russel, The Reporte of a bloudie and terrible massacre in the Citty of Mosco, London 1607. William Russel war in Moskau seit der Regierung des Boris Godunov, als Agent in Handelsange-

Der erste Anklagepunkt gegen den Caren D. vom 30. Mai 1606 lautete nach Russel und Massa folgendermassen: D. wäre wirklich der Mönch Gregor O. gewesen. Sein Stiefvater, seine Mutter, sein Bruder und andere Anverwandte aus Galič erschienen vor dem Volke, um diese Behauptung zu bestätigen [1]). Man erzählte, dass Car D. nach seiner Thronbesteigung 60 von seinen Anverwandten zu Galič ins Gefängniss geworfen hätte, um seine Abstammung zu verbergen [2]). Nach dem Zeugnisse der Familie Otrepjev (vgl. Massa) hätte Car D. einen Schelmen gemiethet, welcher aus einem Kloster in das andere in Mönchskleidern wanderte, sich überall thöricht anstellte und für den Griška ausgab. Nach der Ermordung des Caren hätte dieser Mönch seinen Betrug eingestanden. Er hätte seinerzeit mit dem D. zusammen in einem Kloster zu Moskau (ohne Zweifel in dem Wunderkloster) geweilt und konnte alles dasjenige über die erste Erscheinung des PD berichten, was Massa darüber wiedergegeben hat, nämlich wie D. mit einigen Dokumenten nach Polen entlaufen wäre [3]). Nun liegt es nahe, in diesem Zeugen den-

---

legenheiten, zuerst im holländischen, später im englischen Dienste. The Report ist nach einem Briefe an seine Frau, die Schwester eines anderen englischen Agenten zu Moskau, John Merick, gedruckt. Eine französische Uebersetzung des Briefes ist im J. 1606 zu Amsterdam unter dem Titel La legende de la vie et de la mort de Demetrius erschienen und vom Fürsten Obolenskij im J. 1839 nachgedruckt worden (vgl. Minclov im »Архивъ Ист. и Практ. Свѣд. Калачова« V, 1863). Massa scheint seine Nachrichten über die Untersuchung des Šujskij aus Russel's Berichten geschöpft zu haben. John Merick soll (nach Minclov) in einem freundschaftlichen Verhältnisse zu Margeret gestanden haben. Ihm gehört das Büchlein The Russian impostor, 1664, welches wir nur in der französischen Uebersetzung benutzt haben (unter dem Titel: Relation Curieuse de l'Estat Present de la Russie traduite d'un auteur Anglois qui a esté neuf ans à la Cour du Grand Czar etc., Paris 1679).

[1]) Quāt au beaupere et la mere auec son frere qu'on auoit mis a la veuë de tout le mōde, ils estoiēt reputez pour tels, cōbien qu'ils ne luy ressemblassent en rien, et scauoir si on les auoit subornez pour cōfesser telle chose, en presence d'un chacun de nous, Dieu le scait, au moins ie puis bien dire de les auoir veu ainsi cōme les autres, et i 'ay veu aussi qu'ō leur feit baiser une croix et faire sermēt solēnel, que son nom seroit esté Gregoire etc. (La Legende de D.).

[2]) Russel, Massa, Palicyn. Nach Palicyn wäre der Onkel des Gregor — Smirnoj Otrepjev vom Caren D. nach Sibirien verschickt. Vgl. weiter unten die Genealogie der Otrepjevy.

[3]) Rer. Ross. Scrip. Ext., t. II, 102: »eenen boef daer toe cochte, die hem alsins voor Grigorie Otrepiof uutgaf en stelde willens den sott, in een

selben Diakon Gregor O. wiederzuerkennen, nach welchem Car Šujskij in Jaroslavlj gesucht hatte (vgl. Margeret). Aehnliche Nachrichten kommen auch in den russischen Quellen vor. Mit dem Barlaam, dem Verfasser des Zeugnisses, kann man zwar den falschen Gregor bei Massa nicht identificiren, weil dieser Barlaam die Bekanntschaft mit dem PD erst im Februar 1602 auf der Varvarka angeknüpft hat. Indessen wäre (nach der »Neuen Sage«) ein gewisser Mönch Leonid dem Demetrius-Griška unter dem Namen des Gregor O. bis Putivl gefolgt, wo er vom Caren unter dem Vorwande irgend einer Schuld ins Gefängniss geworfen wäre. Dieser Gregor-Leonid kann auch von demjenigen falschen Gregor O. verschieden sein, welcher (nach Massa) als Miethling des Caren D. die Klöster durchwandert haben sollte; der Gedanke des Namentausches ist aber hier derselbe, wie bei Massa. Auch Petrejus bringt uns ein Zeugniss darüber, dass irgend ein Mönch den Caren D. des Betruges überführt hätte. Darnach wäre bald nach seiner Krönung ein Mönch nach Moskau angekommen gerade aus dem Kloster, aus welchem Griška heimlich entlaufen wäre. Dieser Mönch hätte offen auf dem Schlosse behauptet, dass er den neuen gekrönten Caren gekannt hätte und dass er nicht der rechte D., sondern Griška O. wäre, »denn er (der Ankläger) were derselbige, der jhn hette lesen und schreiben gelehret«. Der kühne Mönch hätte seine Anzeige mit dem Tode büssen müssen. Da Petrejus den Caren D. sonst wirklich für den Griška hält, so fällt es hier auf, dass der Ankläger nicht aus dem Wunderkloster, sondern aus einem anderen Kloster nach Moskau kam [1]). Die Anschauungen des Petrejus sind für die Zeit des Šujskij von grosser Wichtigkeit, einerseits weil er als Abgesandter

monnicx cap gaende; en als deesen Demetrius doot was, heeft deesen monninc ooc bekent dat hy van hem daertoe gecocht was, ende hy was besteedt geweest int clooster in Mosco, verhalende daerby alle de redenen die ic int beginsel synder comste van hem verhaelt hebbe, hoe dat hy met sommige scriften en copyen ontliep in Poolen, hem uutgevende voor Demetrio«.

[1]) Seinen Glauben an den Griška belegt Petrejus durch das Zeugniss des Elezarij Otrepjev, eines Oheims von dem Betrüger. Dieser Elezarij hätte vor den Königen Sigismund III. von Polen und Karl IX. von Schweden ausgesagt, D. wäre seines Bruders Sohn, wäre von seinem Vater wegen seiner Unart und Bubenstücke ins Kloster gestossen, damit er darinnen von den Mönchen strenge gehalten und frömmer werde. Weil ihm aber das strenge Leben nicht gefallen, so wäre er aus dem Kloster heimlich nach Polen entlaufen und dort auf Anstiften einiger böser Menschen, besonders eines Mönches, als Carevič D. aufgetreten. Diese Aussagen des Elezarij O. (Smirnoj?) fallen wohl noch in die Regierung des Boris.

des Königs Karl IX. von Schweden mit der Regierung des Šujskij verkehrt, andererseits weil er die Chronik des Bussow gekannt und ihr also vorsätzlich widersprochen hat [1]). Wir haben schon einmal seinen Kunstgriff erläutert, wie er die russische Tradition über den Griška mit der Chronik des Bussow versöhnt, nämlich dass er neben dem Griška-Demetrius noch einen anderen bösen Mönch annimmt, auf welchen er beinahe alle die Nachrichten des Bussow und Margeret vom Gregor O. überträgt. Da aber Petrejus dabei den Jüngling Griška-D. bis zur Flucht nach Polen auch als einen omnium bipedum nequissimum schildert, so hilft ihm die Hypothese von einem »listigen Münche« wenig, die Widersprüche in Bezug auf die Charakteristik der Jugendzeit des Griška O. aufzuheben. Indessen beweisen alle diese Versuche, neben dem Griška-Demetrius noch einen falschen Gregor Otrepjev oder einen bösen Mönch anzunehmen, einerseits, dass die Verfechter der officiellen Tradition von der Identität des Griška mit D. neben dem Caren D. am Ende doch immer einen (wenngleich vermeintlich falschen) Gregor O. annehmen mussten, andererseits, dass sie trotz ihrer Verachtung zu den westeuropäischen Quellen doch eine von Widersprüchen freie Geschichte des Lebenslaufes ihres Griška-D. bis zu seiner Flucht nach Polen zu liefern nie im Stande gewesen; was speciell die Moskauer Regierung anbetrifft, so hat sie, wie wir sehen, ihre Kenntnisse über den PD sowohl zur Zeit des Boris, als auch unter V. Šujskij von den früheren Mithelfern des Betrügers gesammelt [2]). Sie kam also mit Leuten in Berührung, die wirklich Manches zu erzählen, noch mehr aber zu verheimlichen oder wenigstens zu verwirren hatten (Pimen, Barlaam, Leonid). Deshalb stellen wir uns vor, dass die Regierung des V. Šujskij sich in derselben Lage befand, wie der Chronist Petrejus oder wie die von ihr verhörten Zeugen. Entweder hatte die Regierung des V. Šujskij selbst keine genaue Vorstellung von der Persönlichkeit des durch sie gestürzten Caren D., oder sie wusste Manches, hatte aber Grund, ihre Kenntnisse zu verbergen. Im ersten Falle musste sie also zu einer Kombination von Zeugnissen in der Art des Petrejus greifen, im zweiten Falle war es für sie nothwendig, die

[1]) Seine Berichte über den FD sind im Gegentheil falsch; so hält er ihn für einen Mann von über 30 Jahren u. dgl. m. Das ist wohl auch eine Durchschnittszahl zwischen den Jahren des Gregor und Demetrius. Wenn die Zeugen in dem Caren D. einen früheren Mönch erkannten, so fasste es die Regierung als eine Anerkennung des Diakon Griška auf.

[2]) Der Brief des Hiob (A.A.Э., т. IV).

Nachrichten vorsätzlich zu einem Wirrwar über den Haufen zu werfen. In beiden Fällen wäre das Ergebniss ein und dasselbe: Nachrichten über zwei von einander verschiedene Persönlichkeiten konnten dabei sehr leicht auf einen Namen übertragen (wie es die Zeugen des Hiob gethan haben), oder die Schicksale des Diakon Gregor O. sammt seinem Namen nur zum Theil auf den D. verrückt werden (wie es bei Petrejus geschehen). Da müssen wir aber einen Probirstein ausfindig machen, um in dem Wirrwar der russischen Quellen das edle Metall von der Legirung, den D. vom Gregor zu unterscheiden. Für den Petrejus besitzen wir diesen Probirstein in der Chronik des Bussow, für die Zeugnisse des Pimen u. a. — in den officiellen Akten, für die russischen Quellen überhaupt könnten wir ihn nur in der Auskunft finden, welche PD selbst in Polen über seine früheren Schicksale gegeben hat, d. w. s. in der Nova Relatio, in dem Entwurfe seines ersten Briefes an den Papst in polnischer Sprache, zum Theil auch in der Narratio Succincta. Was in den russischen Quellen mit diesen beiden Schriften übereinstimmt, das werden wir ausschliesslich auf den D. übertragen müssen, den Rest — für den Griška zur Seite werfen. Damit wird unsererseits ein ganz neuer Versuch gewagt. Wollen wir vorläufig alle Widersprüche in den russischen Quellen in Bezug auf die Schicksale des Gregor O. noch einmal zusammenfassen und zwar nach folgenden Hauptfragen: wie alt konnte Gregor O. gewesen sein, als er zum Mönche geschoren, wo und wie hat er vordem gelebt, was hat ihn ins Kloster geführt, was seinen Dienstgang dort befördert, was hat ihn zur Flucht aus Moskau gezwungen, welchen Weg und welche Kameraden wird er wohl für diese Flucht gewählt haben u. dgl.

Aus den Briefen des Boris an Rudolph II. und Sigismund III. erfahren wir, dass Griška bereits eine wilde Jugend hinter sich hatte. als er, von seinem Herrn Michail Romanov aus dem Dienste verjagt, seinem eigenen Vater mehremals entlaufen, nach einer Reihe von Verbrechen aus Furcht vor der Todesstrafe in einem weit abgelegenen Kloster (wohl im Norden Russlands?) die Kutte nahm. Eine ähnliche Vorstellung vom jungen Otrepjev hat sich auch Petrejus angeeignet, obgleich er zeitlich nach der Untersuchung des Šujskij geschrieben hat. Nun gibt Fürst Katyrev-Rostovskij in seiner Sage an, dass Griška O. noch in der Jugend den Entschluss gefasst hatte, die Kutte zu nehmen, und in dem Železnoborovskij-Kloster im Lande Galič (Gouv. Kostroma, Bezirk der Stadt Buj) zum Mönche geschoren wurde, weil sein Vater und seine Mutter in

der Nähe dieses Klosters ihren Wohnsitz hatten; bald darauf wäre er dann nach dem Čudov-Kloster in Moskau gezogen. Diese Erzählung schliesst sich ziemlich genau an die Briefe des Boris an, da sie sowohl den Vater des Otrepjev sich noch damals am Leben denkt und ein wirklich weit von Moskau abgelegenes Kloster nennt. Dazu passt auch die Andeutung bei Petrejus, dass Griška irgendwo ausserhalb Moskaus die Kutte genommen [1]). Da nach Avraamij Palicyn Griška zwei Sommer (Jahre?) im Čudovkloster und darauf über ein Jahr beim Patriarchen Hiob gelebt hat, so müsste er (wenn man seine Flucht nach Polen mit Barlaam in das J. 1602 verlegt [2])) aus Borki nach Moskau im J. 1599 gezogen sein; seine Mönchstaufe würde dann vielleicht mit der Zeit der Thronbesteigung des Boris (um das J. 1598) zusammenfallen. Dem entsprechend bringt »die Sage vom Gregor Otrepjev« seine Flucht ins Kloster mit dem Kampfe des Boris gegen die Romanovy in Zusammenhang. Geboren und auferzogen in der Stadt Galič, wäre dann der Adelsmann Gregor O. vielen von den Bojaren des Boris bekannt geworden. Eines guten Tages hätte er zusammen mit einem anderen Adelsmanne — Michail Trophimovič Povadin aus Serpejsk — ein Vergehen gegenüber dem Caren Boris begangen. Worin dies Vergehen bestand, wird nicht weiter erläutert; die Sage berichtet nur, dass gerade zu jener Zeit Boris eine Verfolgung gegen

---

[1]) RRSE, 202. »Stracks nach seiner Krönung ist ein Mönch in die Muscow aus dem Kloster, daraus Griška sich heimlich gestolen, ankommen, welcher öffentlichen auff dem Schlosse berichtet, Dass er den newen gekrönten Grossfürsten gekand hette.. denn er were derselbige, der jhn hette lesen vnd schreiben gelehret.« S. 162 nennt Petrejus das Kloster Timouka, in der Relation Curieuse entspricht ihm le Cloistre de Trinouka. So ein Kloster gibt es nicht. Es scheint, dass man das Kloster des H. Tryphon zu Vjatka gemeint hat.

[2]) Im J. 1602 hat der Fürst Konst. Konst. Ostrožskij das Kloster zu Dermanj zu einer Gemeinde der Mönche nach der Regel des H. Basilj ausgestaltet. Die Gemeinde sollte von nun an keine flüchtigen Mönche aufnehmen, sondern nur diejenigen, welche sich der Regel des Grossen Vasilij unterwerfen und des Studierens halber eintreten wollen. Die begabtesten unter den Mönchen sollten die slavische, die lateinische und die griechische Schrift bei den Mitgliedern der orientalischen Kirche lernen. Die Stiftungsurkunde ist vom 18. Juli 1602 zu Dermanj datirt. Ohne Zweifel wurde die Einführung der Regel des H. Basilij von gewissen Feierlichkeiten begleitet, welche manche von den wandernden Mönchen, unter ihnen wohl auch die Mönche Gregor, Barlaam, Missail, herbeigelockt (Памятники, изд. Коммис. при Кіевскомъ, Волынскомъ Ген-Губерн., т. IV).

die Brüder Romanovy und die Fürsten Boris und Ivan (Vater und Sohn) Čerkaskie eingeleitet hätte. Da nun Gregor oft das Haus des Boris Čerkaskij besucht und von seinem Sohne Ivan Ehre genossen hatte, dadurch aber den Zorn des Boris sich zugezogen, so wäre er aus Furcht vor dem Caren Godunov in ein Kloster geflohen und hätte dort die Kutte genommen. Bald darauf wäre er in das Wunderkloster zu Moskau übersiedelt. Das Vergehen des Gregor bestand also eben in seinem nahen Verhältnisse zu den Romanovy und die Čerkaskie. Diese Gruppe von Quellen stimmt also im Allgemeinen untereinander überein, sie muss sich aber den Gregor um das J. 1598 als einen Mann zwischen 20—30 Jahren alt gedacht haben, sonst hätte er geradezu keine Zeit gehabt, den ganzen Lebenslauf durchzumachen, wie er vom Boris geschildert wurde. Wenn wir sicher sein könnten, dass bei seiner Einsegnung zum Diakon keine Ausnahme von der kanonischen Regel gemacht ist, wonach das Diakonat nicht vor dem 26. Jahre ertheilt werden darf, so müssten wir dem Gregor O. um das J. 1600 bereits 25 Jahre zuzählen. Leider gab es eben keine Regel ohne Ausnahme. Jedenfalls würden die Angaben des Margeret auf diesen Gregor Otrepjev Nr. 1 ganz gut passen. Nun wenden wir uns von den Angaben, welche auf den Aussagen der Regierung des Boris beruhen, zu den Ergebnissen der Untersuchung des V. Šujskij. Auf den officiellen Akten dieser Zeit beruht »die Sage aus dem J. 1606«. Hier treffen wir geradezu einen Gregor Otrepjev Nr. 2. Jurij (Georg) Otrepjev verliert noch als Kind seinen Vater Jakob (Bogdan) und lebt bei seiner Mutter in Galič[1]. Die Wittwe O. lässt ihn die H. Schrift studiren. Als er nun mit den Horae und den Psalmen fertig ward, verlässt er seine Mutter und begibt sich nach Moskau. Hier kommt er mit dem Abte Tryphon aus Chlynov (Vjatka) zusammen und lässt sich unter seiner Einwirkung einkleiden, als er noch nur 14 Jahre alt war. Darauf begibt er sich nach Suzdal, weilt in dem Heilandkloster des Euthymii[2], dann auch in dem Kuksa-Kloster, wechselt noch einige Klöster[3] und

[1]) Der Name Bogdan findet sich nicht in dem Kalender der russischen orthodoxen Kirche und ist nur im Munde des Volkes im Gebrauche; daraus erklärt sich das Vorhandensein noch eines zweiten Namens Jakob. Dieser Juška konnte also weder mehrmals seinem Vater entlaufen, noch für seinen schändlichen Lebenswandel von ihm ins Kloster geschickt werden.

[2]) Kostomarov folgert daraus, dass Juška gerade in diesem Kloster zum Mönche geschoren ward. Dem Contexte nach muss man indessen die Sache so auffassen, als ob er sich bereits in Moskau hat einkleiden lassen.

[3]) Das Železnoborovskij-Kloster wird an dieser Stelle der Quelle nicht erwähnt.

kommt abermals nach Moskau ins Kloster Čudov. Denselben Lebenslauf des Griška treffen wir auch in dem »Neuen Annalisten«[1]. Hier wird Juška (als Mönch Griška) in jungen Jahren nach Moskau geschickt, um das Lesen und Schreiben zu erlernen. Es erweist sich, dass er dazu grosse Anlagen hat; da lässt er sich irgendwo in Moskau einkleiden[2]. Darauf kommt er nach Suzdal in das Heilandkloster des Euthymii. Der Archimandrit sieht, dass er noch jung ist, und stellt ihn unter die Aufsicht eines älteren Mönches. Griška bleibt hier nur ein Jahr, dann weilt er noch 3 Monate in dem Kuksa-Kloster und kehrt nun nach Moskau zurück und zwar ins Wunderkloster. Wenn man zu den 14 Jahren der »Sage aus dem J. 1606« noch $1^1/_4$ Jahr aus dem »Neuen Annalisten« addirt, so kommt man zu dem Schlusse, dass dieser Griška Nr. 2 nach Moskau noch als ein 16—17jähriger Bursche zurückgekehrt war. Seine Bekanntschaft mit dem H. Tryphon würde auf den Jänner 1595 fallen können. Dieser Griška Nr. 2 könnte sich wirklich zum PD ausgebildet haben. Wo haben sich aber die beiden Lebensläufe der beiden Griška durchkreuzt? Das können wir mit Hilfe der eigenen Aussagen des PD, des Danziger Recesses und des Isaak Massa zu bestimmen versuchen. In der Aufklärung der russischen Gesandten aus dem J. 1606 an die polnischen Senatoren sind beide Lebensläufe (Griška nach der ersten Untersuchung des Boris und Griška nach den Nachforschungen des Šujskij, oder Demetrius Rheorovič des Boris) bereits in eine Biographie zusammengefasst: in der ersten Hälfte dieser Schilderung wird nach der Tradition des Boris sein Dienst bei den Bojaren Romanovy und dem Fürsten Čerkaskij erwähnt, in der zweiten Hälfte — die Ertheilung der Kutte durch den Tryphon, das Leben in den Klöstern zu Suzdal, in dem Železnoborovskij-Kloster und anderen Stiften. Hier wird also bei der Wanderung des Griška Nr. 2 (Pseudodemetrius) dasselbe Kloster in dem Bezirke der Stadt Buj genannt, in welchem auch Griška Nr. 1 (Otrepjev) um das J. 1598 geschoren wurde. Daraus können wir folgern, dass Gregor und Demetrius gerade in dem Železnoborovskij-Kloster einander getroffen haben. Wenn wir nun mit Massa annehmen, dass »Jongen van eenen abt oft monick int Tsoedewo monaster« (ihn identificiren wir mit dem 14jährigen Griška Nr. 2; »deesen jongen dan was ooc gemaect tot eenen monick«) nach seiner Flucht mehremals aus Polen her Russland

[1] Nikon's Annalen, B. VIII.

[2] »И во младости пострижеся на Москве невѣмъ гдѣ.«

besucht hat, so müsste man entweder seine Flucht nach Polen noch in die letzten Jahre des XVI. Jahrh. verlegen und annehmen, dass D. während eines späteren Besuches in Moskau sich als des Gregor Diener kurze Zeit im Wunderkloster aufgehalten hat, oder dass sie beide um das Jahr 1600—1601 zur Zeit der Gesandtschaft des Sapieha aus dem Železnoborovskij-Kloster ins Čudov-monastyrj in Moskau gezogen waren, woher D. bald darauf nach Polen die Flucht ergriffen und im J. 1601 beim Fürsten Ostrogskij aufgetaucht ist. Da weder die eigenen Aussagen des D., noch die Nova Relatio von seinen späteren Ausflüchten nach Moskau etwas kennen, so wäre die zweite Vorstellung vielleicht die richtige; dann würde man den Ausdruck »Jongen« auf den ersten Aufenthalt des D. in Moskau im J. 1595 beziehen müssen [1]) und den Lebenslauf des Griška Nr. 2 sich folgendermassen vorstellen: um das J. 1581 geboren [2]), wird er im J. 1595 in Moskau zum Mönche geschoren, durchwandert die Klöster von Nordrussland, weilt um das J. 1600 abermals im Wunderkloster und ergreift zur Zeit der Gesandtschaft des Sapieha die Flucht nach Polen.

[1]) Wir gestehen, dass bei der freieren Interpretation des Danziger Recesses (nämlich »Sohn eines Notarij und Diener des Archimandriten«) die Uebereinstimmung zwischen westeuropäischen und russischen Quellen leichter zu erlangen wäre. Andererseits ist das Železnoborovskij-Kloster in dem Statejnyj Spisok vielleicht aus den Akten des Boris, d. w. s. der Biographie des Griška Nr. 1 in den Lebenslauf des Griška Nr. 2 verrückt worden. Dann müssten wir den Gregor O. von Norden aus dem Borkikloster, den Demetrius aber aus den Klöstern des Landes Suzdalj nach Moskau kommen und dort im Wunderkloster einander treffen lassen.

[2]) Dies Jahr ergibt sich aus der »Sage von der Regierung des Caren Theodor«. Diese Vorstellung wird durch die Angabe des Alters des D. bei Margeret (23—24 Jahre alt beim Beginne des Feldzuges) und der Dispacci (26 Jahre alt um das J. 1605). Vgl. auch bei Ciampi »Notizie estratte dalla Storia delle Sollevazioni seguite in Polonia, di Alessandro Cilli, Pistoja, 1627«. Cilli, der ein Sänger am Hofe Sigismunds III. gewesen sein soll, berichtet: »Sia come si voglia, o fosse finto figliuolo, o pur legittimo di Giovanni di Basilio il grande, si condusse nell' età di 25. anni in circa a far mostra di sè ne' confini di Lituania e di Pollonia con il seguito di que' Moscoviti, che per figliuolo del morto Giovanni di Basilio lo tenevano et che da quelli che allevato l' havevano erano stati a ciò persuasi, ovvero, come pare più verosimile, da quelli, che sollevationi e novità per proprio interesse bramavano e desideravano, con anche non poco concorso di Pollacchi, che intesa questa novitá sperorno far qualche particolare acquisto di roba, e ricchezza, o vero o finto Principe che si fusse Demetrio« etc. Ebenso bei der Beschreibung des D.: »era costui, civè Demetrio, d'anni 25 in circa« etc.

Die Vereinigung von zwei Personen und zwei Lebensläufen zu einem Griška rührt eben von der Untersuchung des V. Šujskij her. Ihr Hergang ist ziemlich klar: wenn ein Zeuge den Caren D. schon früher als einen Mönch in irgend einem Kloster gesehen haben wollte, so hiess es — er hat den Betrüger für den Griška erklärt und das erwähnte Kloster wurde gleich in die Geschichte der Wanderungen des Otrepjev eingetragen. Wenn jemand den D. in Grenzklöstern wirklich unter dem Namen des Otrepjev getroffen hatte und später, als D. den fremden Namen ablegte, aus Putivl von einem Griška neben dem D. hörte, so fasste es die Untersuchung ganz verkehrt auf, als ob der Zeuge den echten Griška gesehen und von einem falschen Gregor und falschen D. bei Putivl gehört hätte. Wenn nun Gregor dabei (wie es Bjelov und Ilovajskij vermuthen) dieselbe Rolle vor dem Auftreten des D. I., wie Molčanov vor dem Erscheinen des D. II., gespielt hat, d. w. s. bisweilen sich selbst als den zukünftigen Prätendenten bezeichnet, um das Gerücht vom Carevič zu verbreiten, die Aufmerksamkeit der Späher des Boris auf sich zu lenken, da erhielt die Untersuchung den besten Beweis für ihre Behauptung. Man mag natürlich vermuthen, dass die Kanzlei des V. Šujskij die wirkliche Lebensgeschichte des Gregor O., wie sie von Boris Godunov geschildert wird, mit der äusseren Erscheinung des Caren D., welchen Šujskij gestürzt hat, zu versöhnen suchte und also ihm eine anständigere Jugend und ein zarteres Alter gegeben hat; es bleibt aber sonderbar, dass sie statt des Klosters Borki die Klöster von Suzdal in seine Geschichte eingewoben hat! Denselben Dualismus finden wir in den russischen Quellen auch bei der Beschreibung der Flucht des Griška aus Moskau nach Polen. Wir fangen für diesmal mit der »Sage aus dem J. 1606« an. In Häresie verfallen, verlässt Griška das Wunderkloster und begibt sich nach dem Ugreša-Kloster des H. Nikolaj, dann nach dem Lande Kostroma in das Železnoborovskij-Kloster Johannes des Täufers, woher er abermals nach Moskau zurückkehrt und jetzt erst mit Barlaam und Misail nach Polen entflieht; dem Zeugnisse des Barlaam zufolge geschieht diese Flucht im J. 1602 aus Moskau über die Städte Bolchov, Karačev, Novgorod Severskij, Starodub, die litauische Grenze, Loev, Lubeč, Kiev, Ostrog. Nach dem »Neuen Annalisten« flieht Griška aus Furcht vor dem Caren Boris aus Moskau nach Galič in das Železnobor.-Kloster, darauf nach Murom ins Kloster des Boris und Gleb, weiter nach Brjansk, wo er den Misail Povadin sammt seinem Kameraden trifft; alle drei begeben sich nach Novgorod Severskij und weiter nach Kiev. Wenn

wir uns noch daran erinnern, dass nach dem Register (wohl aus Boris' Zeit) die Flucht des Griška im J. 1603, nach Šujskij im J. 1602 erfolgte und dass Barlaam, welcher über die Flucht des J. 1602 ein Zeugniss abgelegt hat, vom Priester Barlaam aus dem Čudovkloster verschieden ist, so leuchtet ein, dass hier abermals von zwei verschiedenen Griška und zwei Fluchten die Rede sein kann. Auch die Flucht über die litauische Grenze wird verschiedenartig angegeben. Nach Barezzo B. wäre D. im J. 1601 nach Kiew in Begleitung eines Mönches gekommen, welcher zu einem russischen Kloster jenseits der Grenze gehörte. Nach dem Briefe des Patriarchen Hiob hätte der Mönch Pimen die drei Mönche aus Novgorod Severskij über Starodub und die litauische Grenze bis zum Dorfe Slobodka begleitet und sei hierauf in das Moskauer Gebiet zurückgekehrt; nach dem »Zeugnisse des Barlaam« wäre der ehemalige Mönch Ivaško zusammen mit den drei Mönchen aus Novgorod Severskij über Starodub und die litauische Grenze nach Loev und Kiev gezogen. In der Urquelle, welche die ausführliche Redaktion der Sage aus dem J. 1606 (die sog. »Andere Sage«, Иное Сказание) bearbeitet hat, stand wohl nicht die Angabe des Barlaam, sondern ein anderer Bericht über die Flucht des Gregor, welchen wir gegenwärtig in der kürzeren Redaktion derselben Sage (die Sage wie Boris den Thron erschlichen) finden; darnach soll Gregor O. noch drei Mönche zur Flucht nach Polen verführt haben — den Misail Povadin, den Benedikt und den Mönch des Krypeckijklosters (Gouv. Pskov) Leonid (vgl. auch die Sage von der Regierung des Caren Theodor); diesem Leonid soll Demetrius in Kiev seinen früheren Namen, nämlich Gregor O., aufgezwungen und ihn dann später zu Putivlj ins Gefängniss geworfen haben. (Eine Andere Sage[1].) Die zweite Redaktion des Chronographen berichtet kurz, dass Griška als Pilger sich nach Polen begeben hätte, ohne seine Reisegefährten zu erwähnen. Dem »Neuen Annalisten« zufolge hätte der Abt des Heilandklosters in Novgorod S. den drei Mönchen Pferde und einen Begleiter bis nach Putivlj gegeben; die drei Mönche sollen aber den Weg nach Kiev eingeschlagen und den Begleiter zurückgeschickt haben; Misail Povadin soll des Weges kundig gewesen sein. Auch nach der »Sage

[1]) Bei seiner Auffassung des Verhältnisses zwischen der »Anderen Sage« und der »Sage wie Boris den Thron erschlichen« musste Prof. Platonov in dem Index zum XIII. B. der Russ. Hist. Bibl. den Mönch Leonid der »A. S.« vom Mönche des Krypeckijklosters Leonid (»S. wie B. den Thron erschlichen« und »Sage von der Regierung des Caren Theodor«) unterscheiden.

vom Griška O.« haben die drei Mönche allein den Weg über die Grenze zurückgelegt.

Jetzt, wo wir die Nachrichten der russischen Quellen auf Grund der Widersprüche zwischen den zwei Griška vertheilt haben, wollen wir den Versuch machen, mit Hilfe der Nova Relatio und Narratio Succincta einen von diesen Griška mit dem D. zu identificiren. Welche Bedeutung kann überhaupt das eigene Zeugniss des D., wie es in seinem Briefe an den Papst Clemens VIII. oder in der Nova Relatio vorliegt, als historische Quelle haben? Die Erzählung von der Errettung des Carevič aus den Händen der Mörder zu Uglič widerspricht den Akten der Untersuchung aus dem J. 1591 und dem Horsey und kann für erlogen gelten. Indessen erwachen bereits hier gewisse mildernde Umstände gegen so eine strenge Beurtheilung. Wenn D. noch vor der Ankunft in Uglič oder wenigstens bald nach der Ankunft, aber noch lange vor dem Morde des J. 1591 gestohlen und durch einen anderen Knaben ersetzt worden wäre, was könnte er auch von den späteren Ereignissen des J. 1591 wissen? Vielleicht würden sie unter solchen Umständen sogar seinem Beschützer unbekannt geblieben sein. In der Nacht wird Carevič geweckt, muss sich zusammenraffen, sieht noch ein anderes Kind in seinem Bette zurückbleiben — das sind höchstens die letzten Eindrücke, welche sich dem D. selbst, vielleicht auch seinem Beschützer einprägen. Alles Uebrige, ob nämlich das Wechselkind gleich auf der Stelle oder später ermordet wurde, könnten sie nur noch nach Hörensagen wissen und mit wirklich Erlebtem frei combiniren. Um das J. 1600 waren überhaupt die Umstände, unter welchen D. im J. 1591 zu Uglič ermordet war, nur Wenigen (z. B. dem Šujskij, dem Hiob) bekannt. Ausschliesslich eigene Lebenserinnerungen des D. beginnen mit dem Tode des Adelsmannes (Syn Bojarskij), bei welchem er auferzogen wurde; auf den Rath seines sterbenden Beschützers geht er ins Kloster, durchwandert in Mönchskleidern das ganze Russland, wird an seinem heroischen Wesen von einem Mönche erkannt und ergreift die Flucht nach Polen. Sollen wir diese ganze Beichte für eine von faktischen Verhältnissen ganz unabhängige, frei erdichtete Lüge auffassen? Ganz frei durfte der FD nicht mehr dichten: man hat ihn in Polen in Mönchskleidern gesehen, er musste durch seine Lüge einerseits diesen Umstand aufklären, andererseits die Thatsache, dass er bereits zum Mönche geschoren war, verleugnen oder irgendwie umdeuten. Dann könnte der FD schwerlich den polnischen Magnaten vorlügen, als ob er gleich nach seiner Rettung nach

Polen gebracht und dort auferzogen worden wäre (wie wir es bei Smith und in einem Briefe aus Archangelsk nach Toscana vom 4. Juli 1605 finden): man hätte von ihm ganz genaue Auskunft gefordert, wo und wie er in Polen gelebt hat; seine Aussagen könnten auf der Stelle geprüft werden; er war auch der polnischen Sprache nicht genug mächtig, um eine solche Lüge zu verfechten; er müsste dann aufklären, woher er seine russische Sprache habe. Stellen wir uns nun vor, dass PD das Weiss- oder Kleinrussische als seine Muttersprache gesprochen hätte. Was hätte ihn dann zwingen können, einen Grossrussen (Moskowiten) zu heucheln unter steter Gefahr, von den herbeiziehenden Grossrussen an der Aussprache ertappt und überwiesen zu werden? Er konnte ja ganz gut eine Erzählung vorbringen, wie wir sie bei Towiański finden, nämlich dass er in einer Grenzburg aufgewachsen und ebendort die weiss- oder kleinrussische Sprache sich angeeignet, oder dass er seine Jugend unter den Kosaken geborgen hätte u. dgl. m. Es wäre für den PD von Wichtigkeit, seiner weiss- oder kleinrussischen Sprache vollen Lauf zu geben: er würde sich dadurch vor der Identität mit Griška gewehrt haben. Wenn also PD sich aus den grossrussischen Klöstern herleitete, so muss es entweder dadurch erklärt werden, dass es eben wahr war, oder dass er bei seiner grossrussischen Sprache es nicht wagen durfte, seine Jugend nach der Moldau oder sonst wohin zu versetzen. Ebensosehr an das Thatsächliche gebunden musste der PD auch in seinen übrigen Aussagen gewesen sein. Wir brauchen nicht jedes Wort von ihm für wahr zu nehmen, aber auch an eine reine Lüge ist gar nicht zu denken. Nova Relatio (dasselbe gilt auch von Relatio succincta) darf in dem Sinne als historische Quelle verwerthet werden, dass, wo sie auch nicht die Wahrheit gibt, sie durch das Individuelle an der Lüge die thatsächlichen Verhältnisse durchleuchten lässt. Was bedeutet z. B. dieser Syn Bojarskij (homo fidus ex equestri ordine), welcher den Carevič in sein Haus nimmt. Vielleicht ist es nur eine Verkörperung des noblen Wesens, das man dem Prätendenten überall anspürte (ex incessu moribusq. heroicis esset cognitus, vgl. auch die Schrift aus Jindřichův Hradec); wahrscheinlicher ist es aber, dass D. hier die Wahrheit gesagt hat, nämlich dass er sich in der Familie eines Syn Bojarskij (wohl eines Otrepjev) aufgewachsen zu sein erinnerte. Wir finden also in dem ganzen Geständnisse des PD nur zwei absolut falsche Behauptungen. Ueber den Mord zu Uglič konnte er aus Mangel an Nachrichten nach Hörensagen oder nach freier Kombination gelogen haben, seine Mönchs-

taufe hat er aber vorsätzlich verschwiegen [1]). Nehmen wir an, dass er der echte D. gewesen wäre, oder dass er sonst wie irgend welche Rechte auf den Moskauer Thron gehabt hätte, oder dass er wenigstens selbst an eines von beiden geglaubt, so würde ihm doch die Thatsache, dass er bereits zum Mönche geschoren, den Weg zum Throne trotz aller seiner Rechte für ewig gesperrt haben. Diese Thatsache würde ihn auch verhindern, vom Throne herab eine genaue Auskunft über seine Vergangenheit zu geben. Auf Grund der Uebereinstimmung zwischen der Nova Relatio und der »Sage aus dem J. 1606« (das Leben bei einem Syn Bojarskij, das Wandern aus einem Kloster in das andere, die Flucht nach Polen) nehmen wir an, dass unter dem Gregor Nr. 2 und dem PD nach Nova R. und Narratio S. — eine und dieselbe Persönlichkeit und ein realer Lebenslauf geschildert ist. Die Narratio S. (wie auch Pseudo-Niemoiew.) bietet noch mehr Fälle der Uebereinstimmung mit den russischen Quellen, als Nova R. Demetrius wird darnach im hohen Norden in einem Kloster auferzogen; vielleicht ist es eine Andeutung auf das Tryphon-Kloster oder wenigstens auf Borki. Indem D. aus einem Kloster in das andere wandert, kommt er nach Moskau; aus dem Kloster, wo er hier eingekehrt war (wohl das Čudovkloster) bahnt er sich unter verschiedenen Vorwänden (vielleicht mit Hilfe des Zamjatnja oder bereits des Diakon Gregor O.) den Weg zum Hofe und beobachtet dort das ganze Aufführen des Boris; erst dann flieht er nach Polen [2]). Dies Ineinander-

[1]) Wenigstens drückt er sich über diese Frage sehr unbestimmt aus, dass er nur unter den Mönchen gelebt hätte (miedzy czierncamy).

[2]) Wenn wir die Narratio S. nicht nur mit den russischen Quellen allein, sondern auch mit protestantischen Chroniken (des Massa und des Bussow) vergleichen, so gewinnen wir die Ansicht, dass sie die Thatsachen zusammengezogen und zusammengedrängt darstellt, d. w. s. der erste Besuch des Griška Nr. 2 nach Moskau ist unerwähnt geblieben und die Erzählung kennt nur seinen kurzen Aufenthalt in Moskau auf dem Wege aus den Klöstern des nördlichen Russlands nach Kiev; sie überträgt eben auf diesen Besuch das Spähen in der Burg des Boris, welches dem Massa zufolge erst bei einem späteren Besuch aus Polen nach Moskau stattgefunden haben kann u. dgl. Dem Adelung zufolge ist die Narratio succincta zum ersten Male vom Kanzler v. Ludewig in »Reliquiae, Monumenta etc. 1723« gedruckt worden mit der Anmerkung: Auctore anonymo R. legato; v. Ludewig hält deshalb den Verfasser für einen Regius Legatus. G. Mueller hat es sogar in dem Sinne aufgefasst, als ob der Urheber ein russischer Gesandter an irgend einem fremden Hofe gewesen sei (Samml. Russ. Gesch.). Der Unsinn, dass beim Absterben der Dynastie Konjušij (Connetable) das Recht auf den Thron erhalten sollte (s. Narr. Succ.),

fallen der Aussagen des PD und der Moskauer Regierung könnte einem oberflächlichen Leser überhaupt den Schluss aufdrängen, dass beide Quellen eben nur den Djakon des Čudovklosters Griška gemeint haben können, wie ihn sich die russische Tradition bis Karamzin und Solovjev gedacht hat. Dagegen sprechen aber die mehrmals erwähnten Angaben der polnischen Quellen, dass nämlich D. bereits im J. 1601 in Polen erschienen war u. dgl. m., wie auch allgemeine Erwägungen, z. B. dass der Djakon Gregor den Magnaten in Moskau gut bekannt sein musste. Dann wäre es auch seitens des Djakon Griška sehr kindisch gewesen, als PD aufzutreten und doch offenherzig seinen früheren Lebenslauf in Russland zu erzählen. So eine Auskunft über seine früheren Schicksale durfte nur ein PD geben, welcher vielleicht auch wirklich unter dem Namen des Otrepjev einige Abenteuer erlebt hatte, nöthigenfalls aber den wahren Djakon Griška vorzuzeigen im Stande war, um seine Ankläger zu entwaffnen. Kurz gesagt: wenn PD hätte frei lügen dürfen oder wollen, so würde er eine arglose, in Bezug auf die Möglichkeit überwiesen zu werden weniger gefährliche Lüge vorgebracht haben. Auch seine Angaben in Bezug auf das Wandern durch die grossrussischen Klöster mussten im Allgemeinen dem thatsächlichen Laufe seines Lebens entsprechen, im Einzelnen aber jeden Vorwand zum Zweifel an seiner Echtheit sorgfältig ausmerzen. Wenn also irgendwelche russische Mönche in ihm ihren früheren Kameraden erkennen sollten, so würden ihre Zeugnisse seine Beweisführung nicht umstürzen; im Gegentheil, er könnte gerade aus den Kreisen der Mönche Zeugen für seine Echtheit vorführen, wenn er sich in Klöstern vor den Nachstellungen des Boris gerettet hatte. Diese Möglichkeit, innerhalb der Grenzen Russlands gerettet zu werden, hat also PD allen anderen Kombinationen von Wahrheit und Dichtung vorgezogen, weil sie in der Hauptsache der Wirklichkeit entsprochen hat, in den hinzugelogenen Einzelheiten aber (wie die Rettung aus Uglič) nur von wenigen der Sache kundigen Persönlichkeiten in Russland widerlegt werden konnte. Wir besitzen keine sicheren Quellen, um die Frage über die letzten Schicksale des Griška

---

kommt auch beim Antonius Possevinus De Moscovia vor. Nach der Ermordung des Carevič Ivan Ivanovič grübelt der Schreckliche Car über die Frage, wer nun seinen Thron erben würde: quinam denique, si quid de Theodoro eveniret, sufficeretur. Nam neque alius ex ipsius stirpe erat et ante 30. annos Magister Stabuli vacabat, ad quem (tanquam comestabilem) ea potestas deferenda fuisset (Hist. Ruth. Script., ed. Starcz.).

Nr. 1 (Gregor O. nach den Briefen des Boris) zu entscheiden. Wenn wir mit Margeret annehmen, dass er als ein Alkoholiker zu Jaroslavlj seine Tage in Ruhe verbringen sollte, nach dem Tode des Caren D. aber von Vasilij Šujskij gesucht wurde, dann können wir ihn mit demjenigen Mönche des Wunderklosters bei Massa identificiren, welcher bei der Untersuchung im Monate Maj sich für den falschen Gregor O. bekannt und sein Zeugniss über den D. abgelegt hat. In diesem Falle müssen wir diesen Trunkenbold für ein ziemlich unbedeutendes Rad in dem Mechanismus der ganzen Intrigue erklären (ähnlich dem Pimen in der Urkunde des Hiob), für einen Mann, welcher seinem unruhigen, vorwitzigen, lärmenden, unverschämten Wesen nach zu der Rolle eines gedungenen Beifallklatschers, eines Lockvogels, eines Spähers, eines falschen Zeugen, eines Fälschers von Dokumenten u. dgl. m. taugte, welchem es aber an jedem höheren Ehrgeize und jeder inneren Kraft gebrach. Wenn aber dieser Hierodjakon ausser der guten Handschrift und der Geschicklichkeit eines geheimen Agenten auch Ansprüche auf Einfluss und Selbständigkeit besessen, da muss er wohl nach dem ersten Conflicte mit dem Demetrius in Putivlj (vgl. die Sage aus dem J. 1606 und die Sage wie Boris den Thron erschlichen) durch Kerker, Verbannung oder sogar einen Mord unschädlich gemacht worden sein; da würde also unter seinem Namen ein Anderer in Jaroslavlj gelebt haben. Da indessen ein solcher Betrug den D. in eine gewisse Abhängigkeit von einem käuflichen Agenten versetzt haben würde, so halten wir die Auffassung des Margeret für wahrscheinlicher.

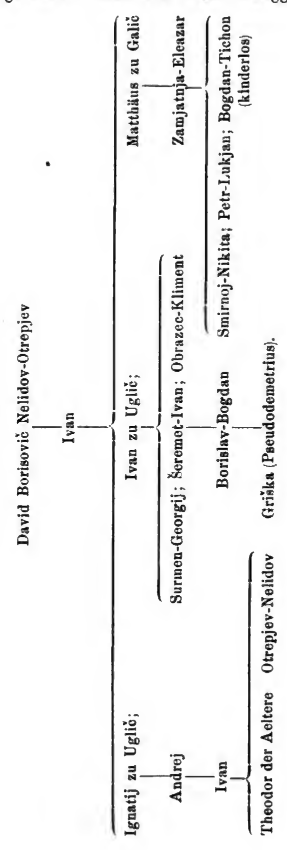
Wir glauben, dass wir unseren eigenartigen Standpunkt gegenüber der ganzen Masse von historischen Nachrichten über den PD genügend aufgeklärt haben. Diejenigen Forscher, welche den FD mit dem Djakon Gregor O. identificirt haben, pflegten bis jetzt alle die westeuropäischen Quellen zu verwerfen und ihre Darstellung ausschliesslich auf den russischen Nachrichten aufzubauen (z. B. Peter Kazanskij). Andererseits haben die Vertreter der Meinung, dass D. von Gregor zu trennen wäre, ihren D. ausschliesslich nach Bussow oder den polnisch-katholischen Quellen dargestellt, indem sie alle russischen Nachrichten auf den Djakon Gregor O. bezogen. Die Vertreter beider Richtungen hatten es leicht, so lange sie ihre einseitigen Ansichten zu belegen suchten; den Standpunkt ihrer Gegner aufzuklären oder zu widerlegen waren sie mit ihren Mitteln nicht im Stande. Wir haben aber diesen Dualismus zwischen Gregor und D. nicht nur in der neueren Historiographie, sondern

auch in den zeitgenössischen Urquellen anerkannt, und zwar sowohl in den westeuropäischen, wie auch in den russischen ohne Unterschied. Die Uebereinstimmung zwischen Nova R., Narratio S. etc. einerseits und den russischen Annalen, Sagen und officiellen Akten andererseits hat uns den Schluss aufgedrängt, dass die Jugendgeschichte des FD auf seinen eigenen Aussagen aufgebaut werden darf, soweit sie für seine speciellen Ziele des Betruges gleichgültig sind und von keinen positiven Zeugnissen seiner Gegner widerlegt werden. Diese eigenen Aussagen des PD stimmen gerade mit der »Sage aus dem J. 1606« überein, welche die Resultate der Nachforschungen des Šujskij wiedergiebt. Deshalb glauben wir die Hypothese aufstellen zu müssen, dass die Regierung des Šujskij bei ihrer Untersuchung auf die Spuren des Lebenslaufes des PD in den russischen Klöstern gekommen war (vgl. Massa über »Jongen«), aus irgend einem Grunde aber statt des Diakon Gregor O. nun einen anderen Mönch in dem D. anzukündigen gezögert hat. Deshalb hat sie die Zeugnisse derjenigen Mönche, welche in dem D. ihren früheren Kameraden zu erkennen glaubten, auf den Diakon Gregor O. bezogen und auf seinen Namen geschrieben. Da die ganze damalige russische Annalistik auf den officiellen Akten beruhte, so hat sie es ohne jegliche Kritik wiederholt. Nur die Reste der Ueberlieferung aus den Zeiten des Boris und das Vorhandensein der eigenen Aussagen des D. macht es für uns möglich, in diese (wahrscheinlich vorsätzliche) Verwirrung der Zeugnisse Ordnung zu bringen [1]).

Was waren es aber für Gründe, welche die Kanzlei des Šujskij dazu bestimmt haben? Petrejus hat zu einem ähnlichen Kunstgriffe gegriffen, weil er alle die Widersprüche zwischen Bussow und den russischen Gewährsleuten nicht zu heben im Stande war; die Zeugen des Hiob (Pimen u. a.) — weil sie die Regierung absichtlich auf falsche Wege

[1]) Im J. 1878 hat Archimandrit Leonid nach einer Handschrift des XVII. Jahrh. die Genealogie der Otrepjevy publicirt. Darnach soll diese Familie bis Ende des XV. Jahrh. Nelidovy geheissen haben. Im J. 1497 hat David Borisovič Nelidov vom Grossfürsten Ivan Vasiljevič III. zufällig den Namen Otrepjev (wohl »der Lumpige«) erhalten. Nun hat sich die Nachkommenschaft von diesem David unter der Regierung des Caren Johann des Schr. sich in drei Zweige getheilt. Ignatij und Ivan Ivanoviči Otrepjevy wurden nämlich im J. 1542 aus Borovsk (Gouv. Kaluga) nach Uglič, Matthäus Otr. nach Galič übersiedelt. Ein Zweig der Nelidovy war wohl auch unter dem Beinamen »Pharisäjevy« bekannt. (Лѣт. Ист.-Филол. Общ. Новоросс. Унив., вып. VIII, Одесса, 1900.) Der Uebersicht halber lassen wir hier die wichtigsten Vertreter der Familie in einer Tabelle folgen:

zu leiten und sich selbst zu rechtfertigen wünschten, denn sie waren ja selbst Mitschuldige des D. Einer von diesen Beweggründen hat wohl



auch auf die Regierung des V. Šujskij gewirkt. Entweder konnte sie selbst mit den widerspruchsvollen Zeugnissen nicht ins Klare kommen,

---

Viele von den Otrepjevy tragen hier nach der Sitte der Zeit ausser dem christlichen Kalendernamen auch noch einen Beinamen, welcher im Leben wohl gebräuchlicher war; wir müssen daran erinnern, dass der orthodoxe Kalender auch den Namen Bogdan nicht anerkennt und dass in den russischen Quellen der Vater des Griška neben Bogdan auch Jacob heisst. Nun hat, dieser Genealogie zufolge, der Car Alexej Romanov im J. 1671 dem Theodor d. Aelteren und seinen Anverwandten befohlen, sich wiederum Nelidovy zu nennen. Unter der Regierung des Griška wurden (der Genealogie zufolge) Smirnoj-Nikita, Surmen-Georgij, Ivan Andrejevič und andere ihrer Anverwandten nach Sibirien verbannt, dafür dass sie ihn des Betruges überführten, sind aber später zurückgekehrt. Für die Wirrenzeit wird diese Genealogie zum Theil auch von anderen Akten bestätigt. So treffen wir unter dem Adel zu Kolomna im J. 1577 den Andrej Ignatjevič Otr. mit der Anmerkung, dass er aus der Stadt Uglič zum Dienste herbeigezogen wurde. In derselben Liste des Adels (Dekade der Bojarensöhne) kommen auch die drei Söhne des Zamjatnja Otr. vor: Smirnoj (bereits als Centurio der Strelitzen), Bogdan und Tichon; darnach müssen also in der Genealogie Bogdan-Tichon als zwei verschiedene Persönlichkeiten aufgefasst werden, und es entsteht nun die Frage, ob beide oder nur einer von ihnen als kinderlos bezeichnet werden sollten. In dem Kataster für das J. 1586—87 wird im Medynskij-Bezirk (Gouv. Kaluga) ein Dorf Otrepjevo erwähnt, das früher einem Ivan O. gehört hat. In dem Kataster für den Bezirk Kolomna aus dem J. 1577—78 kommt ein Dorf Šeino vor, das früher im Besitze des Zamjatnja Otr. war. Der Šeremet Otr. der Genealogie kommt noch in dem Rangregister zum J. 1599 vor (Sinbirskij Sbornik, Razrjadnaja kniga). Hier werden die Chefs (Golovy) aufgezählt, welchen die Ueberwachung einzelner Bezirke der Stadt Moskau seit dem 15. April des Jahres anvertraut wurde. Der Stadttheil zwischen den Flüssen Neglinnaja und Moskva sollten Fürst Peter Požarskij und Šeremet Otrepjev beaufsichtigen. Es entsteht ferner die Frage, auf welche Weise Zamjatnja Otr. und seine Kinder aus Galič nach Kolomna gekommen sind und weshalb sein Sohn Bogdan (den Annalen und Sagen zufolge der Vater des Griška) nach Galič zurückgekehrt sein sollte. Die erste Uebersiedelung der Otrepjevy dürfte mit der Einverleibung des Galič in das ausgeschiedene Kronland (die Opričnina) unter der Regierung Johanns des Schrecklichen in Zusammenhang gebracht werden. Was die Rückwanderung anbetrifft, so kann sie überhaupt in Zweifel gezogen werden. Nach den officiellen Aussagen aus der Zeit des Šujskij soll Zamjatnja selbst im Wunderkloster als Mönch gelebt, sein Sohn Smirnoj am Hofe gedient haben, der andere Sohn Bogdan in Moskau von einem Litauer ermordet worden sein. Man kann hier eine Verwechselung der Stadt Kolomna mit Galič dadurch erklären, dass die Moskauer Kanzlei Galič (Galickaja četj) ausser Galič auch noch die Städte Suzdal, Jurjev Poljskij, Kolomna, Kašira, Belev, Karačev etc. zu verwalten hatte. Die Nachkommen des Zamjatnja konnten also in die Listen der Kanzlei Galič eingetragen sein,

oder sie ist auf ein Geheimniss gestossen, welches sie selbst zu verbergen suchte. Stellen wir uns vor, dass ein Mönch, welcher den D. einmal in seinem Kloster gesehen hatte, ihn später lebendig auf dem Throne, oder todt auf dem öffentlichen Platze als Caren D. liegen sieht; er kann nur das Zeugniss ablegen, dass dieser Car einmal unter irgend welchem Namen Mönch gewesen ist; die Regierung wird dieses Zeugniss nur auf

ohne die Beneficien zu Kolomna verloren zu haben. Die älteren Zweige der Otrepjevy gehörten dem Bezirke Uglič an; die Genealogie hebt ausdrücklich hervor, dass Surmen-Georgij, Šeremet-Ivan, Obrazec-Kliment nach den Beneficien zu Uglič im Dienste standen. Nun besteht ein wichtiger Widerspruch zwischen der Genealogie der Otrepjevy einerseits und dem Statejnyj Spisok der Gesandtschaft des Volkonskij und russischen Annalen und Sagen andererseits, und zwar darin, dass sie den Griška-Razstriga in verschiedene Zweige des Geschlechtes einreihen. Wir glauben hierin einen Beleg für unsere Auffassung der russischen Quellen zu finden, dass nämlich die russischen officiellen Akten des V. Šujskij zwei Persönlichkeiten und zwei Lebensläufe unter einem Namen zusammengeschmolzen haben; vielleicht war aber dieses Zusammenwachsen von zwei Persönlichkeiten bereits durch den Kunstgriff vorbereitet, welcher der ganzen Verschwörung zu Grunde lag. Wir finden in der Genealogie zwei Bogdan Otrepjevy; dadurch wird der Widerspruch in den Aussagen des Boris und V. Šujskij über den Vater des Griška gehoben. (Nach Boris war Griška seinem Vater mehremals entlaufen; nach der Sage aus dem J. 1606 ist er bei seiner Mutter-Wittwe aufgewachsen.) Den zwei Bogdan müssen auch zwei Griška entsprechen: Griška Nr. 1 des Boris — ein wirklicher Sohn eines Bogdan Otr., und Griška Nr. 2 — ein Knabe von räthselhafter Abstammung, der in die Familie des zweiten Bogdan in Wirklichkeit oder nur bei der Untersuchung untergeschoben ist. Wenn man die Genealogie der O. mit dem Statejnyj Spisok aus dem J. 1606 vergleicht, so ist man geneigt, den Enkel des Šeremet für den Griška Nr. 1 des Boris Godunov zu halten, so den Romanovy gedient, den Demetrius aber (Griška Nr. 2) sich als seinen Doppelgänger zu denken, welcher, vielleicht unter demselben Familiennamen der Otrepjevy 14 Jahre alt im Kloster untergebracht wurde. Wie dem auch gewesen sein mag, eins bleibt klar, dass die ganze Intrigue mit dem FD den Dualismus zwischen dem Bogdan, Sohn des Šeremet, und Bogdan, Sohn des Zamjatnja, benutzt hat, um einen Knaben zuerst zu retten, später nach Polen zu exportiren. Die Excerpte des Bantyš-Kamenskij erlauben uns diesen Dualismus vollständig zu rekonstruiren: Der Diakon Gregor (Otrepjev Nr. 1) hiess als Laie Georgij; der Laie Gregor (Otrepjev Nr. 2) erhielt als Mönch den Namen German (Сборн. Арх. Мин. Иностр. Дѣл., вып. 6). Derselbe Dualismus hat es auch der Untersuchung des Šujskij seinen Versuch leicht gemacht, beide Söhne zweier Bogdan abermals zu einem Griška zu verschmelzen. Am 25. März 1614 hat der Vojevode Smirnoj Elizarjevič Otrepjev auf Befehl des Caren Michail Romanov eine Namenliste und ein Kataster für die Bürger der Stadt Możajsk (Gouv. Smolensk) zusammengestellt (Можайскіе Акты).

den schon seit Boris beargwohnten Gregor bezogen haben. Wenn aber D. wirklich in gewissen Klöstern unter dem Namen des Otrepjev aufgetreten war, so wurde die Möglichkeit, seine Abenteuer auf den Namen des Djakon Gregor zu schreiben, zur Nothwendigkeit. Stellen wir uns aber für einen Augenblick den anderen Fall vor, nämlich dass die Regierung des V. Šujskij zu der Ansicht gekommen war, dass der abgesetzte und ermordete D. wirklich der aus Uglič gerettete Carevič war, welcher der Sicherheit wegen in jungen Jahren in einem Kloster untergebracht war; da hätte sie keinen anderen Ausweg, als auf die Identität des D. mit dem Djakon O. zurückzukommen, Zeugen für diese Behauptung zu fälschen (z. B. den Stiefvater und den Bruder des O., seinen vermeintlichen Reisekameraden Barlaam, den Mönch, welcher den Otr. hat spielen müssen u. dgl.), alle Nachrichten über das Leben des Carevič Demetrius auf den Namen des O. zu schreiben. Da wir nun auf Grund der Uebereinstimmung der Akten der Untersuchung aus dem J. 1591 mit Horsey und Bussow die Ermordung des echten Carevič zu Uglič angenommen haben, so müssen wir eben einen anderen Beweggrund für die Lügen des V. Šujskij erweisen. Sein Wunsch — die beiden Mönche, den D. und den G., zu einer Persönlichkeit zu verschmelzen, wäre z. B. ganz verständlich, wenn der Fürst V. Š. selbst an der Vorbereitung des Betrügers Theil genommen hätte, oder wenn der Glaube des Volkes an die Möglichkeit der Echtheit des Carevič so stark gewesen wäre, dass der Fürst V. Š. keine Aussicht hatte, ihn zu widerlegen, falls er den räthselhaften Lebenslauf des Griška Nr. 2 veröffentlicht hätte. Dasselbe Verfahren würde der Regierung ausgeholfen haben, wenn an den Namen des jungen D. (Griška Nr. 2) überhaupt irgend ein Geheimniss gebunden gewesen wäre, welches dem V. Šujskij Schwierigkeiten bereiten oder dem Demetrius vielleicht gewisse Rechte auf den Moskauer Thron geben konnte. Wir wollen den Versuch machen, sogar eine Vermuthung über ein solches Geheimniss aufzustellen.

Ein erster bester Vagabund konnte keinesfalls die Rolle des Carevič D. übernommen und mit solchem Glücke gespielt haben, wie es dem historischen PD gelungen war. Weshalb haben ihn die Klöster unterstützt, wie konnten ihn die russischen Magnaten anerkennen, wodurch hat er so sehr die ausländischen Chronisten für seine Persönlichkeit gewonnen, vor allem aber, was hat die Wahl der polnischen Grossen auf ihn gelenkt, wofür hat ihn der Car Boris verfolgt? Alle diese Fragen bleiben unaufgeklärt, wenn man den PD für einen zufälligen Betrüger

hält und somit annimmt, dass denselben Betrug ganz gut auch viele andere unternehmende Jünglinge ins Werk gesetzt haben könnten. Es muss also PD etwas vor jedem anderen passenden Jünglinge voraus gehabt haben, was ihn besonders gefährlich für Boris und sehr erwünscht für die Feinde des Godunov gemacht hat. Es muss eine ganz specifische Persönlichkeit gewesen sein. Wo eine heimliche Kraft in den Ereignissen zu wirken scheint, da muss doch der Historiker eine Erklärung aufzustellen versuchen. Bei den ersten sicheren Nachrichten über den PD aus Polen sendet die russische Regierung Boten aus, um seine Auslieferung durchzusetzen. Während der Patriarch Hiob seinen Boten Palčikov an den Vojevoden von Kiev, Fürst K. W. Ostrogskij, absendet, schickt Boris zweimal insgeheim Boten an Adam W. und bietet ihm Geld und Grenzburgen an für die Ueberantwortung des Prätendenten; als diese Verhandlungen gescheitert waren, machte Boris den Versuch, durch Meuchelmörder den D. aus dem Wege zu schaffen. Bussow, welcher mit Adam W. verkehrt zu haben scheint, bemerkt darüber ganz folgerecht: »Durch diese Anmuthung des Boris wurd der Fürste (A.W.) so viel mehr in seiner Meinung bestätigt, ungezweifelt zu glauben, dass er gewisslich des Tyrannen Sohn seyn müste, weilen der Boris ihm also nachstellete«. Der blitzschnell wie eine ansteckende Krankheit um sich greifende Glaube an die Echtheit des D., seine Anerkennung seitens der russischen Kriegsleute, dann seitens der Moskauer Bojaren und des hohen Klerus ist auch ein wichtiges psychologisches Moment für die Auffassung seiner Persönlichkeit: je näher man ihn kennen lernt, desto sicherer wird der Glaube an seine Echtheit. Einem gemeinen Betrüger müsste es umgekehrt gegangen sein. Zeitgenossen, welche die Verhältnisse in Moskau unter der Regierung des FD zu beobachten die Gelegenheit gehabt haben, sind der Meinung, dass dieser Car ganz leicht seinen Thron hätte behaupten können, wenn er einerseits etwas argwöhnischer gewesen wäre, andererseits aber sich vor der Ehe mit der katholischen Maria Mniszech gehütet hätte. Nach Bussow hätten die Moskauer Bojaren nach der Ermordung des PD diesen ihren Gedanken vor dem Mniszech offen eingestanden. Gegen die Möglichkeit, in dem FD einen gemeinen Landstreicher zu sehen, spricht sowohl seine Anerkennung seitens der Carin Witwe Martha, als auch sein ganzes Betragen in den letzten Augenblicken des Lebens. Man kann sich wohl denken, dass die Carin Witwe die Gelegenheit nicht hat vorbeigehen lassen, an Boris ihre Rache zu nehmen; was könnte sie aber später nach dem Tode des

Boris verhindert haben, den Betrug aufzuklären, wenn sie nicht vielleicht selbst in das Geheimniss eingeweiht war, welches über den Schicksalen des PD schwebte. Ihre eigenen zurückhaltenden Aussagen können nur als ein Zeugniss dafür ausgenutzt werden, dass sie mit den Verschwörern, welche den Caren D. I. gestürzt haben, nämlich mit dem V. Šujskij, keineswegs von vorn herein einverstanden war und dass D. bis in den Tod hinein ihrer Unterstützung sicher geblieben ist. Etwas Positives über die Persönlichkeit des Caren D. lässt sich aber bei ihr nicht lernen, weil alle ihr zugeschriebenen klaren Aussagen darüber einander widersprechen. Sie hat ihrer Zeit den Djak Bitjagovskij des Mordes angeklagt und dadurch seinen Untergang verschuldet. Später hat sie diese Anklage durch Vermittelung des Metropoliten Gelasij zurückgenommen, dabei aber an dem Tode ihres Sohnes keine Zweifel geäussert. Dem Isaak Massa zufolge hätte Martha auf die Fragen des Boris eingestanden, dass ihr Sohn noch am Leben und ohne ihr Wissen heimlich in fremde Länder gebracht wäre, was sie von Leuten erfahren hätte, die nun gestorben [1]. Vor dem ganzen Volke hat sie darauf den Caren D. I. als ihren Sohn anerkannt. Unter V. Šujskij ward aber im Namen der Carin Witwe eine Urkunde an die Vojevoden der sibirischen Städte geschickt mit einem Widerrufe dieser Anerkennung; darnach wäre dieser Anerkennung eine geheime Unterredung zwischen dem Betrüger und ihr, der Nonne Martha, vorausgefolgt, wobei D. unter Androhung sowohl sie selbst umzubringen, als auch ihr ganzes Geschlecht auszurotten, sie seine vermeintliche Mutter zu spielen überredet hätte [2]. Wichtiger ist das zweideutige Betragen der Carin Witwe am 17. Mai 1606, wie es von polnischen Gesandten und einem Jesuiten beschrieben wird, welche damals in Moskau zugegen waren. Den Nachrichten der Jesuiten zufolge hätte die Nonne Martha auf die zudringlichen Fragen der Verschwörer zuerst geantwortet, dass sie es besser wüssten [3]. Auch nach dem Diarius der Gesandten Olesnicki und Gąsiewski [4]) soll der sterbende

[1]) Rer. Ross. Script. Ext., t. II, 64: »dat haren soone noch int leven was en dat hy heymelyck unten lande was gevoert al sonder haren weeten, maer daerna was haer geseyt van eenige die nu al doot waren«.

[2]) Собр. Грам. и Дог., II, 146; А.А.Э., II, 48.

[3]) Script. Rer. Polon., t. VII. Ks. Jana Wielewickiego S. J. Dziennik »Deinde voce tremula respondit: vos istud melius nostis. Verum cum illi urgerent ferocius, . . sive metu, sive veritate compulsa, absolute respondit, non fuisse omnino suum filium«.

[4]) Ab A. Turgenevio, Hist. Russiae Mon., t. II, 77: »On się ozywał do

D. (wie auch bei Bussow) sich noch einmal auf das Zeugniss seiner Mutter berufen haben. Als nun die Verschwörer den Leichnam an das Kloster schleppen liessen, wo die Carin Witwe weilte, und sie befragten, ob es ihr Sohn wäre, da hätte sie ausweichend geantwortet: man sollte mich fragen, so lange er lebte; jetzt, wo er schon ermordet ist, ist er nicht mehr mein. V. Šujskij konnte leicht eine Urkunde auf den Namen der Carin Martha fälschen; ihr Vertrauen zu gewinnen scheint ihm nicht gelungen zu sein. Die räthselhaften Antworten der Mutter, das Hin- und Herschwanken der herrschenden Klassen Russlands, die Bemühungen des Boris, des D-ii habhaft zu werden, haben bereits denjenigen Zeitgenossen, welche an die Echtheit des D. keinen Glauben hegten, die Frage aufgedrängt, ob nicht der Car, ohne D. von Uglič gewesen zu sein, dennoch irgend welche Anrechte auf den Thron von Moskau gehabt hat. Die Relation aus Krakau vom 13. Jänner 1604 zeugt dafür, dass bereits bei den ersten Schritten des FD in Litauen einige Zeitgenossen einen Bastard in ihm zu sehen glaubten[1]). Diese Vermuthung

---

matki, na które słowa jego Kniaź Galiczyn powiedział mu od matki, że ona przyznawa, że nie jest synem jey, ale syn Dymitr prawdziwy jest zabity na Ubliczu«. — Nach der Ermordung des Caren folgt dann: »Ona jakoby miała powiedzieć, pytać mnie o to było, poki on żyw, lecz teraz kiedyście go zabili, już nie mòy«. Russel (La Legende etc.) meint, dass das letzte Gespräch zwischen dem Caren D. und den Verschwörern ein Geheimniss geblieben, weil man den einzigen Augenzeugen, den Hellebardier Fürstenberg (so nennt ihn Bussow) ermordet hätte; doch hat auch Russel gehört, als ob D. vor dem Tode den Wunsch geäussert, seine Beichte laut vor dem Volke ablegen zu dürfen: mais on ne peut oncques bien scauoir ce que s'y estoit passé entre eux et affin que le dit hallebardier n'eut rien a diuulguer de ces choses, ils le tuerent incontinent.. On dit qu'il auoit prié vn peu devāt l'article de sa mort, qu'on luy voulut permettre de dire sa confession en public deuant tout le monde«).

[1]) Wohl in der Art des späteren Bastards Kostka. Kostka Napierski war der natürliche Sohn des Königs von Polen Władysław IV., wurde zuerst von der Familie der Kostki, darauf beim Hofe des Königs auferzogen. Kühn und leichtsinnig war er seit seiner Jugend der ausländischen Sprachen und des Kriegshandwerks mächtig. Nach Władysław's Tode verschwand er für drei Jahre, weilte eine Zeit lang bei den Kosaken und tauchte endlich im J. 1651, während der König Jan Kasimir die Empörung der Kosaken unter Chmielnickij zu unterdrücken suchte, in dem Vojevodstvo von Krakau auf. Hier begann er die Bauern aufzuwiegeln und für die Sache des Chmielnickij zu werben. Am Ende wurde er doch von seinen Schaaren der Regierung ausgeliefert und gepfeilt (vgl. Kubala, Szkice Historyczne I.). Es ist wohl kaum

beruhte ohne Zweifel nicht sowohl auf irgend welcher positiven Nachricht, als vielmehr wohl auf dem allgemeinen Eindrucke, welchen der Prätendent und das Jagen nach ihm seitens der Moskauer Regierung auf die Zeitgenossen gemacht haben. Dieselbe Frage hat sich auch Isaak Massa gestellt, ob nicht irgend welche uneheliche Kinder vom Caren Johann dem Schrecklichen zurückgeblieben waren. Er räumt ein, dass dieser Car viele Konkubinen gehabt hat, glaubt aber dennoch, dass seine Geliebten kaum Kinder zu gebären im Stande waren, weil der Car sie sogleich nach dem Beischlafe noch an seine Diener zur Befriedigung ihrer Gelüste überwies. Einige polnische Adelsleute wollten wissen, dass PD ein unehelicher Sohn ihres Königs Stephan Batori gewesen ist. Wir glauben, dass diese Vermuthung, als ob D. ein Bastard oder überhaupt ein Jüngling mit gewissen Rechten auf den Thron gewesen, wirklich im Stande ist, alle psychologischen und historischen Räthsel aufzuklären, welche über der Geschichte des PD schweben. Ob er ein natürlicher Sohn des Caren Johanns des Schrecklichen selbst war (vorsichtiger wäre zu sagen, ein Sohn von einer adeligen Konkubine des Caren), oder ein Bastard des Carevič Ivan Ivanovič, oder einer von ihren Witwen, oder vielleicht bloss ein Kind von einem Bojaren, welcher nach dem Absterben des Geschlechtes des Rurik Ansprüche auf den Thron von Moskau erheben dürfte, darüber eine sichere Antwort zu geben, ist bei dem gegenwärtigen Stande unserer Quellen geradezu unmöglich. Für unsere Zwecke wird es genügen, wenn wir die Familienverhältnisse bei den Höfen des Caren Johann des Schrecklichen, des Theodor und Boris in Erinnerung bringen und dadurch im Allgemeinen die Annahme als möglich darstellen, dass im Norden Russlands, besonders in und bei den Klöstern, wo alle die gefallenen Grössen, all das abgelebte Glück, alle die Verfolgten oder aus dem Sattel einer sicheren Anstellung geworfenen Leute ihren Zufluchtsort oder ihr Grab suchten und fanden, auch ein Knäblein von einer geheimnissvollen Abstammung leicht zurückbleiben konnte. Wer war der Arzt, welcher (nach unserer Zusammenfassung von ineinanderfallenden russischen und polnischen Nachrichten) vor

denkbar, dass der thatkräftige Demetrius von einem nervösen 50 jährigen Wüstling, wie Car Johann der Schr., erzeugt worden ist. Es handelt sich also in dem Motto, das wir für unseren ersten Aufsatz den Akten des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs zu Wien entlehnt haben, nicht sowohl um eine positive Nachricht, als um eine specifische Auffassung der Persönlichkeit des FD, welcher auch wir im Allgemeinen beipflichten.

seinem Tode dem Bojarensohne (Georgij?) Otrepjev den Knaben Demetrius zur Pflege und mit ihm vielleicht auch das Geheimniss seiner Geburt anvertraut hat? Von welcher Mutterbrust hat er seiner Zeit das Kind weggerissen? Darüber gibt es keine Zeugnisse.

Indessen haben über diese Fragen bereits die Zeitgenossen gegrübelt. Ihre Vermuthungen haben sich nämlich in einer Reihe von neuen Prätendenten geäussert, welche genau ihre Rechte auf den Moskauer Thron auszuführen wussten. Diese lebendigen Hypothesen sind in einer wichtigen Urkunde des Pseudodemetrius II., des sog. Schelmes v. Tušino aus dem J. 1608 aufgezählt[1]). PD II. wendet sich hier an die Einwohner der Stadt Smolensk und vertheidigt seine Rechte sowohl gegen V. Šujskij, als auch gegen die anderen Prätendenten. Da er sich auf dieselben politischen Gruppen stützte, welche die ersten Schritte des ersten FD befördert haben, d. w. s. den Adam Wiszniewiecki, die Städte des Nordlandes (Severa), die Donkosaken, die Moskauer Flüchtlinge, so können wir in seiner Auskunft über sich, als den vermeintlichen PD I., die abgeklärte Tradition über dessen räthselhafte, an Widersprüchen reiche Schicksale sehen. Er behauptet, dass drei Räthe des Boris — Bjeljskij, Klešnin und Vasilij Ščelkalov — der Schwüre eingedenk, so sie dem Caren Johann dem Schrecklichen geschworen, ihn vor den Nachstellungen des Boris gerettet hätten[2]). Das sind ungefähr dieselben Namen, welche auch Thomas Smith für die Retter des D. genannt hat; dem Neuen Annalisten zufolge hat PD selbst die Djaki Ščelkalovy als seine Wohlthäter bezeichnet. Weiter widerlegt die Urkunde die Beschuldigung des V. Šujskij, als ob der FD ein Mönch Griška O. wäre. Die Russen haben ja den Otrepjev gekannt, wie alt er gewesen, wie er ausgesehen, was er für Haare und welchen Bart gehabt[3]). Nun geht

---

[1]) Die Urkunde ist im Lager zu Orel den $^{12}/_{24}$ April 1608 gegeben und in dem »Sbornik« des Fürsten Obolenskij nach einer Abschrift gedruckt, die seiner Zeit an den Leo Sapieha gelangt war. Vgl. auch Buturlin's Geschichte der Wirrenzeit, B. I.

[2]) »И его Борисовы совѣтники Богданъ Яковлевъ сынъ Бѣльской, да Ондрей Петровъ сынъ Клешнинъ, да Василей Щолкаловъ отрынули отъ себя его злокозненный умыслъ.«

[3]) »Да тотъ-же нашъ измѣнъникъ богоотступникъ и еретикъ и попратель вѣры хрестиянское, Василей Шуйской, насъ Цара и В. К. Дмитрея Ивановича называетъ богоотступникомъ и еретикомъ, будьто я Грышко Атрепьевъ: и вы, прыроженые наши многіе люди знали Грышу Атрепьева, каковъ былъ

PD II. auf die anderen Prätendenten über, die sich auch für Carevič ausgeben. Die Russen müssen doch ganz genau wissen, dass der Car Johann der Schreckliche nur drei Söhne gehabt hat — den Demetrius (den älteren), der als Kind gestorben, den Ivan, den Theodor und den Demetrius (von Uglič). Theodor hat nur eine Tochter Theodosija, die zwei Jahre gelebt, Ivan überhaupt keine Kinder gehabt. Nun tauchen aber in Astrachanj und in den freien Ansiedelungen in der Steppe (въ Полскихъ юртехъ) viele Caren empor. Der Carevič Augustus Johann in Astrachanj gibt sich für den Sohn des Caren Johann des Schrecklichen von der Carin Koltovskaja aus; die Russen müssen sich aber erinnern, dass die Ehe der Koltovskaja mit dem Caren Johann nur 17 Wochen gedauert [1]). Der andere Prätendent in Astrachanj — der Carevič Laurentius — gibt sich für den Sohn des Carevič Ivan Ivanovič und seiner dritten Frau Elena Ivanovna Šeremeteva aus; die Russen müssen aber wissen, dass Šeremeteva keine Kinder geboren. Nun sind auch in der Steppe viele Careviči erschienen — Peter, Theodor, Klementij, Savelij, Semion, Vasilij, Jeroška, Gavrilka, Martinka —, die sich für Söhne des Caren Theodor ausgeben; es ist aber allgemein bekannt, dass Car Theodor keine Kinder ausser der Theodosija gehabt. Der Schelm von Tušino hat sogar den Befehl erlassen, diese Steppencareviči aufzufangen, mit der Knute zu strafen und ins Gefängniss zu werfen. In dem Auftreten der Careviči Augustus Ivan und Laurentius treffen wir dieselbe Anschauung auf das Thronfolgerecht in Moskau, welche die polnischen Gesandten in Moskau im J. 1608 den Bojaren entgegengestellt. Boris hat den Thron von Moskau nur durch die Versicherungen erreicht, dass Theodor und Demetrius ohne Nachfolge gestorben und dass vom Carengeschlechte Niemand vorhanden. Wenn also trotz seiner Versicherungen nicht nur der Demetrius von Uglič, sondern irgend ein anderer Nachkomme, ein Sohn oder Enkel des Grossfürsten Ivan Vasiljevič erschienen und von den Unterthanen anerkannt worden wäre, so würde dadurch der Eid der Länder Russlands, so dem Boris geschworen, von selbst

---

Грышка Атрепьевъ, коль старъ и колькихъ лѣтъ, и каковъ образомъ, и каковы волосы и какова борода.«

[1]) »Сами вѣдаете, что за Государемъ нашимъ батюшкомъ за Царемъ и В. К. Иваномъ Васильевичемъ всеа Русiи была Колтовская ...... семнадцать недѣль.« Hinter dem Familiennamen ist wohl der Eigenname »Анна« oder »Дарiя« ausgefallen.

aufgehoben [1]). Wenn in ihren Verhandlungen mit den Polen die Mitglieder des Reichsrathes das Recht der Wahl über das Recht der Verwandtschaft mit dem Carenhause stellen wollten, so war es eben nur eine Publicistik derjenigen Clique der Bojaren, welche den Caren Šujskij auf den Thron gebracht. Denn wenn die Wahl der Stände aller Länder Russlands auf den Boris oder später den Michail Romanov gefallen, so wurde dabei officiell ihre Verwandtschaft mit dem ausgestorbenen Carenhause durch die Carinnen Irina und Anastasja hervorgehoben. Wir können also den Schluss ziehen, dass auch die Anverwandten einer Koltovskaja oder einer Šeremeteva in der Anschauung der Zeit ungefähr dieselben Rechte auf den Thron haben mussten, wie die Godunovy und Romanovy. Von diesem Standpunkte aus wollen wir alle die Ehen des Caren Johann des Schrecklichen und seines Sohnes Ivan durchnehmen. Wir besitzen ein Register über die ersten Ehen des Caren Johann [2]). Als der Schreckliche Car sich im J. 1572 zum vierten Male mit der Carin Anna vermählt hatte, da bat er die H. Synode, ihm diese Sünde zu vergeben, indem er in seinem Argwohn behauptete, dass seine drei ersten Frauen vergiftet wären, nämlich die Anastasja Romanovna Jurjeva, die Marija Temrjukovna aus Pjatigorsk (Kabarda) und Martha Sobakina. Diese letzte Ehe (1572) wäre sogar ein matrimonium inconsumptum geblieben, weil die Martha noch vor der Trauung erkrankt und zwei Wochen nach der Heirath verschieden wäre. Die vierte Carin Anna war eben die Anna Alexeevna Koltovskaja, als Nonne Darja genannt. Es gibt aber keine sichere Nachricht über die 5. und 6. Frau des Caren; man weiss sogar nicht, ob er sich mit ihnen hat wirklich trauen lassen [3]). Bei dieser Verachtung des Gesetzes seitens des Caren

[1]) Акты Зап. Росс., т. IV, Nr. 177: »вы сами то видите, што Борисъ доступилъ господарства Московского тымъ самымъ, ижъ удалъ всимъ людемъ, што Өедоръ и Дмитръ, остатнiе потомки господарей прирожоныхъ Московскихъ, безъ потомства звелися и кореня ихъ господарского не зостало . . И только бы мимо его уданье, не токмо Дмитръ, але иншiй который власный правдивый потомокъ, сынъ или внукъ великого князя Ивана Васильевича живъ быти показался, и вы бы его познали: ино бы и крестное цѣлованiе ваше и всее земли, Борису учиненое, передъ Богомъ и передъ всимъ свѣтомъ ничого не важило.«

[2]) Novikov (Др. Росс. Вивл., т. XIII); vgl. auch А.А.Э., I, Nr. 284.

[3]) Karamzin bezeichnet nach einer Handschrift aus eigener Bibliothek (Елагинская смѣсь) die vierte Frau des Caren als Anna Alexeevna Koltovskaja. Die fünfte Frau — Anna Vasiljčikova — ist in dem Buche des Volokolamskijkloster ohne den Titel der Carin eingetragen. Als sechste Frau

verschwand eigentlich der Unterschied zwischen einer Frau und einer Konkubine. Die zwei ersten Frauen des Carevič Ivan Ivanovič sind in Nikons Annalen angegeben, beide sind als Nonnen im J. 1619 gestorben und zwar die »Carin« Alexandra, die Tochter des Bojaren Bogdan Jurjevič Saburov, zu Suzdal in dem Mariä-Schutz- und Fürbittekloster (Pokrovskij); die Carin Paraskeva, die Tochter des Michail Solovoj aus Kašira, musste den Schleier am Weissen See nehmen, darauf in Vladimir, endlich in Moskau im Johanneskloster leben, wo sie auch verschieden [1]).

---

wird in der Jelaginskaja Smjesj die Witwe Vasilisa Melentjeva genannt; der Car war mit ihr nicht getraut; es war eher ein Concubinat, welches durch ein Gebet eingesegnet wurde (имал молитву со вдовою Василисою Мелентьевою). Die Carin-Nonne Darja Alexeevna hat zu Tichvin in dem Mariäopferungskloster (Тихвинский Введенский) eine Gemeinde aus 45 Nonnen versammelt und bat den Caren Boris um Ackerland und Wiesen für das Kloster, durch die Urkunde vom 22. Juli 1604 hat Godunov einige Dörfer dem Kloster bewilligt (Акты Ист., II, 49). Im J. 1614 hat der Car Michail Romanov der Nonne Darja einige Dörfer im Gebiete der Stadt Ustjužna Železopoljskaja geschenkt (A. И., т. III, Nr. 41 vom 26. Aug.). Als Carin-Nonne Darja Alexeevna ist sie in den Urkunden vom 31. Okt. 1616 und 28. Dec. 1624 erwähnt (Акт. Юр. Nr. 98, 132). Im Okt. 1624 und am 5. Febr. 1626 wurden der Nonne Darja Geschenke vom Hofe des Caren Michail zugesandt, einmal durch den Truchsess Demetrius Koltovskoj, das andere Mal durch den Truchsess Fürst Daniil Gagarin (Сорр. Гр. и Дог., III, Nr. 69, 72). Im Frühjahre 1626 muss sie gestorben sein. (Der Lokaltradition zufolge am 5. Apr. S. Толстой, Царица Инокиня Дарія, in »Душепол. Чтеніе, 1888, Мартъ. Indessen ist in diesem Aufsatze unsicheres Material verwerthet.) Durch die Schenkungsurkunde vom 29. Juni 1626 haben der Car Michail und der Patriarch Philaret auf Grund des Vermächtnisses der Nonne Darja ihre zwei Güter (im Gebiete von Uglič und Novgorod) an die Aebtissin des Klosters zu Tichvin, Agathja, und an die zwei Nonnen, die Fürstinnen Leonida und Alexandra Grigorjevny Gagariny mit ihren Schwestern verschenkt. Diese Schenkungsurkunde wurde dann durch die Caren Alexej, Theodor und Ivan bestätigt (Акты Ист., III, Nr. 142). Dem Gr. Tolstoj zufolge waren diese Fürstinnen Gagariny Nichten der Carin Darja, nämlich die Töchter ihrer Schwester. Da die Carin-Witwe Darja Koltovskaja sowohl vom Boris Godunov, als auch vom Caren Michail geehrt und beschenkt wurde, so ist es kaum möglich anzunehmen, dass sie sich in die Intriguen der Wirrenzeit gemischt hätte.

[1]) Der Lokaltradition zufolge ist Alexandra Saburova in dem Mariä-Schutz- und Fürbittekloster zu Suzdalj begraben. Die Familie der Šujskie hat seit Ende des XVI. Jahrh. freundliche Beziehungen zu diesem Kloster gepflogen. Pseudodemetrius II. (der Schelm von Tušino) hat der Nonne Alexandra einige Dörfer im Gebiete Suzdalj geschenkt. (Акты Ист., т. II,

Ueber die dritte Frau des Carevič, die Helena Ivanovna Šeremeteva, hat uns Possevin eine Nachricht erhalten. Darnach soll Johann der Schr. seine schwangere Schwiegertochter einmal nur im Unterkleide liegend getroffen und dafür mit dem Stabe zu schlagen angefangen haben. Der Carevič erlaubte sich dabei, dem Vater Vorwürfe zu machen, erhielt aber vom Caren einen tödtlichen Schlag (Nov. 1581). Die Carevna Helena ist in derselben Nacht von einem todten Kinde entbunden worden, Carevič ist kurz darauf aus dem Leben geschieden. Nach seinem Tode hat die Carin in dem Neuen Fräuleinkloster zu Moskau unter dem Namen Leonida den Schleier genommen. Johann der Schreckliche hat seine Unthat bereut und die Schwägerin noch in den JJ. 1582—83 mit reichen Geschenken beehrt. Zum Lebensunterhalte war ihr die Stadt Ustjužna Železopoljskaja zuertheilt. Auch als Nonne hat sie sich Carin genannt und ist unter der Regierung des Caren Theodor gestorben [1]). In Anbe-

---

Nr. 111. Die Schenkungsurkunde vom 9. Dec. 1608: »пожаловалъ есми брата нашего Государя князя Ивана Ивановича Царицу старицу Александру въ вотчину въ Суздальскомъ уѣздѣ дворцовымъ сельцомъ Лопатничи etc. съ деревнями«.) Ihr Vater Bogd. Jurj. Saburov (Bojarin seit 1572) ist im J. 1598 während des Interregnums gestorben, ihr Bruder Michail Bogd. Sab. ist unter der Regierung des PD I. im J. 1606 zum Bojarin befördert (Новиковъ, Росс. Вивл., т. XX). Im Allgemeinen wurden die Saburovy zu der Partei der Godunovy gerechnet. Wenn man das nahe Verhältniss der Šujskie zum Pokrovskijkloster mit den Nachrichten über den Aufenthalt des Griška Nr. 2 in den Klöstern der Stadt und des Gebietes Suzdalj zusammenstellt, so fasst man unter allen Nonnen des Carenhauses unwillkürlich eben gegen die Alexandra Saburova Verdacht, ob sie nicht in irgend welchen Beziehungen zu der Intrigue gegen B. Godunov gestanden hätte. In den Archivalien des Cyrilliklosters am Weissen See wird im Sommer des J. 1606 erwähnt, dass die Carin Nonne Paraskovja und die Nonne Olga Borisovna, die Tochter des Caren Godunov, aus ihrem Aufenthaltsorte in dem Goreckijkloster das Kloster des Cyrilli besucht hätten. Pelagija Michajlovna Solovaja, als Nonne Paraskeva, war eben die zweite Frau des Carevič Ivan Ivanovič. Es scheint, dass auch die Nonne Darja Koltovskaja eine Zeit lang in dem Gorickijkloster geweilt hat (Древн. и Труды Моск. Археол. Общ., т. VIII, Извлеченія изъ Архивн. книгъ Кириллова Бѣлоезерскаго Монастыря).

[1]) De Moscovia in Hist. Ruth. Script. Exteri. ed. Starczewski: sed accepta alapa, deinde baculo, quem ille gestabat, ita percussa est, ut insequenti nocte pueri abortum faceret . . . Et filius multa illi exprobraverat in haec verba: Tu mihi primam uxorem nullam ob causam in monasterium intrusisti, de secunda id ipsum fecisti, ecce jam tertiam percutis, ut filius quem in utero gerit pereat. Die Carin Leonida wird erwähnt in A.A.Э. 320 (20. Aug. 1583)

tracht der Reue und des Wohlwollens seitens des Caren Johanns des Schrecklichen ist es ganz unmöglich zu denken, dass sie ihr Kind vom Carevič Ivan hätte verbergen wollen. Da indessen allen diesen jungen Frauen, der Koltovskaja, der Solovaja, der Saburova, der Schleier gegen ihren Willen aufgezwungen wurde, so ist an und für sich die Möglichkeit gar nicht ausgeschlossen, dass eine von ihnen während ihres späteren Lebens im Kloster von einem Knaben entbunden wäre. Wir haben wenigstens sichere Nachrichten, dass z. B. die erste Frau Peters des Grossen, Eudoxie Lopuchina, in dem Kloster zu Suzdal ein freies Leben geführt hat [1]. Besonders auffällig scheint uns aber der Umstand zu sein, dass diejenigen Familien der Bojarensöhne, welche unserer Meinung nach an der Vorbereitung des FD Theil genommen haben, die Otrepjevy, die Jackie, die Dubenskie, in den Akten der Zeit an der Seite der Koltovskie zu treffen sind [2]. Der Carevič Augustus Ivan zu Astrahanj hat

und Доп. къ Акт. Ист. I, 226 (21. Juli 1587); vgl. auch die Bestätigungsurkunde vom 2. Apr. 1662 in Акты Ист., т. IV, Nr. 166. Im Allgemeinen s. Barsukov's »Das Geschlecht der Šeremetevy« B. I.

[1] Bei der Untersuchung aus dem J. 1718 hat Stepan Glebov das Zeugniss abgelegt, dass er vor ungefähr 8—9 Jahren in Suzdalj lebte, um Soldaten zu werben; damals hätte er durch Vermittelung des Beichtvaters der Carin Nonne Helena (Eudoxie Lopuchina) ihre Bekanntschaft gemacht und ihr Geschenke zugesandt, endlich mit Unterstützung der Nonne Kapitoline ein Liebesverhältniss mit ihr angeknüpft. Am 21. Febr. 1718 hat die Nonne Helena das Zeugniss des Glebov durch ihr eigenes Geständniss bestätigt (Устрялов, Исторія Петра В., т. 6).

[2] Zum Unterschiede von den Sobakiny kommen die Koltovskie weder unter den Mitgliedern der Carensynklete, noch unter den höchsten Hofchargen aus der Zeit der Caren Johann des Schr., des Theodor, des Boris, des PD I. und des V. Šujskij vor (Росс. Вивл. т. XX). Wir treffen sie dagegen in den Rangregistern für das Heer, in den Listen der Bojarensöhne, in den Katasterbüchern. In dem Register des Sinbirskij Sbornik treffen wir den Alexander Koltovskoj im Heere zum ersten Male im Sept. 1570, den Alexander und Gregorij K. im Gefolge des Caren selbst zum ersten Male um das Jahr 1571—72 erwähnt. Im Gefolge der Careviči Ivan und Theodor nehmen verschiedene Koltovskije höhere Posten ein, als bei der Person des Caren selbst. Der Zug des Caren nach Novgorod im Sept. 1572 — Jänner 1573 muss als die Zeit der höchsten Gunst der Koltovskije betrachtet werden; wir finden hier 5 Mitglieder der Familie auf einmal. Dann verschwinden sie beinahe gänzlich auch aus den Militärregistern Johanns des Schr. Vereinzelt werden die K. im Heere noch unter Theodor und Boris erwähnt. Gregor und Alexander K. sind auch in das Synodikon des Caren Johann im Cyrillikloster eingetragen, wo

also seine Abstammung gar nicht so schlecht ersonnen. Es gab noch eine Frau, welche während der Wirrenzeit in Klosterhaft schmachtete, gerade weil sie nach dem Tode des Caren Theodor und der Abdankung der Irina Godunova zunächst das Recht auf den Thron besessen. Das ist die »Königin« von Lifland — Marja Vladimirovna —, die Frau des dänischen Königssohnes Magnus. Wir wissen indessen, dass sie nach Moskau erst im J. 1586 als Witwe gekommen ist und ausser der Tochter Eudoxie keine Kinder gehabt hat. Sie wurde von Boris gezwungen, den Schleier zu nehmen, ihre Tochter ist früh mit Tode weggegangen. Unter dem Namen der Nonne Martha wird sie noch im J. 1609 erwähnt [1]).

Unter den Männern, welche dem Boris Argwohn gegen sich und ihre Kinder einflössen konnten, gebührt die erste Stelle dem Caren Simeon [2]). Sain-Bulat, Sohn eines Tatarencarevič Bekbulat, stand Dank

---

Alle die von ihm Geächteten, Ermordeten, Ersäuften, Verbrannten aufgezählt werden (Устряловъ, Сказанія кн. Курбскаго). In den Katasterbüchern kommen die K. im Gebiete der Stadt Kašira (Kataster der JJ. 1578—79) und im Gebiete der Stadt Kolomna vor (Kataster der JJ. 1577—78). In dem Heilandkloster in Kolomna wird ein Heiliges Bild des Erzengels Michael erwähnt, das zum Gedächtnisse der Anna Koltovskaja geschenkt worden; hier werden auch die Verehrungen der Šerefedinovy aufgezählt (Писцовыя Книги Имп. Русс. Геогр. Общ.). In den Listen der Bojarensöhne von Kolomna aus dem J. 1577 werden die Koltovskie neben den Šerefedinovy, Dubenskie, Otrepjevy, Jackie aufgeführt (Storoževʼs Dekaden — Десятни XVI вѣка въ обработкѣ В. Н. Сторожева, Москва, 1891. Abdruck aus der Beschreibung der Materialien in dem Moskauer Archiv des Justizminist.). Einer von den 5 Brüdern Chripunovy, nämlich Daniel Michajlovič Chripunov-Dubenskij, wird im Okt. 1619 als Vojevoda von Dorogobuž erwähnt (Акты Ист., III, 81). Im J. 1610 wurde Gavriil Grigorjevič Chripunov für seine Dienste vom Könige Sigismund III. unter die Edelleute der Synkletos ernannt (быть во дворянехъ в думныхъ).

[1]) Im Juli 1609 wurde die Königin Nonne Martha, während der Belagerung des Dreieinigkeitklosters durch Jan Sapieha, beschuldigt, mit dem Verräther, dem Schatzmeister Joseph Djevočkin, Hand in Hand zu geben und sowohl mit dem Schelm von Tušino (PD II.), als auch mit Sapieha und Rožinskij einen Briefwechsel zu führen (Акты Ист., II, Nr. 241: та королева промышляетъ съ казначеемъ за одинъ; и писала къ вору »братомъ«, а литовскимъ паномъ Сапѣгѣ съ товарыщи съ челобитьемъ . . . а въ болшіе воровскіе табары къ Ружинскому пану сь товарыщи також писала). S. den Aufsatz des Prof. D. Zvjetajeff im Journ. des Unterrichtsminist., 1878, März (Марія Владиміровна и Магнусъ Датскій).

[2]) S. Симеонъ Бекбулатовичъ, Ханъ Касимовскій и т. д., составилъ Н. Лилеевъ, Тверь, 1891. Aus den Büchern des Cyrilliklosters erfährt man, dass Simeon B. im März 1606 nach dem Kloster gebracht, im April bereits ge-

dem Caren Johann dem Schr. im J. 1570 als ein Vasallchan der Stadt Kasimov vor. Als solcher nahm er an den Kriegszügen unter der Regierung des Caren Johann Theil. Seit dem J. 1573 wird er bereits unter dem christlichen Namen Simeon erwähnt. Darauf wurde er mit der Tochter des Fürsten Ivan Theodorovič Mstislavskij, Anastasja Ivanovna, vermählt. Seit dem J. 1575, als Car Johann sich die Moskauer Herrschaft ausgeschieden, die Länder Russlands an Simeon cedirt, heisst der Carevič »Grossfürst des Ganzen Russlands«. Diesen Ehrenposten hat ihm der Car Johann wohl nach einem Jahre abermals entzogen. Fletcher berichtet, dass der Car Simeon während seiner kurzen Regierung der Geistlichkeit und den Klöstern die Rechtstitel auf ihre Güter abgenommen hätte; als Johann der Schr. abermals die Herrschaft über ganz Russland übernommen, da hat er die Urkunden für eine gute Summe Geldes der Geistlichkeit zurückgegeben. Horsey erwähnt dabei auch die Privilegien der Städte und erklärt überhaupt das ganze politische Experiment des Caren Johanns des Schr. durch den Wunsch, seine zerrüttete finanzielle Lage durch Rechtsbruch zu verbessern, die Verantwortung dafür auf einen Anderen zu wälzen. Zufolge den Aeusserungen des Caren Johann selbst war die Theilung des Reiches dadurch hervorgerufen, dass die Unterthanen, d.w.s. der Adel, ihm den Gehorsam versagt und gegen ihn Ränke geschmiedet hätten. Um das J. 1577 wird Simeon als Grossfürst von Tverj erwähnt. Den officiellen Akten zufolge wurde Tverj bereits im Juni 1589 wiederum von Beamten verwaltet. Man kann also die Verbannung des Caren Simeon nach dem Dorfe Kušalino (bei Tverj) unter der Regierung des Theodor entweder mit der Verschwörung des Mstislavskij aus dem J. 1586 oder der Verschwörung der Šujskie zu Gunsten der Irina Mstislavskaja aus dem J. 1587 in Zusammenhang bringen. Im J. 1592, also bald nach dem Morde zu Uglič, hat Simeon in dem Dorfe Kušalino eine neue steinerne Kirche zu Ehren des H. Marienbildes aus Smolensk aufgebaut mit einer Kapelle zu Ehren des H. Märtyrers Demetrius aus Saloniki. Vielleicht wurde es nur zur Erinnerung an seinen eigenen Sohn gethan, sonst müsste man es als eine Herausforderung dem Boris gegenüber auffassen. Dem Margaret und Nikon's Annalen zufolge hat ihn Boris durch einen Gifttrunk blenden

---

schoren war (Древности и Труды Моск. Археол. Общ., т. VIII. Извлеч. изъ Арх. книгъ Кириллова Бѣлоезер. Монаст.). Arch. Dosithej führt die Söhne des Simeon in folgender Reihenfolge an: Theodor, Demetrius, Johann (Описаніе Соловецкаго Монастыря, I, 119).

lassen (1595). In einem Briefe des PD I. an Boris (welcher kaum für authentisch, jedenfalls aber für ein historisches Dokument jener Zeit aufzufassen ist) wird dem Boris der Vorwurf gemacht: den Caren Simeon hast du geblendet, seinen Sohn Johann vergiftet. In dem Synodikon des Soloveckijklosters auf der Weissen See sind wirklich die Frau des Simeon Anastasja, die Söhne Demetrius, Theodor, Johann und noch drei Töchter eingeschrieben. Wir besitzen sonst keine Nachrichten über seine ganze Familie; von Wichtigkeit ist indessen der Schwur, welchen die Unterthanen dem Boris im J. 1598 schwören mussten: den Caren Simeon Bekbulatovič, seine Kinder oder sonst einen Anderen sich zum Caren nie zu wünschen, nie daran zu denken u. s. w. Unter der Regierung des FD I. für kurze Zeit nach Moskau berufen, wurde er auf Befehl des Caren den 3. April 1606 in dem Cyrillikloster am Weissen See zum Mönche geschoren. Der Sturz des PD I. hat die Lage des Caren Simeon nur verschlimmert. Auf Befehl des Caren Vasilij Šujskij (vom 29. Mai 1606) wurde er nach dem Soloveckijkloster gebracht, wo er statt der Ruhe grosse Noth gelitten haben wollte. An Mitteln hat es ihm wohl auch hier nicht gefehlt, denn zum Danke für eine Gabe wurde seine Familie in das Synodikon eingetragen. Aber es war jedenfalls eine Haft für den Mönch Stephan. Auf Grund seiner Fürbitte hat er im J. 1612 vom Fürsten Požarskij die Erlaubniss erhalten, nach dem Cyrillikloster zurückzukehren. Die erste mildere Verbannung unter PD I. zur Ruhe nach dem Cyrillikloster lässt sich leicht durch irgend ein hitziges Wort des orthodoxen Simeon erklären, man bleibt aber grübelnd über der strengen 6jährigen Haft unter V. Šujskij stehen. Als Mitbewerber um die Krone konnte der blinde Mönch Stephan nicht mehr gefährlich sein, er hat aber wohl allzuviel gewusst über die Ereignisse der JJ. 1591—1606, ist vielleicht selbst allzu offen und gerade aufgetreten, um nicht für gefährlich zu gelten. Oder hat Šujskij wirklich Beziehungen zwischen Simeon und den Verschwörern des Wunderklosters bei seiner Untersuchung entdeckt?

Einigen russischen Nachrichten zufolge soll Demetrius selbst später die Djaki Ščelkalovy als seine Retter bezeichnet haben. Andererseits möchten wir, wie bei einem Findelkinde, das an ihm aufgefundene Kleinod etwas genauer untersuchen. Nach Bussow wären auf dem Taufkreuze, welches der Prätendent in Polen vorgezeigt, die Namen eines Demetrij und eines Fürsten Ivan Mstislavskij gestochen gewesen. Diese Nachricht konnte Bussow von Adam Wiszn. erhalten haben. Vom

Standpunkte des deutschen Chronisten, welcher den FD aus Weissrussland herführt, konnte das Kreuz mit dem Namen des Ivan Mstislavskij keinesfalls dem feinen Jünglinge selbst gehört haben, sondern war ihm von Griška eingehändigt[1]). Wenn aber das Taufkreuz nicht mit dem Carevič Demetrius selbst zu Uglič begraben war, so konnte es nur durch Vermittelung der Nagie an den Griška gelangt sein. Andererseits aber konnte das Kreuz von Anfang an nicht dem Carevič zu Uglič, sondern dem Geschlechte der Mstislavskie gehört haben und an eine Kirche oder ein Kloster einmal geschenkt worden sein. Es scheint nämlich, dass es keineswegs Ivan Mstisl., sondern vielmehr Bogdan Bjelskij der Taufvater des Carevič D. gewesen ist[2]). Jedenfalls gilt es zu versuchen, in der Geschichte der Familie Mstislavskie während der Wirrenzeiten die Lösung des Räthsels zu suchen. Horsey nennt als die vierte Frau des Caren Johann des Schrecklichen eine Tochter des Fürsten Ivan Theodorovič Mstislavskij; da sich sonst unter den 7 allgemein angenommenen Frauen des Caren Johann keine Mstislavskaja vorkommt, so konnte Horsey nur von einem Civilverhältnisse gehört haben. Nun wissen wir (aus Massa und Margeret), dass der sogenannte Volkscar Simeon Bekbulatovič mit einer Tochter des Ivan Mstislavskij vermählt wurde. Wahrscheinlich war es eben die Geliebte des Caren Johann; es ist auch möglich, dass Horsey den Caren Simeon mit dem Caren Johann verwechselt hat. Eine andere Tochter des Ivan Mst., welche schön gewesen sein sollte, musste unter der Regierung des Boris unverheirathet bleiben und gegen ihren Willen den Schleier nehmen[3]). Ihr Bruder, der Fürst

---

[1]) RRSE., I, 19: »Übergab er, der Münch, (Griška) ihm (dem feinen tapferen Jüngling) auch das gülden Creütz, welches dem ermordeten Demetrio von desselben Tauf-Paten Knees Iwan Mestisloffski zum Paten-Pfennig war gegeben worden und er das Mahl in der Ertödtung hatte am Halse gehabt, darauf des Demetrii und seines Taufpaten Nahmen gestochen waren«. Eine ähnliche Nachricht findet sich auch in der von Bussow unabhängigen Tragoedia Moscowitica.

[2]) Bussow erzählt nämlich zum 1. Juni 1605: »Buchtan Beelski . . , er aber nach des Boris Tode wieder ans Licht kommen, beym gemeinen Mann in grosser Authorität gehalten, und ihn darum, dass er den Gudenowen für allen andern das meiste zutrieb, anstatt des Demetrii, dessen Taufpate zu seyn er vorgab, itzo das Regiment im Schlosse anbefohlen werden«.

[3]) Es ist ganz verständlich, dass der ehrgeizige Boris sich vor dem Geschlechte der Mstislavskie gefürchtet hat. Fürst Theodor Mich. Mst. († 1540) hat die Nichte des Caren Vasilij Iv. III., die Fürstin Anastasja, geheirathet.

Theodor Ivanovič Mstislavskij, hat zwar einen ehrenvollen Platz am Hofe des Boris eingenommen, musste aber auch auf Wunsch dieses Caren unverheirathet bleiben. Was seinen Vater Ivan Mst. anbetrifft, so wurde er noch unter der Regierung des Caren Theodor Ivanovič auf Anstiften

Ihr Sohn war Ivan Theod., ihre Enkel waren — Theodor Iv., Anastasja Iv. (die Frau des Simeon Bekb.), Irina Iv. (als Jungfrau zur Nonne geschoren). S. Кн. Лобановъ-Ростовскій, Русская Родосл. Книга. Im J. 1575 war Theodor Mst. Mundschenk geworden, im J. 1577 wurden Theodor und Vasilij Iv. Mst. zu Bojaren befördert. In diesen Jahren hat also das Geschlecht besondere Gunst beim Caren Johann IV. genossen. Dem Petreius zufolge hätten die Feinde des Boris den Plan entworfen, die erste Frau des Caren Theodor — Irina Godunova — in ein Kloster einzusperren und den Caren mit der Schwester des Fürsten Theodor Ivanovič Mstislavskij zu vermählen (des Fürsten Fedro Ivvanovvitz Zizlouskis Schwester). Godunov wäre aber ihnen zuvorgekommen und hätte die Braut zu einer Nonne gemacht und ins Kloster gestossen. Es kann hier nur von der Verschwörung der Šujskie aus dem J. 1587 die Rede sein. Der Ansicht des Prof. Platonov zufolge war Johann der Schreckliche gegen Ende seiner Regierung nicht sowohl von Männern aus dem alten Adel, als von Verwandten und Schwagern umgeben (ЖМНП., 1898, Juni: «Первые Политическіе шаги Бориса Годунова). Fürst Ivan Th. Mstislavskij war ein Neffe des Caren Johann, Sohn seiner Cousine Anastasja. Die Jurjevy, Godunovy, Nagie waren mit der Carenfamilie verschwägert. Bogdan Bjeljskij war ein persönlicher Liebling des Caren, Ščelkalovy behaupteten ihre Stellung Dank ihren Talenten. Die Jurjevy, Godunovy, Šujskie waren auch unter einander verschwägert: Ivan Ivan. Godunov hat die Tochter des Nik. Rom. Jurjev geheirathet; Boris God. und Dmitrij Iv. Šujskij haben zwei Schwestern geheirathet. Iv. Th. Mstislavskij und Nik. Rom. Jurjev haben die zwei Schwestern Irina und Eudoxie aus der Familie der Gorbatye-Šujskie geheirathet. Der Kampf um den Thron ging also nicht sowohl unter den alten Bojarenfamilien als solchen, sondern unter den Anverwandten des Carenhauses. Nach den Jurjevy und Godunovy waren die Šujskie die mächtigsten; nur sie allein gehörten zum Stamme des H. Vladimir durch ihren Ahnen GF. Alexander Jaroslavič Nevskij. Wir pflichten der historisch ganz richtigen Vorstellung des Prof. Platonov bei, können indessen seine Chronologie nicht annehmen. Er sagt nämlich: Nikita Romanov ist im April 1585 gestorben, wahrscheinlich im Sommer 1585 ist Iv. Th. Mstislavskij in Ungnade gefallen. Die »Sage vom Griška O.«, welche für die russischen Begebenheiten ganz korrekte Jahresangaben anführt, setzt die Verfolgung und Einkerkerung des Fürsten Iv. Th. Mstisl. in das J. 1586, was auch durch die Rangliste (Др. Росс. Вивл., XX) bestätigt wird. Die Rangliste bei Novikov (Д. Р. В. XX) nimmt zwar für den Tod des Nikita Rom. Jurj. wirklich das J. 1585 an, erwähnt aber den Monat gar nicht. Die ausführliche Angabe führt Iv. Snegirev nach der Tradition des Neuen Heilandklosters an, nämlich den 23. April 1586. Wir halten die Frage für unentschieden.

des Boris Godunov in dem Cyrillikloster am Weissen See zum Mönche geschoren; hier starb er im J. 1586. Fürst Theodor Mst. wurde vom Caren Boris als Vojevoda gegen den PD geschickt, erhielt eine Wunde bei der Niederlage der Moskowiten bei Novgorod Severskij, musste nach dem Tode des alten Godunov seine Würde an den Basmanov übergeben und nach Moskau zurückkehren. Trotz seiner Kriegsdienste gegen den FD wurde er auch von diesem Caren mit Ehren und Geschenken überschüttet. D. I. hat ihn mit einer Anverwandten seiner vermeintlichen Mutter aus dem Geschlechte der Nagie vermählt.

Wie steht es nun mit der russischen Nachricht, der zufolge PD in Polen die Moskauer Bojaren und die Djaki Ščelkalovy als seine Retter bezeichnet hätte? Massa spricht ausführlich von den Talenten und dem Einflusse des älteren Ščelkalov (Andrej). Es war ein durchtriebener und böswilliger Beamter von grossem Verstande und Arbeitskraft. In keiner von den Provinzen, keiner von den Städten durfte etwas ohne sein Wissen und Wollen geschehen. Tag und Nacht hatte er keine Ruhe und doch klagte er immer über Mangel an Arbeit. Boris bewunderte seinen Fleiss, glaubte an seine Anhänglichkeit, hielt ihn für unentbehrlich für die Landesregierung und war ihm überhaupt gewogen. Er ist noch unter Car Theodor Iv. gestorben. Sein Bruder Vasilij Ščelkalov ersetzte ihn in dem Staatsdienste, blieb aber in Bezug auf seine Talente weit hinter dem Bruder Andrej zurück. Die Charakteristik der beiden Staatssekretäre findet in den russischen Quellen ihre Bestätigung. Andrej und Vasilij Jakovleviči Ščelkalovy haben bereits unter der Regierung des Caren Johann des Schrecklichen einen bedeutenden Einfluss ausgeübt; sie werden im J. 1572 unter den Djaki der »Länder« Russlands (Zemščina) erwähnt. In den siebziger Jahren des XVI. Jahrh. hat Andrej Ščelkalov die Geschäfte der Rangkanzlei (Razrjadnaja Izba oder Prikaz) und darauf der Kanzlei für auswärtige Angelegenheiten (Posoljskij Prikaz) erledigt. Als der englische Bevollmächtigte Bawes den 12. Aug. 1584 Moskau verliess, da hielten sich, seinen Worten zufolge, Nikita Romanovič Jurjev und Andrej Ščelkalov für Caren, und so wurden sie auch von vielen sehr verständigen und einflussreichen Räthen genannt. Im J. 1591 hat gerade V. Ščelkalov die Untersuchungsakten über den Tod des Carevič D. zu Uglič vor dem Patriarchen und der ganzen heiligen Synode vorgelesen. Eine russische Quelle will wissen, dass beide Brüder Ščelkalovy unter der Regierung des Theodor seit dem J. 1586, d. w. s. dem Todesjahre der alten Bojaren Ivan Mst. und Nikita

Romanovič, von der Partei der Romanovy zu derjenigen des Boris übergetreten sind. Im März des J. 1594 hat Djak Andrej Ščelkalov in der Kanzlei für Ausw. Angeleg. den Boten des Kaisers, Michael Schiele, empfangen, im August stand an der Spitze dieser Kanzlei bereits Vasilij Ščelkalov. Auch Horsey will wissen, dass Andrej Šč. vor seinem Tode in Ungnade gefallen ist; sicher ist nur, dass Andrej Šč. sich vor dem Tode hat einkleiden lassen und als Mönch unter dem Namen Theodosius gestorben ist[1]). Vasilij Šč. blieb Staatssekretär für Ausw. Angeleg.

[1]) Prof. Platonov hat die Vermuthung ausgesprochen (Журн. Мин. Нар. Просв. 1898, Juni) und glaubt nächstens sie beweisen zu können, dass die Verabschiedung des Andrej Ščelkalov mit den Unterhandlungen Oesterreichs über die Kandidatur des Erzh. Maximilian auf den Moskauer Thron in Verbindung gestanden hätte. Uns scheint es geradezu unmöglich, dass ein so erfahrener Djak, wie Andrej Šč., ernst daran denken konnte, dem Erzh. Maximilian den Weg zum Throne in Moskau zu ebnen. Höchstens konnte er in seiner Habgier nur etwas Geld von der Kaiserlichen Regierung auspressen wollen. Diese abenteuerlichen Verhandlungen wurden mit Zustimmung des Boris geführt und begannen zu der Zeit, wo die Tochter des Caren Theodor, Theodosja, noch am Leben war (sie ist nämlich nach dem Morde zu Uglič geboren und 2 Jahre alt Anfang 1594 gestorben). Indessen müssen wir auf Grund der chronologischen Reihenfolge der Begebenheiten zulassen, dass eben die Verhandlungen mit dem kaiserlichen Gesandten Varkotsch im J. 1594 dem Boris irgend welchen Anlass gegeben, Missvergnügen oder Misstrauen gegen den greisen (Djak Timopheev »глубочайшими сѣдинами цвѣтущи«) Andrej Šč. zu schöpfen. Der andere Djak Vasilij Šč., welcher an allen diesen Geschäften neben seinem Bruder Andrej Theil genommen, rückte an den Platz des Verabschiedeten. Da bei schweren politischen Verschulden die Ungnade gewöhnlich das ganze Geschlecht des Geächteten getroffen, so hat es sich bei Andrej Šč. wohl um eine rein persönliche Verstimmung seitens des Boris gehandelt. Es kam nach dem Tode der Theodosija die Zeit, wo Godunov, seines Zieles sicher, von den Männern unabhängig zu werden wünschte, die ihn grossgemacht und ihm in seinem rücksichtslosen politischen Spiele mitgeholfen haben. Jede Veranlassung, den Andrej Šč. zu verabschieden, musste ihm unter solchen Verhältnissen erwünscht sein. Die »Beziehungen Oesterreichs zu Russland in den Jahren 1584—98« sind vom Hofr. Fiedler in seinem Aufsatze dargelegt (Almanach der Kais. Akademie der Wiss. 1866). Man ersieht daraus, dass beim Kais. Hofe sowohl über die Nachkommen, so vom Caren Johann dem Schreckl. zurückgeblieben, als auch über die Stimmung der regierenden Kreise gegenüber den Ausländern ganz falsche Vorstellungen herrschten. Nachdem die Aussichten auf den polnischen Thron für den Erzh. Maximilian durch seine Niederlage und Gefangenschaft bei Biczin (24. Jänner 1587) bereits trübe geworden, erschien im April 1588 am Kaiserhofe in Prag in geheimer Sendung Lucas Pauli, Sohn eines in Moskau gefangen gehaltenen

(Dumnyj Djak Posolskago Prikaza) bis zum J. 1601, wo er im Frühjahre in Ungnade gefallen zu sein scheint: seit Juni 1601 sitzt nämlich in der

---

Deutschen, als Ueberbringer eines Schreibens des Grossfürsten Fedor. Pauli überreichte dem Kaiser ein Memoire, worin er für seine Person zur Kenntniss des Kaisers brachte, dass die russischen Grossen und Boris Godunov mit der jetzigen Regierung nicht zufrieden seien und grosse Hoffnung auf die Wahl des Erzherzogs Max. gesetzt hätten. Nun wurde Niclas Warkotsch mit Lucas Pauli nach Moskau expedirt (Instruktion vom 6. Okt. 1588). Am 20. April 1589 ist Warkotsch in Audienz vom Caren empfangen worden. Die unbestimmten Aeusserungen des Boris — »es sollten hernach grössere Sachen folgen« —, glaubte Warkotsch dahin deuten zu können, dass Boris auf den Thron keine Hoffnung mehr hege und die Succession des Max. noch bei Lebzeiten des Theodor zu unterstützen bereit wäre. Während der zweiten Sendung des Warkotsch in den JJ. 1593—1594 war Andrej Šč. wirklich einmal am 16. Nov. 1593 Abends in seiner Wohnung erschienen, um mit ihm im Auftrage des Grossfürsten und Boris Godunov einige geheime Gegenstände zu verhandeln. Aus dem Finalberichte des Warkotsch ersieht man indessen (19. März 1594), dass Maximilians Kandidatur in Moskau abgewiesen worden war. Das Höchste, worauf man einzugehen bereit schien, lautete: nach dem Zustandekommen eines Bündnisses sollte ein junger Fürst des Hauses Oesterreich, 14 bis 18 Jahre alt, nach Moskau geschickt werden, um russische Sitten sich anzueignen. Allmählich gingen der kaiserlichen Diplomatie die Augen auf. Die Instruktion vom Jahre 1598 an Dohna äusserte die Bereitwilligkeit, den Boris und seinen Sohn zu unterstützen, in der Hoffnung, dass das Bündniss zwischen den katholischen Mächten und Russland gegen die Türken endlich einmal zu Stande kommen würde. Dieselben Verhandlungen sind aus den russischen Archiven in »Памятники Дипломатич. Сношеній, ч. I« gedruckt. Hier handelt es sich stets nur um das Bündniss gegen die Türken und um die Kandidatur des Max. auf den polnischen Thron. Man sieht auch, dass die österreichische Diplomatie vor Allem auf den Boris rechnete und ihm für seine wohlwollende Haltung Dank abstattete (Instr. an Warkotsch vom 15. Dec. 1593). Im Dec. 1594 war Warkotsch abermals beim Caren. Während seiner Anwesenheit langte daselbst im Jänner 1595 auch der österreichische Bote Schiele an mit kais. Briefen an Warkotsch; er brachte auch Briefe vom Erzh. Max. an den Caren Theodor, Boris God. und noch zwei Briefe von Daniel Printz und Lucas Pauli — an den Djak Andrej Šč. mit, welcher bereits aus der Kanzlei für Ausw. Angeleg. (Posoljskij Prikaz) verschwunden und durch Vasilij Šč. ersetzt worden war. In dem Briefe an Andrej Šč. benachrichtigt ihn Pauli, dass eine Gesandtschaft der katholischen Mächte an den Caren geplant wird und dass Erzh. Maximilian selbst nach Moskau zu reisen bereit ist, falls ihm der Car einen Geleitbrief schicken würde; Andrej Šč. sollte alle diese Nachrichten dem Boris mittheilen. Von Maximilians Kandidatur auf den Moskauer Thron ist in den russischen officiellen Urkunden nirgends die Rede.

Als Mönch Theodosius wird Andrej Šč. in dem Speisebuche des Cyrilli-

Kanzlei für Ausw. Angel. bereits Athanasij Vlasjev allein. Demetrius I. hat den V. Ščelkalov zurückberufen und mit dem Range eines Okoljničij in die Bojarskaja Duma (Reichsrath) befördert; für einen Djak war damals solche Ehre geradezu unerhört. Diese Würde und den entsprechenden Platz hat er auch unter Vasilij Šujskij behauptet. Eine Schenkungsurkunde des Königs Sigismund III. an den V. Ščel. vom 20. Sept. 1610 weist darauf hin, dass er sich damals an die polnische Partei angeschlossen hat. Was den allgemeinen Charakter der Verwaltung der Brüder Ščelkalovy anbetrifft, so war sie durch Willkür und sogar Fälschungen zu Gunsten der ihnen befreundeten Adelsfamilien berüchtigt. Die Familie der Ščelkalovy war in manches Klostersynodikon zum Gedenken eingeschrieben, unter anderem auch in ein Synodikon des Wunderklosters. Hier konnte PD in seiner Jugend auch den Namen des Mönches Theodosius (Andrej Šč.) kennen lernen. Auch der Chronograph des Djak Ivan Thimotheev schildert uns den älteren Bruder als den allmächtigen Alleinherrscher, die beiden Brüder aber als die eigentlichen Führer und Verführer des Boris Godunov auf dem Wege zur Krone. Um dem Boris zum Throne zu verhelfen, hätten beide ihre Seelen der ewigen Verdammniss überantwortet. Als aber Boris seine Rivalen mit Hilfe der beiden Brüder Ščelkalovy aus dem Wege geräumt und der Alleinherrschaft sicher war, hätte er sich gegen seine Lehrer selbst ge-

---

klosters am Weissen See erwähnt (Зап. Отд. Русск. и Слав. Археологіи Имп. Арх. Общ., т. I, 1851; Кормовая Книга Кирилло-Бѣлозерскаго монастыря). Es scheint, dass Andrej Šč. im J. 1597 noch am Leben war, obgleich sein Brief aus diesem Jahre bereits von seinem Beichtvater in seinem Namen geschrieben worden ist (Өедотовъ-Чеховскій, Акты до гражд. расправы Древней Россіи, т. I, Nr. 96). Im Mai 1601 hält Vasilij Šč. eine Rede beim Empfange des Kais. Abgesandten (Пам. Диплом. Снош., т. II, 786). Seit Juni 1601 sitzt in der Kanzlei für Ausw. Angeleg. Athanasij Vlasjev allein (Сборникъ Имп. Истор. Общ., т. 38; S. 399, 401, 422). Der kaiserliche Bote Schiele (Wichmann, Sammlung kleiner Schriften) berichtet, dass während des Interregnums nach dem Tode des Caren Theodor der Djak der Synkletos Vasilij Ščelkalov dem Volke zweimal vorgeschlagen hätte, den Eid der Treue der Carensynkletos zu leisten (»also sollten sie iezo den Knesen vnd Bojarn hulden vnd schworen«). Das Volk wollte indessen Nichts von den Knesen und Bojaren hören und antwortete, dass es bereits der Carin Irina gehuldigt habe. Schiele ist ein halbes Jahr nach der Wahl des Boris zum Caren, nämlich am 10. Sept. st. n., nach Moskau gekommen. Im Allgemeinen s. Лихачевъ, Разрядные Дьяки; vgl. auch Юрій Толстой, Россія и Англія.

wendet, hat ihnen die Güter eingezogen und sie das Ende von ihrem Leben in Unbedeutendheit schleppen und beenden lassen.

Der Bericht über den Aufenthalt des Thomas Smith in Russland behauptet, dass es eben Bogdan Bjeljskij, welcher in der Person des Andrej Šč. und Andrej Klešnin Freunde am Hofe des Boris zählte, aus seiner Verbannung die Rettung des Demetrius bewerkstelligt habe.

Bogdan Bjeljskij, der mächtigste Liebling Johanns des Schrecklichen, soll (nach Djak Timotheev) zusammen mit dem Boris Godunov diesem Caren verbrecherisch das Leben verkürzt haben. Darauf wird Bjeljskij in eine ehrenvolle Verbannung aus Moskau geschickt. Es wird ihm später sogar die Verwaltung der Stadt Borisov anvertraut. Von seinen Feinden verleumdet, wird er dann aber wie ein Verbrecher bestraft und auf einem entlegenen Orte eingekerkert. Erst nach dem Tode des Boris kehrt er nach Moskau zurück. Auch Nikon's Chronik zufolge hat sich nach dem Tode des Caren Johanns des Schr. ein Gerücht in der Stadt verbreitet, als ob Bogdan B. mit seinen Rathgebern den Caren umgebracht hätte und nun darnach strebe, die Bojaren und das ganze Carengeschlecht auszurotten, um die Herrschaft an seinen »Rathgeber« (wohl Boris) zu bringen. Das Volk und die Kriegsleute (Ljapunovy aus Rjazanj) strömten nach der Kremlburg zu, und wurden nur dadurch beschwichtigt, dass Bjeljskij nach Nižnij-Novgorod in Verbannung geschickt wurde. Boris Godunov hat aber darauf Rache an den Anstiftern dieses Aufruhrs genommen. Nach Oderborn hätte Johann der Schr. dem Bjeljskij die Vormundschaft über seinen jüngsten Sohn D. anvertraut. Da hätte Bjeljskij den Versuch gemacht, die Wahl des Theodor Ivanovič zum Caren zu Gunsten seines Mündels zu hintertreiben. In dieser Absicht hätte sich Bjeljskij der Hauptburg der Stadt Moskau bemächtigt und die Verwaltung an sich gerissen. Nun hätte aber der übrige Adel einen Aufruhr gegen den BB ins Werk gesetzt und sei zur Belagerung der Burg geschritten. BB ward gezwungen, die Burg zu verlassen und in eine freiwillige Verbannung nach Kazan (?) zu gehen. Erst jetzt wäre Theodor zum Caren ausgerufen [1].

---

[1]) Hist. Ruth. Script. Ext., ed. Starczewski, Pauli Oderbornii Joannis Basilidis vitae libri 3: »Filii enim sui natu minoris tutelam Bielsio Principi commendaverat etc.« Den Militärregistern zufolge war Bjeljskij in den Jahren 1591 und 1592 bereits abermals im Heere angestellt (Спб. Сборн.). Die Rangliste bei Novikov (Росс. Вивл. XX) berichtet, dass B. im J. 1610 in Kazanj ermordet worden ist; wahrscheinlich hat er sich gegen die Anerkennung des PD II. gesträubt. Eine Urkunde, welche aus Kazanj nach Chlynov im Namen

Andrej Klešnin (mit dem Beinamen Lupus) wird vom Djak Timotheev als ein Verwandter und Werkzeug des Boris erwähnt; die Tradition schreibt gerade ihm die ganze Organisation des Mordes zu Uglič bei. Er hat sich nach altrussischem Brauch vor dem Tode einkleiden lassen und ist als Mönch Leukej im J. 1599 in dem Paphnutijkloster bei Borovsk aus dem Leben geschieden [1]).

Wenn auch der FD alle die Männer, welche er als Folge seines Betruges für seine Anverwandten (wie die Nagie) oder seine Retter (wie den Ščelkalov, vielleicht auch Bjeljskij und Philaret Romanov) halten sollte, mit Ehren belohnte, so sind sie doch keineswegs zu seinen nächsten Räthen geworden. In grosser Gnade standen bei ihm vor allem die 3 Männer, welche beim Beginne seines Unternehmens und bei seinem Anzuge gegen Moskau ihm Beistand geleistet haben. So hat Michail Molčanov, welcher unter Boris für Schwarzkünstelei die Knute erhalten haben soll, an den FD sich noch in Polen angeschlossen; nach Massa hat er beim Hofe des D. I. die Rolle eines Kupplers übernommen, ist nach dem Sturze des Caren abermals nach Polen entflohen und hat bei der Vorbereitung des PD II. der Familie Mniszech Dienste erwiesen. Dann werden als die besten Freunde des D. der Fürst Vasilij Masaljskij, welcher ihm Putivlj verrathen hat, und Peter Basmanov, der ihm das ganze Heer im Lager bei Kromy überliefert, von Massa genannt [2]).

der Vojevoden Morozov und Bogdan Bjeljskij im Jänner 1611 gesandt war, berichtet, dass Kazanj dem Pseudodem. II. Treue geschworen und erst später von der Absetzung des Šujskij erfahren hätte. Die Entfernung des Bjeljskij nach dem Tode des PD I. nach Kazanj war wohl überhaupt durch den Sieg der Partei des V. Šujskij hervorgerufen. Oderborn's Bericht ist ungenau. Bjeljskij hat im J. 1584, bereits unter der Regierung Theodor's, einen Staatsstreich zu Gunsten der »Opričnina« gewagt. Er wurde nach Nižnij-Novgorod verwiesen. Vgl. Hirschberg, D. Samozwaniec, 3.

[1]) S. Karamzin, Anmerkungen.

[2]) Michail Andrejevič Molčanov darf nicht mit dem Michail Vasiljevič M. verwechselt werden, welcher im J. 1591 nach Uglič geschickt wurde. Für seine Treue dem Könige Sigismund III. und seinem Sohne Vladislav gegenüber wurde M. A. Molčanov im Jänner 1611 in eine Kanzlei ernannt. Im Cyrillikloster wird ein Synodikon aufgehoben, worin auf den Wunsch des Caren Johanns des Schrecklichen zum Gedächtnisse beim Gottesdienste die Namen aller derjenigen eingetragen sind, welche unter seiner Regierung in Ungnade gefallen, d. w. s. getödtet, ersäuft und verbrannt worden sind. Hier sind gegen das Ende vier Sobakiny, zwei Koltovskie (Gregor und Alexander), Andrej Molčanov und die Tochter eines Fürsten Mosaljskij eingetragen (Устряловъ, Сказ. кн. Курбскаго).

Horsey zählt den Alexander Nikitič Romanov und den B. Bjeljskij zu den Anstiftern des Aufruhrs gegen Boris Godunov. Indessen berichtet er für die Regierung des Boris nur nach Hörensagen. Den Antheil des B. Bjeljskij schildert er wohl nach Thomas Smith; vom Alexander Romanov hat er vielleicht gehört, dass der Verdacht, die Vergiftung des Boris zu planen, seinerzeit gerade ihn getroffen hat. Horsey lässt ihn nun allen russischen Nachrichten zuwider nach Polen entfliehen und von dort her die Revolte leiten, während doch nur Ivan und Theodor Romanov den Boris überlebt haben. Mit dem ältesten Sohne des Nikita Romanovič — dem späteren Patriarchen Philaret — hat Horsey persönlich verkehrt. Ihre ganze Hoffnung setzte die Familie Romanov gerade in diesen Theodor Nikitič. Es war ein schöner stattlicher Mann und ein ausgezeichneter Reiter. Godunov zwang ihn aber, sich mit der Kammerjungfrau (?) seiner Schwester, welche an Boris Čerkaskij verheirathet war, zu vermählen. Die Ausländer (Horsey, Massa, Bussow) glaubten im Allgemeinen, dass — sei es noch von Theodor Ivanovič selbst, sei es nach seinem Tode — eben Theodor Romanov zum Caren erwählt war. Die Anklage gegen die Brüder Romanovy wurde wegen der vermeintlichen Mordpläne erhoben, im Juni 1601 wurde das Urtheil über sie gefällt. Theodor R. hat später die anderen Bojaren an seiner Verbannung für schuldig erklärt; er wurde nämlich in dem Sijskij-Kloster zum Mönche geschoren, Alexander Nikitič soll (dem Massa zufolge) mit dem kleinen Söhnchen Theodor's nach Beloozero verbannt worden sein. Hier wäre Alexander R. in einer heissen Badestube erstickt, während das kleine Kind zufälligerweise am Leben geblieben und von fremden Leuten aufgehoben worden sei [1]). Den russischen Quellen

[1]) Diese Nachricht des Massa halten wir für eine reine Fabel. Von Wichtigkeit ist indessen dieser Glaube der Zeitgenossen, dass bei den zahlreichen Verfolgungen gegen die Bojaren und ihre Kinder ein Sohn von einem Verbannten irgendwo im Norden gerettet werden und unbekannt aufwachsen konnte. Charakteristisch für die Zeiten Johanns des Schr. und der Wirren ist in dieser Hinsicht die Vita des H. Galaktion. Nach dem Willen des Caren Johann wurde der Fürst Ivan Bjeljskij des Lebens beraubt; nach seinem Tode hat er einen siebenjährigen Knaben, den Fürsten Gabriel, zurückgelassen. Die Anverwandten brachten nun das Kind heimlich nach Starica. Als der junge Fürst herangereift war, zog er sich aus Furcht vor dem Caren nach Vologda zurück; hier wurde er Schuster, verheirathete sich, verlor die Frau und gründete nun ein Kloster (Архиеп. Филаретъ Черниговскій, Русскіе Святые, 24. Сент.).

zufolge (Nikon's Annalen u. a. m.) soll dagegen Alexander R. an das Weisse Meer nach Usolje-Luda verbannt, dort erdrosselt und begraben sein; Fürst Boris Čerkaskij mit Frau und Kind, die Kinder des Theodor Romanov mit ihrer Tante Nastasja und die Familie des Alexander Nikitič wurden in der That am Weissen See (Beloozero) ins Gefängniss eingesperrt. Später liess Boris den Ivan Nik. Romanov und den Fürsten Ivan Boris. Čerkaskij nach Moskau zurückberufen, die Schwester des Theodor Nikitič sammt seinen Kindern nach dem Dorfe Klin in dem Jurjevskij-Bezirk bringen, wo sie bis zum Tode des Godunov verblieben [1]).

---

[1]) Iv. Snjegirev hat seiner Zeit in der Beschreibung des Neuen Heilandklosters in Moskau und der Gräber der Familie Romanov eine ziemlich vollständige Liste ihrer Mitglieder aus der Wirrenzeit und die relativ sichersten Daten über ihren Tod gegeben (Новоспасскій монастырь, Соч. И. Сн.). Gegenwärtig hat die Gelehrte Archivkommission des Gouv. Kostroma, Sektion der Romanovy, die Veröffentlichung einer Sammlung von Materialien zur Geschichte des Geschlechtes R. begonnen. Der unter der Redaktion des H. Selifontov bereits erschienene II. Theil enthält die hierauf bezügliche Sammlung von Materialien des H. Sacharov: (Сборникъ Матеріаловъ по Исторіи Предковъ царя Михаила Θеодоровича Романова; ч. II. Родословная Рода Захарьиныхъ-Юрьевыхъ-Романовыхъ, изд. Селифонтовъ по матеріаламъ Сахарова). Die Angaben des H. Sacharov haben sich oft als unkorrekt erwiesen und sind vom H. Selifontov in Anmerkungen auf Grund anderer Forschungen ausgebessert worden, welche hauptsächlich auf den Iv. Snegirev zurückgehen. Mit Hilfe der Bücher der HH. Snegirev und Selifontov wollen wir hier eine kurze Uebersicht der Familie Romanovy zur Zeit der Wirren geben. Nikita Romanovič Jurjev-Zacharjin ist als Mönch Niphont am 23. April 1586 (1585?) verschieden; er hat aus zwei Ehen 6 Söhne (Theodor, Alexander, Michail, Ivan, Vasilij, Lev) und 6 Töchter (Anna, Irina, Anastasja, Martha, Julianija, Euthymija) zurückgelassen. a) Bojarin Theodor (Philaret) R. ist im J. 1633 gestorben; seine Frau Xenija Šestova wurde im Juni 1601 nach dem Tolvujskij-Kirchhof (Gebiet Novgorod) verbannt. b) Bojarin Alexander R. wurde nach Usolje-Luda am Weissen Meere auf die Güter des Cyrilliklosters verbannt; im März 1606 wurde sein Leichnam zu Moskau im Neuen Heilandkloster begraben. c) Okoljnicij Michail R. wurde nach Nyrob bei Čerdynj verbannt, wo er im J. 1601 gestorben ist. d) Vasilij R. wurde zuerst nach Jaransk, darauf nach Pelymj verbannt, wo er am 15. Febr. 1602 gestorben ist. e) Ivan R. wurde nach Pelymj verbannt und im Herbste des J. 1602 zurück nach Moskau berufen; † 1640. f) Anna R. war mit dem Theod. Trojekurov vermählt. g) Eythymja R. wurde in Sumskij Ostrog in ein Kloster eingesperrt, wo sie als Nonne im J. 1602 verschieden ist. h) Martha R. war an den Fürsten Boris Kambulatovič Čerkaskij verheirathet; wurde mit ihrem Manne nach dem Weissen See, darauf nach seinem Tode nach dem Gute Klin verbannt. Ihr Sohn Ivan wurde nach Malmyž verbannt und im Herbste 1602 nach Moskau

Fürst Obolenskij glaubte in dem Djak Athanasij Vlasjev die eigentliche Triebfeder bei der ganzen Geschichte des FD zu finden, konnte aber keine einzige Thatsache zur Unterstützung seiner Annahme anführen. Vlasjev hat in der That eine glänzende Rolle unter PD gespielt, besonders als Stellvertreter des Caren bei der Verlobung mit Marina Mniszech zu Krakau. Indessen kann es genügend dadurch erklärt werden, dass er infolge seiner früheren Dienste bald als Gesandter, bald als Staatssekretär an der Kanzlei für Ausw. Angel. für den erfahrensten unter den Djaki gelten konnte. Von seinen heimlichen Verhandlungen mit Sapieha ist nichts bekannt, und die Vermuthung, als ob unter ihnen eine Uebereinkunft über den Sturz des Boris und die Beförderung des FD getroffen war, fällt mit der Thatsache, dass Sapieha an dem Heereszuge des PD keinen direkten Antheil genommen zu haben scheint. Andererseits hat auch Vlasjev bis zum letzten Augenblicke treu im Dienste der Godunov ausgeharrt[1]).

---

zurückberufen. Ihre Tochter Irina Borisovna war an den Theodor Šeremetev verheirathet. i) Irina R. war an den Bojaren Ivan Ivan. Godunov verheirathet, wurde allein vom Caren Boris verschont. k) Anastasja R. wurde als Jungfrau im J. 1601 nach dem Weissen See, im J. 1602 nach Klin verbannt. l) Lew R. und m) Julianija R. — sind früh gestorben. Aus den Kindern des Theodor (Philaret) R. sind die Söhne Boris, Nikita, Lev, Ivan noch in zartem Alter gestorben. Der spätere Car Michail ist am 12. Juli 1596 geboren. Die Tochter Tatiana Theodorovna wurde noch als Jungfrau im J. 1601 nach dem Weissen See (Bjeloozero), im J. 1602 nach Klin verbannt, später an den Fürsten Katyrev verheirathet.

[1]) Die Vertreter dieser Meinung glauben, dass die Gesandtschaft des Leo Sapieha nach Moskau in den JJ. 1600—1601 und die Gesandtschaft des Vlasjev nach Viljno in den JJ. 1601—1602 passende Gelegenheiten gewesen, um eine Uebereinkunft zwischen der polnischen Regierung und den Oligarchen in Moskau zu Stande zu bringen. Nach Adelung hat die Gesandtschaft des Sapieha am 28. Sept. s. n. die russische Grenze überschritten. Als sich hier über ihre Verpflegung auf russische Kosten wegen ihrer grossen Zahl einige Schwierigkeiten erhoben, schickte Sapieha einen Theil seiner Leute mit mehr als 100 Pferden nach Polen. Und doch bestand dieses verminderte Gefolge noch aus 140 Hofjunkern, 300 Dienern und 440 Stallknechten und Fuhrleuten. Die Gesandtschaft kam den 16. Oktober in Moskau an. Am 3. December fingen die eigentlichen Friedensunterhandlungen an. Dem P. Pierling zufolge war Leo Sapieha im März 1601 bereits auf dem Rückwege (La Russie et le S. Siège, II, 376). Die russische Gesandtschaft, vor welcher der König Sigismund III. das Friedensbündniss beschwören sollte, bestand aus dem Bojaren Michail Glebovič Soltykov, dem Adelsmanne Vasilij Timotheevič Pleščeev und dem Djak Athanasij Ivanovič Vlasjev; sie wurde vom

Nun bleiben uns noch die Šujskie. Hier müssen wir einen Unterschied zwischen zwei Generationen dieser Familie machen. Nach »Сказаніе и Повѣсть« haben Boris G. und Andrej Ščelkalov im Jahre 1586 den I. Mstislavskij aus dem Wege geräumt und sich im folgenden Jahre gegen die Šujskie gewandt, indem sie zu ihrer gewöhnlichen Waffe — der Verleumdung — gegriffen. Die Vertreter beider Generationen des Geschlechtes werden jetzt in Verbannung geschickt. Ivan Petrovič — nach Beloozero, Vasilij und Alexander Ivanoviči — nach Galič, Andrej Ivanovič — nach der Stadt Buj, Dmitrij und Ivan Ivanoviči — nach Šuja. Der Fürst Ivan Petrovič soll im J. 1589 im Gefängnisse am Weissen See erstickt, Fürst Andrej Ivanovič — zu Buj in demselben Jahre ermordet worden sein [1]). Die Anhänger der Šujskie werden entweder hingerichtet, oder an die Ufer der Weissen See, nach Sibirien, nach Vologda, nach Permj und an die Ufer des Terek verbannt. Nikon's Chronik setzt die Anklage gegen die Šujskie in das Jahr 1587. Horsey und »Die neue Sage« bringen alle diese Verfolgungen mit dem Umstande in Verbindung, dass Johann der Schreckliche seine Kinder Theodor und Demetrius der Vormundschaft des Ivan Petrovič Šujskij, des Ivan Theodorovič Mstislavskij und des Nikita Romanovič Jurjev anvertraut. Da hätte Boris den Augenblick benutzt, als Ivan Petrovič sich auf seine väterlichen Güter in Suzdal begeben, um ihn im Namen des Caren Theodor nach Beloozero zu verbannen und dort im Gefängnisse umzubringen. Doch wurden wohl die Brüder Vasilij und Dmitrij Ivanoviči bald begnadigt; denn im J. 1591 leitet Vasilij Š. bereits die Untersuchung über den Mord zu Uglič und gegen den anrückenden FD leisten beide Brüder im J. 1605 Kriegsdienste. Nach Massa war Dmitrij Šujskij mit der Schwester der Frau des Boris verheirathet und diese Verschwägerung hat wohl ihn und seinen Bruder Vasilij vor jeder weiteren Verfolgung seitens des Boris geschützt. Nach den ersten Erfolgen des PD soll Vasilij Š. dem

Caren am 6. Aug. st. v. 1601 abgefertigt und erreichte am 26. Dec. Viljno; am 7. Jänner 1602 hat Sigismund vor ihnen das Kreuz geküsst, und am 24. Jänner haben die Gesandten auf dem Rückwege die russische Grenze erreicht (Новиковъ, Др. Росс. Вивл., IV).

[1]) Der Rangliste zufolge sind Andrej Ivanovič und Ivan Petrovič Šujskie im J. 1587 gestorben (Др. Росс. Вивл., XX). In den Büchern des Cyrilliklosters wird es erwähnt, dass Car Theodor im J. 1589 zum Gedächtnisse des Ivan Petrovič Šujskij, als Mönch Hiob, einen Beitrag von 50 Rubel dem Kloster ausgezahlt. Der Mönch Hiob lag in dem Kloster begraben (Записки Отд. Русск. и Слав. Археол. Имп. Арх. Общ., т. I, 1851).

Boris noch einmal geschworen haben, dass er den echten Carevič seiner Zeit zu Uglič begraben hat. Nach dem Tode des Boris nach Moskau berufen, hat derselbe Vasilij Š. noch einmal öffentlich vor dem Volke geschworen, dass er den Carevič D. mit eigenen Händen zu Uglič in den Sarg gelegt und dass der gegen Moskau anrückende Prätendent ein Teufelswerkzeug und ein aus dem Kloster entlaufener Mönch wäre. In diesen Tagen, wo V. Šujskij dem jungen Godunov den Thron zu retten versuchte, wurde auch eine Amnestie für die vom Caren Boris Verbannten angekündigt. Jetzt erst kehrte wohl auch Bjeljskij zurück; nach Bussow hat eben Bjeljskij den letzten Stoss dazu gegeben, um das Volk von Moskau den Godunovy abtrünnig zu machen und für den FD zu gewinnen. Nach dem Einzuge des FD hat er auch das Kreuz vor dem Volke darauf geküsst, dass er der rechte Erbe und Sohn des Ivan Vasiljevič wäre; ob er aber wirklich mit dem D. von Uglič identisch wäre, das hat B. Bjeljskij nicht erwähnt; in denselben ausweichenden Ausdrücken hat auch Griška Otrepjev dem englischen Agenten zu Jaroslavlj geschworen, dass PD ein Sohn des Caren Johann wäre. Nach Bussow hat PD einen vornehmen Bojaren mit einem Briefe an das Volk von Moskau abgesandt; dieser Bojar wendet sich den 1. Juni st. v. zuerst an die Bürger der Vorstadt Krasnoe Selo, findet Gehör, wird von ihnen durch die Stadt Moskau bis zur Jerusalemkirche vor den Schlossthoren geführt und spricht hier von der öffentlichen Katheder (Lobnoje Mjesto) vor dem ganzen Volke zu Gunsten seines Caren D. Die Bojaren, welche noch zu dem jungen Theodor Godunov hielten, versuchten den Boten in das Schloss hereinzulocken, die gemeinen Leute liessen es aber nicht zu und entschieden sich endlich für den PD; an diesem Tage wurde Theodor mit Mutter und Schwester unter Wache genommen. In diesen Tagen hätte Bjeljskij das Volk auch gegen die deutschen Doktoren angehetzt[1]). BB hat sich nämlich eben jetzt für den Taufpathen des D. ausgegeben und die Verwaltung in dem Schlosse vorläufig bis zur Herkunft des D. an sich gerissen. Nun erzählt aber auch Petrejus von denselben Ereignissen. Da er aber bei seiner Reproduktion des Bussow immer auch etwas Besonderes hinzuzufügen bemüht ist, so behauptet er, das Volk wäre, bevor sich für den FD zu entscheiden, zum Vasilij Šujskij gegangen und hätte ihn über den Prätendenten befragt; jetzt (also nicht

---

[1]) Bussow gibt bald den 1., bald den 3. Juni an. Der Brief, welchen Pleščeev mitgebracht hat, ist vom 1. Juni datirt. S. Акты.

auf dem öffentlichen Platze) habe Šujskij die Aufklärung gegeben, als ob seiner Zeit zu Uglič eines Priesters Sohn statt des Demetrii ermordet und begraben wäre, der rechte Carevič befinde sich aber gegenwärtig zu Tula. Nun glauben wir auf Grund der Erzählung bei Bussow und Smith, dass keineswegs der Šujskij, sondern B. Bjeljskij in diesen Tagen über die Situation und die öffentliche Meinung geherrscht; ihm gehört wohl auch diese neue Aufklärung über den Pfaffensohn (vgl. Smith). Dem entspricht auch, dass B. Bjeljskij bis zur letzten Stunde für den D. I. ausgehalten und, nach der Wahl des V. Šujskij zum Caren, in die Verbannung nach Kazanj gegangen. Im Gegentheil würde Šujskij durch eine klare Verleugnung seiner früheren Angaben über den Tod des Carevič nicht nur sich selbst Lügen gestraft, sondern auch sich jede Möglichkeit, später mit einem Worte das Volk gegen den D. I. zu entzünden, geraubt haben. V. Šujskij hat sich wohl schweigend in die Ereignisse gefügt und ist nach Tula gezogen, um bei der ersten besten Gelegenheit seine Ränke aufzunehmen. Nach zwei Verschwörungen ist es ihm gelungen, den D. zu stürzen; nur als der Vorkämpfer gegen den Betrüger hat er auch die Krone erhalten. Im Mai 1605 hatte er bei den Godunovy mehr Aussichten auf Erfolg, als beim FD; für den B. Bjeljskij lagen die Sachen ganz umgekehrt. Petrejus ist eine allzu unlautere Quelle, um auf Grund seiner einzeln stehenden Nachricht anzunehmen, dass V. Šujskij jemals in klaren Worten die Echtheit des Caren D. anerkannt hätte. Damit schwindet für uns die Möglichkeit, ihn für den Einpauker oder wenigstens den Beförderer des Betrügers anzuerkennen.

Gleich in die ersten Tage nach dem Einzuge des PD I. in Moskau fällt die erste Verschwörung und Verurtheilung des V. Šujskij. Dem Neuen Annalisten zufolge hätten viele Russen, unter ihnen auch V. Šujskij, begonnen, unter sich die Massregeln zu erwägen, wie sie den orthodoxen griechischen Glauben vor der vermeintlichen Verfolgung des Caren D. I. schützen könnten. Griška erfuhr darüber und liess die Männer auffangen. Da er aber die ehrwürdigen Grossen des Reiches ohne Fug und Recht ins Verderben zu stürzen sich nicht erdreistete, so hat er einen Reichstag ihretwegen ausgeschrieben und hat ihre Verschwörung gegen ihn der ganzen Versammlung kundgethan. Der ganze Reichstag wusste, dass er kein Carensohn, sondern eben Griška O. war, doch wagte Niemand ihn zu überführen, da einer vor dem anderen Furcht hatte: alle donnerten gegen die Šujskie. Die Annalen des Nikon schildern den Reichstag etwas ausführlicher: darnach hätten weder die

Würdenträger, noch die Bojaren, noch der gemeine Mann den Šujskie ausgeholfen (на томъ же соборе ни власти, ни із болярь, ни іс простыхъ людей нихтожъ имъ пособствующе, все на нихъ же кричаху). Margeret und Payerle bestätigen diese Nachricht, dass V. Šujskij nicht von der Synklete oder der H. Synode allein, sondern von einem Reichstage aller Stände gerichtet wurde. Es bleibt nur die Frage, ob man hier die Stände der Moskauer Herrschaft, oder die Stände aller Länder Russlands zu verstehen hat; ein solcher Unterschied leuchtet klar aus der Rede des Patriarchen Hiob vor dem Reichstage des J. 1598 hervor. Um Zeit zu ersparen, wird man sich wohl mit den anwesenden Vertretern des Heeres und der Stadt Moskau begnügt haben [1]). Die Gründe, weshalb Car D. den V. Šujskij begnadigt hat, können verschiedenartig gewesen sein: allzugrosses Selbstvertrauen, der Wunsch, den Grossmüthigen zu spielen, der Grundsatz, nicht durch Furcht, sondern durch Milde und Gnade sich Treue zu erzwingen. Jedenfalls geht daraus hervor, dass er von Seiten des V. Šujskij keine sicheren Beweise gegen seine Echtheit zu fürchten hatte. Wenn aber V. Šujskij der Leiter der ganzen Intrigue gegen Boris gewesen wäre, so würden ihm wohl die schreiendsten Beweise des Betruges zur Verfügung gestanden haben.

Wenn wir nun die Verhältnisse am russischen Hofe in ihrer Gesammtheit überblicken, so finden wir nur eine Persönlichkeit, welche dieser ganzen Intrigue gewachsen war und vom D. I. selbst und dem Thomas Smith unter seinen Rettern genannt sein soll: das ist der allmächtige und allwissende Djak Andrej Ščelkalov. Sein nahes Verhältniss zum Wunderkloster, sein Einfluss bei den übrigen Djaken, welche dem »Neuen Annalisten« zufolge später den Griška O. unter ihren Schutz genommen haben, machen diese Aussage des D. wahrscheinlich. Auch die Behauptung der Carin-Witwe, welche sie vor dem Boris beim Anrücken des D. I. ausgesprochen hatte, als ob ihr Sohn gegen ihren

---

[1]) Der Jesuit Lawicki scheint angenommen zu haben, dass V. Šujskij in einer gemeinsamen Sitzung der Carensynklete und der H. Synode gerichtet worden (P. Pierling, Rome et Démétrius, S. 85: »Calumnia inter alias erat, quod ecclesias demoliri omnes Moscoviticas statuerit Princeps, sed hanc ut falsam in maximo consessu Senatorum etiam spiritualium cum caeteris aliis refellit Princeps . . ut totum senatum ingenuosa refutatione mendaciorum in sui amorem rapuerit«). Dem Briefe des Lawicki zufolge sollte die Hinrichtung den 10. Juli st. n. stattfinden. Die »Sage aus dem J. 1606« nimmt dafür den 25. Juni st. v. an; Šujskij wäre begnadigt und mit seinen Brüdern für ein halbes Jahr in die Verbannung geschickt worden.

Willen von Leuten gerettet wäre, die bereits gestorben sind, passt auf den Djak Ščelkalov. Seine Verabschiedung fällt in den Sommer 1594, wahrscheinlich hat er auch bald darauf die Kutte genommen. In welchem Verhältnisse konnte er aber zu dem 14jährigen Knaben gestanden haben, der um den Jänner 1595 vom H. Tryphon zum Mönche geschoren wurde? Wer wirklich die Absicht gehegt hätte, einen Prätendenten allmählich vorzubereiten, der würde ihn nie zugelassen haben, Mönch zu werden. Den Sohn eines von den Djaki Šč. (Scribe filius) in dem D. zu sehen, wäre zwar gewagt. Es scheint uns aber möglich, in dem Demetrius Rheorovič (Griška Nr. 2) einen Burschen zu vermuthen, der aus irgend welchen politischen Rücksichten vom Boris mit Hilfe des Šč. zur Seite geschoben werden sollte. Ob Šč. durch die Mönchskutte den Burschen vielleicht vor dem Tode zu retten suchte, welcher ihm vom Boris bestimmt war, ob der Bursche nur deshalb geschoren werden sollte, weil sein Beschützer oder Hüter Šč. selbst in Ungnade gefallen war, und Andere später den Trumpf ausgespielt haben, darüber lässt sich keine Auskunft geben. Eine andere russische Quelle, mit welcher auch die Relation des Thomas Smith zum Theil übereinstimmt, bezeichnet jedenfalls den Vasilij Šč. als den Retter des PD; wir sehen kein Hinderniss, auch diese Nachricht anzunehmen. Unserer Vermuthung nach hätten die Brüder Šč. natürlich nicht den D. von Uglič, sondern eben diesen Burschen gerettet, welcher später als D. aufgetreten war. Wenn nun das Kreuz mit den Namen des Ivan Mstislavskij und eines Demetrij der Familie der Mstislavskie gehörte, so könnte man in dem Burschen eben einen zur Seite geschobenen Sprössling dieses Geschlechtes erblicken (die Nachkommenschaft des Caren Symeon mit eingeschlossen). Der Umstand, dass das Železnoborovskij-Kloster, welches in der ganzen Geschichte des Griška eine wichtige Rolle spielt, unweit des Gutes Domnino liegt (Bezirk der Stadt Buj in dem Gouvernement Kostroma), scheint dem Peter Kazanskij den Gedanken eingeflösst zu haben, in dem Griška einen Sprössling aus der Familie der Romanovy zu erblicken. Da aber Domnino nicht dem Geschlechte Romanovy, sondern den Šestovy gehört hat, so konnte nur Theodor Romanov in Betracht kommen, welcher mit einer Ksenija Šestova vermählt war. Die Beziehungen des M. Povadin zu Ivan Ivanovič Šujskij und des Griška Nr. 2 zu den Klöstern in Suzdal, dann auch die Verbannung des Fürsten Alexander Ivanovič Šujskij nach Galič und des Fürsten Andrej Ivanovič Š. gerade nach der Stadt Buj könnten unsere Nachsuchungen auch auf denjenigen

Zweig der Šujskie lenken, welcher dem Boris feindlich geblieben. Die Abstammung von einer adeligen Konkubine des Caren Johann des Schr. oder des Carevič Ivan Ivanovič, vielleicht sogar von einer geschiedenen und ins Nonnenkloster geschickten Gemahlin des Carevič könnte um so mehr den PD dem Boris verdächtig gemacht und ihm die Aufmerksamkeit des Andrej Šč. zugezogen haben [1].

Dem Berichte des Bussow zufolge hätte Boris bei den ersten Gerüchten vom PD in Polen, also wohl im J. 1604, vor Allem gegen die Bojaren Verdacht gefasst. Wir haben im Laufe unserer Untersuchung alle die Thatsachen aufgepflückt und zusammengestellt, welche die Schuld der Bojaren, besonders der Romanovy und der Šujskie, erweisen könnten. Wir sind indessen nicht im Stande gewesen, über einen gewissen Grad von Verdacht zur sicheren Ueberzeugung von ihrer aktiven Schuld durchzudringen. Niemand wird wohl ihre passive Schuld in Zweifel ziehen wollen. Die Erscheinung eines PD war ihnen Allen erwünscht; sie haben wohl oft durch ihre Müssigkeit oder ihr Schweigen seine Erfolge befördert, haben allzufrüh und wohl gegen ihr Gewissen ihn für den rechtmässigen Carevič von Uglič anerkannt; wir konnten aber kein einziges sicheres Zeugniss dafür ausfindig machen, dass irgend eine Bojarenfamilie auf ihre eigene Verantwortung hin, oder sogar die Carensynkletos in Corpore sich aktiv an der Intrigue betheiligt hätte. Bei jedem politischen Hazardspiele hätten die Bojaren Allzuviel zu verlieren gehabt, um selbst die Karten dazu zu mischen und zu vergeben. Ihr historischer Beruf beruhte auch

[1] Der Moskauer Archäologe und Historiker Dr. Ivan Zabjelin (Vicepräs. des K. Hist. Mus. in Moskau) leitet die Wirren ausschliesslich aus dem Ehrgeize des Dienstadels ab. Sogar der Gedanke selbst, einen Caren zu fälschen, entstand seiner Beweisführung nach auf russischem Boden. Als nämlich der Grossfürst Vasilij III. sich von seiner kinderlosen Frau Solomonija Saburova hat trennen lassen, da verbreitete sich das Gerücht, als ob sie einen Sohn Georg im Kloster geboren hätte und ihn heimlich auferziehe, um an seinen Feinden Rache zu nehmen (Забѣлинъ, Мининъ и Пожарскій). Es handelt sich hier um dasselbe Mariä-Schutz- und Fürbittekloster zu Suzdal, wo später Alexandra Saburova, die Frau des Carevič Ivan Ivanovič, und Eudoxie Lopuchina, die erste Frau Peters des Grossen, den Schleier zu nehmen gezwungen sind. Vgl. Herbersteini Rerum Moscoviticarum Commentarii ed. Starczewski, I.: »Continuo fama exoritur, Salomeam gravidam, propeque partum esse. . . . Quidnam nobis tum Moscoviae existentibus sancte affirmabant Salomeam filium Georgium nomine peperisse: nemini tamen infantem ostendere voluisse«.

späterhin auf der passiven Ausdauer, womit sie die Ansprüche und die Hiebe von oben und unten mit ihren Rücken auffingen und somit bald das Volk vor den Ausschreitungen des allmächtigen Eigenwillens, bald den Thron vor den ungezügelten Kozakentrieben schützten. Sie haben genug Unternehmungsgeist bewährt, um eine oligarchische Staatsverfassung ohne Schweiss und Blut aus den Händen des polnischen Korolevič zu erlangen, sie konnten aber später auch ruhig die Wellen des emporstrebenden Kleinadels und des geadelten Beamtenthums über sich bis an die höchsten Posten im Reiche hinaufsprudeln lassen. Im Gegensatz zu einem Avraamij Palicyn oder einem Zacharij Ljapunov hat Theodor (Philaret) Romanov im Lager vor Smolensk und während seiner langen Gefangenschaft in Polen durch seinen ruhigen Fatalismus eben diejenige Art der passiven Politik vertreten, welche den besseren Männern aus der Carensynklete eigen war. Demgemäss haben wir die treibenden aktiven Kräfte der Wirrenzeit in denjenigen Kreisen der Geistlichkeit, des Kleinadels, des Beamtenthums (Djaki) oder der Verbannten verfolgt, welche nur durch den Umsturz der bestehenden Regierung und Tradition als Sieger in die Carensynklete eines begabten Abenteurers einrücken konnten [1]).

Jedenfalls also nicht die Bojaren selbst, sondern die zwei mächtigen Triebfedern der russischen Geschichte, die beiden demokratischen Stände der Moskauer Gesellschaft — die Geistlichkeit und die Beamten (die Djaki) — haben unserer Meinung nach zu der Zeit die Schicksale Russlands und ihres D. I. geleitet; aus dem Adel wurden vielleicht nur die Vertreter seiner niederen unternehmenden und emporstrebenden Schichten, wie die Bojarensöhne Otrepjev und Povadin, wie die Brüder Chripunovy herbeigezogen. Alle die Mannschaften der verbannten oder ausgerotteten Bojarenfamilien standen selbstverständlich den Verschwö-

[1]) Die aggressive Politik des V. Šujskij unter der Regierung des PD widerspricht nur scheinbar unserer Auffassung. Wir müssen daran erinnern, dass er, als früherer Gehilfe der Godunovy, am Hofe des Caren D. I. keine Aussichten auf Einfluss haben konnte. Es war also die Energie der Verzweiflung, die wir unter der Regierung des Boris z. B. bei den Nagie zulassen können. Dann wurde auch V. Šujskij sonder Zweifel von gewissen aktiven Kräften (z. B. der Geistlichkeit) getragen, ohne deren Hilfe er vielleicht bereits im Sommer 1605 seinen Kopf verloren hätte. Die Beispiele aus der Zeit des Schelmes von Tušino können auch kaum massgebend sein; es gab damals bereits zwei Caren, die an Stärke einander gewachsen waren, man brauchte nur frei seine Wahl zu treffen.

rern zur Verfügung [1]). Viele von ihnen zogen an die Grenze und füllten später die Reihen aller der Heere aus, welche mit irgend welchen Betrügern an der Spitze in der Wirrenzeit gegen Moskau zogen. Avraamij Palicyn zählt solcher Flüchtlinge über 20 Tausend Mann. Sie bildeten eine Uebergangsbrücke zu den Kosaken. Ein Netz aus Klöstern, welches über das ganze Russland ausgebreitet war, und die Unsitte der Mönche, unter dem Vorwande der Wallfahrten zwischen den einzelnen Klöstern hin und her zu weben, haben gerade diesem unterirdischen Russland die Organisation seiner Verschwörung möglich gemacht. Der Hang des Caren Boris zur westeuropäischen Bildung und gewisse finanzielle Massregeln, welche den Einkünften oder den Reichthümern des Klerus Einbusse gethan, haben Funken von Missvergnügen unter diesen einflussreichen Stand gesprüht; der feste Glaube daran, dass eben Boris den Carevič zu Uglič ums Leben gebracht, hat diese Funken zum Brande geschürt. Manche Bärenhaut in den russischen Klöstern fühlte sich sittlich gehoben beim Anblicke einer Laienherrschaft, wo jeder Einfluss durch Kabale, die Kronen am Ende durch Mord erworben wurden. Wenn nun der von den Klöstern beförderte Jüngling dabei auch wirklich irgend welche Anrechte oder Aussichten auf die Moskauer Krone seiner Geburt nach haben sollte, so würde der Gedanke, dass zwischen dem Usurpator Boris und dem Prätendenten eigentlich kein Unterschied in Bezug auf die Rechte bestünde, das Gewissen der Ränke schmiedenden Mönche und Djaki völlig beschwichtigen können. Die einzelnen unter einander wetteifernden und streitenden Bojarenhäuser wären gar nicht im Stande, so eine Verschwörung mit Glück ins Werk zu setzen; ihre Familiennamen dienten nur als Losungsworte für die Djaki, die Geistlichkeit und die Dienerschaft der Bojaren, welche im Kampfe um die Herrschaft bereits unterlegen waren. Bald der eine, bald der andere von den Rivalen gerieth auf dem von ihm gewählten Pfade bisweilen ganz unbewusst mitten in den Strudel dieser unterirdischen Strömungen und wurde von ihm entweder auf den Thron gehoben oder in den Abgrund gezogen. Im J. 1606 kam die Reihe an den V. Šujskij. Nachdem er mit Hilfe der Geistlichkeit und der Moskauer Bürger den D. I. als einen Halbpolen, Halbrömling gestürzt hatte, da bemächtigte er sich zugleich mit der Krone auch der Archive und der Mittel, eine Untersuchung einzuleiten. Er stiess jetzt

[1]) Русск. Ист. Библ., т. XIII, 484: »Заповѣдь же о нихъ вездѣ положена бысть, еже не прiимать тѣхъ опальныхъ болярь слуги ихъ никому же« etc.

erst auf die Spuren eines räthselhaften Lebenslaufes des Služka Demetrius Rheorovič, der später selbst Mönch geworden ist. Es ist möglich, dass er jetzt selbst den Zweifel gefasst hat, ob nicht am Ende wirklich der Carevič D. unter dieser Kutte gerettet worden war. Unser Glaube an den Tod des Carevič beruht ja auf der Nachricht bei Horsey und den Meinungsäusserungen der polnischen Senatoren. Diese Ueberzeugungsgründe standen aber dem V. Šujskij nicht zur Verfügung. Die Männer, welche wirklich etwas davon wissen konnten, waren entweder todt, oder haben ihre Interessen an das Schicksal des Caren D. I. gebunden. Wenn auch aber V. Šujskij für seine Person die Zuversicht noch bewahrte, dass er hier mit einer fein durchgeführten Mystification zu thun habe, und wenn auch vielleicht gerade diese Zuversicht ihm den Muth eingeflösst hat, die Reliquien des D. zu enthüllen, so bleibt es dennoch sehr fraglich, ob es ihm möglich gewesen wäre, diesen seinen Glauben dem Volke einzuimpfen, wenn er nun neben dem Griška O. noch einen anderen Mönch, und zwar als den eigentlichen Betrüger geschildert hätte. Er hätte dann beweisen müssen, dass dieser Mönch Demetrius keineswegs der Carevič von Uglič gewesen. Es ist immer schwer, einen negativen Beweis zu führen, besonders in Bezug auf Ereignisse, welche vorsätzlich 15 Jahre lang geheim gehalten wurden. Das sind die Erwägungen, welche unserer Meinung nach den V. Šujskij bewogen haben, beide Lebensgeschichten — des Gregor O. und des Demetrius R. (Otrepjev Nr. 2) — auf den Namen des bereits unter Boris verdammten Zauberers Griška zu übertragen, der als Hierodjakon des Wunderklosters in Moskau gewissen Antheil an der Verschwörung genommen hatte.

Schwierig ist das Problem, in wie weit PD selbst an seine Identität mit dem Carevič in Uglič geglaubt hat. Wir sind oft gar nicht im Stande, rein materielle Thatsachen aus der Wirrenzeit mit Sicherheit wiederherzustellen; um so grössere Hindernisse trifft man, wenn man rein psychologische Räthsel aus dem inneren Leben der handelnden Personen zu ergründen sucht. Wer kann einen genialen Schauspieler von einem überzeugten Menschen durch das Dunkel der Jahrhunderte unterscheiden? Die wissenschaftliche Methode reicht hier nicht aus, viel eher kann das unmittelbare Gefühl eines Menschenkenners, oder die schaffende Kraft eines Dichters aushelfen. Wir wollen unser unmittelbares Gefühl nur in negativen Sätzen ausdrücken, welche so zu sagen die Grenzen abstecken sollen, innerhalb deren die Entscheidung liegen muss. PD I. hat sich keinesfalls für den ersten besten Haudegen (in der Art des

PD II. oder des Schelmes Petruška) gehalten, welcher nur zufällig zum Werkzeuge einer gewissen Partei oder der Massen geworden. Er musste fühlen, dass in seiner geheimnissvollen Abstammung ein Grund vorhanden gewesen, weshalb eben er und nicht ein Anderer zu dieser Rolle gewählt. An Geisteskraft und physischem Muth ist er zufälliger Weise Allen überlegen gewesen, mit denen er in seinem Leben zusammengetroffen. Auf dem Throne hat er sich für ein Genie gehalten; am Anfange seiner Laufbahn mag auch er dies Gefühl der Ueberlegenheit nach den Vorstellungen der Zeit sich nur durch eine hohe Abstammung erklärt haben. Andererseits leuchtet aus seiner Beziehung zu den Staatsmännern Polens und zu den Jesuiten, aus der Wahl der Vertrauensmänner während seiner kurzen Regierung ein guter Menschenkenner hervor; er musste selbst fühlen, wie viel den Bojaren daran gelegen war, ihn anzuerkennen. Ein gewisser skeptischer Zug geht durch sein ganzes intellectuelles Leben; es ist kaum denkbar, dass ihm keine Zweifel über seine Identität mit dem D. von Uglič aufgetaucht. Er hatte aber früh die Ueberzeugung gewonnen, dass sein Standpunkt unüberwindlich ist und dass kein negativer Beweis gegen diese Identität seinen Feinden zur Verfügung steht. Die Forscher, welche das Innere des PD jetzt zu ergründen suchen, stehen gewöhnlich auf dem Standpunkte, dass die theoretische absolute Wahrheit ein Gut an sich ist, und zwar das höchste Gut der Menschheit. Demetrius selbst war indessen kein Wissenschaftsmann, kein objektiver theoretischer Geist. Er war nur ein praktisches Genie, beinahe ein Naturkind, das an der Macht der Lüge, ganz wie auch an der rohen physischen Gewalt seine Freude haben kann. Als wahr galt ihm eben jede Behauptung, die nicht widerlegt werden konnte, jedes Losungswort, welches eine Schaar von Kriegern und leitenden Staatsmännern um ihn sammeln durfte, jeder Grundsatz, der ihn zum Siege führen sollte. Er glaubte an seine Echtheit, wie mancher Vertreter einer grossen politischen Partei, die nicht von ihm gegründet, an ihr traditionelles Programm glaubt. Auf Grund dieses praktischen Glaubens bekämpft er seine Gegner; es ist aber dabei nicht ausgeschlossen, dass, wenn er allein blieb, er vom theoretischen Standpunkte sich die Frage aufgeworfen, ob nicht vielleicht seine Gegner Recht haben dürften. Diese theoretische Möglichkeit mag ihm aber keine Gewissensbisse bereitet haben.

Wir fühlen uns berechtigt, auf Grund unserer Untersuchungen folgende Thesen aufzustellen:

Pseudodemetrius I. war weder der echte Carevič D., welcher, seit der Wiege von den Agenten des Boris beobachtet, zu Uglič unter den Augen der ganzen Stadt auferzogen und im J. 1591 auf den Wink der Moskauer Bojaren ermordet worden ist, noch war er der Djakon Gregor, welcher die JJ. 1600—1602 im Wunderkloster und beim Patriarchen Hiob zu Moskau verbracht hat, während doch Demetrius zu derselben Zeit beim Fürsten Ostrogskij geweilt. Es war also eine dritte, vom Gregor O. und Carevič D. verschiedene, nur annähernd bestimmbare Persönlichkeit, welche allerdings ihre erste Jugend auch unter dem Namen eines Otrepjev in den russ. Klöstern, zum Theil sogar im Moskauer Wunderkloster ausgelebt hat. Durch Unterstützung seitens der russischen Geistlichkeit, besonders der Mönche, einer Gruppe von Beamten (Djaki) und der zahlreichen Flüchtlinge an der russisch-polnischen Grenze, welche zu der Dienerschaft der vom Boris verbannten oder beinahe ausgerotteten Bojarenhäuser gehörten, hat PD es so weit gebracht, dass er sich zu einem Prätendenten und Rivalen dem Godunov gegenüber hat emporschwingen können. Die Unterstützung, welche D. seitens der Klöster genossen hatte, und die persönliche Zuversicht des Prätendenten wird nur unter der Annahme verständlich, dass PD seiner Geburt nach wirklich irgend welche Anrechte oder Aussichten auf den Moskauer Thron hat haben können, welche durch das Emporkommen der Familie Godunov durchkreuzt worden sind; er konnte z. B. ein Sprössling der von Godunov verfolgten Bojarenhäuser, oder sogar ein uneheliches Kind von irgend einer adeligen Konkubine des Caren Johann des Schrecklichen oder seines Sohnes Carevič Ivan Ivanovič gewesen sein. Nur so eine specifische Persönlichkeit konnte Aussichten auf Erfolg haben, dem Boris Furcht für seine Krone einflössen, die Wiszniewiecki und die Mniszech, den König Sigismund III. und die Societas Jesu in ihr gefährliches Spiel mit hineinziehen. Bereits auf die Zeitgenossen, welche an die Echtheit des Caren D. I. nicht haben glauben können, hat er deshalb den Eindruck von einem »Bastard« gemacht. Da PD entweder von Leuten, die noch vor dem J. 1598 gestorben sind, oder von den unsichtbaren, aber einflussreichen Triebfedern des russischen Volkslebens, dem Mönchthume, dem kleinen Beamtenthume und den halbflüchtigen, halbverbannten Grenzern, sozusagen von dem »unterirdischen Russland« befördert wurde, so war es für die Moskauer Regierung jedenfalls schwer, oder auch gefährlich (wenn unsere Vermuthungen über seine Abstammung zutreffen), diese ganze feingesponnene Mystification vor dem Volke aufzuklären; vielleicht

haben am Ende ihre leitenden Persönlichkeiten selbst in ihrem Glauben an den Tod des Carevič zu wanken angefangen, da unsere Zuversicht in dieser Hinsicht eben nur auf den Zeugnissen unparteiischer Ausländer beruht (Horsey, Bussow, Massa, Zamojski, Sapicha). Infolgedessen haben die Moskauer Regierungen ihren Unterthanen gegenüber in dem Kunstgriffe ein Auskunftsmittel gefunden, entweder den eigenen Lebenslauf des Demetrius zu verschweigen und den Prätendenten mit dem Zauberer Gregor Otrepjev zu identificiren, der als Hierodjakon des Wunderklosters in Moskau gewissen Antheil an der Verschwörung genommen hatte, oder Alles, was sie vom Leben und Weben des PD vor seinem Zuge nach Moskau auszukundschaften vermocht hatten, auf die Person und den Namen desselben Gregor O. (Nr. 1) zu übertragen. Dadurch wurde eine hoffnungslose Verwirrung in die russischen Quellen hineingebracht, wobei allerdings in diesem Wirrwarr zwei entgegengesetzte Auffassungen von den Lebensschicksalen des Gregor O. durchleuchten, welche sich geradezu in zwei Lebensgeschichten des Diakon Gregor und des Demetrius (Otrepjev Nr. 2) auflösen lassen. Das Kreuzfeuer der russischen und westeuropäischen Nachrichten (besonders die Synthese des Danziger Recesses mit dem Isaak Massa, der Briefe des Boris mit der »Sage aus dem Jahre 1606«, der Nova Relatio und der Untersuchung des V. Šujskij bei Russel, dann auch der Untersuchungsakten aus dem J. 1591 mit Horsey und Thomas Smith, des Bussow mit Petrejus) setzt uns jetzt in den Stand, den Demetrius (Rheorovič) sowohl vom Diakon Otrepjev, als auch von dem Carevič Demetrius in Uglič zu trennen.

Anhang.

Der erste Theil unserer Untersuchungen war bereits gegen den 1. März 1898 im Archiv für slav. Phil., B. XX gedruckt, das übrige Manuskript gegen den 1. August 1898 an die Redaktion des Archivs f. sl. Phil. geliefert. Seit dieser Zeit sind neue Beiträge zur Geschichte des PD I. erschienen. Das Werk des Dr. Hirschberg (Dymitr Samozwaniec) konnten wir noch bei der Korrektur benutzen. Der Verfasser hat reiches Material für die äussere Geschichte des PD I. seit seinem Auftreten in Polen gesammelt. In der Hauptfrage hat Dr. Hirschberg die Anschauungen des Prosper Mérimée, des Prof. Kostomarov, des Prof. Ilovajskij, d. w. s. die Theorie des Bussow angenommen. Für diese Theorie, als ob PD I. aus dem polnisch-litauischen Reiche stammte und ein unehelicher Sohn des Königs Stephan Bathory gewesen wäre, hat Dr. Hirschberg nur eine neue Belegstelle in den Quellen ausfindig gemacht. In dem

Briefe des Caren Vas. Šujskij an den Erzherzog Matthias aus dem J. 1607 heisst es nämlich: »Demnach aber die zusammen gerottete Nation . . . mit Hauffen und grossen Heer sich wieder uns gerüstet und ausgezogen und einen frembden vermeinten Fürsten, welcher sich Demetrium des Kaysers Sohn genennet, mit sich in unser Reich und Land hereingebracht« etc. (Ludewig, Reliquiae manuscriptorum, t. VI). Wir können dieser Belegstelle keinen Werth beimessen. Erstens, strotzt dieser Brief von Lügen; es wird z. B. erzählt, als ob PD I. gegen den Caren V. Šujskij gezogen wäre. Zweitens, hat V. Šujskij in seinen Briefen sowohl an Rudolph II. und Matthias aus dem Monat Mai des J. 1607, als auch an den dänischen Hof, den PD I. für den Griška Otrepjev erklärt (Arch. f. sl. Phil., B. XX, S. 300 Anm.). Drittens, ist die deutsche Uebersetzung des Briefes unklar und hat ohne Zweifel den russischen Text entstellt: »vermeintlicher Fürst« bedeutet so viel, wie ein »falscher Car«, also kann »fremder« nur den Begriff »von unbekannter Herkunft« wiedergeben. Als das Werk des Dr. Hirschberg bereits im Drucke war, ist der Brief des PD I. an den Papst Klemens VIII. erschienen, welcher unmöglich von einem Sohne des Stephan Bathory geschrieben sein kann. In Anmerkungen und im Anhange versucht der Verfasser vergebens die Bedeutung dieser Publikation des Hochw. P. Pierling abzuschwächen. Unter den speciellen Arbeiten über diesen Brief heben wir wegen der paläographischen Analyse die Forschung des Pr.-Doc. Ptašickij hervor. Der Verfasser (Извѣстія Отдѣленія русс. яз. Акад. Наукъ, т. IV, кн. 2) ist zum folgenden Schlusse gekommen: der Brief ist von einem Manne verfasst worden, welcher der polnischen Litteratursprache und der polnischen Graphik vollkommen mächtig war; diesen Brief hat dann ein Grossrusse, nämlich PD I. kopirt, welcher in der Schrift der Moskauer Kanzleien sehr geübt war. (Am nächsten steht die Graphik des Briefes zu der Schrift, welche für die Kanzlei des Djak Sutupov typisch ist.) Uns will dieser Schluss theils etwas gekünstelt, theils nicht genügend bewiesen scheinen; wir folgen also dem Winke anderer Fachmänner. Wir haben keinen Grund, den Verfasser des Briefes von dem PD I. zu trennen, welcher ihn eigenhändig für eine Uebersetzung schreiben musste; das Original wurde als Pfand nach Rom geschickt und ihm eine freie lateinische Uebersetzung für den Papst beigefügt. PD I. scheint seine polnische Sprache hauptsächlich aus fremdem Munde erlernt zu haben; er kann eine feine Wendung dem Gedächtnisse nach wiederholen, ist aber in der polnischen Graphik, die ihm wohl auch mehr aus der Briefpraxis bekannt war, persönlich wenig geübt. Das wahrscheinlichere bleibt, dass diesen Brief ein Grossrusse geschrieben, doch ist die Möglichkeit leider nicht absolut ausgeschlossen, dass sein Verfasser ein Weissrusse gewesen ist, welcher in der kirchenslavischen Schrift gut geübt war. H. Ptašickij führt z. B. »piewniego« statt »pewnego« als einen sicheren Beweis der grossrussischen Sprache des Verfassers. Wir wurden indessen von einem Fachmanne darauf aufmerksam gemacht, dass auch der Weissrusse diese Konsonanten vor den »e-e« weich gesprochen, dass auch er »diwna« geschrieben und dabei »dziwna« ausgesprochen hat, dass sogar die Graphik des Briefes den weissrussischen Akten wohl bekannt ist u. dgl. m. Am Ende muss der Beweis der grossrussischen Abstammung des

PD I. doch durch historische Quellenforschung vervollständigt werden. Im J. 1899 hat dann Dr. Hirschberg das Tagebuch des St. Niemojewski veröffentlicht (Pamiętnik St. Niemojewskiego, Lwow 1899). In der Einleitung hat er folgende Thesen aufgestellt: das Tagebuch, welches in manchen Handschriften (unter anderem in der von uns benutzten Handschrift des Fürsten Obolenskij in dem Moskauer Archiv des Minist. der Aeuss. Angel.) auch dem Niemojewski zugeschrieben wird, ist eigentlich von dem Dyamentowski, podstoli rożański verfasst, welcher im Jahre 1606 zu den Hausgenossen des J. Mniszech gehörte. Derselbe Pseudo-Niemojewski ist auch »Ab Turgenevio« (Historica Russiae Monumenta, t. II, Nr. 101) unter dem Titel »Rzeczy Polskich w Moskwie za Dymitra Opisanie przez jednego tam obecnego, Roku MDCV do roku MDCIX« gedruckt und auch von Ustrjalow unter dem Titel »Das Tagebuch der Marina Mnischech« in russischer Uebersetzung gegeben. Das echte Tagebuch des Niemojewski hat Dr. Hirschberg jetzt zum ersten Male veröffentlicht, es fehlt aber in diesem Werke die Einleitung über die erste Jugend des PD I. Da Dr. Hirschberg selbst eingesteht, dass das Verhältniss zwischen den Handschriften des Niemojewski und des Dyamentowski sehr verwickelt ist, so bezeichnen wir die Handschrift des Fürsten Obolenskij vorläufig nur als den Pseudo-Niemojewski. Dyamentowski hat auch im nahen Verhältnisse zu der Familie Mniszech gestanden; deshalb wird die Wichtigkeit des Tagebuches des Pseudo-Niem. durch die Aufklärungen des Dr. Hirschberg nur gehoben. Das Tagebuch bei Turgen. und Ustrjal. gibt eine sehr wichtige Nachricht über die Zeit, wo der Jüngling Demetrius in Moskau weilte: »u samego Borysa na pokoju bywał, w Patryarszynym dworze nikomu nieznaczny«.

Im Sommer des J. 1899 ist das neue Werk des Prof. Platonov über die Wirrenzeit erschienen (С. Платоновъ, Очерки по Исторіи Смуты.). Wir haben es zum Theil bereits in den Bruchstücken benutzt, welche in dem Journal des Unterrichtsministeriums erschienen. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die socialen und ökonomischen Verhältnisse der Zeit zu schildern, dann aber vor Allem die Bewegungen, an welchen die Massen des Volkes Theil genommen haben, und die auserwählten Kreise, welche beim Beginn der Wirren auf das Volks- und Gesellschaftsleben mächtig eingewirkt haben, genau ins Auge zu nehmen. Unsere specielle Frage über die Persönlichkeit des PD I. hat Prof. Platonov vorsätzlich unberührt gelassen; in den Anmerkungen erklärt er sich für den grossrussischen Ursprung des Falschen Caren und zwar vor Allem auf Grund des polnischen von Hochw. von P. Pierling veröffentlichten Briefes des Prätendenten an den Papst Klemens VIII. Leider hat der Verfasser auch die Einwirkung der polnischen Politik und der katholischen Kirche auf die Wirren, dann auch das grosse Spiel der russischen Geistlichkeit in jenen Tagen mit Stillschweigen übergangen. Unter den Bewegungen, welche die Wirrenzeit vorbereitet haben, hebt Prof. Platonov einerseits die politischen Experimente Johanns des Schrecklichen hervor, andererseits die Hofkabalen unter Theodor. Er nimmt also die Kolonisationstheorie des Avraamij Palicyn an, ebenso wie auch die Hypothese des Djak Timopheev, als ob bereits die Opričnina das russische Volk entzweit hätte.

Im J. 1550 hat Johann der Schreckliche ein ganzes Tausend von auserwählten Kriegsleuten aus dem Kleinadel rings um Moskau mit Gütern belehnt. Dann folgten die Konfiskationen und Säkularisationen der Privatgüter zu Gunsten der »Abgesonderten«, der Opričniki, immer neue Anweisungen der Hof- und Staatsgüter an die Kriegsleute. Hand in Hand mit dieser Mobilisirung des Grundbesitzes, mit der massenhaften Verrückung der Gutsbesitzer, mit der stäten Vermehrung der belehnten Kriegsleute, geht die Eroberung oder Occupation neuer Länder im Osten und Süden her, welche die Kolonisationspolitik der Regierung bestimmen; die durch neue Agrarpolitik missvergnügten Massen finden in dieser kolonisatorischen Bewegung eine Ausflucht; daher kommt die Verödung des Grundbodens im Centrum. Die Regierung hat also, nach Prof. Platonov, die Interessen der Massen fortwährend den Gelüsten der belehnten Kriegsleute aufgeopfert, welche ihrer Eroberungspolitik zum Siege verhalfen, und dadurch die Wirrenzeit vorbereitet. Bereits Fletcher habe nach dem Tode des Schrecklichen Caren einen inneren Zwist, besonders einen Eingriff seitens des Heeres prophezeit. Das Werk und die Theorien des Prof. Platonov wurden im Beginne des J. 1900 von Prof. Ikonnikov einer eingehenden Kritik unterworfen (В. С. Иконниковъ, Новый Трудъ по Исторіи Смутнаго Времени. Separatabdruck aus dem Journal des Unterrichtsministeriums). Der gelehrte Kritiker hat manche Unklarheit, manchen Widerspruch in der Konstruktion des Prof. Platonov aufgedeckt. Diese Konstruktion sollte den Verfasser eigentlich zu dem Schlusse führen, dass die Wirren in unteren Schichten des Volkes ihren Anfang genommen haben, und doch leitet Prof. Platonov den Ursprung der Bewegung aus den hohen Hofkreisen (unter Theodor und Boris); dann erwärmen sich die Kriegsleute für die Wirren (unter PD I.), endlich erheben sich auch die Volksmassen von der passiven Theilnahme zum bewussten und principiellen Kampfe für ihre Interessen (seit der Regierung des V. Šujskij). Uebrigens berichten ja die Quellen, dass eben die unteren Schichten des Volkes mit der Regierung des Boris vergnügt waren (Massa; Акты Зап. Росс., IV. Der Unterschied zwischen den »чорные мужики«, d. w. s. Bauern auf Staatsgütern, und den Grundholden überhaupt kann dem Prof. Platonov, besonders bei seiner Auffassung der Belehnungen, nicht aushelfen); es wäre damals nur den Bojaren und dem Kleinadel schwer zu leben gewesen. Um die Theilnahme der Massen an der Bewegung zu erklären, bliebe nur eine einzige Erklärung übrig — die Wirkung, welche das Gerücht, als ob Boris versucht hätte, den Sohn Johanns des Schreckl. zu Uglič zu ermorden, und dann die frohe Nachricht, dass Carevič Demetrius in Polen auferstanden wäre, auf die dynastischen Gefühle aller Stände des russischen Volkes ausgeübt hätten. (Einen ähnlichen Gedanken hat bereits der Slavophile J. Kirejevskij ausgesprochen.) Sigismund III. und Djak Timopheev erklären die Niederlage und den Untergang des Boris selbst vor allem durch seine Furcht vor dem Namen des auferstandenen Carevič. Boris scheint dem Recensenten wirklich an dem Tode des Demetrius in Uglič zu zweifeln angefangen zu haben. Auch gegen die Meinung des Verfassers, als ob die ganze Bewegung in einer Hofkabale ihren Ursprung genommen hätte, kann man der Kritik des Prof. Ikonnikov Gegenbeweise entnehmen. Die polnischen Gesandten haben zwar

im J. 1608 behauptet, dass hervorragende Männer, welche beim Boris die Regierungsgeschäfte verrichteten, an den PD I. nach Polen geschrieben hätten. Diese Briefe konnten indessen von den Djaki gefälscht sein; dann könnte man unter diesen »именитые люди« auch einflussreiche Djaki selbst verstehen; endlich beweisen sie keineswegs, dass diese Männer eben die ersten Urheber des Betruges gewesen sind. Viel klarer ist eine entgegengesetzte Behauptung in einem officiellen Dokumente der Romanovy ausgesprochen: Otrepjev habe bei seiner Teufelei Gehilfen von geringem Stande gefunden (малы же помощники того бѣснованію обрѣтъ, Доп. А. И. II, Nr. 76). Auch in Bezug auf denjenigen Hofkreis, welcher die Kabale gegen den Boris ins Werk gesetzt haben soll, sind die Aeusserungen des Prof. Platonov nicht frei von Widersprüchen oder Unschlüssigkeit. Den ganzen hohen Adel (die Carensynkletos) des Verrathes anzuklagen, fällt dem Verfasser gar nicht ein. Die höchste Schicht der Bojaren, die Nachkommenschaft der mediatisirten Theilfürsten (бояре-княжата) hat bereits unter Johann dem Schrecklichen den Todesstoss erhalten. Unter Theodor und Boris gehört der Einfluss den alten Bojarenfamilien, welche bereits den Grossfürsten von Moskau gedient haben, oder sich mit den Caren verschwägert haben (Romanovy); dazu kommen die Familien, welche durch die Gunst des Schrecklichen Caren, besonders durch die demokratische Organisation der Opričnina emporgestiegen waren (Godunovy, Bjeljskij). In welcher Schicht wurzelte nun die Kabale: ob unter den deprimirten Bojaren-Theilfürsten, die sich die verlorene Machtstellung zurückzuerobern suchen könnten, oder unter den Rivalen des Boris God., unter den übrigen Carenverwandten, welche ihm den Thron zu entreissen wünschten, oder endlich unter den Familien des neuen Adels, welche zugleich mit Boris gestiegen, sich aber dann unter seiner Regierung in ihren weiteren Hoffnungen getäuscht fühlten? Auf diese Frage hat Prof. Platonov etwas unschlüssig geantwortet, denn er spricht bald von einer ganzen aristokratischen Schicht, bald nur von einem kleinen Kreise von Bojaren. Unserer Meinung nach hegt Prof. Platonov vor allem gegen die Romanovy und Čerkaskie Verdacht; gegen den PD I. verschwören sich dann die Bojaren-Theilfürsten zu Gunsten des Fürsten Vasilij Šujskij, gegen die Oligarchie unter Šujskij erhebt sich endlich eine principielle Volksbewegung. Dieser Meinungsaustausch zwischen zwei Fachmännern für die Wirrenzeit zwingt uns, unseren besonderen Standpunkt kurz, aber genau zu bestimmen.

Johann der Schreckliche hat nicht nur die Macht der Bojaren-Theilfürsten gebrochen, sondern durch die Willkür seiner Gunst, durch zahlreiche Anwerbungen und Belehnungen der Kriegsleute, besonders aber durch die »Opričnina« willensstarken emporstrebenden Männern aus niederen Schichten des Adels und des Beamtenthums die Bahnen zu höchsten Stellungen am Hofe und in den Kanzleien geebnet; durch seine Agrar- und Kolonisationspolitik hat er auch in den Volksmassen das Trachten nach freierem Leben an der Grenze geweckt (Theorien des Palicyn und des Djak Timopheev). Die Erledigung des Thrones, welche mit dem Aussterben der alten Dynastie bevorstand, hat den stets emporsteigenden Familien noch höhere Aussichten eröffnet. Diese schroff ansteigende sociale Strömung hat einerseits die alten

Familien auf allen Stufen des Hof- und Staatsdienstes deprimirt, andererseits in allen Schichten der Gesellschaft durch die Macht des Beispieles den Drang wachgerufen, sich immer weiter emporzuarbeiten (die Bauern — durch die Flucht an die Grenze, die Beamten und der Kleinadel — durch den Anschluss an gewisse Persönlichkeiten, Familien, Körperschaften, die beim Ansteigen ihrerseits die besten Aussichten hatten). Obgleich Boris selbst durch diese ansteigende Strömung zur Macht gelangt war, so hat er doch den Versuch gemacht, ohne gerade eine Restauration zu Gunsten der Bojaren-Theilfürsten zu unternehmen, die einzelnen Schichten der Gesellschaft nun wiederum zum Stehen und zur sicheren Ruhe zu bringen. Seine Politik hat in jedem einzelnen Stande seine ruhigeren, mittleren Schichten unterstützt und ihnen die bereits erworbene Stellung zu sichern gesucht. (Die Mittelstandspolitik des Boris wird auch von Prof. Platonov anerkannt.) Die Opposition gegen eine solche Politik leisteten also theils die bereits früher deprimirten Familien (passive O.), theils die Männer und die Körperschaften, welche sich nun der Hoffnung immer weiter emporzusteigen beraubt fühlten (active O.). Wer die Bojaren für Urheber der ganzen Kabale hält, der wird die Wirrenzeit als eine sociale Bewegung auffassen müssen, wo alle die deprimirten Mächte das frühere Niveau abermals zu erlangen trachten (Versuch einer socialen Restauration). Wir sind aber zu dem Schlusse gekommen, dass die aktive Schuld an dieser Gährung eben diejenigen socialen Mächte tragen, welche unter der Regierung des Boris in ihrer ansteigenden Bewegung gehemmt waren und nur durch einen Umsturz der Regierung sich weiter die Bahn brechen konnten (Versuch einer neuen socialen Kombination). Das sind die früheren Mithelfer oder Rivalen des Boris (Ščelkalovy, Bjeljskij, vielleicht auch die Romanovy, wenn es einst erwiesen sein sollte), dann die Beamten überhaupt (Djaki), vor Allem aber die Klöster, welche bei der Mobilisirung des Grundbesitzes unter Johann IV. zum kolossalen Grossgrundbesitze gelangt waren. Die Wurzeln der Kabale haben wir an der Hand unserer Quellen nicht in der Carensynkletos, sondern in der Haus- und Hofkanzlei (Приказъ Большого Дворца) gefunden. Hier treffen sich, unserer Konstruktion nach, die Djaki mit den Vertretern der Geistlichkeit, besonders der Klöster zusammen. Bereits im XVI. Jahrh. haben die Moskauer Grossfürsten und Caren gewissen Klöstern, Kathedralen und geistlichen Personen Immunitätsprivilegien bewilligt; darnach wurden die Mönche, die Kanoniker, die Pfaffen und ihre Diener und Bauern in allen Civil- und Criminalsachen der Gerichtsbarkeit ihrer Bischöfe entzogen und in Moskau von den Grossfürsten und Caren selbst oder von ihren Hofmeistern (Dvoreckij) gerichtet; der Hofmeister stand eben an der Spitze der Haus- und Hofkanzlei. Im XVII. Jahrh. wurden alle diese Sachen bereits in der Haus- und Hofkanzlei selbst von dem Hofmeister und den Djaki erledigt. In diesem Jahrhunderte waren überhaupt das ganze administrative Verfahren und alle Processe, welche die Klöster, die Geistlichkeit und ihre Güter betrafen und früher aus irgend einem Grunde vom Caren oder seinem Hofmeister betrieben und gerichtet wurden, an die Haus- und Hofkanzlei überantwortet; so mussten z. B. jetzt alle Klöster (nicht nur die privilegirten) über ihre Ausgaben und Einkünfte gerade vor der Haus- und Hofkanzlei Rechnung ablegen. Es

ist nicht zu ermitteln, wann dieses sämmtliche gerichtliche und administrative Verfahren in Sachen der Klöster und der Geistlichkeit der Haus- und Hofkanzlei zugewiesen wurde. In den JJ. 1610—13 scheint es bereits ein alter Brauch gewesen zu sein. Wir besitzen nämlich eine Beschreibung der Moskaner Staatsverfassung und -verwaltung, welche wahrscheinlich für den Korolevič Vladislav ausgearbeitet war. Darnach verwaltet die Haus- und Hofkanzlei die Güter und Dörfer der Carenfamilie und führt ausserdem die Aufsicht über die Klöster in allen Städten Russlands (»На Дворцѣ дворетцкой, да съ нимъ два дiяка, вѣдаютъ дворцовые села . . . Да во Дворцѣ жъ въ Приказѣ монастыри всѣхъ городовъ«. A. И. II, Nr. 355). So entstand in der Haus- und Hofkanzlei eine besondere Abtheilung, die bereits um das J. 1611 die »Klöster-Kanzlei« (Монастырскiй Приказъ) hiess; unter den Romanovy ward diese Abtheilung zu einem selbständigen Amte, welches seitens des Staates die Aufsicht, Gerichtsbarkeit, finanzielle Kontrole u. ä. über die Klöster handhabte. Jetzt sassen hier ausser der weltlichen Obrigkeit (Okoljnicij, Djaki) auch die Archimandriten (z. B. des Wunderklosters im J. 1653), die Cellarii der Klöster (z. B. des Dreieinigkeitsklosters des H. Sergius, des Neuen Heilandklosters im J. 1653), die Kanoniker (Protopopen), die Pfaffen u. dgl. Es ist möglich, dass bereits am Anfange des XVII. Jahrh., als die Klösterkanzlei noch eine Abtheilung der Haus- und Hofkanzlei bildete, dieselben Archimandriten, Cellarii und Protopopen dahin eingeladen wurden, um Sachen zu verhören, welche die Klöster- und Kathedralgüter oder die Geistlichkeit überhaupt betrafen (A.A.Э. IV, Nr. 62 и 68). Jedenfalls hatten die Djaki Smirnoj-Vasiljev und Semejka Euthymjev genug Gelegenheit gehabt, um mit den Aebten, den Cellarii, den Dompfaffen der Klöster und der Kathedralen aller russischen Städte, vor allem aber der Kremlburg zu verkehren. Was hat aber die Mönche und die Geistlichkeit bestimmt, eine Kabale gegen Boris ins Werk zu setzen? Die Geistlichkeit war mit dem Hange des Boris zur westeuropäischen Bildung missvergnügt. Dann fühlten die Klöster wohl auch die Pflicht, an dem gekrönten Mörder Rache zu nehmen. In den Klöstern fanden dazu alle die Ruinirten oder Verfolgten ihre Unterkunft. Die Otrepjevy, Jackie, Povadiny waren eigentlich noch durch die sociale Politik Johanns des Schr. aus dem Sattel einer sicheren Lebensstellung gehoben; dessenungeachtet brüteten sie in der Stille der Klöster ihre Rachepläne gegen den Staat, als bereits Boris durch seine Mittelstandspolitik gerade diesem Kleinadel auszuhelfen suchte. Die Masse der Geistlichkeit, welche in das Geheimniss gar nicht eingeweiht war, hat wohl an die Echtheit des Prätendenten geglaubt. Vor Allem galt es aber der Kirche, eine aktive Politik gegen den Staat zu entfalten. Sobald die Godunovy gefallen waren, begann die Geistlichkeit an dem Sturze des PD I. zu arbeiten, welcher ihr mit seiner Aufklärung und Toleranz, mit seinem Vorhaben, die klösterlichen Güter zu konfisciren (Bussow), noch mehr als Boris verhasst sein musste. Die »Mönche und Pfaffen«, wie ihrer Bussow oftmals gedenkt, waren bereit, jedes Laienregiment zu stürzen, bis ein ihnen ergebener Car zum Throne gelange, z. B. ein V. Šujskij oder ein Sohn des Patriarchen Philaret. Die Geistlichkeit, besonders die Mönche, trachteten nach einem von ihnen tacito consensu gewählten Caren,

um dadurch ihren Grossgrundbesitz vor allen Eingriffen der weltlichen Macht zu schützen (vgl. die Verhandlungen mit dem Korolevič Vladislav), wo möglich sich weitere Aussichten zum Ländererwerb zu eröffnen. Die Kolonisationspolitik der Caren hat den klösterlichen Grossgrundbesitz zu Gunsten der Grenze öde gemacht; der Vertreter dieses Grossgrundbesitzes, Avraamij Palicyn, hat mit der Feder in der Hand eben die Interessen des Centrums gegen die Begünstigung der Grenzen verfochten.

Wir müssen auch die älteren Arbeiten über den PD I. aus dem XVIII. Jahrhundert nachholen. Der russische Akademiker und Historiograph Gerhard Friedrich Müller hat seine Anschauungen über den PD I. in dem »Versuche einer Neueren Geschichte von Ruszland« entwickelt (Sammlung Russ. Geschichte, des V. B. 1. und 2. Stück. St. Petersburg 1760). Den Mord zu Uglič erzählt er, ohne noch die Processakten zu kennen. Er äussert sich gegen die Echtheit des PD I., steht aber anfangs auf einem rein officiellen Standpunkte: »Nun hat man zwar keine Ursache zu vermuthen, dass sich noch jemand in Russland geneigt finden möchte, diesen Betrüger für den wahren Prinzen Demetrius zu halten; denn die Meynung, dass er sich fälschlich für den ermordeten Prinzen ausgegeben, ist durch den auf ihn gelegten Kirchen-Bann und durch die zu Moskau verwahrte Reliquien des wahren Prinzen, so fest gegründet, dass es ein Verbrechen seyn würde, das Gegentheil zu behaupten.« Dennoch widerlegt Müller gründlich den Margeret, die Tragoedia Moscowitica, die Narratio Succincta. So sagt er z. B.: »Wie hätte sich der Diak Bitägowskoi, der den Prinzen ganz wohl gekannt, ja noch mehr, wie hätte sich die Wärterin und ihr Sohn, die beständig um den Prinzen gewesen, also sollen betriegen lassen? . . . Man gibt weiter vor, derjenige, welcher den Prinzen Demetrius vorgestellet, habe eben wie der Prinz einen Arm länger, als den andern, und an demselben Orte, wo jener, eine Warze im Gesichte gehabt . . . Ist es denn aber so gewiss, dass der Prinz würklich einen solchen Fehler am Arme und eine Warze im Gesichte gehabt? . . . . . Unsere russische Handschriften melden nichts davon.« Unserer Meinung nach war Gerh. Mueller sogar bereit, zwei Otrepjevy anzunehmen; er schreibt nämlich Folgendes: »Margeret im Gegentheil versichert, Demetrius und Griška seyen ganz verschiedene Personen gewesen . . . Allein, wie kann man sich vorstellen, dass es nur jemand in den Sinn kommen können, beyde für eine Person zu halten . . . Warum hat denn Niemand, als Margeret, einen so merkwürdigen Umstand angemerket? . . . . Wir müssen entweder Margeret einer offenbaren Unwahrheit beschuldigen, oder setzen, dass er von einem andern Otrepiew gehöret, der zu Moskau gegenwärtig gewesen und welchen er mit Grischka unbehutsamer Weise vermischet hat.« Der russische Geschichtschreiber des XVIII. Jahrh., Fürst Mich. Ščerbatov, hat das Werk des Akademikers Mueller noch in der Handschrift benutzt (Кн. Щербатовъ, Исторія Россійская, т. VII, ч. 1. С. Пет. 1790). Ščerbatov hielt es für unglaublich, dass der junge Mönch Otrepjev von selbst auf den Gedanken verfallen wäre, als Carevič Demetrius aufzutreten, und hat die Vermuthung ausgesprochen, ob nicht ein vornehmer Feind des Boris Godunov den Griška zu seinem

Werkzeuge gewählt hätte, um dann selbst den Thron zu besteigen. Einer vorläufig noch ungedruckten Nachricht zufolge soll auch PD I. am Hofe des Königs Sigismund III. die Furcht gehegt haben, dass statt seiner am Ende doch ein Anderer den Thron in Moskau besteigen würde. Gerh. Mueller hat denselben Gedanken in der Eidesformel aus der kurzen Regierungszeit der Wittwe des Boris Godunov und ihres Sohnes Theodor in sibirischen Archiven gefunden: »Dieses Formular insbesondere zeiget eine grosse Furcht an, welche die verwittwete Zarin mit ihrer Familie gehabt, dass sie von den Ständen des Reichs möchte verlassen, oder gar mit Gifte aus dem Wege geräumet werden, und dass sie nicht nur des falschen Demetrius wegen besorgt gewesen, sondern auch den Zaren Simeon Bekbulatovič, als wenn er ihnen nach der Regierung stünde, in Verdacht gehabt, ja dass sie geglaubet, es könnten wohl jemanden von den vornehmsten Bojaren des Reichs Regierungs-Gedanken in den Kopf kommen.« Wir ziehen folgenden Schluss daraus: wenn PD I. wirklich nur ein Werkzeug der Carensynkletos, d. w. s. des ganzen höheren Adels, als eines geschlossenen Standes, gewesen wäre, so würden die Bojaren ihre Puppe gleich nach dem Tode des Boris oder des Theodor Godunov vor dem Volke entlarvt und einen aus ihrer Mitte zum Caren erwählt haben. Da aber PD I. kein Werkzeug der Bojaren gewesen ist, so waren sie nicht im Stande, den Betrug aufzudecken, und mussten ihn nach kurzem Zaudern unter dem Drucke des Volkes der Stadt Moskau, des Heeres, der Polen und Kosaken anerkennen. Der neue Car hat den Bojaren seine Ueberlegenheit bereits in Tula fühlen lassen. Gerh. Mueller erzählt selbst Folgendes: »Bojaren . . . musten mit dem empfindlichsten Verdrusse ansehen, dass eine Partey Donnischer Cosacken, die zu gleicher Zeit mit ihnen im Hoflager ankam, eher, als sie zur Audienz gelassen wurden. Sie musten von den Cosacken die empfindlichsten Spottreden und Scheltworte erdulden. Und was das meiste war, so gab ihnen der falsche Demetrius derbe Verweise, dass sie nicht eher, als bis sie dazu gezwungen worden, ihren rechtmässigen und angebohrnen Herrn an ihm erkennen wollen« etc. (vgl. Nikons Annalen). Fr. Ščerbatov scheint aber nicht gegen die Carensynkletos in corpore, sondern gegen eine einzelne Persönlichkeit aus dem Adel Verdacht geschöpft haben. Wir konnten indessen weder gegen die Šujskie, noch gegen die Romanovy überzeugende Beweisgründe finden. Horsey hat die Anklage gegen Bjeljskij und Alexander Rom. erhoben, indessen ist er für die Zeit schlecht unterrichtet. Margeret hält es für wahrscheinlich, dass eben Romanovy und Nagie den Carevič vor den Nachstellungen des Boris gerettet hätten; aber es ist nur eine Hypothese, dazu glaubt er auch fest an die Echtheit des Caren Demetrius I. Als eine von den Möglichkeiten haben wir auch die Theilnahme der Romanovy an der Kabale in Betracht gezogen. Es bleibt uns noch übrig, einige Data für die Geschichte dieser Familie nachzuholen, welche unsere Chronologie unverrückt lassen. Bei Gerh. Mueller heisst es: »Das letzte Mal, da Fedor Nikitiitsch in Diensten des Zaren Boris erwehnet wird (Rosräduaia) ist den 26. Februar 1600«; den Process gegen die Romanovy setzt Massa auf den November 1600. Aus dem Adel, und zwar nicht dem höchsten, trifft der Verdacht der Zeitgenossen noch den Bjeljskij und den Klešnin. PD II. hat in

seinem Erlasse an die Bürger von Smolensk neben dem Vasilij Ščelkalov den Bogdan Bjeljskij und Andreas Klešnin als seine Retter erwähnt; alle drei galten vordem für Werkzeuge des Boris Godunov (Klešnin wird noch in einem Plakate aus der Zeit des D. I., als Feind des Carevič bezeichnet). Nach der Vorstellung des Djak Timopheev haben die Brüder Ščelkalovy dem Boris zum Siege über seine Nebenbuhler verholfen, dafür aber nur Ungnade und Verfolgungen geerntet. Auch dem Thomas Smith zufolge hätten Bogdan Bjeljskij, Andreas Ščelkalov, Andreas Klešnin den Boris auf seiner Laufbahn zur Macht und Krone unterstützt; da begann aber Boris vorsätzlich Unwille und Geringschätzung ihnen gegenüber zu zeigen, so dass Bjeljskij sogar den Hof verliess. Bjeljskij und Klešnin gehören also nicht zu dem unter Johann dem Schrecklichen und seinem politischen Schüler Boris God. deprimirten Grossadel, der sich durch eine Kabale die frühere Machtstellung zurückzuerobern denken konnte, sondern zu den emporstrebenden neuen Familien, die nun aus dem Schichte der Okoljničii in die Reihen der Bojaren steigen möchten; sie haben zuerst auf das Glück des Boris spekulirt, sich in ihren Hoffnungen getäuscht und nun einem neuen Hasardspiele ergeben. Dank der persönlichen Gunst des Schrecklichen Caren und seiner »Opričnina« hat Bjeljskij sich eine hohe Stellung an seinem Hofe errungen. Um auch unter Theodor zusammen mit seinem Gönner Boris God. immer höher steigen zu können und den alten Adel zu überholen, hat er im April des J. 1584 einen Staatsstreich zu Gunsten der abgeschafften »Opričnina« gewagt (nach einem Briefe des Leo Sapieha im Archive der Familie Radziwill, z Moskwy 26. kwietnia 1584. Script. Rer. Polon. t. VIII. Vgl. auch den Djak Timopheev). Unter der Regierung des PD I. wird Bjeljskij zum Bojaren, der Djak Vasilij Ščelkalov zum Okoljničij (unseres Wissens das erste Beispiel für jene Zeit), Archimandrit Paphnutij zum Metropoliten erhoben. Aus den Verwandten des ermordeten Carevič könnte man seine Mutter (Marija, als Nonne Martha) und noch den Athanasij Nagoj in Verdacht ziehen, der sich aus Uglič durch Flucht vor der Rache des Boris gerettet zu haben scheint. Es bleibt aber die Frage offen, seit wann die Carin-Wittwe und Bogdan Bjeljskij in das Geheimniss der sogenannten »Errettung des Carevič« eingeweiht waren. Zufolge dem Thomas Smith hat Bjeljskij mit der Carin-Wittwe Rath gepflogen über die Rettung des Demetrius, doch haben am Ende Andere einen Pfaffensohn unterschoben und erst dann die Mutter und den Bjeljskij benachrichtigt (Obscurely liued this wronged prince, the changing of him being made priuate to none but his owne mother... and to Bodan Belskey). Darauf stützt sich unsere Annahme, dass Bjeljskij und die Nagie vielleicht Theilnehmer an der Kabale, keineswegs aber ihre ersten Urheber gewesen sind. Gegen Bjeljskij scheint zu sprechen, dass mit ihm zusammen Istoma Michnev bei der Erbauung der Stadt Borisov zugegen war; der Diener des Istoma Michnev ist später in Wiljno zum litauischen Kanzler Leo Sapieha in Dienst getreten und hat für die Echtheit des Carevič in Polen Zeugniss abgelegt. Fürst Mich. Obolenskij hält den Kanzler von Litauen für den Urheber der ganzen Kabale. Nach dem Frieden von Deulino, als das ganze Vorhaben gegen Russland bereits gescheitert war, soll der Reichskanzler Lipski vor dem ganzen Reichstage diese

Beschuldigung gegen den Leo Sapieha erhoben haben; um sich zu rechtfertigen, habe Sapieha die Geschichte des Griška Otrepjev verfasst (vgl. die Einleitung zu seiner Ausgabe der »La Légende de la vie et de la mort de Démétrius, Moscou 1839).

Unsere Voraussetzung, dass die russischen Quellen von zwei verschiedenen Otrepjevy erzählen, haben wir vor allem durch die Genealogie dieses Geschlechtes zu beweisen gesucht. Die Genealogie kennt drei Zweige des Geschlechtes. Es gab einen Bogdan in dem Zweige zu Uglič, einen anderen Bogdan O. in dem Zweige zu Galič. Die russischen Sagen und Annalen halten den Gregor O., welcher unter dem Namen des D. I. geherrscht haben soll, für den Sohn des Bogdan aus Galič; dagegen kennt ihn die Genealogie als den Sohn des Bogdan aus Uglič. Wir haben den Caren PD I. in den Zweig zu Galič eingereiht, den Gregor O. aus Uglič für den Diakon des Wunderklosters erklärt. Wir wurden dazu durch zwei Gründe bestimmt. Erstens war Diakon Gregor um 10 Jahre älter, als PD I., und musste deshalb in den älteren Zweig des Geschlechtes eingereiht werden. Zweitens bringt die Erzählung von den Lebensschicksalen des Otrepjev Nr. 2 (PD I.) seine Familie mit dem Zweige aus Galič zusammen. Man muss aber dabei voraussetzen, dass die Verfasser der Sage aus dem Jahre 1606 u. dgl. den Namen »Georgij« aus der Lebensgeschichte des Diakon Gregor übernommen haben. Man kann indessen auch umgekehrt den Diakon Gregor in den Zweig zu Galič einreihen und den PD I. für den Gregor, Sohn des Borislav Bogdan aus Uglič, halten. Dem würde das Excerpt des Bantyš-Kamenskij entsprechen, nämlich, dass PD I. als Laie Gregor, als Mönch German geheissen; der Name Georgij (Juška) würde als Laienname für den Diakon Gregor Otrepjev bleiben. Da müsste man aber annehmen, dass die Verfasser der Sagen die Tradition über den Gregor O. aus Uglič auf den Georgij O. aus Galič übertragen hätten. Für uns war es wichtig, nur den Dualismus zwischen den zwei Bogdan und zwei Gregor O. hervorzuheben und die Wahrscheinlichkeit zu erweisen, dass die Tradition theilweise von dem Namen des Diakon O. auf einen anderen O., oder auch umgekehrt verrückt wurde. Dass zwei verschiedene Persönlichkeiten von der späteren Tradition unter einem Namen zusammengeschmolzen werden, ist auch sonst der historischen Kritik bekannt. Wir erinnern nur an Giovanni da Ravenna, den Schüler des Petrarca, welcher erst unlängst von der Geschichtsforschung in zwei verschiedene Persönlichkeiten zerlegt wurde — Johannes Conversanus und Johannes Malpaghini von Ravenna (vgl. Dr. Klette, Beiträge zur Geschichte und Litteratur der Italienischen Gelehrten Renaissance). Die ausführlichste, aus verschiedenen Quellen geschöpfte Genealogie des Geschlechtes Otrepjevy-Nelidovy haben Rummel und Golubcev gegeben (Родословный Сборникъ, т. II). Darnach hätte Boris Andrejevič Nelidov, mit dem Beinamen »Phares«, zwei Söhne gehabt — den David und den Semen. David Borisovič hat vom Grossfürsten Johann III. im J. 1497 bei Gelegenheit den Familiennamen Otrepjev erhalten; sein Bruder Semen Borisovič behielt seinen früheren Familiennamen bei und wurde zum Stammvater desjenigen Zweiges des Geschlechtes, welcher unter dem Namen der Nelidovy neben den Otrepjevy fortlebte, bis der Car Alexej

m J. 1671 auch den Otrepjevy den früheren Namen der Nelidovy zurückgab. Wir haben vor kurzem (Лѣтопись Ист.-Филол. Общества при Новороссійск. Унив., т. VIII, Одесса 1900) ein neues Dokument aus dem Archiv des Justizministeriums in Moskau veröffentlicht; es folgt aus diesem Dokumente, dass derjenige Zweig der Nelidovy, welcher seit dem David Borisovič den Familiennamen »Otrepjevy« erhalten hat, auch unter dem Beinamen Pharisäjevy bekannt war. Den Hauptfehler der Genealogie der Otrepjevy, wie sie von dem Arch. Leonid gedruckt war, haben die HH. Rummel und Golubcev gar nicht bemerkt; sie halten nämlich den Bogdan-Tichon aus Galič für eine einzige Person und bezeichnen ihn als kinderlos. Wir haben den Dualismus von einem Otrepjev Nr. 1 und O. Nr. 2 unter anderem durch den Widerspruch in den historischen Quellen zu erweisen gesucht, welche seinen Vater sich bald noch am Leben, bald als bereits gestorben, bisweilen sogar seine verwittwete Mutter als zum zweiten Male verheirathet vorstellen. Der Brief des Caren Boris an Sigismund III. berichtet, dass der junge Georgij O. einen Vater hatte, dem er den Gehorsam versagte und zu wiederholten Malen entlief (Сборникъ кн. Оболенскаго, Nr. 8: »а якъ былъ въ міру, и онъ отца своего не слухалъ . . . и бѣгалъ отъ отца многожда«). Diese Tradition haben wir auf den Diakon Gregor O. bezogen; sie ist auch in dem Neuen Annalisten und Nikon's Annalen in die Lebensgeschichte des Otrepjev Nr. 2 eingedrungen (hier gibt der Vater selbst seinen Sohn in Moskau in die Lehre: »вдаде его отецъ его на Москвѣ въ наученіе книжное«). Dagegen berichtet »Die Sage aus dem J. 1606«, dass Otrepjev Nr. 2 früh seinen Vater verloren hätte und von seiner Mutter in der Heiligen Schrift unterrichtet wäre; als er die Horae und die Psalmen durchstudirt hatte, verliess er die Mutter und lebte in Moskau. Auch Palicyn bezeichnet seine Mutter bei der Untersuchung des J. 1606 als Wittwe Varvara (и мати его, Богданова жена Отрепьева, вдова Варвара). Diese Tradition vom Sohne einer Wittwe beziehen wir auf den Griška Nr. 2. Kein Wunder, dass auch die Ausländer in dieser Frage von einander abweichen. Dem Massa zufolge hat die Regierung des Vasilij Šujskij am 30. Mai 1606 den Vater und die Mutter des Gregor O. dem Volke vorgezeigt, welche den ermordeten Caren für ihren Sohn anerkannten. Russel (the Reporte of a bloudie massacre in the Citty of Mosco) spricht in demselben Falle von dem Stiefvater, der Mutter und dem Bruder des Griška O. Zufolge der Relation Curieuse (Merick?) haben die Eltern des Griška ihn wegen der Excesse der ersten Jugendzeit in das Kloster Trinouka (des H. Tryphon? oder der Trinitas?) eingesperrt. Die Frage, ob der Vater des PD I. noch am Leben war, oder nicht, wird auch dadurch erschwert, dass Vasilij Šujskij bei der Untersuchung aus dem J. 1606 nicht nur den Vater des Diakon Gregor O., oder einen Stiefvater des Caren Otrepjev dem Volke hat vorzeigen, sondern auch einen Vater geradezu fälschen können. Die Verbannung des H. Tryphon aus seinem eigenen Kloster in Chlynov erfolgte wohl mit Zustimmung des Patriarchen, denn sein Schüler Jonas Mamin, welcher von den Mönchen zum Archimandriten gewählt wird, fährt nach Moskau, um die Investitur vom Patriarchen zu erlangen, und wird wirklich zum Archimandriten ernannt. Wahrscheinlich hat die Regierung (nämlich unter Vasilij Šujskij) erst jetzt

erfahren, dass es eben Tryphon dem Gregor O. Nr. 2 die Kutte ertheilt hatte. Sonst bleibt die Absetzung des H. Tryphon unerklärlich. Ob die Vertreter der Stände, welche unter der Regierung des PD I. den Šujskij gerichtet (Sobor!), vom Volke gewählt, oder von der Regierung ernannt, oder kraft ihrer Stellung in der Landadministration und im Heere berufen wurden, ist unklar. Margeret sagt: »Vacilei Choutsqui fut accusé et conuaincu en presence de personnes, *choisies* de tous estats, du crime de leze-majesté«. Ebenso unklar ist auch der italienische Bericht aus dem J. 1605 über einen anderen Reichstag: tutti li principali del popolo si sono chiamati (Русс. Ист. Библ., т. VIII). »Choisies« statt »élues« spricht eher schon gegen die Wahl vom Volke selbst. Die Begnadigung des V. Šujskij halten Margeret und Bussow für den grössten Fehler seitens des Caren D. I., welcher ihm die Krone und das Leben gekostet hat. Wo wir fremde (Kostomarov, Suvorin) Meinungen wiedergaben, haben auch wir den Diakon des Wunderklosters Gr. Otrepjev als Diak in den Diensten des Patriarchen bezeichnet. Dieser Irrthum war uns für diejenigen Erklärungen wichtig, wo wir bei den Ausländern eine Verwechselung zwischen »Diak«, als geistliche Persönlichkeit (d. w. s. Diakon) und Diak, als Laien (d. w. s. Sekretär) annehmen. Den Fehler der HH. Kostomarov, Suvorin u. A. muss man auf Margeret zurückführen. In seinem L'Estat de l'Empire de Russie heisst es unter anderem: »et se nommoit Grisque Otrepiof, lequel auoit esté autrefois secretaire du patriarche et s'enfuit en Pologne«. Nun wurden aber zu den Djaki (Sekretäre) an dem Hofe des Patriarchen Laien genommen. Wenn also Naščekin von dem Gregor O. »będąc diakiem« sagt (Hist. Russ. Monum., t. II. Dyaryusz Oleśn. i Gos.), so weiset es nur auf seinen geistlichen Stand, d. w. s. eines Diakons. Er wurde vom Patriarchen Hiob nicht als Sekretär zum Schreiben von officiellen Akten und Diplomen, sondern als Geistlicher zum Bücherschreiben in den Hof genommen (Hiobs Rescript und Gesandtschaftsregister des Fürsten Volkonskij: »для книжного писма«. Beim Palicyn: »служа писмомъ«. In dem Briefe des Boris an Sigism. III.: »для писма«). Einen Diakon (resp. Diacus), welcher beim Patriarchen Bücher schreibt, konnte der Ausländer Margeret leicht mit einem Laiendiacus (Sekretär) verwechseln; dasselbe Missverständniss haben wir auch bei anderen Ausländern angenommen (vgl. unsere Interpretation des Danziger Recesses). Statt des Kunstausdruckes der Fachmänner »Bojarenrath« haben wir vorsätzlich die historischen dokumental belegten Benennungen, wie »der Carenrath«, »die Carensynkletos«, oder bloss »die Bojaren« (»Bojare, Okoljničie i Dumnyje ljudi«) gebraucht.

Eugen Ščepkin.

Die Anfänge der ungarisch-slavischen ethnischen Berührung.

Die in der eingegangenen Zeitschrift Donauländer I (1899), Heft 4—7, unter der oben beibehaltenen Ueberschrift veröffentlichte Studie von Munkácsi ist eine Uebersetzung der in der ungarischen Zeitschrift Ethnographia (VIII. 1—30) im Jahre 1897 erschienenen Abhandlung. Insofern die Uebersetzung nicht immer gelungen ist, werde ich mich zuweilen an das Original halten müssen, damit dem Verfasser nicht Unrecht geschehe. Da ich annehmen kann, dass auch die deutsche Uebersetzung den Fachgenossen nur zum geringen Theil bekannt geworden ist, will ich immer M.'s Ansichten und Argumente kurz anführen und hieran meine Bemerkungen knüpfen.

Der Verfasser gibt zu, dass die Hauptmasse der slavischen Lehnwörter im Ungarischen aus einer Sprache stammen, welche dem Altslovenischen nahe verwandt war, leugnet aber, dass die Aufnahme derselben in der heutigen Heimath der Ungarn stattgefunden hätte. »Sprachwissenschaft, Volkskunde und Geschichte, meint er, diese Hauptquellen der Erforschung uralter ethnischer Gestaltungen, liefern gleich viel Gegenbeweise in grosser Zahl und weisen auf die Annahme hin, dass wir die Anfänge der ungarisch-slavischen ethnischen, beziehungsweise sprachlichen Berührungen in einer etwas älteren Epoche, als derjenigen der Landnahme, und demzufolge auch deren Schauplatz nicht in Pannonien, sondern in den früheren Wohnsitzen der Ungarn zu suchen haben« (S. 249 f.).

Als erstes Argument wird angeführt »die consequente formelle Gleichartigkeit der ungarischen Lehnwörter« (S. 250). Dem asl. *medvědь* entspricht überall *medve*, ebenso dem *jagnędь jegenye*, »von den hier eliminirten Consonanten *-d*, *-nd*« ist nirgends eine Spur geblieben; *krъma* gegenüber finden wir, mit Anlehnung an ungarische Bildungen auf *-mány*, *kormány*; *dvorъ* heisst überall *udvar*, obwohl diese Lautentwickelung durchaus nicht die einzig mögliche war. Was die Beispiele anbelangt, welche die abnorme Entwickelung von *udvar* beweisen sollen, so sind sie nicht sehr glücklich gewählt, denn dass *túr* »eitriges

Geschwür« (der Uebersetzer, ein Kroate von Geburt, hat daraus wahrscheinlich unter dem Einfluss seiner Muttersprache einen »Iltis« gemacht) slavisch ist, kann man angesichts dessen, dass wir nur im nsl. *tvor* einen Anhaltspunkt für diese Behauptung haben, nicht als sicher annehmen, noch weniger nachgewiesen ist die Slavicität von *kór* »Krankheit«, wie wir weiter unten sehen werden. Hierauf geht der Verfasser auf das überhaupt noch nicht erklärte schwierige *csinál* als die »Copie des slavischen *činiti* (machen)« über, »nirgends hört man, meint er, oder lässt sich aus alter Zeit nachweisen: *csinël*, obgleich letzterer Klang dem Geiste der ungarischen Sprache besser entspricht«. Ich weiss nicht, was das mit dem »Geiste der ungarischen Sprache« zu thun hat, ich sehe überhaupt keine Möglichkeit, vom slavischen *činiti* zu einem ungarischen *csinál* zu gelangen; wir stellen ung. *csinál* mit *činiti* blos deshalb immer zusammen, weil wir eben den Entwickelungsgang von *csinál* noch nicht kennen und daran doch keinen Moment zweifeln können, dass es slavisch ist. Es bleibt wohl kaum ein anderer Ausweg, als *csinál* aus einem iterativen *činjati* zu erklären, das allerdings gewöhnlich nur mit Präfixen vorkommt (asl. *učiniti* : *učinjati*, r. *učinitь* : *učinjatь*), aber sehr wohl auch allein hat existiren können, wie poln. *czyniać* zeigt (auch Stulli führt in seinem Wörterbuche ein sonst unbekanntes kroat.-serb. *čiňati* an). Schliesslich erwähnt der Verfasser, dass *kolbász*, *beszéd*, *lapát*, *szombat* den Endvokal verloren hat (vgl. asl. *klъbasa*, *beséda*, *lopata*, *sąbota*), während doch sonst in ähnlichen Fällen der Endvokal bewahrt worden ist. »Aus allen diesen Erscheinungen geht unzweifelhaft hervor, dass der slavische Einfluss in der ungarischen Sprache älter ist, als ihre Auflösung in Dialekte; letztere indessen hängt mit der Niederlassung und der territorialen Dislocirung des Ungarnthums eng zusammen, ja sie wurzelt sogar gewiss schon im alten Stamm- und Nationalsystem des Ungarnthums« (S. 251).

Da sich der Verfasser in dem nächsten Absatz selbst auf die deutschen Lehnwörter der ung. Sprache beruft, wollen wir einmal seine Behauptungen an diesen prüfen. Zeigen die deutschen Lehnwörter die nach M. jedenfalls zu erwartende grosse Mannigfaltigkeit? Ich gebe zu, dass es misslich ist, diese Betrachtung einseitig anzustellen, ohne sich um die Bedeutung der Wörter zu kümmern, denn der Verfasser weist in dem nächsten Abschnitte mit Recht darauf hin, dass Lehnwörter oft gerade in Folge ihrer Bedeutung leichter oder schwerer eine allgemeine Verbreitung gewinnen. Doch hier kümmert er sich offenbar selbst nicht

im Geringsten um diesen Gesichtspunkt und stellt die slavischen Lehnwörter rein nach lautlichen Erscheinungen zusammen, unbekümmert darum, ob nicht Ausdrücke, wie *udvar* (*dvorъ*), *palota* (*polata*), *kormány* (*krъma*), *taliga* (*telěga*), *lapát* (*lopata*), *szent* (*svętъ*), *hála* (*hvala*), *szombat* (*sąbota*) und noch einige andere von ihm angeführte, gerade in Folge ihrer Bedeutung sich aus einem Zentrum über das ganze Land verbreiten konnten. Wir wollen uns also zunächst auch nicht darum kümmern und einige deutsche Wörter in der Gestalt anführen, die sie im Ungarischen angenommen haben. Der »Wagner« heisst *bognár*, der »Krämer« *kalmár*, die »Scheuer« *csür* (l. *tšür*), der »Bürger« *polgár*, das »Ziel« *cél*, das ung. *harc* »Kampf« ist aus d. *hatz*, das Hetze und dann auch Streit, Kampf heisst, mit auch sonst erscheinendem parasitischen *r* geworden, *cégér* ist der »Zeiger« u. s. w. u. s. w. Nirgends auch eine Spur von unbedingter lautlicher Nöthigung zu einer solchen Entwickelung! Dieselben deutschen Wörter hätten auch in einer ganz anderen Form zu uns kommen können, sobald wir uns entweder Zeit oder Ort der Entlehnung oder das Medium der aufnehmenden Gesellschaft oder sonst ein oft ganz zufälliges Moment etwas verschoben denken, und doch haben die Wörter den Weg überallhin gefunden, ohne Rücksicht auf die Verbreitung der Ungarn über das ganze Land. Wenn die Lautgruppe *str-* einmal geblieben ist, wie in *strimfli* »Strumpf«, *strumpándli* »Strumpfbandel« (beim Militär auch »Sturmband« am Tschako!), ein andermal *i* davor getreten ist, wie in *istráng* »Strang«, in *ostrom* »Sturm, Bestürmung, Belagerung« aber ein vorgetretenes *o* die Aussprache erleichtert, so sehen wir deutlich, wie wenig die verschiedene Behandlung von anlautenden Konsonantengruppen in slavischen Wörtern, die M. in Zusammenhang mit *dvorъ* : *udvar* erwähnt, beweisen kann, dass dieselben nicht in der jetzigen Heimath der Ungarn aufgenommen worden sind.

In dem nächsten Punkte hebt der Verfasser hervor, »dass ein bedeutender Theil der ausserordentlich grossen Anzahl der slavischen Lehnwörter im Ungarischen den Gemeinschatz der ungarischen Sprache bildet, auf dem ganzen Gebiete derselben, in allen ihren Dialekten bekannt ist, und noch dazu, ohne dass diese Verbreitung die Natur des Begriffes von selbst begreiflich machen würde« (S. 251). Nur selten sei dies bei aus dem Deutschen entlehnten Wörtern zu beobachten, obwohl der deutsche Einfluss nicht jüngeren Datums sein könne, als der der pannonischen Slaven. »Hätte sich, schliesst der Verfasser, diese

Erwägungen, der Einfluss der slavischen Sprache gleichzeitig mit jenem der deutschen geltend gemacht, dann wäre der so auffallende Unterschied in der [1]) Menge ihrer allgemein gebräuchlichen Wörter ganz und gar unbegreiflich, was nur in der Weise erklärbar ist, dass, während der slavische Spracheinfluss das Ungarnthum auf irgend einem kleineren Gebiete und wahrscheinlich zur Zeit des Zusammenseins in geringerer Anzahl getroffen, es der deutsche Einfluss schon auf ansehnlichem Gebiete zerstreut, in untereinander nicht in direktem Verkehre stehenden Ansiedelungen gefunden hat; mit anderen Worten: jener machte sich in einer unentwickelteren Periode der nationalen Gestaltung auf dem Gebiete der südrussischen Heimath, dieser hingegen auf dem Gebiete des heutigen ungarischen Staates nach der Landnahme mit der ständigen Niederlassung geltend« (S. 252). Daran lässt sich nichts ändern, dass der Einfluss der Slaven auf die ungarische Sprache ein ungleich grösserer war, als der der Deutschen. Doch berechtigt das durchaus nicht zu dem Schlusse, den der Verfasser daraus zieht. Dass Slaven in der neuen Heimath der Ungarn einen sehr namhaften Einfluss auf Letztere ausgeübt haben, einen Einfluss, der es ganz zweifellos macht, dass sie hier in Ungarn selbst jedenfalls in grossen Massen, und wie es scheint gerade im Mittelpunkte, mit den neuen Ankömmlingen sich berührt haben, das beweist unumstösslich die theilweise Slavicität der ungarischen christlichen Terminologie, wie wir das weiter unten sehen werden. Wenn der Verfasser mit Berufung auf Marczali [2]) sagt: »Die Hienzen, die Deutschen der Comitate Mosony, Sopron (Ödenburg) und Vas (Eisenburg) sind wahrscheinlich ältere Bewohner des ungarischen Gebietes als die Ungarn«, so lässt sich dagegen geltend machen, dass eine deutsche Bevölkerung an der Peripherie gegen einen mächtigeren slavischen Einfluss im Herzen des Landes der Natur der Sache nach nicht im Wege stehen konnte. Dass die Städte Ungarns, wie M. weiterhin betont, grösstentheils deutsche Bevölkerung hatten, erklärt allerdings die Verbreitung gar manches deutschen Ausdruckes, so z. B. im Gewerbe, doch sind die Städte erst allmählich entstanden und waren nie sehr dicht gesäet.

[1]) In der Uebersetzung steht statt »in der« fälschlich »einer« — übrigens ist der Ausdruck im Original unbeholfen.

[2]) Es soll übrigens heissen: siehe Marczali: A magyar nemzet története I. 91, nicht »Marczali's Geschichte des ungarischen Volkes S. 91«; denn es handelt sich nicht um ein selbständiges Werk Marczali's, sondern um ein von Szilagyi redig. 10-bändiges Geschichtswerk. Das Citat im Original ist richtig bis auf die Weglassung v. I.

Im Ungarischen finden wir nicht selten slavische Wörter zur Bezeichnung von Dingen, die den Ungarn schon in der Urheimath bekannt gewesen sein müssen, für die sie also schon vor der Berührung mit den Slaven Namen gehabt haben dürften. Der Verfasser beschränkt sich auf die Anführung einiger derartiger Bezeichnungen für Dinge aus dem Naturreich: *medve* Bär, *veréb* Sperling, *récze* Ente, *galamb* Taube, *csuka* Hecht, *bolha* Floh, *rozs* Roggen, *zab* Hafer. Alles das müssten die Ungarn schon früher gekannt und benannt haben. »Auch dieses räthselhafte Factum, setzt er fort, kann nur auf diese Weise erklärt werden, dass die Uebernahme und Einbürgerung der erwähnten slavischen Wörter in eine ältere Zeit, als in die der Landnahme versetzt werden muss« (S. 253. Der Ausdruck im Original ist etwas milder, ohne im Wesen etwas anderes zu besagen). Die Verdrängung von einheimischen Ausdrücken durch fremde kann sehr verschiedene Ursachen haben, findet sie aber in dem Masse und in der Weise statt, wie wir dieselbe bei Betrachtung der slav. Lehnwörter der ungarischen Sprache beobachten können, so liegt es sehr nahe, an ein Aufsaugen von slav. Volkselementen von Seiten des ungarischen Volkes zu denken. Warum ein solches in der alten Heimath wahrscheinlicher sein soll, als in der neuen, sehe ich nicht ein. Ueberdies will ich an einem einzelnen, hier angeführten Ausdrucke untersuchen, ob dessen Aufnahme in so alter Zeit von rein linguistischem Standpunkte aus wahrscheinlich ist. M. kann sich nicht denken, wie die Ungarn »von dem auch wild wachsenden Hafer (*zab*) nicht gewusst hätten«. Nun ist es aber ganz gewiss, dass das slavische *zobъ* die Bedeutung »Hafer« von Haus aus nicht gehabt hat. Ursprünglich heisst es »Speise, Futter« (man vgl. auch das daraus gebildete Verbum *zobati* ἐσθίειν, edere, dem im Ung. *zabál* »fressen« entspricht), »Hafer« bedeutet es nur im Kroatoserbischen und im Slovenischen. Im Bulgarischen kann darunter zwar auch Hafer verstanden werden, aber immer nur als Pferdefutter, ähnlich wie wir Ungarn bei *abrak*, das ursprünglich die »Portion« bezeichnet (asl. *obrokъ*), und dann »Pferdefutter« im Allgemeinen, geradezu an Hafer denken, ohne jedoch die betreffende Frucht selbst je statt *zab abrak* zu nennen. Wir haben also Grund anzunehmen, dass sich die Bedeutung »Hafer« auf einem beschränkten, zusammenhängenden Gebiete entwickelt hat: bei den Serben, Kroaten, Slovenen und etwa den von diesen Völkern umringten pannonischen Slaven. Die auf der Balkanhalbinsel zurückgebliebenen Bulgaren nennen den Hafer *oves*, so wie die Russen *ovësъ*,

und es ist sehr bezeichnend, dass auch die Rumänen, die ihre slavischen Wörter in erster Linie aus dem Bulgarischen entlehnt haben, ebenfalls *ovës* sagen.

Der Verfasser hat sich darüber leider nicht ausgesprochen, wie lange er sich den Aufenthalt der Ungarn einmal in Lebedia denkt, wo sie mit Russen in Berührung kommen konnten, und dann in Atelkuzu, wo sie in die Nähe der bulgarischen Slaven gerückt waren. Und doch lässt sich schwer über ein Moment, auf das wir bei M. jetzt stossen, sprechen, ohne dass wir seine Meinung hierüber wissen. Wir wollen daher wenigstens sehen, wie die Autoren, auf welche er sich öfter beruft, Pauler, Grot und Marczali, die Sache sich zurechtlegen, um halbwegs einen Anhaltepunkt zu haben. Pauler nimmt an, die Ungarn seien in Atelkuzu nicht länger als 6 Jahre geblieben, von 889—895 (A magyar nemzet története, 2. Aufl. 1899, S. 1), und hält Rösler's Ansicht, sie müssten Lebedia vor 835 verlassen haben, für unbegründet (Századok 1880, S. 97 f.); darüber, wie lange die Ungarn sich in Lebedia aufgehalten haben, spricht sich Pauler nicht aus. Grot meint, die Ungarn seien keinesfalls später als zu Anfang des IX. Jahrh. aus ihrer Urheimath nach Lebedia gezogen, aber auch viel früher hätten sie dieselbe nicht verlassen können (Moravъja i Madъjary s poloviny IX do načala X věka 1881, S. 204 u. 206), nach Atelkuzu seien sie in den 80-Jahren des IX. Jahrh. gekommen (S. 250). Marczali lässt die Ungarn um 700 herum nach Lebedia kommen und dort länger als ein Jahrhundert verweilen, auch in Atelkuzu hätten sie sich nicht nur vorübergehend aufgehalten, wie die meisten ungarischen Forscher annehmen, sondern festen Fuss gefasst und eine geraume Weile gehaust (s. in Szilagyi's: A magyar nemzet története I, S. 20 u. 23). Nehmen wir nun an, M. neige sich Marczali's Auffassung zu, da dieselbe für seine Theorie des sprachlichen Einflusses von Seiten der Slaven (zuerst der Russen, dann der Bulgaren) am günstigsten ist, so erhalten wir für den Aufenthalt der Ungarn in Lebedia einen Zeitraum von etwas mehr als 100 Jahren, im besten Falle 140 Jahre, wenn wir nämlich berücksichtigen, dass Marczali mit Dümmler geltend macht, dass wir die Ungarn um 839 herum schon an der Donau finden, für den Aufenthalt in Atelkuzu im allergünstigsten Falle 80—90 Jahre. Wie seltsam klingt es nun, wenn der Verfasser, der in diesen kürzeren oder längeren Zeiträumen die Sprache der damals noch nicht recht sesshaften Ungarn eine Beeinflussung erst von der russischen und dann eine ungleich mächtigere von der bulgarischen

Sprache erleiden lässt, sich darüber wundert, dass in einem längeren Zeitraum, in rund 160 Jahren nach der endgiltigen Niederlassung der Ungarn und allmähligen gänzlichen Aufgabe der altgewohnten Raubzüge und des früheren unstäten Nomadenlebens, ich sage, dass in 160 Jahren die Sprache der pannonischen Slaven eine bleibende tiefe Spur in der ungarischen Sprache hätte hinterlassen können. Es ist dies ein Rechenexempel, das ich absolut nicht verstehe. In der Stiftungsurkunde der Tihanyer Abtei vom J. 1055 finden wir nämlich unter 58 ungarischen Wörtern 4 (nach M. 5) Ausdrücke slavischen Ursprungs. »Wäre der slavische Einfluss in Ungarn, meint der Verfasser, bloss das Resultat des pannonischen Zusammenlebens, dann wäre dessen so frühe und verhältnissmässig grosse Ausdehnung (unter 58 Wörtern deren 5) um so auffallender, weil ja der die ungarische Sprache gut beherrschende Verfasser dieses Stiftungsbriefes — bei Aufrechthaltung der erwähnten Hypothese — statt der von ihm jedenfalls noch für fremd empfundenen Wörter *széna* (Heu), *lyuk* (Loch), *halom* (Hügel), leicht hätte die entsprechenden Stammwörter (z.B. *fü* Gras, *odu* Höhle, *domb* Hügel u. s. w.) gebrauchen können« (S. 253). Es hätte sich doch wohl der Mühe gelohnt, des Genaueren auszuführen, warum sich der sprachliche Prozess in der neuen Heimath um so viel langsamer vollziehen musste, als in der alten, um so mehr, als Pauler mit sehr einleuchtenden Gründen davor gewarnt hat, sich die alten Sitze der Ungarn in Lebedia sowohl als auch in Atelkuzu gar zu eng vorzustellen, und als andererseits die veränderte, sesshafte Lebensweise der Ungarn in der neuen Heimath eine viel innigere und stätigere Berührung mit dem slavischen Landvolke ermöglichte.

Doch was nützt alles Klügeln, wenn M.'s Behauptung wahr ist, dass »jene grosse Masse des Slaventhums, das sich zur Zeit der Landnahme einer mit dem Altslovenischen verwandten Sprache bediente, dass jene Masse also, aus deren Berührung oder Verschmelzung sich der oben dargestellte aussergewöhnlich grosse und auf dem ganzen Gebiete der ungarischen Sprache mit ausserordentlicher Schnelligkeit sich geltend machende slavische Spracheinfluss erklären liesse, **auf ungarischem Gebiete nirgends zu finden ist**« (S. 254). »Die zeitgenössischen ausländischen Aufzeichnungen wissen nichts von einem solchen Slaventhum an der Hauptniederlassungsstätte der Ungarn auf der grossen ungarischen Ebene«. »Siebenbürgen war, sowie die Gegend der Nordkarpathen, zu jener Zeit sozusagen unbewohnte Waldung« (S. 255). Von den Bewohnern des grossmährischen Reiches wissen wir, wie der Verf.

ganz richtig betont, nicht, ob sie ein dem altslovenischen verwandtes Idiom gesprochen hätten, doch zu grösserer Sicherheit werden dieselben mit Berufung auf Konstantinos Porphyrogenetos so gründlich aus der Welt geschafft, dass die Sprachenfrage ohnedies kein weiteres Interesse für uns haben kann. Nicht besser ergeht es den Slaven am Plattensee. Kurz nirgends bleibt ein lebendiger Slave übrig. Und doch! Man mag die historischen Angaben drehen und wenden, wie man will, man wird um einen Punkt nimmer herumkommen, ohne eine starke slavische Bevölkerung in der neuen Heimath anzunehmen, ich meine die vielen slavichen Ausdrücke in der ungarischen christlichen Terminologie. Der Verfasser spricht an anderen Stellen darüber, doch ich halte es für geeignet, dies beredte Zeugniss einer namhaften slavischen Bevölkerung in Ungarn, die ja allgemein auch von den Historikern angenommen wird, hier in's Treffen zu führen.

Was der Verfasser vorbringt, um das Zeugniss dieser Ausdrücke zu entkräften, zeugt von einer gänzlichen Unkenntniss der Momente, die hierbei in Betracht kommen. Er sagt nämlich auf S. 333: »Dasselbe gilt, wenn auch in kleinerem Masse, auch bezüglich der an der unteren Donau, sowie auch der nördlicher wohnenden Slaven, die seit Jahrhunderten als Grenznachbarn des griechischen Reiches, besonders im Vergleiche zu den Ungarn, auf einer höheren Culturstufe standen und schon in der zweiten Hälfte des IX. Jahrh. im Allgemeinen Christen waren, so dass sie die ungarische Sprache nebst ihren zahlreichen sonstigen Lehnwörtern auch mit, die äussere, elementare Kenntniss des Christenthums betreffenden Ausdrücken versehen konnten«. Damit ist zu vergleichen, was der Verfasser auf der letzten Seite seiner Abhandlung (S. 421, P. 4), wo er die Resultate zusammenfasst, sagt: »Die aus den slavischen Elementen der ungarischen Sprache ableitbaren culturhistorischen und urgeschichtlichen Schlüsse also (z. B. bezüglich des häuslichen Lebens, des Ackerbaues, des Gewerbes und des ersten Bekanntwerdens mit dem Christenthume) sind gleichfalls in älterer, der Landnahme vorausgehender Periode zu denken«. So sonderbar es an und für sich klingen mag, dass die Ungarn mehr als 100 Jahre vor ihrer officiellen Bekehrung zum Christenthum auf einem ganz anderen Schauplatze sich auf das sorgfältigste mit oft bis ins Detail gehenden Ausdrücken für das christliche Leben versehen, dass sie, um ein Beispiel zu nennen, nicht nur den Gottesdienst im Allgemeinen schon zu benennen wissen (*szolozsma* < *služba*), sondern auch Vesper und Früh-

mette unterscheiden (*vecsernye* < *većernja*, *veternye* < *utrъnja*), ich sage so sonderbar das auch klingen mag, so liegt die Hauptschwierigkeit doch nicht hierin. M. nimmt an, dass die Slaven »an der unteren Donau«, sowie anch die »nördlicher wohnenden Slaven . . . . schon in der zweiten Hälfte des IX. Jahrh. im Allgemeinen Christen waren«. Wir wollen das zugeben, fragen aber, ist uns damit gedient, wo es sich nicht um die Einführung in die christlichen Grundlehren, sondern um Uebernahme von ganz bestimmten christlichen Ausdrücken handelt? Nicht das interessirt nns hier, ob die Slaven in der Nähe der Ungarn damals schon Christen waren, sondern das, was für eine christliche Terminologie sie hatten! Und da sollte es uns doch wnndern, wenn Jemand zu behaupten wagte, es sei dies die allgemein slavische christliche Terminologie gewesen, die sich offenbar im grossmährischen Reiche ausgestaltet hat. Welchen Antheil die Slavenapostel an der endgiltigen Ansbauung dieser Terminologie gehabt, das wissen wir nicht, daran können wir aber nicht zweifeln, dass sich dieselbe erst unter dem gewaltigen Ansehen der beiden Slavenapostel von dort aus weiter verbreitet hat, besonders nach Method's Tode, wo seine Schüler sich nach allen Seiten verstreuten und in erster Linie in Bulgarien freundliche Aufnahme fanden. Wenn wir bedenken, dass sich die Ungarn ungefähr ein Jahrzehnt nach diesem Ereigniss schon in der neuen Heimath niederlassen, also zn einer Zeit, wo die neue christliche Terminologie bei den Slaven an der Donaumündnng, nm von den »nördlicher wohnenden Slaven« gar nicht zu reden, im allerbesten Falle eben erst bekannt geworden war, so ist gar nicht abzusehen, wie eine ganze Reihe von Ausdrücken, die zu dieser gemeinsamen, mit dem Werke der Slavenapostel sich weiter verbreitenden Terminologie gehören, schon in Atelknzu in die Sprache der Ungarn gekommen sein sollte. Denn dass es sich um nichts Geringes handelt, sondern um eine tief einschneidende Beeinflussnng der Ungarn von Seiten der Slaven anch auf diesem Kulturgebiete, das lehrt der allerflüchtigste Blick auf die nngarische Sprache. Ich will hier nur das Wichtigste und anch nur ganz Sicheres zusammenstellen, nm diesen Einfluss in grossen Umrissen zu zeichnen.

Das »Kreuz« nennt der Ungar *kereszt* (*krъstъ*), das scheinbar daraus gebildete *keresztel* hat eine Bedeutnng, »taufen«, die wir nnr begreifen, wenn wir das Wort direkt aus *krъstiti* ableiten [1]), also ebenfalls

[1]) Den slavischen Verben auf *-iti* entsprechen im Ungarischen ganz regelmässig Bildungen auf *-l*: *prъžiti* : *perszel*, *kopati* : *kapál*.

für ein aus dem Slavischen herübergenommenes und nicht selbständig im Ungarischen entstandenes Wort halten. Die »Taufe« heisst mit einem aus *keresztel* gebildeten Hauptworte *keresztelés*, *keresztlevél* ist der »Taufschein« (*levél* »Blatt, Brief« entspricht dem slav. *listъ*), *kereszsztülök*, wörtlich die »Taufeltern«, sind die »Pathen«, *keresztatya* der »Taufpathe«, *keresztanya* die »Taufpathin« (*atya* = Vater, *anya* = Mutter), *keresztnév* ist der »Taufname«. Diesem Ausdruck schliesst sich ungezwungen *koma* (*kumъ* und *kuma*) »Gevatter« und »Gevatterin« an. Auch die zweite Taufe, die »Firmelung«, haben die Ungarn zunächst von Slaven bezeichnen gelernt, sie heisst *bérmálás*, was aus *bérmál* (*bêrmati*) »firmeln« abgeleitet ist. Slavisch ist *pap* (*popъ*) der Geistliche, *barát* (*bratъ*) der »Mönch«, gewiss auch *apát* (*opatъ*) der »Abt« und *apácza* (*opatica*) die »Nonne«, welche in den alten Quellen auch *szesztra* (*sestra*) genannt wird, sowie die den Mönch kennzeichnende »Tonsur« *pilis* (*plêšь*). Für den tiefer empfundenen Dank gebraucht der Ungar den Ausdruck *hála* (*hvala*), während der gewöhnliche Dank *köszönet* lautet (»ich danke« sagt man *köszönöm*); sehr bezeichnend ist die Verbindung von *hála* mit dem Zeitworte *adni* »geben«: *hálát adni* ganz wie *hvalą vъzdati*, *vъzdajati*, während man sonst Dank »sagt« *köszönetet mond!* Auch *hála istennek* entspricht genau dem slavischen *hvala bogu*. »Heilig« ist *szent* (*svętъ*), die göttliche »Gnade« heisst *malaszt*, im ältesten Sprachdenkmal noch *miloszt* (*milostь*), der Ausdruck für das »Kruzifix« *feszület* gibt den slavischen *propęlo raspęlo* genau wieder (*feszít* »spannt«, *feszül* »spannt sich«), so wie das Fest der »heiligen Dreikönige« dem slavischen Ausdruck nachgebildet ist *vízkereszt* (*vodokrъstъ*, das Wasser heisst im Ungarischen *víz*). Wenn Miklosich damit Recht hat, dass die slavischen Namen der Wochentage nur einmal und zwar gerade dort sich gebildet haben, wo später die Slavenapostel gewirkt haben, und dass sie erst im Zusammenhange mit dem überwältigenden Eindrucke, den diese Wirksamkeit auf alle slavischen Völker ausgeübt hat, überallhin sich verbreitet haben, so darf man auch die ungarischen Namen der Wochentage in diesem Zusammenhange nennen, in erster Linie ihr *szerda* (*srêda*) und *szombat* (*sąbota*), dann *csütörtök* (*četvrъtъkъ*) und *péntek* (*pętъkъ*), aber auch das an und für sich ungarische *kedd* (für **ketted* — *kettő* heisst »zwei«), als Uebersetzung von *vъtornikъ* zur Bezeichnung des 2-ten Tages der Woche.

Ich begnüge mich mit dem Angeführten und lasse absichtlich alles bei Seite, was eine weitere Discussion der Frage erforderlich machen

würde; schon so viel ist ja hinlänglich genug, um den Einfluss der Slaven auch auf diesem Gebiete als sehr bedeutend erscheinen zu lassen. Wenn nun aber dieser Einfluss schlechterdings die Ungarn nirgends anders, als in ihrer neuen Heimath treffen konnte, weil wir die Verbreitung der allgemein slavischen christlichen Terminologie bis in die Gegend nördlich von der Donaumündung nicht in so frühe Zeit setzen können, dass die Ungarn dieselbe noch in Atelkuzu hätten aufnehmen können, so bleibt uns gar nichts anderes übrig, als eine starke slavische Bevölkerung zur Zeit der Landnahme in Ungarn anzunehmen, mag nun M. historische Belege dafür finden oder nicht.

Nun hat aber der Verfasser, wenn auch keine Slaven, so doch **Bulgaren** in Ungarn gefunden, und da es sich uns ja gerade um die Slaven handelt, die wir überall im Gefolge der fremdstämmigen Bulgaren finden, so können wir uns auch mit diesen zufrieden geben. Der ungarische Name der Stadt Pest, *Pest* (spr. *Pešt*) und dessen deutsche Uebersetzung *Ofen*[1]) ist ja gerade deshalb so bedeutsam und im Zusammenhange mit *mostoha* (*mašteha*) *rozsda* (*rъžda*) *mesgye* (*mežda*) ein Fingerzeig mehr, dass die Ungarn im Herzen des Landes Slaven bulgarischer Zunge gefunden haben, bulgarisch im heutigen Sinne genommen. M. glaubt dies Argument allerdings durch einen Witz beseitigen zu können: man müsste dann, meint er, denken, auch heute wohnten in Pest noch derartige Slaven (S. 256). So steht die Sache doch wohl nicht. »Zu Anfange des IX. Jahrhundert kam nach Šafařík (Slaw. Alterthümer 1844, II.), auf den sich M. geradezu beruft, Ostungarn bis gegen Pesth hin unter bulgarische Herrschaft« (S. 201) und »das östliche Ungarn von Pesth und vom Matragebirge bis zu den Quellen der Theiss verblieb auch späterhin bis zum Einbruch der Magyaren in ihrer Gewalt« (S. 176). M. selbst nimmt an, dass Pest »eine jener spärlichen Niederlassungen gewesen sein mochte, welche im IX. Jahrh. von den östlich vom mährischen Reiche sich ausbreitenden **Bulgaren** gegründet wurde«[2]) (S. 257) und hält für wahrscheinlich, dass die Bulgaren noch im J. 892 nicht nur die siebenbürgischen Salzwerke, sondern auch diejenigen in der Marmarosch inne hatten. Wenn nun diese halbslavisirten Bulgaren in Begleitung

[1]) Die älteste Niederlassung Namens *Pest* befand sich an dem rechten Donauufer, doch ist nur der deutsche Name *Ofen* daran haften geblieben, welches die Ungarn jetzt *Buda* nennen.

[2]) Die deutsche Uebersetzung ist nicht ganz genau und so habe ich mich an das Original gehalten.

einer ungleich grösseren Masse von echten Slaven im IX. Jahrh. einer Ortschaft den Namen *Pešti* gaben und die Ungarn denselben unverändert übernahmen, so dünkt es mich doch ein wenig wahrscheinlicher, dass die Ungarn einige Jahrzehnte nachher die namengebenden Slaven thatsächlich noch an Ort und Stelle angetroffen haben, als wenn es Jemanden 1000 Jahrhunderte nach diesen Ereignissen thörichter Weise einfallen sollte, aus dem Namen *Pest* auf die Nationalität der heutigen Bewohner dieser Stadt schliessen zu wollen. Sehr sonderbar ist die an die obigen Erwägungen des Verfassers sich anschliessende Tiftelei über die eigentliche sprachliche Zugehörigkeit des Namens *Pest*: »Dies berücksichtigend, schliesst er seine Betrachtung, können wir auf den aus der Lautform des Ortsnamens *Pest* gezogenen Schluss, das zur Zeit der Landnahme in der Gegend sesshafte Slaventhum sei jedenfalls ein altslovenisches gewesen, nicht besonders bauen. Denn vorausgesetzt, das wir diesen problematischen Volksstamm vom Altbulgarischen abzusondern vermögen — eine schwierige Frage, über die bekanntlich gegenwärtig gestritten wird —, kann *Pest* dem Wortlaute nach auch ein bulgarisches Wort sein«!!

Es folgt nun etwas, was so »unbedingt sicher« und »unzweifelhaft« ist, dass der Verfasser es unmittelbar nach Erscheinen der deutschen Uebersetzung genöthigt war zurückzunehmen (s. Ethnographia X, S. 332). Er hatte nämlich etwas voreilig als erwiesen betrachtet, dass das »Széklerthum« von den eigentlichen Ungarn getrennt in's Land gekommen sei, und da es dieselben slavischen Elemente in seiner, übrigens auch sonst gleichen, Sprache aufweist, darin einen weiteren Beweis dafür gesehen, dass »dessen gemeinsame Sprachentwickelung mit dem Ungarnthume in die Gegenden der südrussischen Heimath zu verlegen ist« (S. 259).

Es folgen nun positive Nachrichten aus arabischen Quellen über die Berührung der Ungarn in ihren älteren Sitzen mit Slaven, woran sich unter anderem die Behauptung knüpft, dass die Aufnahme wenigstens Eines slavischen Wortes in Lebedia auch historisch sich nachweisen lasse. Doch wird dieser Nachweis nicht mit der nöthigen Umsicht geführt, so dass er nichts Ueberzeugendes hat. Daraus nämlich, dass die Ungarn in ihrer Sprache ein aus *vojevoda* entstandenes Wort *vajda* haben, und dass Konstantinos Porphyrogenetos berichtet, die Ungarn hätten ihre Häuptlinge *βοέβοδος* genannt, folgt noch durchaus nicht, dass die Ungarn diesen Ausdruck schon in Lebedia gebraucht haben; denn wenn

wir auch nicht mit Marczali (in den Quellen zu der ungarischen Landnahme S. 98) annehmen wollen, dass das slavische Wort schon damals in's Griechische eingedrungen war, so steht uns doch Niemand gut dafür, dass die Angabe, selbst wenn sie auf einer gleichzeitigen Aufzeichnung beruhen sollte, nicht aus einer slavischen Quelle geflossen ist. Man darf jedenfalls diese Angabe mit derselben Reserve aufnehmen, wie wenn uns in anderen Quellen berichtet wird, der Fürst der normannischen Russen habe *Chagan* geheissen! (s. Thomsen, Der Ursprung des russischen Staates S. 26, 29 u. 45).

Hierauf weist der Verfasser darauf hin, dass die Ungarn, wie wir aus orientalischen Quellen erfahren, mit Slaven als Leibeigenen in fortwährender Berührung waren. In diesem Zusammenhange erwähnt er das aus dem slavischen *sluga* stammende Wort *szolga*, das »Diener« heisst, und hätte mit noch grösserem Fug und Recht das Wort *rab* (aus *robъ*) »Sklave« erwähnen können, wogegen die Erwähnung des aus *čeljadь* gewordenen *cseléd*, das ursprünglich nur »Hausgenosse« heisst, füglich bei Seite hätte bleiben können.

Der folgende Abschnitt soll Licht auf ein höchst wichtiges Moment werfen. Wir dürfen nämlich nicht vergessen, dass die Ungarn selbst in Atelkuzu, d. h. nördlich von der Donaumündung, immerhin noch dem russischen Sprachgebiet näher gewesen sein dürften, als denjenigen Slaven, welche wir mit einem modernen Terminus bulgarische Slaven nennen wollen. Die Frage, welche der Verfasser nunmehr aufwirft, ist demnach sehr am Platze: »Können wir aber, fragt er auf S. 333, den Beweis erbringen, dass jene Slaven, die westwärts von den Russen zwischen dem Dnjeper und der Donau, im sogenannten ‚Etel-Köz' gewohnt, dasselbe Altslovenische sprachen, wie es sich in den slavischen Elementen der ungarischen Sprache zeigt?« Die Antwort, welche er darauf gibt, beginnt der Verfasser damit, dass er 3 lautliche Kriterien für dieses Altslovenische aufstellt (die Nasalvokale; *št žd* statt *č ć c*, resp. *ž dj z dz* der übrigen slavischen Sprachen; Unterscheidung der beiden irrationalen Vokale), und konstatirt, dass sich diese lautlichen Eigenthümlichkeiten auch in den in das Rumänische übergegangenen slavischen Wörtern spiegeln. Ich will gegen diesen Gang der Untersuchung nichts einwenden, muss aber doch betonen, dass gerade das Kriterium, welches den Ausschlag gibt, nämlich der Reflex von *št-žd*, mit grösserer Sorgfalt und Umsicht hätte behandelt werden können, ist es doch allein dies Kriterium von den aufgezählten, welches die slav.

Lehnwörter im Rumänischen als zweifellos bulgarisch kennzeichnet. Wenn wir ferner bedenken, dass auch zur richtigen Beurtheilung der slavischen Elemente im Ungarischen das charakteristisch bulgarische *št-žd* von eminenter Bedeutung ist, wie die schon erwähnten Wörter *Pest* (auch als Appellativum *pest*) *mostoha rozsda mesgye* darthun, so muss man sich doch einigermassen wundern, wie Jemand, der entscheiden will, wo und wann die slavischen Elemente in die ungarische Sprache gekommen sind, nicht einmal über ein so wichtiges Lautgesetz halbwegs orientirt ist. Dass die in das Rumänische gekommenen slavischen Wörter in diesem Punkte dem Altslovenischen entsprechen, von den übrigen slavischen Sprachen aber abweichen, soll unter anderem folgende klassische Zusammenstellung beweisen: »walachisch *nădejde* (l. *nědežde* = Hoffnung) = altslov. *nadežda* (aber neuslov. *nadějati se*, hoffen, kleinruss. *nadʼija*, böhm. *náděje*«) !! Dass dem neuslov. *nadějati se* auch im Altslov. *nadějati sę* entspricht und dass sich dieses im rumänischen *nădăesc* genau spiegelt, ist dem Verfasser gänzlich entgangen. Ueberdies hat er an eine Möglichkeit, die hier unbedingt zu erwähnen war, nicht einmal gedacht, an die Möglichkeit nämlich, dass die Rumänen schliesslich den Ausdruck *nădejde* auch auf einem anderen Wege bekommen konnten, nämlich aus dem Kirchenslavischen, das ja Jahrhunderte lang auch ihre Kirchensprache war, weiss doch M., der ziemlich gut russisch kann, dass im Russischen die Hoffnung gerade deshalb auch *nadežda* heisst, weil dies Wort aus der Kirchensprache stammt. In erhöhtem Grade gilt dasselbe von dem anderen rumänischen Worte auf *jd* (l. *žd*), das der Verfasser anführt: *odăjdiĭ* (M.'s Schreibung *odejde* ist falsch) heisst das »Messgewand« und ist so gewiss der Kirchensprache entlehnt, als das gleichbedeutende serbische *odežda*. An all dies hätte der Verfasser denken müssen.

Aber auch sonst hätte er sich auf dem Gebiete der rumänischen Philologie etwas umsehen müssen, wenn er der grossen Aehnlichkeit des slavischen Einflusses auf beide erwähnte Sprachen ein so grosses Gewicht beilegt. Nimmt es sich nicht sonderbar aus, wenn ihm gleich bei dem ersten Beispiele für *št* im Rumänischen der Unfall begegnet, dass er aus dem rumänischen Namen der Stadt Pest *Peşta*, seltener *Peşt*, ein gänzlich unbekanntes rumänisches *peşt* »Kamin, Ofen« konstruirt, das die Rumänen irgendwo an der unteren Donau in der Nähe der noch in Atelkuzu hausenden Ungarn aufgenommen haben sollen! Aber noch sonderbarer ist es, wenn er die **rein rumänischen** Bildungen von

Ortsnamen auf *-eşti* als Beweis für seine Theorie in's Feld führt, Ortsnamen wie *Mîndreşti Bucureşti Bogdaneşti Popeşti Dragomireşti* u. s. w. Er beruft sich dabei allerdings auf Šafařík's Slawische Alterthümer II, 200, doch das Original dieses Werkes ist im Jahre 1837, die von M. benutzte deutsche Ausgabe im Jahre 1844 erschienen. Wie wenig man sich gerade in der Erklärung von rumänischen Wörtern und Bildungen auf diese Quelle verlassen kann, hätte der Verfasser gleich auf der folgenden Seite lernen können, wo unter anderem das rum. *apă* »Wasser«, das dem lateinischen *aqua* genau so entspricht, wie *ĭapă* »Stute« dem lat. *equa* oder *patru* dem lat. *quatuor*, aus einem bulg. *woap* (!) abgeleitet wird! Dann stammt doch der Verfasser aus einer Gegend, wo rumänisch gesprochen wird; es ist gar nicht zu denken, dass er nie die Frage gehört habe: *ştiĭ rumîneşte?* »kannst du rumänisch?« Dies *rumîneşte* ist aber das Adverb zu *rumînescŭ* (fem. *rumînească*), der Plural von *rumînescŭ* lautet *rumîneşti*, so wie ja auch, um auf die oben erwähnten Ortsnamen zurückzukommen, *Popeşti* nichts anderes ist, als der Plural zu einem gewiss auch M. wohl bekannten rumänischen Familiennamen *Popescu*. Wenn also Šafařík in der Anmerkung sagt, »diese Endung auf *eśť, eśti* entspricht der russischen auf *ič, iči*, der čechischen auf *ic, ici* (jetzt *ice*), der serbischen auf *iť, iti*«, so kann das höchstens dann richtig sein, wenn man damit meint, die rumän. Ortsnamen auf *eşti* bedeuten so viel, wie die slav. Bildungen auf *iči iceići*, aber nicht wenn man mit Šafařík in *eşti* den Reflex einer bulgarischen Bildungssilbe sieht. Unglücklicher Weise schliesst sich bei M. unmittelbar an diese Ortsnamen rein rumänischer Bildung die gesperrt gedruckte Erklärung, dass aus demselben »zweifellos« hervorgehe, »dass auch die Quelle der slavischen Elemente in der walachischen Sprache von einer ähnlichen, wenn nicht derselben altslovenischen Sprache gebildet wurde, aus welcher diejenigen der ungarischen Sprache stammen; das Gebiet dieser aber konnte kein anderes sein, als die Gegend an der unteren Donau« (S. 334). So wären wir denn auf einem oft recht holperigen Wege mittelst der slavischen Elemente der rumänischen Sprache von der Gegend »zwischen dem Dnjeper und der Donau« glücklich in die Gegend gelangt, wo die Rumänen die älteste Beeinflussung von Seiten der (bulgarischen) Slaven erlitten haben sollen, in »die Gegend der unteren Donau«. *Ὄγγλος* (= *ąglъ*) bei den byzantinischen Schriftstellern, sowie *Οὔγγροι* sollen wegen des Nasals dafür zeugen, dass in den betreffenden Gegenden altslovenisch gesprochen wurde, ohne dass

berücksichtigt wird, dass die Nasalvokale in der älteren Zeit eben kein Kennzeichen einer bestimmten slavischen Sprache sind und ohne dass Zeit und Quellen weiter untersucht werden. Die aus dem VI. (!) Jahrhundert stammenden Nachrichten von Jordanas und Prokopios sollen uns über die Verbreitung der Slaven im **neunten** Jahrhundert Aufschluss geben und die räthselhaften »*Uglići* oder *Ulići*« sollen wahrscheinlich machen, dass im IX. Jahrh. in Atelkuzu Altslovenisch gesprochen worden ist, so dass also die Ungarn daselbst eher dem Einflusse der bulgarischen als der russischen Sprache hätten ausgesetzt sein können.

Ich glaube der Moment wäre gar nicht übel gewählt, jetzt etwas von »unbegreiflicher Leichtigkeit« zu sprechen, mit welcher der Verf. seine Behauptungen beweisen zu können glaubt, und »jenem engen Gesichtskreise«, der alle seine Ausführungen kennzeichnet, doch da er selbst diese Ausdrücke gegen mich gebraucht (S. 335 f.)[1], so wollen wir ihm dies Vergnügen nicht schmälern und auch weiterhin die Spuren seiner bisher bewiesenen Gründlichkeit und Umsicht verfolgen. Gleich nach der mir ertheilten Lection fährt der Verfasser also fort: »Mehr als ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit meines Wissens zuerst Schafarik in dieser Richtung hin sich geäussert hat«.

Nun ja, seit 1837, denn das ist das Datum, von welchem auszugehen war, nicht 1844, wo der II. Band der deutschen Uebersetzung der Slaw. Alterthümer erschienen ist, seit 1837, sage ich, ist allerdings mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen und gar manches auf diesem Gebiete gearbeitet und veröffentlicht worden, wovon der Verf. keine Notiz genommen hat. Šafařík selbst hat allerdings nicht so viel Zeit gebraucht, um selbst von seiner in den Slawischen Alterthümern geäusserten Meinung gründlich abzukommen, wie wir dies in seinem 1858 erschienenen Werke Ueber den Ursprung und die Heimath des Glagolitismus auf S. 31 lesen können: »Ueber die Sprache der Pannonier zu Kocel's Zeit können wir uns theils aus den dürftigen Ueberbleibseln von Eigennamen, theils aus den in die ungarische Sprache aufgenommenen Wörtern, theils aus der Sprache der karantanischen Aufsätze eine Idee

[1] Der erste Satz des neuen Abschnittes, welcher in der deutschen Uebersetzung ganz sinnlos ist, soll also lauten: »Bei dieser Sachlage ist jene Leichtigkeit nahezu unbegreiflich, mit welcher die einheimischen Sprachforscher auch nur die Möglichkeit einer Herstammung der slavisch-ungarischen Lehnwörter aus der Zeit vor der Landnahme, beziehungsweise einer anderen als pannonischen verwarfen«.

machen .... b) Dass ihr die bulgarische Verwandlung der postjotirten *d* und *t* nicht unbekannt war, vgl. *Peštь* Stadt Pest, d.i. wörtlich Ofen, welcher Name an der Schwesterstadt haften blieb, magy. *rozsda* (rubigo, von *rъdъ*, *rudъ*, ruber), wogegen *megye* und *vármegye* nur scheinbar stimmt, da auch *mesgye* vorkommt«. Dazu vgl. man auch das auf S. 32 Gesagte. Doch dies nur nebenbei! Thatsache ist, dass auch Šafařík einmal M.'s Ansicht war: das war anno 1837. Sollte sich Jemand für Šafařík's alte Ansicht in der deutschen Uebertragung, wie sie der Verf. vor Augen gehabt hat, interessiren, so müsste ich ihm schon rathen, die deutsche Ausgabe von 1844 selbst nachzuschlagen und zwar aus zwei Gründen. M. hat nämlich die betreffende Stelle aus dem Deutschen in's Ungarische übersetzt und dann hat sie M.'s Uebersetzer gegen alle wissenschaftliche Gepflogenheit aus dem Ungarischen wieder in's Deutsche zurückübersetzt, anstatt dieselbe aus der deutschen Ausgabe selbst herauszuschreiben. Doch daran ist M. vielleicht nicht schuld. Schlimmer ist es, dass der Verfasser die slavischen Wörter, die bei Šafařík neben den ungarischen stehen und dazu bestimmt sind anzudeuten, ob Š. das ungarische Wort für »süddonauslavisch« oder für russisch hält, schon nach dem 4ten Worte einfach weglässt. So weiss der Leser nun absolut nicht, was er mit den folgenden 18 ungarischen Wörtern anfangen soll. Bei Š. ist es nicht so: da sieht Jeder, der von der Sache etwas versteht, dass Š. die 20 ersten Wörter für »süddonauslavisch« hält, während er die 2 letzten Wörter aus dem Russischen ableitet. Ich setze voraus, dass dies auch M. gesehen hat, muss aber gleich hinzufügen, dass ich sehr geneigt bin, ihm eine pia fraus zuzumuthen. M. wusste nämlich sehr wohl, dass von den einzigen 2 Wörtern, die Š. aus dem Russischen herleiten möchte, nämlich »*kalász* (russ. *kolos*), *berek* (*bereg*)«, *kalász* nun und nimmer aus einem russ. *kolosъ* erklärt werden kann, sondern nur auf ein slavisches *klas* zurückgehen kann und dass das ung. *berek*[1]), selbst

[1]) Das ungarische Wort lautet nämlich immer so, *berek*, wie es auch Šafařík richtig schreibt. Die Schreibung *bereg* bei Miklosich (in den Slav. El. im Magy. und im EW.) ist falsch, was Wagner, der ungarische Herausgeber der 2ten Aufl. der Slavischen El. im Magy. füglich hätte bemerken können. Doch scheint sich dies mit seiner Pietät für Miklosich nicht vertragen zu haben. Er hat getreulich sämmtliche Druckfehler, ohne auch nur ein Wort darüber zu verlieren, mit abgedruckt. Nun »Druckfehler« sind ja manchmal auch charakteristisch, wie wenn wir z. B. in Miklosich's späteren Werken das ung. *palást* (= *plaštь*), das im Lex. Palaeosl. richtig geschrieben ist, konsequent

wenn das Wort slavisch sein sollte, was zweifelhaft ist, sich schlechterdings nicht als speciell russischen Ursprungs nachweisen lässt. Wir können mit um so grösserer Bestimmtheit behaupten, dass unser Verfasser in Š.'s Verzeichnisse thatsächlich kein einziges aus dem Russischen entlehntes Wort gefunden hat, als er keines dieser Wörter weiter unten erwähnt, wo er selbst die angeblich aus dem Russischen stammenden ungarischen Wörter zusammenzustellen bemüht ist. Gleichwohl nimmt sich das lange Wörterverzeichniss aus Šafařík mit den darauffolgenden »u. s. w.« gut aus und macht auf den Laien Eindruck!

Nach Šafařík wird Grot angeführt, der übrigens im Grossen und Ganzen geradezu die entgegengesetzte Ansicht vertritt, wie unser Verf. Auch spricht Grot immer nur von »der Berührung mit den **russischen** Slaven zwischen Don und Dneper, und später im Etel-Köz«, und sagt nicht mehr, als dass »dieser allererste slavische Einfluss . . . in gewissem Grade auch auf die Sprache einwirken musste«. (Bei Munkácsi S. 337.) So vorsichtig und allgemein gefasst kann man sich den Satz wohl gefallen lassen, und M. hätte sich sogar dessen erinnern können, dass auch ich eine derartige Möglichkeit nicht leugne. »Wer wollte denn leugnen, sagte ich 1896 in Nyelvtudományi Közlemények XXVI. 329 mit Bezug auf die Möglichkeit eines uralten russischen Einflusses, dass dies recht wahrscheinlich scheint«, freilich setzte ich gleich hinzu: »aber sichere, unumstössliche Beweise hat man bisher nicht gefunden, mit Hilfe derer wir dahin gelangt wären, von mehr als einer blossen allgemeinen Wahrscheinlichkeit sprechen zu können«.

Tagányi's Ansicht übergehe ich, da sie mit der Széklerfrage im Zusammenhange steht und für M. selbst kaum mehr viel Gewicht haben dürfte.

Marczali, auf den sich der Verfasser hierauf beruft, drückt sich ziemlich allgemein aus: »dort (nämlich in Atelkuzu, wo Marczali, wie oben bemerkt worden, die Ungarn längere Zeit wohnen lässt) waren in ihrer unmittelbaren Nähe die **Kleinrussen**, deren Sprache gleichfalls nicht ohne Einfluss auf die ungarische geblieben«, überdies wirft er einen recht schweren Stein in den bisher so stillen See der die Ungarn in ihrer früheren Heimath umgebenden Russen. Wenn diese Russen

falsch *palast* geschrieben finden — ich habe 7 solche Fälle notirt! — was aber daran Charakteristisches sein soll, dass z. B. Miklosich im Index neben *kücsög* aus Versehen 402 statt 412 setzt, das ist schwer zu verstehen, und doch wiederholt Wagner auch solche Versehen.

wirklich Kleinrussen waren, erwachsen uns da nicht neue, unüberwindliche Schwierigkeiten? Wer will entscheiden, ob einige dialektische Eigenthümlichkeiten des Kleinrussischen (sagen wir z. B. die spirantische Aussprache des *g*, *i* für *ě*) erst nach Abzug der Ungarn entstanden sind? Eins ist gewiss, die in die ungarische Sprache in alter Zeit eingedrungenen slavischen Wörter zeigen nicht die geringste Spur von einem kleinrussischen Habitus.

Dann wird Sobolevskij's Meinung angeführt, die Wörter mit *st*, *zsd* (*št*, *žd*) — *pest mostoha rozsda* — hätten die Ungarn »wahrscheinlich von den Bulgaren herübergenommen, die einst nördlicher wohnten als jetzt, d. h. an den Wohnstätten der heutigen Rumänen« (S. 338). Ich habe gerade gegen Sobolevskij, der übrigens das Wort *mesgye* (*mežda*) vergessen hat zu erwähnen, geltend gemacht, dass die Ungarn den Stadtnamen *Pest* doch wohl nicht mitgebracht, sondern an Ort und Stelle angetroffen haben, was sich mit unseren historischen Nachrichten über die Ausbreitung der bulgarischen Herrschaft sehr gut vertragen würde.

Es folgt nun noch ein Citat aus dem I. Bande des Archivs f. slav. Phil., wo Jagić eine ähnliche Ansicht, wie Sobolevskij, über die ungar. Wörter mit *st*, *zsd* ausgesprochen hat. Allerdings wusste Jagić damals nicht, was M. sehr wohl weiss, dass ein Hauptgrund, weshalb Jagić die Aufnahme der Formen mit *št žd* weiter nach Osten versetzen zu müssen glaubte, nunmehr wohl als beseitigt betrachtet werden kann, seit ich darauf hingewiesen habe, dass sich das *cs* in *lencse szerencse* dem *št* von *lęšta sъręšta* gegenüber aus einer ungarischen Lautneigung erklären lässt — das aus dem italienischen *lancea* entstandene *láncsa* hat hier natürlich überhaupt nichts zu suchen (s. meine Abhandlung über die slavischen Wörter im Ungarischen: A szláv szók a magyar nyelvben. Budapest 1893, S. 13)[1]).

---

[1]) **Lenste* **szerenste*, wo die zweite Silbe mit einer den Ungarn unbequemen Doppelkonsonanz begann, wurde durch Lautumstellung zu *lencse szerencse*. Erwähnenswerth ist, was G. Volf in seiner Abhandlung über Die Heimath der kirchenslavischen Sprache und die Landnahme der Magyaren, die sonst nur als Kuriosum genannt zu werden verdient, im Zusammenhange damit sagt: »so z. B. lautet nach der Aussprache auch des gebildetsten Zeitungslesers das serbische *skupština* im Magyarischen *szkupcsina*, also mit *č* und nicht mit *št*« (Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn V. 1897, S. 190).

Der Verfasser sucht nun, nachdem er durch die bisherigen Erwägungen den historischen Hintergrund auszumalen gesucht hat, nach sprachlichen Belegen, »an denen der Stempel des orientalischen Ursprungs nicht nur mit möglicher und wahrscheinlicher, sondern den entgegengesetzten Fall ausschliessender Sicherheit erkannt werden kann« (S. 338). Das erste derartige Moment kann ich vielleicht nicht gehörig würdigen: der Verfasser weist nach, dass die Ungarn den Namen für »Russen« und »Polen« nicht unmittelbar aus slavischem Munde erhalten haben, sondern durch **türkische** Vermittelung. Dies liesse sich ja eher gegen ihn als Fingerzeig dafür anführen, dass die Berührung mit den Russen vielleicht doch nicht eine so innige war. Doch will ich kein grosses Gewicht darauf legen und bloss konstatiren, dass die ungarischen Ausdrücke *orosz* »Russe, russisch« und *lengyel* »Pole, polnisch« überhaupt **nicht slavischen** Ursprungs sind, also mit der Frage, welche slavischen Wörter früher oder später in's Ungarische aufgenommen worden sind, unmittelbar gar nichts zu schaffen haben. Da aber die Sache für die Slavisten theilweise neu sein dürfte und jedenfalls von dem grössten Interesse ist, so will ich sie als einen Exkurs betrachten und das Resultat kurz mittheilen. Dass ungarisch *orosz* nichts mit *rusinъ* zu thun haben kann, dem es Miklosich ohne jede weitere Erklärung in den Slavischen Elementen im Magyarischen gegenüberstellt, das liegt auf der flachen Hand; das *r* wäre im Ungarischen unbedingt im Anlaute geblieben. Ich weiss nicht, wann bei uns Ungarn zuerst bemerkt worden ist, dass die ungarische Form *orosz* nur aus einer türkischen Form *urus* erklärt werden kann — die Türken haben von Haus aus kein *r* im Anlaute —, halte es aber geradezu für ausgeschlossen, dass dies dem Scharfsinn eines Budenz hätte entgehen können, falls er sich vielleicht auch nicht in seinen Schriften darüber geäussert haben mag. Die einzig richtige, bei uns wohlbekannte Erklärung dürfte durch Thomsen's Vorlesungen allgemeiner bekannt geworden sein [1]), wir haben es also nicht etwa mit einer neuen Ansicht zu thun. Neu ist dagegen, so viel ich weiss, die gelungene Deutung des ungarischen *lengyel*, das Miklosich fälschlich aus *lęhъ* erklärt. Schon Perwolf ist richtig von

---

[1]) Der Ursprung des russischen Staates 1879, S. 104: ».... die ungarische Form *Orosz*, Russe, welche, nach dem vorgeschlagenen *o* zu schliessen, unstreitig durch einen türkischen Dialekt übernommen ist«. Das englische Original dieser Vorlesungen war 1877 erschienen.

einem *lędь* ausgegangen (Archiv IV. 71), falsch ist jedoch die Berufung auf Bildungen wie »*Goral'*, *Moskal'*, *Srbal'*«, denn das hätte im Ungarischen **Lengyél* (od. **Langyál* — mit langem *é* od. *á* in der 2ten Silbe) gegeben, wie aus *čeljadь* > *cseléd* (neben *család*) geworden ist. M. nimmt dagegen an, *lengyel* beruhe auf einer türkischen Adjektivbildung auf *-li* (vgl. das altrussische лядьская земля!) und weist auf das osmanisch-türkische *lehli* hin, das aus einem anderen Stamme dieselbe Bildung aufweist. Ich setze nur hinzu, dass *d* vor palatalem Vokal im Ungarischen überaus häufig in *gy* (= *d'*) übergeht und dass auch sonst das ungarische *lengyel* einem **lendli* sehr wohl entsprechen kann [1]).

Nach dieser kleinen Abschweifung, für die wir dem Verfasser nur dankbar sein können, kommt M. endlich auf die »russische Schichte im ungarisch-slavischen Wortschatze« (S. 409—411). Es ist wahrlich bedauernswerth, dass der Verfasser an die Lösung dieser hochwichtigen Frage mit so äusserst bescheidenen Vorstudien und mit noch geringerer Vorsicht geschritten ist. Wie dürftig ist gleich das, was uns bei dem ersten Worte geboten wird: »*gyantár* = russ. *jantarь* (Bernstein), was nichts anderes ist, als die Uebernahme des litauischen *jentaras*, *jintaras gentaras*«. M. verliert nicht ein Wort darüber, ob es denn überhaupt wahrscheinlich ist, dass die russischen Slaven zu einer Zeit, wo sie aus dem Namen der normannischen Waräger — *væringi* — варягъ gemacht haben, d. h. eine Form, in der sie offenbar in der ersten Zeit noch einen Nasalvokal gesprochen haben [2]), wenn auch das Timbre des Vokals ein anderes gewesen sein muss als im Altbulgarischen (mehr nach *a* als nach *e* hin, wie das aus dem Nasalvokal entstandene *ja* ['*a*] zeigt), ich sage, ob es wahrscheinlich ist, dass die Russen zu gleicher Zeit aus *gentaras gintaras* (*jentaras* nur bei Nesselmann ohne Beleg, *jintaras* — statt *gintaras* — hat der Verfasser aus Miklosich's EW. herausgeschrieben)

---

[1]) Ungarisch *lengyel* auf einen Stamm *lęg* zurückzuführen, wie dies in neuester Zeit Kunik gethan hat, geht schlechterdings nicht: aus *g* wird im Ungarischen nicht *gy* (s. Kwartalnik historiczny XII, 9—11). Nur scheinbar spricht dagegen, dass die Ungarn *angyal* Engel, *evangyéliom*, *Egyiptom* Aegypten sagen; das hängt vielmehr damit zusammen, dass die Ungarn in der Sprache der venetianischen Italiener lat. *g* vor *e*, *i* wie *gy* (= *d'*) gehört haben — in keinem dieser Fälle ist *gy* im Ungarischen selbst aus *g* entstanden.

[2]) Es ist dies bekanntlich Sobolevskij's Auffassung — Лекціи по исторіи русск. яз. 1888, S. 10, der auch Oblak rückhaltslos beitritt (Arch. XIV. 433), während Jagić anderer Meinung ist — Критич. замѣтки по исторіи русск. яз. 1889, S. 25.

jantarъ und nicht **jętarъ* — später **jatarъ* — gemacht hätten. Dem gegenüber ist es eine Kleinigkeit, dass der Verfasser es für gut hält zu verschweigen, dass im Ungarischen die älteste Form *gyentár* lautet und dass *gyantàr* neben *gyontàr*, das ebenfalls belegt ist, erst durch Assimilation entstanden ist, ferner, dass die aus dem Slavischen entlehnten mit *j-* anlautenden Wörter dies *j-* gar nie zu *gy* verstärken (*jasli* : *jászol*, *javorъ* : *jávor*, *jarьmъ* : *járom*, **jagnędъ* : *jegenye*, *jarica* : *jérce*). Eines ist gewiss, der Verfasser hätte sich grössere Verdienste um die Wissenschaft erworben, wenn er, statt die unmöglichsten Zusammenstellungen auf einander zu häufen, die Geschichte dieses Einen interessanten Wortes in's Reine zu bringen sich bemüht hätte. So müssen wir uns allerdings durch eine sehr bunte Gesellschaft durcharbeiten. Das folgende »*bot* Stock = russ. *botъ*« können wir glücklicher Weise streichen, der Verfasser hat es Ethnographia X. 338 zurückgezogen. Dafür soll *lyuk* Loch auch jetzt noch so eine alte Entlehnung aus dem Russischen sein und aus *ljukъ* entstanden sein, d. h. aus einem Marineausdruck, der so viel bedeutet, wie die Luke auf den Schiffen!! Das aus dem neuhochdeutschen *bernstein* entlehnte und etwas mundgerecht gemachte *borostyán* (assimilirt aus **berestyán*), welches das historische Wörterbuch noch gar nicht kennt, soll aus einem »russ. *burštyn*, *bruštyn*« stammen!! Die Kleinigkeit, ob denn die Russen im IX. Jahrh. überhaupt einen ähnlichen Ausdruck gehabt haben — die Grossrussen kennen ihn gar nicht, klr. *burštyn* und wr. *bruštyn* können aber sehr wohl erst viel später aus dem Polnischen eingedrungen sein —, ich sage diese Kleinigkeit verdient Angesichts der lautlichen Unmöglichkeit, das ungarische Wort aus dem russischen zu erklären, hier überhaupt keine weitere Erwägung.

Der folgende Punkt lautet also: »*komor* (düster, mürrisch) = russ. *chmur* : *chmuryj*, *chmurnyj*; *chmuritь-sja* ‚finster aussehen' mit ähnlichem Lautwechsel wie *kártya* (Karte), daneben *hártya* (Membrane) = russ. *chartьja*, altslov. *harъtija*, griech. *χαρτιον*; oder *kór* (Krankheit) = russ. *chvorъ*, *chvoryj* (krank) — die Wörter poln. *chmura* (Regenwolke), *pochmurny* (finster), sowie böhm. *chmoura*, *chmurny* können bei diesem alten, bereits im Codex von Tihany in der Form *kumur* vorkommenden Worte nicht in Betracht kommen«. Aus der Zusammenstellung ist ersichtlich, dass der Verfasser keine andere Schwierigkeit vor sich sieht, als den allerdings sehr überraschenden Anlaut im Ungarischen: dem slav. *ch* (*h*) pflegt nämlich im Ungarischen *h* zu entsprechen

(*hvala* : *hála*, *hvrastъ* : *haraszt* u. s. w.), ein daraus im Wortanlaut entstandenes *k* ist nicht nur bisher ganz unbekannt gewesen, sondern auch nach dem Zeugniss der ungarischen Lautgeschichte ganz und gar unwahrscheinlich. Seltsamer Weise glaubt der Verfasser diesen unwahrscheinlichen Lautwandel durch zwei ebenso unwahrscheinliche Zusammenstellungen stützen zu können. Dass *kártya* Karte, Spielkarte mit seiner ganz modernen Bedeutung und neben dem auf alte Zeiten hinweisenden und jedenfalls slavischen *hártya* Pergament, Membran aus einem russ. *chartъja* oder altsl. *harъtija* stammen soll und dass man dieser an und für sich so unwahrscheinlichen Annahme zuliebe auch noch einen sonst ungewohnten Lautwandel voraussetzen soll, wo uns doch ganz abgesehen von lat. *charta* (spr. *karta*) und kroat. *kȃrta* das it. *carta* sowohl als auch das d. *Karte* eine ungezwungene Erklärung nahelegen, wird schwerlich Jemand glaublich finden. Das ungarische *kártya*, das in alten Quellen öfter als heute auch das neue Schreibmaterial (*charta* Papier) bezeichnet und geradezu auch noch in der Form *kárta* belegbar ist, hätte sein *ty* — statt *t* — sehr wohl auch unter dem Einfluss des schon früher in der Sprache vorhandenen *hártya* erhalten können, doch ist dieser Wandel von *t* zu *ty* ein so gewöhnlicher im Ungarischen, dass derselbe keine Schwierigkeit macht. Ich erwähne bloss, dass neben *kárt* — *kártos* und *kártyos*, *kártus* und *kártyus* als Name einer Holzkanne je nach Gegenden wechselt und dass die Form mit *t* die ursprüngliche ist (das Wort hängt mit *Quart*, dem alten Flüssigkeits- und Getreidemass zusammen — das serbokroatische 3. *kȃrta* im Wörterbuche der kroatischen Akademie scheint aus dem Ungarischen zu stammen). Um nichts wahrscheinlicher ist, dass ung. *kór* etwas mit russ. *chvorъ*, *chvoryj* zu thun hat. In der deutschen Uebersetzung steht neben dem ung. *kór* als Bedeutung »Krankheit«; heutzutage wird das Wort allerdings nur noch in dieser Bedeutung gebraucht, ursprünglich aber hat es allem Anscheine nach diese Bedeutung nicht gehabt. Die Verfasser des historischen Wörterbuches verzeichnen zwar aus zwei Wörterbüchern auch diese Bedeutung, wissen aber keinen Beleg dafür zu geben, während die Bedeutung »langvidus, morbidus, schwach« mit einer Reihe von Stellen belegt wird. Da im Ungarischen auch sonst Adjektiva auf slavischen Substantiven beruhen (*blądъ* : *bolond* thöricht, *gnusъ* : *gonosz* böse, **kądrъ* Locke : *kondor* gelockt, kraus), so spricht dies noch nicht gegen die Annahme des Verfassers. Dagegen spricht aber entschieden das *k* im Anlaut und auch *ó* aus *vo* ist sonst unerhört,

wie der Verfasser S. 250 selbst andeutet. Wenn ein slavisches Wort mit Kons. + *v* beginnt, so beseitigt der Ungar diese ihm unbequeme Lautgruppe gewöhnlich durch Abwurf des *v*: *hvala*: *hála*, *hvrastъ*: *haraszt*, *svętъ*: *szent*, *svobodь*: *szabad* — so ist auch *kár* Schaden entstanden, wenn es mit dem kroat.-serb. *kvȃr* zusammenhängt. Seltener wird die Doppelkonsonanz durch Eintritt eines Vokals getrennt: *kvasъ* > *kovász*, *svétъnikъ* > *szövétnek* oder durch Vortritt eines Vokals auf zwei Silben vertheilt und dadurch sprechbar gemacht: *dvorъ* > *udvar*. Aber für *ó* aus *vo* haben wir weder in den slavischen Lehnwörtern noch sonst aus der ungarischen Sprache ein Beispiel.

Doch kehren wir zu *komor* »düster, mürrisch« zurück, von dem wir ausgegangen sind. Ich halte nach dem Gesagten den Beweis dafür, dass *k* in diesem Worte aus *ch* entstanden sein könnte, nicht für erbracht, sehe aber darin durchaus nicht die einzige Schwierigkeit. Von dem anlautenden *k* abgesehen, könnte *komor* lautlich wohl einem Hauptworte **chmurъ* oder **chmurь* entsprechen, aber nicht dem durch eine Reihe von Sprachen wohl verbürgten *chmura* (russ. poln. böhm. und das veraltete *khmura* im Obs.); denn *-a* fällt im Ungarischen nicht ab, wenn im Slavischen davor bloss eine Silbe steht (*hvála*: *hála*, *mąka*: *munka*), und das gilt auch für die Fälle, wo der Stamm im Ungarischen zweisilbig geworden ist: *glista* > *gilista*, *gręda* > *gerenda*, **sląka* > *szalonka*, *strêcha* > *eszterha*. Nur wenn schon von Haus aus das Wort mehr als zweisilbig war, konnte *-a* abfallen: *besêda* > *beszéd*, *lopata* > *lapát*, *sąbota* > *szombat* u. s. w. Ebensowenig lässt sich aber, immer wieder von dem anlautenden *k* abgesehen, *komor* aus einem Adjektiv *chmurъ chmura chmuro* erklären; denn das einzige *szent* ausgenommen [1], in welchem das wohl häufiger gehörte masculine *svętъ* erhalten ist, beruht das ungarische Adjektiv stets auf der fem. und neutr. Form: *buja-buje* > *buja*, *čista-čisto* > *tiszta*, *draga-drago* > *drága*, *gorazda-gorazdo* > *garázda*, *grąba-grąbo* > *goromba*, *nêma-nêmo* > *néma*, *pusta-pusto* > *puszta*, *rêdъka-rêdъko* > *ritka*, *spora-sporo* > *szapora*, *šuta-šuto* > *suta*, *tąpa-tąpo* > *tompa*. Miklosich nimmt in diesen Fällen irrthümlicher Weise einen Antritt von *-a* im Ungarischen an (Slav. El. im Magy. Einl. 7 c), wofür sich überhaupt kein verläss-

[1]) Wir haben schon oben gesehen, dass *bolond*, *gonosz*, *kondor* auf Substantiven beruhen; *szabad* »frei, erlaubt« hat deshalb kein *-a* am Schluss, weil *svobodь* undeklinabel ist.

licher Fall anführen lässt (s. meine Abhandlung A szláv szók a magyar nyelvben S. 32—37). Kurz auch mit der Zusammenstellung *komor* < *chmurъ -a -o* kommen wir nicht weiter. Erst wenn alle diese lautlichen Schwierigkeiten überwunden wären, würde es sich der Mühe lohnen zu untersuchen, ob es denn nicht auch in den südslavischen Sprachen ein ähnliches Wort hätte geben können.

Es folgt »*gomolya* (Masse) = altruss. *gomolja* (vgl. kleinruss. *homôłka*, poln. *gomołka* Käselaibchen)«. Im Original findet sich an dieser Stelle ein störender Druckfehler [1]), doch der Uebersetzer hat sich ungeachtet dessen tapfer durchgeschlagen und so ist das ungarische *gomalya*, das einen süssen Schafkäse in Kugelform bezeichnet, bei ihm zu der Bedeutung »Masse« gelangt. Diese Bedeutung war ursprünglich offenbar nach Miklosich's EW. einem russ. *gomola* zugedacht, aber auch dies kennen die russischen Wörterbücher nicht: In die neueste Auflage des akademischen Wörterbuches ist es gar nicht aufgenommen und Dahl kennt nur ein kirchenslavisches *gomola* in der Bedeutung Klumpen, geknetetes Stück Teig, Kugel, Kügelchen — es ist dies die Bedeutung, die auch dem von Miklosich in den Slav. Elem. im Magy. »aruss.«, in dem EW. »asl.« genannten *gomolja* zukommt, worüber man Vostokov's Wörterbuch nachschlagen mag. Warum nun aber dies *gomolja* so ganz speciell russisch sein soll, dass die Ungarn den Ausdruck unbedingt von den Russen hätten aufnehmen müssen, ist gar nicht zu begreifen. Alles deutet darauf hin, dass der Ausdruck einmal allgemein slavisch war und dass er sich ebenso wie bei den Russen, auch bei den übrigen Slaven theilweise verloren hat. Aus dem Bulgarischen kenne ich nichts Aehnliches. Auch aus dem Serbokroatischen wusste Miklosich in seinem EW. noch nichts Entsprechendes anzuführen, denn den vorher erschienenen Wörterbüchern ist der Ausdruck fremd; bald darauf erschien jedoch ein Heft des grossen Wörterbuches der kroatischen Akademie, welches uns einen Beleg von dem äussersten Westen des Sprachgebietes brachte (*gòmola* f. *gruda* (*sira*) — *U naše vrijeme na Braču*). Die Bedeutung dieses neu auftauchenden serbokroat. Wortes ist genau dieselbe, wie die des ungarischen, dasselbe bezeichnet auch das lautlich identische böhm. *homile*, in derselben Bedeutungssphäre sind auch die daraus gebildeten Diminutiva geblieben: poln. *gomołka*, böhm. *homolka*, klr.

---

[1]) »*gomolya*« : όorosz *gomolja* magy. *gomola* »Masse«, d. h. *gomolya* : altruss. *gomolja* magy. (statt *mai* o. d. h. im heutigen Russ.) *gomola* »Masse«.

homólka. Wo nehmen wir auch nur den Schatten einer Wahrscheinlichkeit dafür her, dass die pannonischen Slaven dies *gomolja* nicht auch gekannt haben?!

In eine eingehende Erörterung der nächsten zwei Wörter *csuka* Hecht und *csorba* Scharte und schartig lasse ich mich hier nicht ein, da ich die Reflexe der slavischen Lautgruppen *št žd* im Ungarischen in allernächster Zeit in einer Monographie zu behandeln gedenke. Ich gebe zu, dass der Verfasser mit Recht meine Erklärung des ung. *cs* aus *št* durch Umstellung der Laute zur Vermeidung der den Ungarn im Anlaut unbequemen Konsonantengruppe aus dem Grunde verwirft, weil anlautendes *št* der slavischen Wörter im Ungarischen sonst anders behandelt wird, ich billige auch, dass er einen polnischen oder slovenischen Einfluss abweist, bemerke aber einstweilen, dass ja auch das *št* im Bulgarischen in diesen Fällen erst durch Dissimilation aus ursprünglicherem *šč* entstanden ist. Da der Verfasser an einen alten russischen Einfluss glaubt, begreife ich sehr wohl, dass er von russ. *ščuka* und *ščerba* ausgeht, behalte mir aber vor, auf die ganze Frage noch einmal zurückkommen zu dürfen, bis dahin kann ich nur sagen, gerade je weniger stichhaltig die übrigen Aufstellungen des Verfassers sind, um so weniger Halt hat auch diese an und für sich sehr annehmbar scheinende Behauptung. Immerhin ist es der sorgfältigst behandelte Punkt in diesem ganzen Abschnitte.

Nach dieser kleinen Oase kommt gleich wieder ein sehr bedenklicher Passus: »Ebenfalls nur aus dem Russischen erklärlich ist das ungar. Wort *szikra* (Funke) = weissrussisch *skra*, in anderen russischen Dialekten *zra*, hieraus: *zgra*, während es ansonsten überall *iskra* (böhmisch *jiskra*) heisst«. Das verzweifelte »*zra*, hieraus: *zgra*« hätte wohl bei Seite bleiben können; bei Dahl lesen wir »Згра? ж. *дон.* искра (зга?)« und Brandt vermuthet wohl mit Recht, dass das sonst unbekannte *zra* bei Miklosich nur durch Versehen aus *zga* entstanden ist (Дополнител. замѣчанія к разбору Этимологическаго Словаря Миклошича S. 75). Das ist gewiss, dass unser Verfasser einen sehr unglücklichen Blick hat: das fragliche »donische« *zgra* und das mehr als fragliche *zra* bemerkt er, das häufige polnische *skra* aber, das bei Miklosich neben *iskra* steht, sieht er nicht und behauptet keck, in allen anderen slav. Sprachen heisse es *iskra*, obwohl Miklosich in seinen Slav. El. im Magy. geradezu sagt: »*szikra* s. scintilla, das auf *skra* zurückzuführen ist, welches im Poln. vorkommt«! Warum aber, ganz

abgesehen davon, wann und wie im Weissrussischen die Form *skra* aus älterem *iskra* geworden und wie dann diese weissrussische Form zu den Ungarn gekommen, das ungarische *szikra* nicht durch einfache Lautumstellung aus *iskra* geworden sein soll (*is-kra* hatte im Anlaut der zweiten Silbe eine den Ungarn fremde Konsonantengruppe), das hat der Verfasser ganz vergessen uns zu verrathen, wie er es denn überhaupt liebt, Behauptung auf Behauptung zu häufen, den Beweis aber schuldig zu bleiben.

Etwas seltsam ist folgende Einführung zweier Wörter: »Ferner können hier noch die folgenden Wörter als solche in Betracht kommen, die ausser dem Russischen bloss aus dem Altslovenischen bekannt sind.« Darüber würde man sich aber leicht hinwegsetzen, wenn nur sonst alles in Ordnung wäre, das ist aber durchaus nicht der Fall. Gleich bei dem ersten Worte — im Ganzen handelt es sich hier um 2 Wörter — ist dem Verfasser das wirklich ärgerliche Versehen begegnet, dass er Miklosich's *kr.*, d. h. »kroatisch«, fälschlich »kleinrussisch« gelesen hat und so das ungarische *gabona* Getreide mit Hilfe des kroatischen *gobino* verdächtigt hat, es komme aus dem Russischen. Es bleibt demnach nur noch *személy* »Person« übrig, ein dunkles Wort, das der Verfasser aus dem Russischen erklären will: »ungar. *személy* ,persona' und ,femina', altsloven. *sěmь* (Person), *sěmija* (Personal), russ. Mann und Weib, jedes im Verhältniss zum andern; Familie (altpreuss. *seimīns*, litauisch *šeimīna* Gesinde)«. Statt »altsloven.« hätte der Verfasser geradezu altrussisch schreiben können, denn das Wort scheint ausschliesslich in russischen Quellen vorzukommen. Dieser Umstand ist also günstig für ihn; denn wenn das ungarische Wort überhaupt slavisch ist, so kann es wohl nur russisch sein. Doch steigen schwere Bedenken gegen diese Zusammenstellung aus der Geschichte des ungarischen Wortes auf. Das Wort *személy* bedeutet heute allerdings so viel wie »Person«, aber es hält schwer, diese abstrakte Bedeutung für die ursprüngliche zu halten angesichts der zahlreichen Belege aus der älteren Literatur für eine konkretere Bedeutung: Bild, Gesicht, Figur, Gestalt, das Aeussere. Die einstige Bedeutung »Gesicht« gegenüber der heutigen »Person« gemahnt lebhaft an die gleiche Bedeutungsentwickelung von »Gesicht« zu »Person« im slav. *lice* und an die ähnliche im lat. *persona*. Jedenfalls gehört nicht wenig Muth dazu, bei diesem Thatbestand mit solcher Sicherheit die slavische Provenienz des ungarischen Wortes zu behaupten, und so will ich mich mit der lautlichen Seite der Frage, die der Verfasser

gar nicht einmal der Mühe werth findet zu berühren, diesmal nicht beschäftigen.

Die grösste Ueberraschung kommt aber erst! Der Verfasser, der sonst bis auf das Aeusserste mit Raum und Zeit geizt und sich nur höchst ungern in einen Beweis einlässt, braucht genau eben so viel Raum für die Erklärung des Wortes *óriás* Riese, als er für alle 13 bisher genannten Wörter insgesammt in Anspruch genommen hat. In die Genealogie der Riesen, wie die verschiedenen Völker oft fremde Völkernamen zur Bezeichnung dieses Begriffes verwendet haben, wollen wir uns nicht einlassen, dafür muss ich aber die Deduction des ungarischen Wortes *óriás* aus dem Namen der alten Waräger wörtlich herschreiben — Kommentar bedarf es keinen dazu. »Es stimmt damit nämlich, meint der Verfasser, das kleinrussische Wort *varjah* (starker, grosser Mann) gut überein, das in seinem Grunde nichts anderes ist, als der Volksname der normannischen *Varegen* (altnordisch *Væringer*, russisch *varjagъ*), und als solcher mit dem üblichen Suffix ‚*-in*' wohl auch in der Form *varjašin* [sic!] gebraucht ward, gerade wie *rusь* : *rusjin* (der Russe), *ongrъ* : altslov. *ągrin*, bulgarisch *ugrin* (der Ungar); *srb* : *srbin* (der Serbe); vgl. russisch *varjaža* ‚überseeisches Land, der von dorther Kommende' und *varjaga* ‚Dieb'. Die Bedeutung des letzteren Wortes mit dem ähnlich lautenden russischen Worte *vorъ* (Dieb) verglichen, erklärt uns gleichzeitig die Abweichung des Anlautes im ungarischen Worte *óriás* (**vorjašin* anstatt *varjašin*)«. Dazu nehme man noch die Anmerkung unter **): »Auf diese Weise kann die neben den neuslov. *orijaš*, *orjaš* und walachisch *uriêš* bestehende neusloven. Bildung *orjak* (Riese) als eine Anpassung an die Volksnamen *poljak*, *slovak*, *slezak* betrachtet werden« [1]).

Nach dieser Probe thut es wohl Niemand leid, dass dieser Abschnitt nicht noch länger dauert. Was allenfalls in Betracht kommen könnte und einer weiteren Erörterung verdiente, sind *jantarъ* : *gyantár*, *ščuka* : *csuka* und *ščerba* : *csorba*, alles andere zeigt nur, wie leichtgläubig der Verfasser ist und wie wenig sorgfältig er das Material für seine Behauptungen sammelt. Nur den Schluss muss ich doch noch wörtlich hersetzen, damit mir der Verfasser nicht etwa den Vorwurf macht, ich

[1]) Im Original wird unverblümter gesagt, dass wir in neusloven. *orjak* geradezu das Abbild von russ. *varjagъ* zu erblicken haben, und doch ist es für jeden Eingeweihten klar, dass *orjak* nichts als eine Abstraktion aus dem Adj. *orjaški* ist nach der Gleichung: *junaški* : *junak* = *orjaški* : *orjak*!

hätte auch nur eine einzige seiner geistreichen Kombinationen unterschlagen: »Ein interessanter, hierher gehöriger Beleg, so schliesst der Verfasser die Besprechung der verschiedenen Namen für »Riese«, ist das altslov. *študъ*, *čudъ*, *čudinъ* (Riese) und der mit ihm synonyme russische Name *ščudъ*, *čudъ*, der heute das in den Kurganen begrabene alte Riesenvolk, einst die finnischen Völker bedeutete. Dies ist die Herübernahme des gothischen Wortes *thiuda* (Volk), dessen litauische Copie *tauta* (lit. *tautinikas* = Oberländer, deutscher Ausländer) in grosser lautformiger Nähe zum ungarischen Worte *tót* (Slovake) steht. Ist dieser Vergleich richtig, dann reiht sich auch der Volksname *tót* den Beweismitteln des östlichen Slaventhums an«. Man wird diese Stelle kaum auf die erste Lectüre hin verstehen können: das ung. Wort *tót* »slovakisch, Slovake«, das lautlich aus keiner der slavischen Formen erklärbar ist, nicht einmal aus einem urslavischen **tjudъ*, klingt stark an litauisches *tauta* an — ergo ist es ein Splitter »des östlichen Slaventhums«!!

Nachdem so die Spuren des russischen Einflusses wohl oder übel an den Tag gefördert sind, soll weiter der Beweis geführt werden, dass auch die aus einer Art altslovenischer Sprache entlehnten Wörter theilweise einen so eminent orientalischen Charakter an sich tragen, dass daran gar nicht zu denken sei, dass dieser Einfluss die Sprache der Ungarn erst in der neuen Heimath getroffen hätte. Zu diesem Zwecke konstruirt der Verfasser ein Lautgesetz, das gerade nur in jener alten Zeit gewirkt haben soll, später nicht mehr. Ich habe schon vor 16 Jahren (Nyelvtudományi Közlemények XVIII. 384 und 364) an einigen Beispielen gezeigt und seither wird allgemein gelehrt, dass die angeführten Fälle anders zu erklären sind. Doch sehen wir uns die Formulirung dieses Gesetzes an und die Belege, auf welche dasselbe aufgebaut ist. »Ein wichtiger Beweis des orientalischen Ursprunges, meint der Verfasser auf S. 411, ist eine solche Formation mehrerer, mit zwei Konsonanten beginnender slavischer Wörter in der ungarischen Sprache, wo der zweite Konsonant (»*r*« oder »*l*«) mit dem darauffolgenden Vokal durch Lautumstellung[1]) die Stelle tauscht, wie z. B. in diesen: ungar. *szerda* (Mittwoch) = slav. *srêda*; ungar. *cserda*, *csorda* (Herde) = slav.

[1]) Ich ersetze hier und weiter unten den von dem Uebersetzer wörtlich aus dem Ungarischen übersetzten Ausdruck »Lautüberwerfung« mit »Lautumstellung«.

čréda; ungar. *pelyva* (Spreu) = slav. *pléva*; ungar. *eszterha* (Estrich [? ‚Dachvorsprung‘]) = slav. *strêcha*; | ungar. *szilva* (Pflaume, Zwetschke) = slav. *sliva*; ungar. *szalma* (Stroh) = slav. *slama*; ungar. *garmada* (Haufen) = slav. *gramada*; ungar. *balga* (blöde) = russ. *blagoj*; | ungar. *kulcs*, *kujcs* (Schlüssel) = slav. *ključь*, russ. *ključь*«.

Gleich das erste Wort in der Reihe der Beispiele, d. i. »*szerda* (Mittwoch) = slav. *srêda*« nimmt unser volles Interesse in Anspruch, haben wir doch oben bei Besprechung der christlichen Terminologie die Möglichkeit berührt, dass dies Wort in dieser Bedeutung den Slaven in Atelkuzu zu Ende des IX. Jahrh. vielleicht überhaupt noch nicht bekannt war. Damit sieht es nun freilich schlimm aus, wenn das ungar. *szerda* durch Metathesis aus *srêda* entstanden ist und wenn diese Metathesis ein so markantes Kennzeichen der Uebernahme im Osten ist, dass es als »wichtiger Beweis des orientalischen Ursprungs« unserer slavischen Lehnwörter mit angeführt werden darf. Nun wird aber die dialektisch weit verbreitete Nebenform *szereda* allgemein für die ältere Form gehalten und so viel wenigstens ist gewiss, dass *szerda* sich leicht aus *szereda* entwickeln konnte, da im Ungarischen der Vokal der zweiten Silbe oft ausgefallen — aus slav. *malina* ist ung. *málna*, aus *palica* ist *pálca* geworden u. s. w. u. s. w., während andererseits *szereda* aus *szerda* nicht erklärt werden kann. Der Verfasser sagt selbst in der Anmerkung zu S. 412: »Unter unseren Sprachforschern herrscht die Auffassung, dass alle Fälle einer solchen Lautumstellung so entstanden sind, wie neben *szereda-szerda*, das heisst, dass es eigentlich auch keine Lautversetzung, sondern nur die gewohnte Auflösung der Anlautkonsonantengruppe durch einen Vokal ist, nach welchem der Vokal der zweiten Silbe verloren ging, wie z. B. aus dem deutschen *Krämer* ung. zuerst *kalomár* und dann *kalmár* wurde«. Doch kühn wie immer setzt der Verfasser also fort: »Wie hier ersichtlich, können wir die Sache auch anders auffassen, d. h. dass *szereda* und *szerda* (Mittwoch) in der ungarischen Sprachgeschichte von einander unabhängige, aus gesonderten slavischen Sprachen (russisch und walachisch-slovenisch) herübergekommene Formen sind«. Auf des Verfassers walachisch-slovenisch komme ich später zurück, zunächst bleiben wir bei *szereda-szerda*. Das Wort für Mittwoch soll also noch vor der Landnahme zweimal aus slavischen Quellen in's Ungarische gekommen sein, einmal aus dem Russischen, das andere Mal aus dem Bulgarischen, und diese beiden Formen sollen noch heute friedlich neben einander leben. Das ist jedenfalls eine gewagte

Annahme, besonders wenn nichts leichter ist, als beide Formen aus einer zu erklären. Da uns hier die vielbesprochene Lautumstellung, auf die so grosses Gewicht gelegt wird, in erster Linie interessirt, so wollen wir damit anfangen.

Szerda soll also durch Metathesis aus *srêda* entstanden sein. Ist dies auch nur im Geringsten wahrscheinlich? Dem slav. *ê* entspricht in der ersten (betonten) Silbe sonst so regelmässig *é* im Ungarischen, dass jedes *e*, das wir demselben gegenüber finden, einer Erklärung bedarf. Ich kenne überhaupt nur zwei derartige Fälle: *medence* Becken = asl. *mêdьnica* und *szecska* Häckerling = **sêčьka*[1]). Wie erdrückend gross ist dagegen die Anzahl der Wörter, wo wir im Ungarischen *é* oder ein damit regelmässig wechselndes *i* finden: *acél* < *ocêlь*, *beszéd*, *bérmál* firmeln, *belénd* (*belén-fü*) Bilsenkraut < *blênъ*, *csép* Dreschflegel < **cêpъ*, *császár* < *cêsarь*, *csév* (neben *cső*) Röhre < *cêvь*, *déd*, *dézsa* Schaff, *ebéd* < *obêdъ*, *lép* Vogelleim, (anya-)*méh* uterus, *mérce* Scheffel < **mêrica*, *mézga*, *néma* stumm, *német* = *nêmьcь* (? *t* = *c* ist auffallend), *penész* aus älterem **pelészn* (dialektisch sagt man noch heute statt *penészes* schimmlig auch *penészles*, was durch Metathesis aus **pelésznes* entstanden ist, wie unter anderem auch das dialektische *pilisznyes* zeigt) < *plêsnь*, *pribég* < *prêbêgъ*, *répa*, *szomszéd*, *széna*, *szövétnek* Windlicht, Fackel < **svêtьnikъ*, *tészta*; *i*, das sehr oft aus *é* entsteht, zeigen folgende Fälle: *kalitka* < *klêtьka*, *pilis* < *plêšь*, *ritka* < *rêdьka-rêdьko*, *szín* < *sênь* Flur, *taliga* < *telêga*, *vitorla* Segel < *vêtrilo*, *ziliz* Eibisch aus **sziliz* durch Assimilation des Anlautes an den Auslaut < *slêzъ*, *zsilip* < *žlêbъ*. Jedem, der diesen Thatbestand kennt, und Jemand, der sich unterfängt solche Probleme lösen zu wollen, wie unser Verfasser, muss sie doch kennen, ich sage Jedem wird sofort auffallen, dass dem slavischen *srêda* ungar. *szerda* und nicht **szérda*, dem *plêva pelyva* und nicht **pélyva*, dem *črêda cserda* (gew. assimilirt *csorda*) und nicht **csérda* (assim. **csárda*), dem *strêha eszterha* und nicht **esztérha* entspricht. Von einer einfachen Lautumstellung kann also hier gar nicht die Rede sein. Aus **szérda* wäre nicht *szerda* geworden und aus diesem wieder nicht *szereda*. Aus slav. *srêda*, das zeigt eine unbefangene Betrachtung der ungarischen

[1]) *Szekerce* Hacke, das Miklosich in den Slav. El. im Magy. aus einem **sêkyrica* ableitet, würde er jetzt wohl selbst auf eine Form **sekyrica* zurückführen (s. EW. unter *sek*. 2) und auch für *veder* Eimer dürfen wir von einem **vedro* ausgehen, wie es im russ. *vedró*, pl. *vëdra*, klruss. *vedro* vorliegt.

Lautgeschichte deutlich, ist zunächst **szréda* geworden. Auf diesem Stadium der Lautentwickelung kann ich nur Ein Wort anführen, das von den ungarischen Sprachforschern in Folge einer Reihe von Missverständnissen gewöhnlich nicht für slavisch gehalten wird, es ist das Wort *derék* Rumpf, Leib; als Adjektiv: tüchtig, wacker, welches auch noch in der Form *drék* überliefert ist und auf ein **drěkъ* zurückgeht, vgl. böhm. *dřík* Stamm, Rumpf bei Gebauer, Hlaskosloví S. 40 f. und den Artikel *drȉječan* im Wörterbuche der kroatischen Akademie. Aus **szréda* wurde dann, durch Lösung der ungarisch ursprünglich fremden Konsonantengruppe im Anlaute, **szeréda* (vgl. *žlěbъ* > *zselyéb* — s. das historische Wörterbuch der ungar. Sprache — jetzt *zsilip*, **blěnъ* > alt *belén*[*fü*] — *fü* = Gras —, dialektisch *bellény*, gewöhnlich *belénd* Bilsenkraut, *plěsnь* > **pelészn* **penészl* *penész* s. oben). Doch auch die Form **szeréda* war vor weiteren Veränderungen nicht gesichert, denn die grosse Neigung der ung. Sprache, den Vokal der zweiten Silbe, d. h. der Silbe, die unmittelbar auf die betonte folgt, zu kürzen, ja selbst ganz schwinden zu lassen, erzeugte zunächst die in den alten lateinisch geschriebenen Urkunden an den Ortsnamen *Szerdahely* (*hely* = Ort) sehr häufig überlieferte Form *szereda*, die dialektisch heute noch lebt und die sich zu slavisch *srěda* genau so verhält wie ung. *szelemen* zu slav. *slěmę*. Die heute am weitesten verbreitete Form *szerda* schliesslich ist nur eine weitere Schwächung aus dem älteren *szereda*. Alle diese Uebergangsstufen lassen sich noch deutlicher an den Reflexen von slavisch *a* in gleicher Stellung beobachten. Der Verf. sagt allerdings, auch *szalma* sei durch Lautumstellung aus *slama* entstanden und ebenso *garmada* aus *gramada*, *balga* aus *blagъ* (in der Bedeutung des russischen *blagoj*), doch ist das um nichts wahrer, als dass *szerda* aus *srěda* auf dieselbe Weise entstanden sei. *Garmada* wollen wir übrigens einstweilen bei Seite lassen, da neben *gramada* auch *gromada* vorkommt und somit der Ausgangspunkt nicht ganz sicher ist. *Balga* hätte füglich der Verfasser selbst bei Seite lassen können, da er doch wissen musste, wie schlecht verbürgt das Alter dieses Wortes ist (s. Balassa, Ungarische Revue 1885, S. 275). Wir wollen uns also an *szalma* : *slama* halten! *Szalma* soll aus *slama* durch Lautumstellung entstanden sein. Ja warum ist aber dann nicht **szálma* daraus geworden mit dem in alten Lehnwörtern gewöhnlichen Reflexe von slavisch *a*? Ich kann mich hier unmöglich darauf einlassen, alle die Fälle zu erwähnen, in denen dem slav. *a* im Ungarischen deshalb

a gegenübersteht, weil eben die Entlehnung nicht aus derselben Zeit und nicht aus derselben Quelle stammt — serbokroat. *pràća* ung. *parittya*, *gàće* : *gatya*, *pàprika* : *paprika* — oder weil ganz besondere lautliche Bedingungen vorlagen (*á* vor *á* wird durch Dissimilation *a* in *nasadъ* : *naszád*, *papradь* : *paprád* neben *paprád*), ich will auch von dem seltsam gestalteten *mostoha* = *maštcha* hier nicht reden, auch die Fälle nicht anführen, wo Miklosich fälschlich slavischen Ursprung annimmt (ungarisch *kan* Eber z. B. ist nicht slavisch) — alles dies muss einer speciellen Untersuchung überlassen werden, ich kann nur auf die unzweifelhafte Thatsache hinweisen, dass der regelrechte Reflex von slav. *a* in den ältesten Entlehnungen *á* ist. Natürlich wird hierbei immer abgesehen von dem Wortauslaut, wo jedes alte *á* zu *a* geworden ist, so lautet das slav. *hvala* im Ung. *hála* jedoch in allen suffigirten Formen *hálá-* acc. *hálá-t*, dat. *hálá-nak*, »aus Dank« *hálá-ból* u. s. w.[1]). Ich führe zur Bestätigung des Gesagten einige Beispiele an: *bába*, *bánya*, *bárány*, *császár* = *cêsarъ*, *család* = *čeljadь*, *diák*, *hála*, *járom*, *jászol* = *jasli*, *jávor*, *kád* und *kádár*, *kalács*, *kánya*, *kása*, *kolbász*, *kosár*, *kovász* = *kvasъ*, *lapát* = *lopata*, *mák*, *málna* = *malina*, *máz*, *abárolni* = *obariti*, *apát* = *opatъ*, *pálca* = *palica*, *pálinka*, *pára*, *pázsit* = *pažitь*, *rák*, *szakács* = *sokačь*, *zálog*, *zászló* — älter *zásztó* = *zastava* (Miklosich stellt es irrthümlich zu *zaslona*), *závár* = *zavorъ*. Ich habe die Fälle absichtlich bei Seite gelassen, in denen *a* im Slav. nach *r*, *l* folgt, um nunmehr zu untersuchen, ob wir nicht etwa eine Spur dessen finden, dass die Ungarn in dieser Verbindung einen andern *a*-Laut gehört haben. Doch es lässt sich schlechterdings nichts dergleichen entdecken. Dem altslov. *povrazъ* entspricht *póráz*, dem *obraziti* : *ábrázol*, *draga-drago* gegenüber heisst es im Ungarischen *drága*. Nur wird die dem Ungarn unbequeme Konsonantengruppe im Anlaut, welche sich in *drága* bis auf den heutigen Tag erhalten hat, sonst sehr früh durch Entwickelung eines Nebenlautes gelöst: *brát* = *bratъ* finden wir nur noch in dem ältesten ung. Sprachdenkmal, überall heisst es sonst *barát*. Ebenso ist aus *plaštь palást* geworden, wie Miklosich im Lex. Palaeoslov. richtig schreibt, während wir in seinen späteren Werken konsequent das unrichtige *palast* finden. Ebenso ver-

[1]) Uebrigens hat sich gerade in diesem Worte, das stark kirchlichen Beigeschmack hat, *á* auch am Wortschluss noch in mehreren Gegenden erhalten: *hálá istennek* = *hvala bogu*, was sonst im Ungarischen ganz unerhört ist!

halten sich zu einander slav. *brazda* : ung. *barázda*, *prazъna-prazъno* : *parázna*, *pražiti*:*parázsol*, *vražiti*:*varázsol*. Ganz isolirt steht diesen Fällen gegenüber *király* < *kralь*. Es liegt also auf der Hand, dass wir ursprünglich nicht dort ein kurzes *a* finden, wo im Slavischen *a* steht, sondern an der Stelle, wo im Slavischen eben überhaupt kein Vokal steht: der neu entstandene schwa-artige Hilfsvokal ist der Natur der Sache nach kurz. Da nun aber der Ton immer auf der ersten Silbe ruht und der Vokal der zweiten Silbe in Folge dessen in einer gewissen Entwickelungsperiode der ungarischen Sprache leicht einer Kürzung und selbst dem gänzlichen Schwunde ausgesetzt war (s. Simonyi, Magyar Nyelv I. 37 u. Simonyi-Balassa, Tüzetes magyar nyelvtan I. 218), so überraschen uns auch Formen wie *haraszt* aus *hvrastъ*, *szalad* aus *sladъ*, *kalangya* »Schober« aus **kladnja* nicht. Aus *kalangya* ist dann durch Dissimilation oder Einfluss des *l* das ebenfalls gebrauchte *kalongya* entstanden, das in *szalanna-szalonna* = **slanina*, *kalada-kaloda* = *klada* sein Seitenstück hat. *Draga*, *barát*, *kalada* (neben *kaloda*) sind verschiedene Etappen auf dem Wege zum gänzlichen Schwunde des Vokals, den wir schliesslich in Fällen wie *szalma* < *slama*, *szarka* < *svraka*, *sraka* antreffen. Dass uns die Mittelstufen nicht erhalten sind, beweist gar nichts gegen die Annahme, dass *szalma* aus **szalama* und dies wieder aus **szaláma* **szláma* entstanden ist, sind uns doch auch sonst die Mittelstufen durchaus nicht immer erhalten, so z. B. wenn wir *pojata* gegenüber im Ungarischen ohne jede vermittelnde Form bloss *pajta* »Scheune« finden — nirgends eine Spur mehr von einem **pojáta*, das wir als älteste Form annehmen müssen, oder von einer durch Kürzung des Vokals in der zweiten Silbe entstandenen **pojata*, nicht einmal ein **pojta* mit dem älteren *o* statt des offeneren, späteren *a* ist bisher nachgewiesen.

Was wir bei *szerda*, *szalma* u. ähnlichen in der glücklichen Lage sind beweisen zu können, dass nämlich die Form ganz gewiss nicht durch Metathese entstanden ist, das lässt sich für andere Fälle höchstens mit Wahrscheinlichkeit annehmen und wird von den ungarischen Sprachforschern thatsächlich auch angenommen. Wenn wir neben slav. *krupa* ung. *korpa* (aus *u* wird oft offeneres *o*, zuweilen ist das ältere *u* noch neben *o* erhalten: *csuda-csoda* = *čudo*), neben *sliva* ung. *szilva*, neben *ključь* ung. *kulcs* finden, so lässt sich nur so viel sagen, dass es mindestens nicht nothwendig ist, eine einfache Metathese anzunehmen, dass vielmehr alle diese Wörter einen ähnlichen Prozess durchgemacht haben

können, den *szerda-szalma* durchgemacht haben müssen. Nur unter besonders günstigen Verhältnissen lassen sich die Uebergangsformen auch thatsächlich nachweisen. So finden wir zwischen *szolga* und slav. *sluga* scheinbar ganz dasselbe Verhältniss wie zwischen *korpa* und *krupa*, da wir aber in der glücklichen Lage sind, jenes Wort in einem Ortsnamen — heute *Szolgagyör* — an der Hand der lateinischen Urkunden in ältere, uns sonst verschlossene Zeit zu verfolgen, so sehen wir deutlich, dass *szolga* keineswegs durch Lautumstellung entstanden ist, sondern dass wir es hier mit dem gewöhnlichen Einschube eines Hilfsvokals und späteren Verluste des Vokals in der unbetonten zweiten Silbe zu thun haben: aus *sluga* wurde *szuluga*, daraus *szulga* und später *szolga*. Nach dem Gesagten kann ich es wohl dem Leser überlassen zu wählen, welche Erklärung er für wahrscheinlich halten will, diejenige, welche im Einklange mit der ganzen Geschichte der ungarischen Lautentwickelung in der Form *szuluga* nur eine ältere Form erblickt, *szuluga-szulga-szolga* also auf streng wissenschaftliche Weise als eine Reihe von zusammengehörigen Formen erklärt, oder diejenige, welche die beiden gleichbedeutenden Formen *szuluga* und *szulga* (*szolga*) auseinanderreisst und sogar so weit geht, für ein und dieselbe Ortschaft zu gleicher Zeit zwei äusserst ähnliche und angeblich doch aus verschiedenen Quellen stammende Namen (*Szulugagyör* und *Szulgagyör*) zu konstatiren. Doch ich setze die betreffende Stelle wörtlich her: »Ebenso ist, sagt der Verfasser in dem zweiten Theil der Anmerkung zu S. 412, neben dem allgemein gebräuchlichen ungar. *szolga* (Diener) in den Urkunden des XIII. Jahrh. als Eigennamen *Zuluga-geur* (*Szolga-Györ*) neben der damals übrigens gleichfalls gebräuchlichen Form *Zulageur*. Meiner Ansicht nach ist auch hier zwischen den beiden Formen kein sprachgeschichtlicher Zusammenhang; ihr Verhältniss können wir auch so auffassen, dass neben der verbreiteten, von Osten gebrachten, alten Form *szolga* hier (vielleicht nur dialektisch und in engem Kreise) sie dies Wort von neuem herübergenommen haben, z. B. aus dem Südslavischen (serb. bulg. neuslov. *sluga*) und dies nach gewohnter Art und Weise, d. h. mit Auflösung der Anfangskonsonanten-Gruppe der ungarischen Aussprache angepasst wurde«.

Doch ich kehre zu der oben S. 461 angeführten Stelle zurück, wo der Verfasser nach Anführung der angeblich durch Lautumstellung entstandenen ungarischen Formen also fortfährt: »Diese Lautumstellung kann nicht als beliebte ungarische Eigenthümlichkeit betrachtet werden;

wir können sie nicht in den älteren Formen der ungarischen Lehnwörter aus anderen Sprachen nachweisen« (S. 411). Der Nachdruck ist offenbar auf die **älteren** Formen zu legen, denn der Verfasser führt ja selbst ein aus dem Deutschen stammendes *kalmár* »Krämer« an, das früher *kalomár* gelautet hat und das zu einem *szerda* aus älterem *szereda*, *szulga-szolga* aus älterem *szuluga* ganz vortrefflich stimmen würde. Doch verschweigt der Verfasser wohlweislich, dass die Form *szuluga* z. B. auch eine derartige »ältere« Form ist, die im XIV. Jahrh. nicht mehr zu finden ist, während z. B. neben *kalmár* eine Form *kalamár* dialektisch noch heute fortlebt, ganz ebenso wie neben *szerda* die Form *szereda*. Wie willkürlich übrigens der Verfasser bei der Auswahl seiner Beispiele verfährt, zeigt, dass er ein sicherlich ihm selbst nicht recht geläufiges ungar. *garac* = die *Kratze* anführt, das ein Werkzeug bezeichnet, mit welchem der mit Sprengen der Felsen beschäftigte Bergmann den durch das Bohren entstandenen Staub herauskratzt [1]), an dem gewöhnlichen und allbekannten Worte *karcol* »kratzen« aber stillschweigend vorübergeht, obwohl es doch wahrhaftig nahe genug gelegen hätte, bei der »Kratze« an »kratzen« zu denken, und auch interessant gewesen wäre zu hören, wie er sich das Verhältniss von *karcol* zu dem d. *kratzen* und zu dem in älterer Zeit belegbaren ung. *krácol* denkt, um so interessanter, als eine Uebergangsform **karácol* oder **karacol* nicht vorliegt.

Ich selbst lege übrigens gar kein Gewicht auf die angeführten deutschen Lehnwörter, diese müssen eben wieder ganz besonders für sich selbst untersucht werden, und dieser Untersuchung vorzugreifen habe ich um so weniger Grund, als in allernächster Zeit eine tüchtige Arbeit darüber von Melich zu erwarten ist. Für meinen Standpunkt kann das schliesslich gleichgiltig sein, ob sich in Wörtern, die aus anderen Sprachen entlehnt sind, eine derartige Lautumstellung in der Nähe von *r*, *l* konstatiren lässt oder nicht, ich halte dieselbe auch für die aus dem Slavischen enlehnten Wörter nicht für beweisbar. Ich könnte daher auch ganz einfach über den nächsten Punkt hinweggehen, wo versucht wird, eine ähnliche Erscheinung für die in's Rumänische übergegangenen slavischen Wörter nachzuweisen. Doch hat der Verf., wie wir sehen werden, offenbar seine höheren Zwecke mit seiner »orientalischen« Lautumstellung, und so dürfen wir der Frage nicht aus dem

[1]) Das Wort ist ein einziges Mal im Jahre 1885 aus der Gegend von Nagybánya unter den dort üblichen Bergmannsausdrücken nachgewiesen.

Wege gehen. Um alles, was der Verfasser aus dem Rumänischen beizubringen weiss, mit einem Blicke zu übersehen und ungestört erwägen zu können, setze ich zunächst die ganze diesbezügliche Stelle her. »Sonderbar aber, meint er S. 412, charakterisirt diese Lauteigenthümlichkeit, wenn auch nicht stets in denselben Fällen, in denen wir das im Ungarischen finden, **die in's Walachische übergegangenen slavischen Wörter**; so ist z. B. das ungarische Wort *szarka* = Elster (slav. *sraka*) dort: *sarkă*, das serbische *gradja* (Zaumwerk) ist auch dort *gardă*, geradeso wie im ungarischen *gárgya*, sowie das slavische *gradъ* (Garten) = wal. *gard*; das slavische *blato* (Sumpf) dort: *baltă* (ebenso: neugriechisch *βάλτη βάλτος*); das altslov. *brъvъno* (Balken), ung. *berena*, dort *bîrnă* und *brînă* (lies: *bîrnĕ*, *brînĕ*); *gribъ* (Pilz), wal. *chiribă*, *chribă* »boletus bovinus; *grъlo* (Gurgel), wal. *gîrlă* (lies *gîrlĕ*) »gurges«; *drъzъ* »audax«, wal. *dîrz* (lies *dîrz*) u. s. w.« Wir haben es hier mit zwei Gruppen von Wörtern zu thun, was der Verfasser allerdings so wenig ahnt, dass er die Fälle der zweiten Gruppe durch Anführung des nicht dazugehörigen *gribъ* : *chiribă* unterbricht. In die erste Gruppe gehören rumänisch *sarcă*, *gard* und *baltă*; nach dieser wollen wir uns mit dem kuriosen *chiribă* beschäftigen, da wir ihm nun einmal nicht aus dem Wege gehen können; dann folgt die zweite Gruppe, in welche alle die Fälle gehören, wo wir im Altslovenischen *rъ* oder *rь* finden. Der Verfasser spricht auch hier kein Sterbenswörtchen von den allgemeinen Lauterscheinungen der Sprache, mit welcher er es eben zu thun hat, es ist geradezu, als wüsste er gar nicht, wie vereinzelt z. B. *sarcă*, *gard* und *baltă* im Rumänischen dastehen, wenn wir nämlich die Wörter unmittelbar aus dem Slavischen ableiten, und doch hat sich Miklosich schon vor 40 Jahren darüber gewundert (»Die Versetzung des л ist befremdend«, s. die Slav. El. im Rumun. S. 15 unter блато). *Sarcă* kennen überdies nur die Rumänen in Ungarn und zwar meist nur im engeren Ungarn, in Siebenbürgen ist es nur in einigen Gegenden bekannt, Alexics hat also entschieden recht, wenn er es aus dem ungar. *szarka* erklärt (Magyar elemek az oláhban S. 97). Die Nebenform *ţarcă* (*ţ* = ц) kennen nur die Rumänen in der Moldau und Bukowina, zu denen der Ausdruck mit vielen anderen aus Siebenbürgen gedrungen ist, in Siebenbürgen heisst die Elster nämlich dort, wo die Form *sarcă* unbekannt ist, *ţarcuşă* (*ş* = ш), was ein Deminutiv zu *ţarcă* ist. In Rumänien und anderen bisher nicht genannten Gegenden, wo Rumänen

wohnen, ist der Name *sarcă-ţarcă* vollkommen unbekannt[1]) und deshalb hat Mândrescu (Elemente ungureşti în limba română S. 186) mit Recht auch die Form *ţarcă* für ungarisch erklärt. Es bleiben demnach noch *gard* und *baltă* übrig.

Zu dem Umstande, dass *gard* und *baltă* dem slavischen *gradъ* und *blato* gegenüber eine sonst ungewohnte Umstellung der Laute zeigen, kommt hier noch ein Moment, das zur Vorsicht mahnt, die Wörter erscheinen nämlich ganz ähnlich gestaltet auch im Albanesischen, und bis das Verhältniss der rumänischen Wörter zu den albanesischen nicht klar ist, bis uns der Verfasser nicht vielleicht den Beweis erbringt, dass die rumänischen Formen jedenfalls ganz unabhängig von den albanesischen entstanden sind, muss die Frage nach dem Ursprung dieser Wörter wohl in der Schwebe bleiben. Dass wir durch diesen Seitenblick auf das Albanesische von der Donaumündung stark abgedrängt werden und auf ein ganz anderes Gebiet gerathen, als auf dem M. die Aufnahme der Wörter *gard* und *baltă* sucht, thut natürlich bei unserem Standpunkte gar nichts zur Sache. Gustav Meyer schwankt in seinem Etymologischen Wörterbuch der albanesischen Sprache: »Aus dem Alb. oder Slav. ist rum. *baltă* entlehnt«, sagt er unter *baľtε*, und unter *garϑ-δi* heisst es: »Der Verdacht ist nicht ausgeschlossen, dass das alb. Wort (wie das rum.) aus dem Slav. entlehnt ist: doch ist ein Beweis dafür nicht zu führen«. Um alles das kümmert sich unser Verfasser nicht im Geringsten, wie er sich auch sonst um manches nicht kümmert. Man lese nur einmal die konfuse Zusammenstellung, welche er im Zusammenhang mit rum. *gard* vorführt: »Das serbische *gradja* (Zaunwerk) ist auch dort [d. h. im Rumänischen] *gardă*, geradeso wie im ungarischen *gárgya*, sowie das slavische *gradъ* (Garten) = wal. *gard*«. Man begreift gar nicht, was hier überhaupt ein serbisches Wort zu suchen hat und wie einem serbischen *gradja* rum. *gardă* lautlich entsprechen soll, da doch aus serb. *-đa* im Rum. nur *-d'ă* oder *-džă* (geschrieben *-ghiă* bezw. *-giă*) hätte werden können, aber nie und nimmermehr *-dă*. Schlägt man Miklosich's Werke nach, so sieht man wenigstens, wie dieser Satz entstanden ist, und hat Gelegenheit, des Verfassers Dilettantismus in vollster Blüthe bewundern zu können. Miklosich leitet nämlich einerseits das ung. *gárgya* von serb. *gradja* ab (Slav. Elem. im Magy. Nr. 192), andererseits lesen wir im EW. unter *gordŭ* Folgendes:

---

[1]) S. Fl. Marianu, Ornitolgia II. Cernauţi 1883, S. 47 f.

»s. *grad* festung. *gradja*. *garda* zaunwerk ist aus dem rm. zurückentlehnt«. Dies war unserem Verfasser genug, um mit diesen Wörtern zu operiren. Dass ein aus dem Serbischen entlehntes Wort hier überhaupt gar nicht in Betracht kommen kann, dass rum. *gardă* lautlich dem serb. *gradja* nicht entsprechen kann, dass es überdies ganz etwas anderes bedeutet — es heisst die »Wache, **Garde**«!! —, dass Miklosich in seinen Slav. El. im Rum. ebensowenig von einem mit slav. *gradъ* : rum. *gard* irgendwie zusammenhängenden *gardă* weiss, als an der Stelle, wo er mehr als 20 Jahre später von der Metathesis im Rumänischen spricht und »*gard* Hecke« : aslov. *gradъ* erwähnt (Beiträge zur Lautlehre der rumunischen Dialekte. Lautgruppen 1883, S. 28), alles das ficht unsern Verfasser nicht im Geringsten an, geht er in seiner Nonchalence doch so weit, dass er gedankenlos selbst die Zusammenstellung »serb. *gradja* : ung. *gárgya*« Miklosich nachschreibt, ohne sich auch nur zu fragen, was denn das für ein Wort ist, dies ung. *gárgya*, was es heisst, wo es vorkommt. Hätte er sich diese Fragen vorgelegt und eine Antwort darauf gesucht, so wäre er leicht zu dem ohnedies schon bekannten Resultate gekommen, dass *gárgya* nur auf einem beschränkten Gebiete vorkommt, auf welchem die Ungarn mit Rumänen gemischt wohnen, und dass das ungarische Wort um so weniger einem serb. *gradja* entsprechen kann, als das ung. *gárgya* gar nicht die ursprüngliche Form ist, diese lautet vielmehr *gárd*, *gárgya* aber ist die phonetische Schreibung für *gárdja* = sein Rand (*kút gárgya* Brunnenrand, Brunnenkranz = der Rand des Brunnens), es ist das nämlich eine ganz gewöhnliche Erscheinung im Ungarischen, dass Formen mit dem Besitzsuffix sich von dem Stammworte loslösen und selbständig auftreten. Das Wort ist auch ganz gewiss nicht slavisch, sondern wahrscheinlich, wie Szinnyei meint (Magyar Nyelvör XXII, S. 491 f.), nichts anderes als das rumänische *gard*! Aus slav. *gradъ* wäre nicht *gárd* geworden, wie unsere obige Auseinandersetzung über die Umwandlung der slavischen Wörter mit Kons. + *ra* im Anlaut lehrt und wie auch das thatsächlich aus slav. *gradъ* stammende dialektische *garád*[1]) neben den die ältere Form bewahrenden Ortsnamen *Visegrád*, *Nógrád*, *Csongrád* zeigen.

[1]) Dieses *garád* hat übrigens ein ganz anderes Verbreitungsgebiet und auch nie dieselbe Bedeutung, wie *gárd gárgya*, worüber man das dialektische Wörterbuch nachsehen mag. Interessant ist, dass auch hier die suffigirte Form *garágya*, obwohl ungleich seltener, als selbständiges Wort auftritt.

Aus dem Gesagten geht deutlich hervor, wie gut es gewesen wäre, sich die Daten näher anzusehen. Besonders lehrreich wäre für den Verfasser die Durchsicht des Artikels *gradъ* in Miklosich's Slav. Elem. im Rum. gewesen; da hätte er gefunden, dass Miklosich es für nöthig hält, die auffallende Stellung des *r* zu betonen, überdies hätte er gesehen, dass rum. *grădină* = slav. *gradina*, sowie *grajdă* = *graždъ* die gewöhnliche Reihenfolge der Laute zeigt. An einer anderen Stelle der Slav. Elem. hätte der Verfasser rum. *ogradă* = slav. *ograda* gefunden und da wäre ihm vielleicht plötzlich ein Licht aufgegangen: das rum. *gardă*, das er aus dem serb. *gradja* mit »orientalischer« Lautumstellung ableitet, ist ein einfacher **Druckfehler**: bei Miklosich steht nämlich im EW. »rm. *ograd*, *garda*« statt: *ogradă*, *gard*, d. h. das schliessende *-a* des ersten Wortes ist aus Versehen an das Ende des zweiten Wortes gerathen!!

Ich gehe jetzt zu *hiribă* über, das der Verfasser konsequent falsch *chiribă* schreibt. Man wird aus der lakonischen Zusammenstellung »*gribъ* (Pilz), wal. *chiribă*, *chribă* boletus bovinus« absolut nicht klug, was der Verfasser damit eigentlich will. Sollte er etwa allen Ernstes glauben, dass *chiribă* durch Lautumstellung aus *gribъ* entstanden ist? Wenn der Zusammenhang nicht so sonnenklar wäre und wenn wir nicht ganz genau dieselbe unmögliche Behauptung auch im ungarischen Original läsen, so müssten wir hier rein an irgend einen Schabernak denken, den ein ungeübter Setzerjunge dem Autor gespielt hat. Denn aus *gribъ* hätte durch Lautumstellung doch nur **girb* (nach rum. Schreibung **ghirb*) entstehen können. So seltsam auch den Fernstehenden das rum. *hiribă* anmuthen mag, das sieht auch der Laie, dass darin das *i* ganz ebensowenig wie in der dem slavischen Original noch näher stehenden Form *hribă* seine Stelle je verlassen hat, von einer Lautumstellung ist also hier keine Spur zu finden, es hat sich bloss ein Hilfslaut zwischen *h* und *r* entwickelt. Ueberdies liegt es aber auf der flachen Hand, dass das Wort gar nicht zu der Gruppe der ältesten Entlehnungen gehört und nicht aus der Quelle geflossen ist, aus welcher der Grundstock der slavischen Elemente im Rumänischen stammt. Dass wir dem asl. *g* gegenüber hier *h* finden, nicht den regelrechten Reflex, zeigt deutlich, dass das Wort aus einem slavischen Idiom stammt, wo *g* spirantisch gesprochen wird, und das kann in unserem Falle nur das Kleinrussische sein. Diese einzig mögliche Annahme wird auch durch die geographische Verbreitung des Wortes (Moldau, Siebenbürgen) gestützt, M.'s Annahme

dagegen schon dadurch aller Grund entzogen, dass die Form *hiribă* gerade in der Moldau unbekannt ist, wo doch wohl die Aufnahme des Wortes stattgefunden hat, daselbst heisst das Wort *hrib* und ist noch masc. Uebrigens kommt auch in Siebenbürgen die ältere Form *hribă* noch vor, so dass es evident ist, dass die Form *hiribă* erst in Siebenbürgen entstanden ist, wie Tiktin meint, geradezu unter **ungarischem** Einfluss (Der Vokalismus im Rumänischen in Gröber's Zeitschrift f. rom. Phil. XII. 1888, S. 445).

Ich gehe nunmehr zu der zweiten Gruppe über, wo im Rumänischen Lautumstellung stattgefunden haben soll. Der Uebersichtlichkeit halber stelle ich noch einmal die Fälle, auf welche sich der Verfasser stützt, her: »das altslov. *brъvьno* (Balken), ungar. *berena*, dort [d. i. im Rum.]: *bîrnă* und *brînă* (lies: *bîrnĕ*, *brînĕ*); *grъlo* (Gurgel), wal. *gîrlă* (lies: *gîrlĕ*) ‚gurges'; *drъzъ* ‚audax', wal. *dîrz* (lies: *dîrz*) u. s. w.«. Wenn wir von dem zweifelhaften *brînă* absehen, das ich bloss aus Miklosich's EW. und Beiträgen zur Lautlehre der rumunischen Dialekte kenne — Tiktin hat es in seinem vorzüglichen historischen Wörterbuche nicht! —, so haben wir 3 gleichmässige Fälle, in denen überall dem asl. *rъ-rь* gegenüber im Rum. *îr* steht. Es wäre ein Leichtes, noch eine Reihe solcher Fälle anzuführen, doch will ich statt dessen darauf hinweisen, dass auch dem asl. *lъ-lь* im Rum. *îl* zu entsprechen pflegt: *stlъpъ* > *stîlp*, *tlъmačь* > *tîlmaciŭ* u. a. Da nun aber bekanntlich in all diesen Fällen auch im Bulgarischen das dumpfe vokalische Element vor *r*, *l* ertönt und da ja vernünftiger Weise niemand daran zweifeln kann, dass die Mehrzahl der slavischen Wörter im Rumänischen aus dem Bulgarischen stammt, so wird kein Fachmann darin eine Lautumstellung erblicken, sondern einfach annehmen, dass die Rumänen die Wörter schon von den Bulgaren so gehört haben. Unser Verfasser freilich operirt nicht mit gesprochenen Lauten, sondern mit geschriebenen Buchstaben, so konnte ihn allerdings die orthographische Gepflogenheit des Altslovenischen, die bekanntlich in der bulgarischen Schriftsprache theilweise noch fortlebt, irreführen. Interessant ist, dass *rъ* vor mehrfacher Konsonanz wenigstens in der Moldau noch mittelst *rî* reflektirt wird: *krъčьma* > *crîcĭma*, in anderen Gegenden schon *cîrcĭma*. Tiktin vermuthet hierin mit Recht einen alterthümlichen Zug (Gröber's Zeitschr. XII. 246), scheint aber nicht zu wissen, dass auch dies echt bulgarisch ist, vgl. bulg. *sъrbinъ* aber *srъbkinja*. So erklärt sich, dass das Verbum zu *dîrz* nicht nur in der Moldau, sondern allgemein *a îndrăzni* lautet: die

Rumänen haben eben schon von den Bulgaren das vokalische Element einmal vor dem *r*, das andere Mal nach dem *r* gehört! Demnach könnten also hier überhaupt nur die Fälle mit mehrfacher Konsonanz nach *rъ*, *rь* in Betracht kommen, aber gerade für diese hat Tiktin nachgewiesen, dass die Lautumstellung erst später auf rum. Boden stattgefunden hat, und für diesen Vorgang hat er auch Analogien angeführt.

Aus der obigen Ausführung geht hervor, dass wir für eine Lautumstellung bei *r*, *l*, wie sie der Verfasser glaubt entdeckt zu haben, auch im Rumänischen eine überaus schwankende Basis erhalten. Aber, und das ist für ihn noch viel schlimmer, selbst wo ein Uneingeweihter eine derartige Lautumstellung zu erblicken glaubt, verliert sie alle Bedeutung in dem Zusammenhange, in welchen der Verfasser die vereinzelt auftretenden Fälle bringt: Hier ein paar ungarische, dort ein paar rumänische Fälle sollen mit vereinten Kräften ein mysteriöses, uns bisher noch völlig unbekanntes slavisches Idiom aus dem Dunkel der Vergangenheit heraufbeschwören, für das der Verfasser in der Geschwindigkeit noch gar keinen Namen hat, so dass er es nur in der Noth versuchsweise **walachisch-slovenisch** nennt! Da durften wir doch erwarten, dass die Belege aus dem Rumänischen nicht den Belegen aus dem Ungarischen geradezu widersprechen und umgekehrt. Der Verfasser sucht den Thatbestand allerdings zu bemänteln, denn er sagt: »Sonderbar aber charakterisirt diese Lauteigenthümlichkeit, **wenn auch nicht stets in denselben Fällen,** in denen wir das im Ungarischen finden, die in's Walachische übergegangenen Wörter«. Das ist die reine Spiegelfechterei, denn er hat ja überhaupt nur in **zwei** Fällen Uebereinstimmung zwischen dem Ungarischen und Rumänischen gefunden, dafür wäre es ja doch leicht gewesen, einen prägnanteren Ausdruck zu finden, als »nicht stets«. Aber wie kläglich es auch um diese 2 Fälle bestellt ist, haben wir schon gesehen. Ganz abgesehen von dem Dilettantismus, mit dem der Beweis geführt wird, soll unter anderem die Uebernahme eines **serbischen** Wortes (*gradja*) in's Ungarische und Rumänische uns glauben machen, dass die Ungarn und Rumänen ihre slavischen Elemente weit im Osten an der Donaumündung aus einer ganz eigenthümlichen slavischen Sprache bekommen haben sollen. Diese Behauptung reiht sich würdig derjenigen an, dass *hiribă* durch Lautumstellung aus *gribъ* geworden wäre. Doch selbst wenn wir das bei Seite lassen, so kann ungarisch *gárd gárgya* deshalb nichts beweisen, weil es ja offenbar gar nicht slavischen Ursprungs ist, sondern auf rum. *gard*

beruht; das rum. *gardă* aber kann schon wegen seiner Bedeutung »Wache, Garde« mit serb. *gradja* »Zaunwerk« nichts zu thun haben.

Auch der zweite Fall, ung. *szarka* : rum. *sarcă*, beweist nichts, da hier wieder umgekehrt das rumänische Wort dem Ungarischen entlehnt ist. In allen anderen Fällen gehen die beiden Sprachen auseinander. Fälle, wie ung. *szerda*, *szalma*, *szilva* und rum. *gîrlo*, *dîrz*, in denen nicht beide Sprachen das slav. Wort herübergenommen haben, fallen von selbst weg, alle anderen zeigen verschiedene Behandlung: *črěda* > ung. *cserda-csorda*, rum. *cireádă*; *plěva* > ung. *pelyva*, rum. *pleavă*; *strěcha*, **strěšina* > ung. *eszterha*, rum. *streášină*; *gramada* > ung. *garmada*, rum. *grămadă*; *blagъ*, *blago* > ung. *balga* (adj.), rum. *blagă* (subst.); *krupa* > ung. *korpa*, rum. *crupe* pl.; *sluga* > ung. *szolga*, rum. *slugă*; *ključь*, *ključarĭ* > ung. *kulcs*, *kulcsár*, rum. *culceár* (ehem. fürstlicher Kellermeister); *gradъ* > rum. *gard* ung. *garád* aus älterem **grád* vgl. *Visegrád*, *Nógrád*, *Csongrád* (ung. *gárd gárgya* ist nicht slavischen, sondern rumänischen Ursprungs); *blato* > rum. *baltă*, vgl. ung. *Balaton* »Plattensee«; *brъvьno* > rum. *bîrnă*, ung. *berena*. Es ist geradezu unbegreiflich, wie Jemand auf Grund solcher Daten eine slavische Sprache rekonstruiren kann, in welcher die Lautgruppe *r*, *l* + Vok. Lautumstellung erfahren hätte. Denn obwohl der Verfasser sich sehr dunkel ausdrückt, scheint er doch in letzter Linie darauf hinauszuzielen, dass es eine slavische, eine »walachisch-slovenische« Sprache gegeben habe, in welcher man nicht nur **salma*, **sérda* u. s. w., sondern selbst **sulga*, **kuljčь*, **kurpa* **silva* gesprochen hätte!! Ich wollte mit diesem Portentum nicht gleich die Erörterung der einschlägigen Fälle beginnen, um zunächst nachzuweisen, dass wir, wenn wir von *slama*, *srěda*, *sluga* ausgehen, die ungarischen Formen ohne jedwede Schwierigkeit zu erklären im Stande sind. Doch achte man darauf, wie sehr sich der Verfasser, und zwar mit vollem Rechte, dagegen verwahrt, dass man für gewöhnlich eine einfache Lautumstellung in ähnlich gestalteten Wörtern für das Ungarische annehme. »Diese Lautumstellung, meint er, kann nicht als beliebte ungarische Eigenthümlichkeit betrachtet werden, wir können sie nicht in den älteren Formen der ungarischen Lehnwörter aus anderen Sprachen nachweisen« (S. 411). *Szerda* soll ebenso wie *szolga* nur in Atelkuzu in die Sprache gekommen sein können, offenbar nicht, weil dort die Luft für Lautumstellungen besonders günstig war, sondern weil eben der Verfasser sich sein »Walachisch-slovenisch« mit derartigen unerhörten Formen wie **sulga* ausgestattet

vorstellt. Nur so hätte ja auch die angebliche Uebereinstimmung mit dem Rumänischen einen Sinn, denn wenn sich thatsächlich eine Lautumstellung im Rumänischen vollzogen hätte und auf der anderen Seite wieder im Ungarischen derselbe Process, natürlich vollkommen unabhängig davon, vor sich gegangen wäre, so wäre ja schlechterdings nicht zu begreifen, welcher Zusammenhang zwischen der Lautumstellung hier und dort obwalten könnte. Hatte aber die gemeinsame slavische Sprache derartige Formen, wo der Vokal vor dem *r*, *l* stand, so liesse sich eine Uebereinstimmung zwischen der rumänischen und ungarischen Sprache in den besprochenen Fällen, die sich übrigens als reine Fiktion herausgestellt hat, allerdings als ein Zeichen einer gemeinschaftlichen Grundlage anführen. Es ist schwer, dem Verfasser in alle seine Schlupfwinkel zu folgen, ich glaube aber doch seinen wenn auch etwas konfusen Ideengang richtig errathen zu haben, setze jedoch zur Kontrolle den Schluss dieses Abschnittes um so mehr wörtlich her, da derselbe einer präciseren logischen Zergliederung ohnedies mehr oder weniger spottet. Ich bemerke bloss noch vorher, dass, da es sich hier auch um Fälle, wie *sluga* : *szolga*, *ključь* : *kulcs*, *krupa* : *korpa*, *slíva* : *szilva*, *strěcha* : *eszterha* handelt, die Behauptung, als fänden wir in unseren Fällen im Russischen den sogenannten Volllaut, natürlich nur bis zu einem gewissen Grade richtig ist.

»Im Russischen finden wir, meint der Verfasser, in solchen Fällen die nebst ung. *szerda* (Mittwoch) bekannte Form *szereda* [1]), z. B. dasselbe Wort ist dort: *sereda*; das ungar. *szalma* (Stroh), russ. *soloma* (neugriechisch *σάλομα*); das ungar. *garád* : russ. *gorodъ*; ungar. *berena* (Balken) : russ. *berveno*, *berno*, daneben *brevno* u. s. w. Aber das übrige Slaventhum zeigt dem gegenüber stets die Formen mit den wortbeginnenden Konsonantengruppen, z. B. dem ungar. *szalma* (Stroh) entsprechend: altslov., neuslov., bulgar. *slama*, böhm. *sláma*, poln. *słoma*; dem ungar. *csorda* (Herde) : altsloven., neuslov. *črěda*, bulgar. *črъda*, böhm. *střída*, slovak. *črieda*, poln. *czrzoda*; dem ungar. *szerda* (Mittwoch) : altslov., neuslov., bulgar. *srěda*, serb. *srijeda*, böhm. *středa*. Es ist also unzweifelhaft, dass das Ungarische die slavischen Wörter mit Lautumstellung aus der Sprache des in der Gegend der walachischen

---

[1]) Die deutsche Uebersetzung ist hier nicht genau und musste nach dem Original berichtigt werden.

und russischen Sprache, d. h. des im Osten sesshaft gewesenen altslovenischen Volkes herübergenommen haben kann« [1]).

Schliesslich soll das Rumänische auch in dem Ersatze der irrationalen Vokale ebenso vorgehen wie das Ungarische und beide wieder so wie das Russische (also ъ = *o* und ь = *e*). Der Verfasser bleibt auch hier ganz auf der Oberfläche und verschweigt überdies, offenbar absichtlich, eine ihm wohlbekannte Thatsache. Dem asl. *o* entspricht nämlich im Ungarischen ganz regelmässig *u*, wenn wir also dem ъ gegenüber im Ungarischen *o* finden, so trennt dieser Umstand allein schon das Ungarische scharf von dem heutigen Russischen, wo aus ъ entstandenes *o* von einem ursprünglichen *o* in der Aussprache nicht unterschieden werden kann. Nur wenn man diese Thatsache verschweigt, kann man bei Laien aus der Zusammenstellung ъ im Russischen und Ungarischen = *o* Kapital schlagen. Dass die Ungarn ebensogut in ihrer heutigen Heimath dazu kommen konnten, ъ und ь eines bulgarischen Dialektes mit *o* und *e* zu ersetzen, bedarf überdies gar keines weiteren Beweises, die Nähe der Russen war zu diesem lautlichen Process ebenso wenig nöthig, wie die der Rumänen! Die Berufung auf das Rumänische hätte in diesem Falle um so eher bei Seite gelassen werden können, als die Frage nach dem Ersatze des asl. ъ im Rumänischen nichts weniger als endgiltig abgeschlossen ist. Miklosich nimmt für die Fälle, wo dem asl. ъ gegenüber im Rumänischen *o* steht, geradezu russischen Einfluss an (»*o* für ъ zeugt für Entlehnung aus dem Russ.«, s. Beiträge z. Lautlehre der rum. Dialekte. Vokalismus III Konsonantengruppen I, S. 17 = Sitz.-Ber. 100 : 243). Tiktin hat dagegen allerdings einige Jahre später *o* für den regelrechten Ersatz von ъ erklärt (Gröber's Zeitschrift XII, 239, Nr. 107), aber nur in der **betonten** Silbe. Wie wenig sich der Verfasser um die Vorarbeiten auf dem von ihm betretenen Gebiete gekümmert hat, zeigt der Umstand, dass in allen 3 Beispielen, welche er für rum. *o* aus ъ anführt, *o* unbetont ist! Diese Beispiele sind auf S. 334 zu suchen: *tъkačь* : *tocăčĭ*, *sъlъ* Bote, rum. *solíe* Botschaft und *sъrokъ* : *soróc*. Stichhaltig ist bloss *solie*, nur hätte statt dieser rumänischen Weiterbildung das Stammwort *sol* Bote, Gesandter selbst

[1]) Statt des letzten Wortes »kann« würde ich übersetzen: »mag« — der ungarische Ausdruck erlaubt beides —, denn »kann« passt nicht recht zu »unzweifelhaft«, aber ich gebe zu, dass auch »mag« nicht recht klappt und dass es überhaupt schwer hält, einen Satz zu übersetzen, dessen eigentlicher Sinn nicht ganz klar ist.

angeführt werden sollen. *Tocaĭ* »Weber«, das die meisten Wörterbücher, unter anderen auch das umfangreiche von Damé, nicht kennen, stammt aus dem ung. *takács* (das ung. *a* wird mit Rundung gesprochen und deshalb entspricht ihm im Rumänischen leicht *o*) und ist fast nur im engeren Ungarn bekannt, schon in Siebenbürgen hört man es kaum mehr. *Soróc* (des Verfassers Schreibung *sorok* ist ein Versehen) ist eine späte Assimilation aus *săróc*, ganz so wie das heutige *norod*, *noroc* aus einem in der älteren Literatur noch belegten *nărod*, *năroc* = asl. *narodъ*, *narokъ* assimilirt sind. Jeder, der das Rumänische nur einigermassen kennt, weiss wie verbreitet im Rumänischen die Neigung ist, den ersten Vokal mit dem folgenden betonten auszugleichen, auf solche assimilirte Vokale ein Gesetz über die ursprüngliche Entsprechung der Vokale aufbauen zu wollen, heisst auf Sand bauen.

Hiermit schliesst die eigentliche Beweisführung für den von dem Verfasser aufgestellten Satz, dass die Ungarn die Mehrzahl ihrer slav. Wörter schon in ihrer früheren Heimath aufgenommen hätten. Ich werde mich daher bei den folgenden Ausführungen nicht länger aufhalten, sie können, mögen sie richtig oder falsch sein, die Hauptsache weder stützen noch erschüttern, wenn sich dieselbe nicht schon bisher als wahr oder verfehlt ergeben hat. An und für sich aber verdient diese Parthie, die wir gleichsam als einen Anhang betrachten können, entschieden mehr Beachtung, als der vollkommen misslungene Grundstock der Arbeit. Es würde wohl der Mühe lohnen, wenn sich Jemand, der ein verwandtes Gebiet durchforscht, über die Aufstellungen des Verf. äusserte. Ich will nur kurz auf einiges hinweisen und dabei auch einen oder den anderen auffallenden Irrthum berichtigen.

Miklosich hat das ungarische *könyv* »Buch« in den Slav. Elem. im Magy. aus einem asl. *kniga* erklärt. So formulirt war das nichts als die Wiederholung einer ganz dilettantischen Zusammenstellung, der wir schon bei Leschka begegnen — Leschka war, wie es scheint, die Hauptquelle, aus welcher Miklosich bei seiner eben genannten Abhandlung geschöpft hat. Diese Zusammenstellung hat dadurch nicht viel an Wissenschaftlichkeit gewonnen, dass Miklosich dem ung. *könyv* zuliebe im EW. eine Urform *kъningva* annimmt, die sich durch nichts stützen lässt, wenn man sich nicht etwa an ns. *knigvy* klammern will, das ja aber dem os. *kniha* gegenüber selbst einer Erklärung bedarf. Mucke stellt *knigvy* unter die im Niedersorbischen gar nicht seltenen Fälle, wo uns ein unorganisches *v* entgegentritt, s. Laut- und Formenlehre

der niedersorbischen Sprache 278 in dem Abschnitte »Einschaltung von Labialen« c) *γ*). Unser Verfasser gibt nun eine viel ungezwungenere Erklärung für den Wandel des slav. *g* zu *v*: er nimmt tschuwaschische Vermittelung an und so gelingt es ihm, nicht nur den Wandel des *g* zu *v* als Glied einer uns wohlbekannten Lautneigung dieses nordtürkischen Dialektes darzulegen, sondern zugleich die Bezeichnung für Buch in enge Beziehung zu den ebenfalls aus derselben türkischen Quelle stammenden ung. Namen für »Buchstaben« (*betü*) und »schreiben« (*ír*) zu bringen (S. 413). Da dies aber zugleich dieselbe Quelle ist, aus welcher die Ungarn die Namen für »Russen« und »Polen« (*orosz*, *lengyel*) geschöpft haben, so wäre auch der Uebergang eines slavischen *kъnjiga* in das Tschuwaschische selbst erklärlich. Meines Wissens ist dies die erste wissenschaftliche Erklärung, die bisher überhaupt von dem kulturhistorisch höchst interessanten ung. *könyv* gegeben worden ist.

Höchst unangenehm berührt nach dieser Ausführung, der man es anmerkt, dass sich der Verfasser auf einem ihm vertrauten Gebiete bewegt, der dilettantische Ton, in dem dieser sonst gelungene Abschnitt ausklingt. Der Verfasser nimmt an, dass das ung. *orvos* »Arzt« ursprünglich »Zauberer« bedeutet habe, was natürlich an und für sich ganz gut möglich wäre, und fährt dann also fort: »Für den Wurzeltheil des Wortes *orvos* (**orv-*), mit der auch im ungarischen Worte *könyv* (Buch) sich zeigenden Lautänderung »*g*« > »*v*« könnten wir auf solche Weise das russische Wort *vorogъ* (Zauber) ansehen, aus welchem auch das russ. *vorožitь* (zaubern) und das mit der neuslov. kroat. Bildung *vraž* (Zauber) übereinstimmende ungarische *varázs* stammt«[1]. Dass sich der Verfasser nicht einmal die Mühe genommen hat, genauer nachzusehen, was das russ. *vorogъ* heisst (es bedeutet bekanntlich »Zauberer« und nicht »Zauber«), mag noch hingehen, obwohl M. das Wort zum Ausgangspunkt seiner gewagten Erklärung macht, aber dass er ung. *varázs* aus russ. *vorogъ* ableitet — anders lassen sich seine Worte schlechterdings nicht verstehen —, ist des Guten doch zu viel! Mit dem ung. *varázs* hat es überdies noch eine ganz eigene Bewandtniss, die dem Verfasser hätte bekannt sein können, da ich in einem direkt an seine Adresse geschriebenen kleinen Aufsatz über die aus dem Slavischen

[1] Der Uebersetzer hat die Stelle ganz missverstanden, so musste ich mich an das Original halten.

stammenden Zeitwörter das slav. *varázsol* für unmittelbar aus dem Slavischen gekommen erklärt habe (s. Magyar Nyelvör XXV, 1896, S. 115), womit zugleich gesagt war, dass das Substantivum *varázs* nicht slavischen Ursprungs ist, sondern erst aus dem Zeitwort *varázsol* (= *vražiti*) abstrahirt ist. Die alte Sprache kennt nämlich das Wort gar nicht, es scheint von Verseghy (1757—1821) gemacht worden zu sein, der es liebte, die »schlummernden Wurzeln« zum Leben zu erwecken (vgl. Simonyi, Magyar Nyelv. I, S. 252 f.).

Mehrere ungarische Wörter sollen schon in jener alten Zeit in das Russische und »in das Slovenische an der unteren Donau« Eingang gefunden und theilweise durch diese Sprachen sich weiter verbreitet haben. Ausser dem schon von Miklosich richtig als ungarisch erkannten russ. *šalaš*, poln. *sałasz szalasz* u. s. w. = ung. *szállás* (s. Fremdwörter unter *salaš* und Die slav., magy. u. rum. El. im türk. Sprachsch. 1889, S. 20) wird auch asl. *birъ* census und was dazu gehört für ungarisch erklärt = ung. *bér* Lohn, Dienstgeld (vgl. EW. unter *birъ* und Munkácsi, Nyelvtudományi Közlemények XVII, S. 94). Ueber das Verhältniss von ung. *bátya*, *gatya*, *kutya* zu *bašta*, *gašti*, b. *kuče* hat der Verfasser seither einen Wandel in seiner Anschauung angekündigt (Ethnographia X, S. 333), dagegen sind noch *lopuchъ*, *olovo* und s. *loboda*, r. *lebeda*, p. *łoboda* als solche Wörter zu nennen, die M. in letzter Linie für ungarisch hält (ung. *lapú*, älter *lapuh* Klettenstrauch; *ólom* Blei, woneben ein **óló *ólov* vorausgesetzt wird, das den slavischen Wörtern zu Grunde liegen soll; *laboda* »Melde« heute »in slavischer Form«, ursprünglich aber angeblich **lobod*, **labad*, s. S. 414—416). Dieser Abschnitt schliesst mit einer Bemerkung, die für den beneidenswerthen Muth des Verfassers, mit dem er den Schleier der dunkelsten Vergangenheit zu lüften versucht, recht charakteristisch ist: »Bei diesem Punkte, meint er S. 416, seien wir dessen eingedenk, dass nicht das ganze Ungarnthum es war, das, nach Pannonien gekommen, hier sich eine Heimath erworben hat, sondern dass es auch, und zwar in nicht unbedeutender Anzahl, von ihm losgetrennte Zweige gab; namentlich jener, welcher mit den Bulgaren zusammen im VII. Jahrhundert in die Gegend des Mittellaufes der Wolga, und jener andere, welcher zur Zeit der Wanderung nach dem Etelköz gegen Persis zu wanderte. Die in der ungarischen Sprache nicht vorkommenden, aber im Slaventhum noch übriggebliebenen Wörter ungarischen Ursprungs können eventuell auch aus der Sprache dieser losgerissenen Ungarn stammen«.

Doch nicht nur die Ungarn, sondern auch die mit ihnen verwandten Völker waren schon sehr früh mit den Slaven in Berührung gekommen, »obwohl, wie der Verfasser meint, die Gebietsisolirung derselben vom Slaventhum durch die Einkeilung des Türkenthums schon in die Zeit des Beginnes der Völkerwanderung verlegt werden kann«. So wird ein Zusammenhang gesucht zwischen dem russ. »Sonnengott« *Chorsъ* (bulg. *Chrъs*) und dem wogul. *Kworès*, *Numi-Kworès*, einem Beinamen des Himmelsgottes; das bulg. *sъselъ* Ratte, r. *suslъ*, *suselikъ* »mas citellus« und böhm. *sysel* Erdziesel werden mit *sossël* zusammengebracht »ein drachenartiges, sagenhaftes Thier in wogulischen Heldenliedern«, und zwar soll in diesen und anderen Fällen das Slavische auf das Ugrische gewirkt haben. In anderen Fällen soll die Beeinflussung in umgekehrter Richtung stattgefunden haben. Von den hierher gehörigen Fällen will ich Einen besonders besprechen, die anderen nenne ich bloss. Ugrischen Ursprungs sollen sein russ. *věža* »Wartthurm, Hütte«, asl. *kotьcь* »cella« resp. dessen Stammwort *kot*, das aus dem Serbischen und Böhmischen angeführt wird, russ. *syčъ*, böhm. *sýc* »Eule, strix passerina«, russ. *mo-roška*, poln. *mroszka* »rubus chamaemorus«, asl. *iva* (das russische Wort transkribirt der Verfasser mit *jiva* !!) und alles was mit diesen Wörtern in den anderen slavischen Sprachen zusammenhängt. Wie wenig der Verfasser dabei in das feinere Detail eindringt, das bei derartigen Grenzstreitigkeiten doch allein entscheiden kann, möge die Ausführung über die slavischen Namen des Sperlings zeigen: »Slav. **vorbъ* (ungar. *veréb*) = Sperling, von dem in den heutigen slavischen Sprachen nur weitergebildete Formen (altslov. *vrabij*, *vrabьcь*, neuslov. *vrabelj*, *vrabec*, russ. *vorobej*, *vorobec* u. s. w.) bekannt sind, während das ungar. *veréb* (Sperling) und finn. *varpu* die reine Stammform zeigen = wogul. *vorèp*, *vōrèp* (samenbrechender Rabe), mit dem sie[1]) dieselbe Wurzel haben und somit die Ursprünglichkeit des Wortes bezeugen: ostjak. *vorš*, syrjen. *variš* (Habicht), finn. *varekse*, mordwin. *varsi* (Krähe) u. s. w.« Bekanntlich weisen die slavischen Sprachen alle Einen Namen für den Sperling auf, der sich auf eine gemeinsame Grundform zurückführen lässt, während wir in den ugrischen Sprachen nur im Finnischen und Ungarischen eine übereinstimmende Benennung für diesen Vogel finden. Dennoch soll nicht das finnische *varpu* und das ungarische *veréb* aus dem Slavischen stammen, sondern die Slaven sollen den Namen aus dem

[1]) Das Wörtchen »sie« fehlt in der Uebersetzung.

Ugrischen bekommen haben, doch nicht etwa weil sich im Finnischen und Ugrischen die Stammform zeigt, während die slavischen Sprachen ohne Unterschied Ableitungen verschiedener Art aufweisen? Das wäre wohl nur dann stichhaltig, wenn wir annehmen wollten, dass die Stammform im Slavischen überhaupt nie existirt hätte. Sehen wir einmal, zu was für Konsequenzen eine derartige Annahme führen würde! Die Slaven hören, dass ein ugrisches Volk den Sperling **vorb* nennt, und nehmen diesen Namen herüber, jedoch nicht unverändert, sondern mit Hinzufügung einer Bildungssilbe. Das wäre wohl denkbar, aber schwer denkbar ist, dass **alle** Slaven gleich bei der Uebernahme eine Bildungssilbe anfügen und doch nicht dieselbe, also scheinbar ohne jeden Grund in dem einen Punkte gemeinschaftlich vorgehen, in dem anderen, der Art der Fortbildung aber auseinandergehen. Ich glaube mit der Annahme, dass die slavischen Wörter ugrischen Ursprungs seien, kommen wir durchaus nicht um die Nothwendigkeit herum anzunehmen, dass die Stammform auch im Slavischen einmal habe existiren müssen. Der Wechsel des Vokals, der sich im ung. *veréb* dem finn. *varpu* gegenüber zeigt, lässt sich bekanntlich im Slavischen leicht erklären, wir hätten es mit einem Falle wie s. *orah*, r. *orêchъ* zu thun, und der Verfasser selbst führt dies auch nicht als Schwierigkeit an. Ich habe früher angenommen, dass im ungar. *veréb* die Stammform mit *é* (**vrêbъ* vgl. wr. *verebej*) erhalten sein könne — s. Nyelvtudományi Közlemények XXVI, S. 330—334, ähnlich wie Mikkola ursprünglich für finnisch *varpu* ein russ. **vorbъ* annimmt. Es will mir nicht recht einleuchten, wie Mikkola jetzt das schliessende *-u* im Finnischen aus »volksetymologischer anlehnung an *varpu* **'blätterloser baumzweig'**« erklären kann (Berührungen zw. d. westfinn. u. slav. Sprachen 1894, S. 104), Thatsache ist aber, dass er seine frühere Annahme fallen gelassen: »wegen des auslautenden *u* in *varpu* ist kaum eine urruss. form **vorbъ* anzunehmen«. Was das ung. *veréb* anbelangt, so halte ich es jetzt ebenfalls nicht für unmöglich, dasselbe auch ohne Annahme einer noch im Slavischen vorhandenen Stammform aus einer Nebenform zu *vrabъj*, *vrabij*, nämlich aus **vrêbъj*, *vrêbij* zu erklären. Da kein ähnliches Wort in das Ungarische Aufnahme gefunden hat und wir auch nicht mit apodiktischer Gewissheit sagen können, wie der Auslaut -ьн, -нн, den wir mit *ъj*, *ij* zu transkribiren pflegen, im Bulgarischen gelautet hat, so lässt sich darüber natürlich nur eine Vermuthung aussprechen, was einem **vrêbъj*, **vrêbij* im Ungarischen hätte entsprechen können, doch

scheint es mir nicht unmöglich anzunehmen, dass daraus im Ungarischen zunächst **vrébi* hätte werden können, aus dem sich dann später **verébi* nach dem oben öfter berührten Grunde entwickelt hätte. Da aber schliessendes *-i* im Ungarischen im Laufe der Zeit vielfach abfällt (*olasz* Italiener ist aus der Pluralform des gleichbedeutenden kroat. *Vlah*, also *Vlasi*, entstanden und die ältere Form *olaszi* ist noch nachweisbar), so kann *veréb* sehr wohl auf einem älteren **verébi* beruhen. Sollte Jemand auch die Annahme einer Nebenform **vrébij* zu asl. **vrabij* zu kühn finden, so bleibt immer noch die Möglichkeit, ungarisch *veréb* direkt aus *vrabij* zu erklären durch einen Wechsel von **varábi* zu **verébi*, der sich durch die nicht wegzuleugnende Thatsache stützen lässt, dass im Ungarischen tieflautende Wörter zuweilen in die hochlautende Reihe umschlagen, vgl. slav. *čaša* > ung. *csésze* Schale zum Trinken (*sz* ist durch Dissimilation entstanden — eine Form **csése*, wie sie in Miklosich's Werken zu lesen ist, gibt es nicht!). Man sieht, wie wenig sicher die Basis ist, auf welcher der Verfasser das ungarische *veréb* dazu benutzt, um im Verein mit finn. *varpu* die Namen des Sperlings in sämmtlichen slavischen Sprachen für ugrisch zu stempeln [1]). Schliesslich will ich noch bemerken, dass die um sich greifenden Weiterbildungen in den slavischen Sprachen, die das Stammwort ganz in Vergessenheit haben gerathen lassen, seinen Grund in dem intimen Verkehr des Menschen mit diesem kecken, munteren Vogel hat; ähnlich finden wir ja auch im Deutschen statt des ahd. *sparo*, mhd. *spar* heute das diminutive *sperling*, im Fränkischen *sperk*, im Schwäbisch-baierischen *spatz*, was nach Kluge vielleicht eine Koseform ist.

»Im Anschlusse an die Beweisführung für die alte Zeitperiode der slavisch-ungarischen ethnischen Berührung« weist der Verfasser darauf hin, dass die Slaven einige Wörter gerade jenem türkischen Volke entlehnt hätten, mit dem die Ungarn auf das innigste verbunden waren, als sie aus ihrer Urheimath nach Westen zogen. Ein charakteristischer Zug in der Sprache dieses tschuwaschisch-türkischen Stammes ist der Wandel des gemeintürkischen *z* zu *r*. So soll dem asl. *svraka* und den Reflexen

---

[1]) Uebrigens ist es für unseren Verfasser charakteristisch, dass ihm mehr als 2 Jahre nicht genug waren, den Widerspruch zu bemerken, der darin steckt, wenn er hier das slavische Wort für ugrisch erklärt, oben dagegen auf S. 253 *veréb* entschieden für ein slavisches Wort erklärt: »*Medve, veréb, récze, galamb, csuka, bolha, zab* aber sind slavische Wörter, deren ursprünglichen Ausdruck wir in allen ungarischen Sprachquellen vergeblich suchen«!!

desselben in den übrigen slavischen Sprachen sammt dem aus dem Slavischen stammenden ung. *szarka* in letzter Linie eine tschuwaschische Umprägung eines türk. Wortes zu Grunde liegen, das burjetisch-mongol. *šāzagai*, *šādziga*, khalka-mongol. *šiγazaγai*, tungulisch *šādžiga*, kojbaltatar. *sāskan*, *sāskėn* lautet und ebenfalls »Elster« bedeutet (S. 419). Etwas auffallend ist hierbei, dass die Ungarn, wenn sie das Wort *szarka* schon in ihrer alten Heimath bekommen haben, es auf einem so grossen Umwege erhalten haben und nicht direkt von den Tschuwaschen, mit denen sie doch auch sprachlich so innige Beziehungen hatten. Auf demselben Einfluss soll auch der erste Theil von r. *gornostaj*, p. *gronostaj*, böhm.-slovak.[1]) *hranostaj* »Hermelin« beruhen. Bulg. *granica grъnica* und serb. *granica* »Art Eiche« werden auf Grund der von Miklosich vermutheten Grundform **gornica* mit »bulg. *gorun* (Art Buche)«[2]) verglichen und mit dem türkischen Namen der Birke in Zusammenhang gebracht. Auch asl. *grъnъ*, *grъnьcь* und alles, was in den übrigen slavischen Sprachen entspricht, soll auf tschuwaschisch *xoran*, *xuran* »Kessel« zurückgehen.

Auch anderen derartigen türkischen Lauteigenthümlichkeiten spürt der Verfasser in den slavischen Sprachen nach. Ich will nur Ein Beispiel dafür anführen, wie ihm das Einfachste nie einfach genug ist, wo er ein Wort auf eine recht komplizirte Art erklären kann. Die »Molken«, auch »Käsewasser« genannt, werden als Nebenprodukt bei der Käsebereitung gewonnen. Kein Mensch wird sich demnach wundern, wenn der slavische Name der Molken auf dem gemeinschaftlichen Namen des Käses *syrъ* beruht, und man kann wohl Miklosich beistimmen, dass »diesen theilweise arg verunstalteten Wörtern **syrovatъ* käsig zu Grunde liegt« (EW. unter *syrŭ* 2.). Doch unser Verfasser findet dies gar zu einfach, und weil es im Russischen, auch da nur im Grossrussischen, denn im Klruss. heisst es ja noch *syrovatka*, im Wruss. mit volksetymologischer Anlehnung — an *voda* Wasser *syrovodka* (vgl. deutsch »Käse**wasser**«!), ich sage weil im Russischen die Molken mit Lautumstellung *syvorotka*[3]) heissen, scheint das Wort dem Verfasser türkisch zu sein: jakut. *suorat* saure Milch, tschagat. *džugrat*, osman. azerbajd.

[1]) »Sloven.« für slovak. ist ein Druckfehler.

[2]) Ich kenne bloss serb. *gorun*, das ebenso wie das rumän. *gorun* eine Eichenart bezeichnet.

[3]) *Syvorotka* ist, nach dem wr. *syrovodka* (spr. *syrovotka*!) zu urtheilen, zunächst aus einem *syrovotka*, d. i. *syrovodka* entstanden.

jogurt, joyurt! (S. 420). Man sieht wieder, mit welcher Vorsicht man des Verfassers Behauptungen auch auf diesem Gebiete entgegennehmen muss.

Wir sind am Schlusse angelangt. Der Verfasser stellt noch einmal die Hauptresultate seiner Untersuchungen zusammen, erwähnt noch einmal »die slavischen Lehnwörter mit altslovenischer, **walachisch-slavischer** Lautbildung« (S. 421, P. 2) und sonst dergleichen, was uns schon bekannt ist, aber bevor er die Feder niederlegt, wirft er noch eine Leuchtkugel über das Dunkel der verschwundenen Jahrhunderte. Er gibt nämlich S. 422, P. 5 zu, dass es neben der älteren Schicht des slavischen Einflusses auch eine aus einer jüngeren Zeit gibt, »die hauptsächlich südslavischen Charakter aufweist«, und setzt dann also fort: »Ein solches sehr wichtiges Wort der ältesten staatlichen Institutionen ist *megye*, in alter ungarischer Form auch *megya* (= kroat., serb. *medja*) ‚Comitat', welches — hätte die Hauptmasse der slavischen Bewohnerschaft Ungarns einer Sprache altslovenischer Art sich bedient — jedenfalls *mesgye* (altsloven. *mežda*) lauten würde, welches Wort der älteren slavischen Schichte in der Bedeutung ‚Grenzfurche' gebraucht wird.« Man höre nur: »hätte die Hauptmasse der slavischen Bewohnerschaft Ungarns einer Sprache altslovenischer Art sich bedient«, so würde der ungarische Name für das Komitat nicht *megye*, sondern »**jedenfalls** *mesgye* lauten«! Jedenfalls? Etwa auch dann, wenn diese, staatlich vielleicht lose organisirten, Slaven die Komitatseintheilung überhaupt nicht gekannt haben? Auch wenn *mežda* bei ihnen nie etwas anderes als »Grenzfurche« bezeichnet hat? Es ist dies wieder eine Logik, deren Gesetze mir vollkommen fremd sind.

Wenn ich angesichts alles dessen dabei verharre, anzunehmen, dass die Mehrzahl der slavischen Elemente in das Ungarische jedenfalls erst in ihrer jetzigen Heimath gelangt ist, so lege ich darauf wahrlich kein grosses Gewicht, dass es ein Leichtes war, Munkácsi's Argumente zu widerlegen. Er hat sich an die Lösung des schwierigen Problems ohne jeden wissenschaftlichen Ernst gemacht, so dass es ihm nicht einmal gelungen ist, wenn auch gegen seinen Willen, zu beweisen, dass aus dem Russischen **kein** Wort in das Ungarische aufgenommen worden ist, dass die Bulgaren **nicht** schon an der Donaumündung auf die Sprache der Ungarn eingewirkt haben, denn es liesse sich ja sehr wohl denken, dass ein Sachverständiger einen derartigen Einfluss weit im Osten mit ganz anderen Gründen zu stützen im Stande wäre. Bis aber

ein derartiger Beweis geführt wird, bin ich genöthigt anzunehmen, dass ein namhafter Einfluss einer slavischen Sprache in der früheren Heimath nicht stattgefunden hat. Ich gehe dabei von der Thatsache aus, dass die slavischen Elemente im Ungarischen nichts speciell Russisches aufweisen, dass im Gegentheile Wörter wie *drága* (= *draga-drago*), *kalász* (= *klasъ*), *cserép* (= *črěpъ*) *zsilip*, alt *zselyéb* (= *žlěbъ*) u. s. w. entschieden gegen einen derartigen Einfluss Zeugniss ablegen. Alle lautlichen Momente sprechen für die Annahme dessen, dass die Mehrzahl der Wörter aus einem Dialekte stammen, den wir heute bulgarisch nennen würden.

Ob nun solche bulgarische Slaven auf die Sprache der nördlich von der Donaumündung vermuthlich nur ganz kurze Zeit, vielleicht nur einige Jahre, hausenden Ungarn eher einen Einfluss hätten ausgeübt, als die Russen, ist doch mehr als fraglich. Ueberdies deutet der bulgar. Name der Stadt *Pest* (spr. Pešt!) im Verein mit dem slavischen Theil der christlichen Terminologie der Ungarn, der unmöglich in so früher Zeit in der alten Heimath aufgenommen werden konnte, mit grosser Bestimmtheit auf Ungarn als den Schauplatz hin, wo diese gewaltige sprachliche Beeinflussung der ungarischen Sprache von Seiten der Slaven stattgefunden hat. Etwas speciell »Orientalisches« ist dieser slavischen Sprache nicht anzumerken: es ist ein Dialekt, der dem Altslovenischen der ältesten Quellen äusserst nahe gestanden haben muss, nur darin sich scharf von ihm abhebt und mehr auf die westbulgarischen Dialekte hinweist, dass *ě* nie mit *ja* zusammenfällt, sondern ursprünglich ein deutliches, wenn auch offenes langes *e* ist[1]) (*déd*, *néma*, *lép*, *répa*, *szomszéd* u. s. w. u. s. w., aber *jászol* = *jasli*, *család* = *čeljadь*). Der bulgarische Charakter wird übrigens durchaus nicht bloss durch die allerdings nicht sehr zahlreichen Fälle, wo das charakteristisch bulgar. *št-žd* reflektirt wird, gesichert, sondern tritt auch in überraschender Weise in den vielen Wörtern zu Tage, welche asl. *rъ-rь* und *lъ-lь* spiegeln, wie ich gelegentlich nachweisen will.

Dass aber die Untersuchung über die auch für die Slavisten im höchsten Grade interessanten slavischen Elemente im Ungarischen irgendwie zu einem Abschlusse gekommen sei, glaube ich weniger als irgend Jemand, und Niemand würde eine wirklich ernste, wissenschaft-

---

[1]) Die heutige geschlossene Aussprache ist erst später eingetreten, wie dies die ungarischen Sprachforscher öfter nachgewiesen haben.

liche Arbeit auf diesem Gebiete freudiger begrüssen, als ich, selbst wenn ich dadurch genöthigt wäre, meine Ansicht über Ort, Zeit und Art dieses Einflusses wesentlich zu ändern.

Budapest, den 6. März 1900. *Oskar Ásbóth.*

Slovenica.*)

V. Etymologisches $u = \ddot{u}$.

Der ganze Ostrand des slovenischen Sprachgebietes, von Radkersburg in Steiermark über Rann nach Unter- und Innerkrain bis gegen Görz hin, und weiter der äusserste slovenische Westen in Italien ist durch den Wandel des etymologischen *u* in *ü* gekennzeichnet. Die Erscheinung wird zwar oft erwähnt, ist aber bisher nicht einmal nach ihrem territorialen Umfange, geschweige denn nach ihrer Ausbreitung in einzelnen Dialecten genau bestimmt. Aus Steiermark und dem benachbarten Ungarn hat Žolgar im Programm des Krainburger Gymnasiums 1872 Einzelnes vorgebracht und die unglaubwürdige Regel aufgestellt, es bleibe das *u* ungetrübt, wenn es »kräftig« ausgesprochen werde, z. B. *hud*, *oguliti*, *kuzla*. Entsprechender, freilich sehr allgemein hat Miklošič, Gr. I². 327 die Sache dargestellt und auf Grund der Forschungen Baudouin de Courtenay's (Opyt etc.) auch das Resianische herangezogen, wo sich das *ü* nur aus langem *u* entwickelt. Endlich hat P. Škrabec, Cvetje XII. 10 vorzugsweise über das *u* Unterkrains (Reifniz) gehandelt; das *ü* ist hier ebenfalls an die Länge der Silbe geknüpft; so steht es wohl auch in Krupa bei Semič in Unterkrain, insoweit ich dies selbst beobachten konnte.

In St. Georgen a/d. Stainz (östl. Steiermark) geht nun jedes etymoogische *u* in *ü* über, das in unbetonten Silben zum unbestimmten, einem *e* nahestehenden Vocal wird; der Ausdruck Miklošič's: »in unbetonten Silben tritt *i* für *ü* ein« ist nicht passend, da er die Schrift, nicht die

*) Vergl. Archiv XXI, S. 199—212.

Aussprache trifft; diese letztere wird nicht durch die Schreibung *z lidmi*, *komi*, *jemi* wiedergegeben, sondern genauer durch *z lèdmi*, *komè*, *jemè*.

Von dieser Hauptregel ist nun ausgenommen:

I) das Präfix *u*, das sich a) entweder in den Consonanten *v* verdichtet (*vlomiti*, *ftrgati*, *Vrban*, *vžariti* etc.) und dann oft abfällt (*mreti* perfectiv, *božen*, *že*) oder b) als *uj* erscheint (*vujpati*, *vůjgnoti*, *vůjvreti* etc.) [1]; —

II) das durch Epenthese dieses Präfixes entstandene stammhafte *u*: *mujti*, *bujti*, *mujrati*, *vujati* etc., vergl. Arch. XXI, 201—202; —

III) die Präposition *vu* in *vujtro*, *vujpti*, sonst erscheint sie als *v*, vergl. Archiv XXI, 203; —

IV) *u* in einzelnen Wörtern: *hujd* (*hůjdič*), *mujmo*; — hier zähle ich auch eine Reihe von Wörtern auf, bei denen man grösstentheils von Onomatopoesie reden kann: *čuk*, *šuma* (aber *pošüm* neben *šomotati* aus *šumotati*), *šukati* (flott gehen), *pura*, *puran*, *pujcek* oder *puhec* (ein junges Schwein), *mujcika* (die Katze), *hukati* (auf etwas hinblasen), *bušiti* und *bufkati* (anstossen), *babura*, *uškati* (*uš* sagen), *rabuka*, *ružiti*, *podurniti*; *čupiti*, *Orša* = *Urša*; —

V) in vielen Lehn- und Fremdwörtern: *hujskati*, *vujkšati*, *judati* (quälen in geistiger Hinsicht; Etym.?), *judlek* (Narr), *cuker*, *koruza*, *murka*, *kamura*, *tucet* (= Dutzend), *rubiti*, *rumpa*, *punčuh*, *můstači*, *mutasti*, *kukovica*, *budalo*, *butasti*, *juli*, *juni*, *avgust*, *baruse*, *čuba*, *kaljun*, *čunta*, *gumbašnca*, *kukati*, *kruc*, *kuta*, *bundus* (ein Mantel), *funduš* ... Daneben gibt es eine grosse Zahl von Fremdwörtern mit *ü*: *Türk*, *püčel*, *pükša*, *püngrad* (Baumgarten), *nüna*, *lükati*, *lüknja*, *lük*, *lüštek*, *Jüri*, *fünt*, *günja*, *kapün*, *krbüla*, *küfer*, *püšpanj* (Buxbaum), *püta*, *pütra*, *štüca*, *štüpa*, *tünja*, *vüra*, *lünek*, *cüg* = *uprega* (jung entlehnt ist *cug* = Eisenbahnzug).

Punkt IV. und V. sind als Ausnahmen von der Hauptregel zur Genüge erklärlich.

Punkt I. bis III. können wir unter dem Schlagwort »präfixaler Anlaut« zusammenfassen und sagen: *u* als präfixaler Anlaut geht nicht in *ü* über.

Anders steht es mit dem stammhaften *u* als Anlaut: *vük* (*uk*),

[1] Ausnahmen: *vüvorek* = *ugorek*, *vürčiti* = *uročiti*. Ueber diese zwei Fälle siehe Arch. XXI, S. 203—204.

rázemen (= *rázümen*), *vüčeni*, *vüha*, *vüsta*, auch *vüra*, zeigen, dass dieses *u* die Veränderung erleidet; merkwürdig ist nur das Verbum *večiti* (= *vüčiti*), das auch die Nebenform *fčiti* (= *učiti*) hat. Auch das aus *vъ-* entstandene stammhafte *u* geht in *ü* über: *vüš*, *vüzem*, *vüne*.

Warum bloss das präfixale anlautende *u* erhalten blieb, das stammhafte aber in *ü* überging, das wage ich nicht zu entscheiden.

Umgekehrt wollen wir jetzt zur Beleuchtung der Hauptregel schreiten. Da lässt sich ein terminus, ante quem die Bewegung von *u* zu *ü* ihren Anfang genommen, und ein terminus, post quem angeben; in ersterer Beziehung muss man sagen, dass dies früher geschah, als in den oststeirischen Dialecten das sonantische *l* in *u* überging; nun kann man diesen Zeitpunkt aus Mangel an historischen Sprachdenkmälern nicht bestimmen, wohl aber von den westlichen Dialecten behaupten, dass sie das sonantische *l* um 1550 im Allgemeinen aufgegeben haben: zur Festsetzung des terminus post quem dienen mir die Wörter *vüš*, *vüzem*, *vün*: da dieses aus *vъ-* hervorgegangene *u* in die Bewegung mit hineingerissen wurde, so musste diese später beginnen, als *vъ-* zu *u* wurde; leider lässt sich aber die Zeit des Ueberganges des *vъ-* zu *u* nicht fixiren.

1500 ergibt sich auch vom Standpunkte Unterkrains als der terminus ante quem, da das um die Zeit bereits vorhandene *u* aus langem *o* die Bewegung nicht mehr mitmachte.

Eine Erklärung des oststeirischen *ü* wollte wohl Miklošič mit den Worten gegeben haben: »In diesem teile des sprachgebietes ist das *u* der Reflex des silbenbildenden *l*«. P. Škrabec spricht den verborgenen Gedanken Miklošič's aus, wenn er es wahrscheinlich findet, man spreche in verschiedenen slov. Gegenden *ü* zum Unterschiede von secundärem *u* der betreffenden Dialecte. Nun lässt sich die Thatsache nicht leugnen, dass in Oststeiermark, wo jedes sonantische *l* zu *u* wurde, jedes etymologische (stammhafte) *u* in *ü* überging, in Unterkrain, wo bloss das lange *o* ein *u* ergab, auch nur das lange etymol. *u* sich in *ü* verwandelte, dass im Resianischen neben dem *u* aus betontem son. *l*, neben dem *u* aus langem *o* das *ü* langer Silben einhergeht.

Dieser Parallelismus besteht zweifellos; nur halte ich die Wendung Škrabec's »*radi razločevanja*« für verfehlt, da ich an eine beabsichtigte Unterscheidung nicht glauben kann; ich nenne es eine **Lautverschiebung.**

Den Wandel des *u* zu *ü* findet man weit verbreitet auf romanischem Sprachgebiete, im Französischen, Lombardischen und im Engadinerdialect. Wenn im Französischen *ü* vorzugsweise aus lateinischem langen *u* entsteht (nebstdem aus ursprünglichem *au*, *eu*, *ai*, *ui*), so stimmt dies mit der Ausbreitung dieses Lautwandels im Resianischen und im Reifnizer Dialect trefflich überein. Das romanische *ü* hat man auf keltische Einflüsse zurückgeführt.

Auf germanischem Sprachgebiete ist das neuhochdeutsche *ü* vom Vergleiche hier auszuschliessen, weil dieses auf combinatorischem Lautwandel beruht, eine Umlautserscheinung ist, das romanisch-slovenische *ü* aber mit dem Ablaut verglichen werden kann. Wohl aber ist das *ü* des Gottscheerdialectes nicht zu übersehen, das sich da aus kurzem und langem *u* entwickelt hat (Hauffen, Die deutsche Sprachinsel Gottschee, bezeichnet es mit *ů*, weil es zwischen *u* und *ü* liegt): *hůnt*, *ůnt*, *wůnkə* (= Funke), *shůmr* (= Sommer) — *hůət*, *gůət* etc. Im Bleiweis'schen Koledarček 1855—56 liest man, dass auch das inzwischen ausgestorbene Deutsch der Freisinger Ansiedler an der Sora in Oberkrain ein *ünser* gehabt habe. Da das Deutsche sonst diese Lautverschiebung nicht kennt, so dürften sie die Krainer Deutschen unter slovenischem Einflusse hervorgebracht haben, die Nachbarschaft von Reifniz und Gottschee macht es mehr als wahrscheinlich, die Sora-Deutschen hatten freilich keine *ü*-kavci zu Nachbarn.

Der slovenischen Dialectologie bleibt jetzt eine doppelte Aufgabe: 1) die genaue Darstellung des *ü* in einzelnen Dialecten, 2) die genaue Absteckung jenes slovenischen Ost-Süd-Westrandes, auf dem *ü* gesprochen wird.

VI. Epenthese des *j*.

a) *nach Vocalen.*

Im Dialect von Brezje bei St. Georgen a/d. Stainz tritt ein *j* nur hinter dumpfe Vocale und zwar regelrecht nur hinter *u*, sporadisch hinter *a* und *o*.

j erscheint hinter dem etymologischen *u*, wo es nicht in *ü* übergegangen ist, hinter dem präfixalen *u*, Punkt I., II., III. des vorigen Capitels; Punkt IV: *hujd*, *mujmo*, *pujcek*, *mujcika*; Punkt V: *hujskati*, *vujkšati*. Das *u* = *ļ* bekommt ein *j* nur in *skujza* = *solza*, auch in *plujsko* benachbarter Dialecte.

Bei *a* finde ich es nur in: *bajšti, flajšter, plajš, vrajžji*; bei einigen Adverbien: *zdaj, kočkaj* (= *količkaj*) — accentlos sinkt da das *-aj* zu einem offenen *e* herab: *gore, neke, se* (= *saj*), *kome, záke*; daneben die Adverbia: — *potle* (geschlossenes *e*), *od znotra, od zvüna, kda, včera.*

Hinter *o* finde ich ein *j* nur in den Wörtern: *bojše* (= *boljše*), *doj* (= *dol*), *škojnik* (= *školnik*)[1]. Bei *bojše* erinnert man sich sofort an Aehnliches aus dem äussersten slovenischen Westen, der *bujši, kjuča-nica, kraj* = *kralj* bietet (res.), *med judmi, peji, hvajen* = *hvaljen* (venet.); die Vorstufe zu diesem *j* bildet das sehr weiche *l* benachbarter Görzerdialecte, das die Italiener wie *li* nachsprechen, z. B. der Eigenname *Kralj* = *Krali*, doch gibt es in Kanal bei Görz schon ein *bojši*.

Diese Neigung zu weichem *l* theilt der slovenische Westen mit romanischen Dialecten, wo sich hinter *l* und *n* sogar etymologisch nicht begründete *j* einschleichen wie im Spanischen, *estrella, Sevilla*. Das *l* geht dann häufig selbst verloren und es bleibt bloss dessen palatale Afficirung als selbständiges *j*, daher spanisch *fijo* (= *filo*), französisch *bataille, conseil, famille, fille*, endlich wird im Italienischen lateinisch *clarus, flamma, flumen* zu *chiaro, fiamma, fiume* über *cljaro, fljam-ma, fljume.*

Wenn nun auch gerade der Friauler, der Nachbar des Görzer Slovenen, *flume* spricht, so hat er andererseits seinen *fij* und seine *fija* und dies erklärt zur Genüge die Erscheinung im Resianischen und Venetianisch-slovenischen; um so befremdlicher ist sie aber im steirischen Osten, wo es überhaupt kein weiches *l* mehr gibt, zumal in den Fällen *doj, škojnik*, wo es niemals ein weiches *l* gab.

Ich glaube, man wird hier von der Gleichheit des Resultates im Westen und im Osten nicht auf eine gleiche Entwickelung schliessen dürfen, sondern wird für den Osten annehmen: das harte *l* in *bolše, dol, školnik* wurde vom *o* assimilirt wie in *pô* = *pol, kočkaj* = *kolčkaj*; hierauf trat zu *o* das *j* wie sonstwo, bei *oster* etc. —

b) *Zum Consonanten n* (»unhistorische Erweichung« ?).

Während der Dialect ein *ŕ* oder auch nur ein *rj* gar nicht kennt und sich hierin dem Serbokroatischen nähert, weiters sein *l* in *polovica* und *bolje* gleich klingt, erscheint ein erweichtes *n* (*ń*) ungemein häufig

[1] In benachbarten Dialecten gibt es ein *ojster*, in Brezje noch *oster*; auch der Instrumental weiblicher *a*-Stämme lautet meist noch *z vodó* ohne *j*.

und zwar nicht bloss dort, wo es etymologisch gerechtfertigt ist, wie in *konj* = *koń*, *konjski*, *kranjski*, intervocalisch in *blanja* = *blańa*. *vinjak*, *menje*, sondern auch sonst oft vor jetzt consonantisch anlautenden Suffixen silbenschliessend:

I) Vor dem Suffix *ski*: *kršanjski*, *strašanjski*, *stranjski*, *vranjski* (von *vran* für *vrag*, ein Fluchwort), *grobjanjski*, *mašanjski* (Meissener-Aepfel), *firmanjski*, *lanjski*, *safrmjonjski*, *taljanjski*; Miklošič, Gr. II. 278 erwähnt noch: *danjski*, bei Dajnko, Gr. 131 finde ich *družbanjski*; von Ortsnamen abgeleitete: *ivanjski*, *ivanjšovski*, *petanjski*, *radgonjski*, *trbegonjski*, *kütonjski* von *Ivanjci*, ... *Radgona*, *Trbegonjci* ...; — daneben *sakrmenski*, *slovenski*, *latinski*, *ženski*, *tatinski*, *hajdinski*, *svinski*, *preklenski*, *frdamenski* (= verdammt) und von Ortschaftsnamen abgeleitete: *slabtinski*, *radinski*, *dragotinski*, *küpetinski*, *stanetinski*, *stavešinski*.

Man sieht: ein weiches *n* ist nur hinter einem *a* und *o* hörbar, nach einem *e* oder *i* ist es hart; für *u* finde ich kein Beispiel.

II) Bei von Adjectiven auf *-ski* mit dem Suffix *-jak* abgeleiteten Substantiven: *gostovanjšak*, *Kokolanjšak* (Ortsname); Miklošič, Gr. II. 278 führt noch *danjščak* an und schreibt pag. 244 *ženjščak*, was bei uns *ženščak* lautete.

III) Vor *-ci*, der consonantisch anlautenden Pluralform des Suffixes *-ec*, vor *-ca*, der übrigens seltenen kurzen Form des Suffixes *-ica*; *polanjci*, *Ivanjci*, *Petanjci*, *Moškanjci*, *Kütonjci*, *Trbegonjci*; diese Wörter sind als Eigennamen zunächst nur im Plural gebräuchlich (auch *polanjci* ist schon ein halber Eigenname); wenn dann der einzelne Bewohner *polanjec*, *Ivanjec* etc. heisst, so ist dies eine nach dem Plural gebildete secundäre Form und hat deshalb die Erweichung desselben; wo dagegen der nom. sing. als die Grundform gefühlt wird, da tritt auch vor der consonantisch anlautenden Form des Suffixes kein *j* auf: *konec-konca-konci* (ein Eigenname lautet regelrecht *Konjc*, weil der Halbvocal des Suffixes verloren gegangen); — *lákonjca* aus *lakom(n)ica*, *gibánjce* aus *gibánice*, *prédganjca* aus *predganica*; dieses letzte Wort lautet häufig schon *predgenca*, wie *rezenci* aus *rezanjci* (Nudel), indem das *a* unter dem Einflusse des *j* in offenes *e* umlautet, hinter dem *e* aber *j* nicht mehr hörbar ist, wie in den gleich folgenden Beispielen; — nicht erweicht ist *n* in *gósenca*, *lúčenca*, *Slabtinci*, *Radinci*, *Dragotinci*, *Küpetinci*, *Stanetinci*, *Stavešinci*.

Die Erweichung findet also auch hier nach den dumpfen Vocalen *a* und *o* statt, nicht nach den hellen *e* und *i*.

Merkwürdigerweise lauten jedoch bei den *e*-*i*-Beispielen die gen. plur.: *Slabtinjec*, *Radinjec*, *Dragotinjec* etc., altslov. Genitive ohne die Endung *-ov* (*-ev*), aber mit weichem *n*; dies führt mich auf die Vermuthung, dass es in einer früheren Periode auch *Slabtinjci* hiess, gen. *Slabtinjec*, *Slabtinjcem* etc., dass sich aber das *j* nur intervocalisch im gen. erhielt; darin bestärkt mich *svinski* neben *svinja* aus *svinjski*, wo sicherlich das *j* geschwunden ist[1]).

IV) Vor Suffixen *-ek* (*-k*, *-ki*), *-ka*, *-ko*: *žganjki*, auch im Sing. *žganjk*, *ostanjki* (nur im Plural gebräuchlich), *vanjk* = *ovinek*; *zanjka*, *zlatovranjka*, bei Vraz: »*A te črne vranjke 'do mi pokopanjke*«; *Danjko*, *Domanjko*, *Stanjko*, *Canjko* (*Canjkar*) als Eigennamen. Bei Miklošič, Gr. II. 257 liest man: *viranjek*, *bolanjek*, *brežanjek*, *grčanjek*, *listanjek*, 258: *grenjak* = *grenek*; keines dieser Wörter ist in St. Georgen gebräuchlich, sie würden jedoch gewiss *viranjk* etc. lauten; die Schreibung Miklošič's mit dem suffixalen *e* dürfte ebenso etymologisch sein, wie sie es bei *žgańek* für *žganjk* gewiss ist[2]).

V) Im Stamm einzelner Wörter: *Anjčika*, *anjgel*, *Hanjž*, *hanjžovec*, *vanjkiš*, *manjgati*, *štanjga*, *ganjg*, *planjka*, *šanjtati*, *lanjgati*, *šranjg*, *janjka*, *püšpanj*, *vanjcar*; *spanjčkati* und *anjčkati* führt Miklošič II. 471 aus der Kindersprache an. *Senje* ist *senjem*, gen. *senjmá*, *sejem* der westlichen Dialecte; *nanjč* = *namenjič*.

Auch in diesen Wörtern steht das weiche *n* hinter *a*; vgl. damit *šent*, *oženk*, doch auch *lanc*, *plantavi*, *kankole* (Schubkarren), *gvant*[3]).

Woher die Neigung zu diesem silbenschliessenden weichen *n*?

Miklošič, Gr. I. 338 nennt es eine »unhistorische Erweichung«. Man kann aber bemerken, dass das *j* an der Stelle des ausgefallenen weichen Halbvocals *ь* erscheint in Punkt I., II., III., auch in IV., da die Schei-

---

[1]) *mьnьši* klingt wie *mēši* für *manjši* des Westens, indem das *j* unhörbar wurde, das *n* aber nur in einer leisen Nasalirung des *e* eine Spur hinterliess.

[2]) Obwohl sich sonst das suffixale *e* in *-ec*, *-ek* durchaus erhält, überhaupt alle Vocale im Osten eine grosse Stabilität zeigen, so können wir hinter *n*, *r*, *l* doch ihren Ausfall in einigen Wörtern constatiren: *lanc*, *žganjk*, *vanjk*, *Konjc*, *gibanjca*, *lüčenca*, *gosenca*; *korc*, *norc*, *škvorc*, (*šterc* ist deutsch Sterz) neben *zágorec*, *zorec*; *palca*.

[3]) *fanjmešter* für *farmešter* (Pfarrer) des Westens ist **fanmešter*; *n* dissimilirt für *r* wie *mantra* aus *martra* etc.

dung von *-ьkъ* und *-ъkъ* nicht immer sicher ist. Punkt V. betrifft grösstentheils Fremdwörter.

Der Ausfall des Halbvocals *ь* bewirkt die Erweichung des vorangehenden Consonanten in allen nordslav. Sprachen und im Kleinrussischen. Am weitesten hat die Erscheinung im Polnischen um sich gegriffen: *pański*, *Poznańsk*, *Krasiński*, *Kosiński*, *kość*, *dzień*, *pieć* etc. Kleinrussisch: *państvo*, *pijaństvo*, *pohańskyj*, *hańba*, *host'ba* etc. Im Čechischen ist die Erweichung eingeschränkt und findet sich öfters in den Dialecten Mährens und der Slovakei, wo man *kořeň*, *kameň*, *paňsky*, *haňba*, *hoňba* hört; gewöhnlich ist sie in Fremdwörtern in Verbindungen *ňk*, *ňg*, *ňch*: *daňk*, *ryňk*, *Duryňk*, *šiliňk*, *Melaňchton*, *diftoňg* etc. (Gebauer, Historická mluvnice, I. § 294). Im Sorbischen erweicht der Abfall des *ь* am Ende von Wörtern den vorhergehenden Consonanten, im Inlaut aber geschieht dies nur im Niedersorbischen vor bestimmten Suffixen und an bestimmten Consonanten: vor *-ьba*, *ьcь* wird *t*, *d* zu *ś*, *ź*, *n* zu *ń*, *w* zu *ẃ* erweicht, im letzteren Falle bleibt nach Schwund des *w* die Erweichung als *j* zurück: *swaźba*, *pijańc*, *kamjeńc*, *młoźeńc*, *kóńc* (Mucke, Historische und vergl. Laut- und Formenlehre der niedersorbischen Sprache, § 64). Bei den Suffixen *-ьskyj*, *-ьstvo* wird durch das schwindende *ь* nur vorangehendes *n* und *w* (= *j*) erweicht: *žeński*, *dański*, *wojński*, *pijaństwo*, *kraléjski*, *bratšojstwo* etc. (§ 65).

Die Verhältnisse sind im steirischen Osten und in den nordslavischen so ähnlich, dass man auch bei diesem slov. Dialecte an eine »historische« Erweichung zu denken sich versucht fühlt. Dann ist eine neue Brücke geschlagen zwischen dem slavischen Süden und Norden (vgl. Arch. XXI. 212).

Eine weitere Verbindung zwischen nordslavischen Sprachen und dem Slovenischen stellt

VII. das Supinum

dar. Ein Supinum hat von den jetzigen slavischen Sprachen nur das Slovenische und Niedersorbische, in spärlichen Ueberresten auch das Böhmische. Zur Betrachtung der besonderen Accent- und Qualitätsverhältnisse dieser Form eignet sich jedoch nur das Slovenische, da das Niedersorbische den freien Accent und die alten Quantitätsunterschiede, das Böhmische den freien Accent verloren hat; dem Slovenischen ist daher in diesem Punkte jener Werth zuzuschreiben, der sonst in solchen Fragen dem Serbokroatischen zukommt.

Doch ist über das slovenische Supinum in der Slavistik bisher nicht mehr bekannt gewesen, als was Miklošič darüber gelehrt hat, Gr. IV². 874—875, III². 157, I². 335. Auch Florinskij, Lekcii po slavjanskomu jazykoznaniju, I. 472 geht wesentlich nicht darüber hinaus; nur sind ihm manche Unrichtigkeiten unterlaufen; so liest man pag. 483: Infinitiv *dati*, Supin *dat*, obwohl das Verbum als ein Perfectivum kein Supin hat; *védet* ist wohl eine imaginäre Supinform; *jêsti-jêst* zeigt den Quantitätswechsel nicht an, ebensowenig *plésti-plést*, *nésti-nést*, *péti-pét*: was soll *mrêti-mrét* bedeuten? Verkehrt ist die Aufstellung: *grébsti-grebst*, *péči-peč*, *bráti-brat* (eher *brati-brát*); das ganze Verbum simplex *dignoti* ist im Slov. wohl imaginär, ebenso das Supin *gorêt*; *hváliti-hvalit* ist nicht entsprechend.

Florinskij hat bei der Ausarbeitung dieses Capitels überhaupt ganz die Forschungen übersehen, die der verdienstvolle P. Škrabec über das Supin der westlichen slovenischen Dialecte in seinem Cvetje IV. 8—10, IX. 12 veröffentlicht hat.

P. Škrabec gelangt an erster Stelle zu folgendem Resultate: das Supin unterscheidet sich durch die Accentqualität vom kürzeren Infinitiv 1) bei den Imperfectiven der ersten Classe, 2) bei den Verben der 4. und 5. Classe, welche im part. praet. auf *l* vor dieser Endung den langen gestossenen (potisnjeni) Accent haben: *kosîl*, *orâl* — sup. *kosît*, *orât*, aber inf. *kosȉt* oder *kósit*, *orȁt* oder *órat*. Bei allen anderen Verben kann man ein vom kürzeren Infinitiv verschiedenes Supin nicht unterscheiden, ebensowenig bei jenen Verben der 1., 4. und 5. Classe, wenn sie durch Zusammensetzung mit Präfixen perfectiv wurden. Die Perfectiva haben somit kein Supin. — An der zweiten Stelle fasst Škrabec zunächst die Regel zusammen: Ein vom kürzeren Infinitiv verschiedenes Supin haben nur einige Verba, alle sind imperfectiva und nicht zusammengesetzt, in der Zusammensetzung verlieren sie das Supinum. Dann zählt er unter Heranziehung zweisilbiger Verba der dritten Classe die Verba ausdrücklich auf und constatirt: eine eigentliche Supinform gibt es nie in der zweiten Classe, bei der fünften (ersten Abtheilung) und bei der 6. Classe, bei der 4. Classe nur in bestimmten Gruppen. Ob in diesen Fällen die Supin- oder Infinitivform gebraucht wird, das müsse sich aus jenen Dialecten ersehen lassen, wo der Infinitiv noch sein volles *-ti* bewahrt hat.

Solche Dialecte sind nun einzig und allein die oststeirischen und benachbarten ungarischen Dialecte; mitten darin ist auch der Dialect

von St. Georgen a/d. Stainz. Es ist dies ein unicum in der Slavenwelt: Infinitiv rein auf *-ti*, das Supin wird formal und syntaktisch vom Infinitiv ganz genau unterschieden, nur von Imperfectiven gebildet und mit dem Genitivobject verbunden *).

Im Folgenden will ich die Verschiedenheit des Accentes und der Quantität des Supins und Infinitivs im Dialect von St. Georgen ins Einzelne klarlegen; dabei zeigt sich die Sonderung aller Verba in im Infinitiv zweisilbige und mehrsilbige angemessen.

A. Supina zweisilbiger Infinitive.

Die zweisilbigen Infinitive haben an ihrer Seite Supina, von denen Miklošič sagt, »dass sie die Länge lieben«.

Typ. a. Die Länge des Infinitivs wird im Supin doppelt (es ändert sich dabei wohl in einer von mir nicht fixirbaren Weise die Qualität des Accentes sowie in *glāva* : *glāv*) : *drēti-drēt*, *klēti-plēt*, *kūči-kūč*, *stāti-stāt*, *strēči-strēč*, *trēti-trēt*, *vlēči-vlēč*, *žrēti-žrēt*.

Typ. b. Die Kürze des Infinitivs wird zur Länge wie in a.: *krăsti-krāst*, *nĕsti-nēst*, *păsti-pāst* (pascere), *pĕči-pēč*, *plĕsti-plēst*, *prĕsti-prēst*; im Thema vocalisch auslautende: *pĕti-pēt* (canere), *pĭti-pīt*, *vĕĭti-vĕīt*, *brăti-brāt*, *prăti-prāt*, *scăti-scāt*, *spăti-spāt*, *zvăti-zvāt*, *žgăti-žgāt*. Diese Regel hat schon Miklošič aufgestellt, I. 335, doch gilt sie nicht für alle Infinitivkürzen, nicht für den

Typ. c., dessen einsilbige Supina kurzen Stammvocal zeigen: *mlĕti-mlĕt*, *tr̆ti-tr̆t* (Nebenform zu *trēti-trēt*, in der Bedeutung brecheln), *žĕti-žĕt*, *vrĕti-vrĕt*, *bĭti-bĭt*, *plăti-plăt*, *klăti-klăt*, *srăti-srăt*, *gnăti-gnăt*, *phăti-phăt*, *tkăti-tkăt*.

Ob *brĭti*, *plĕti*, *štĕti* zum Typ. b. oder c. gehören, kann ich vorläufig nicht entscheiden.

Woher der Unterschied zwischen *brăti-brāt* und *gnăti-gnăt*?

Die Verba des Typus b. zerfallen in consonantisch auslautende Wurzelverba und in im Infinitivthema vocalisch schliessende Verba; diese letzteren nun wandeln das part. praet. act. II. so ab: *pĭa sem*, *pīla sem*, *pilŏ jih je pet*; plur.: *pilĭ(ĕ) smo*; so auch: *bră*, *brāla*, *bralŏ*, *bralĭ(ĕ)* etc. dieser ganze Typus, zu dem auch das supinlose *biti*

*) Diese formale, quantitative und syntactische Unterscheidung zwischen dem Supinum und dem Infinitiv trifft auch für den kajkavischen Dialect in vollem Maasse zu.

(esse) : *bĭa*, *biló*, *dăti* : *dă*, *daló*, *djati* : *dja*, *djaló* und das contrahirte *stăti* : *stă*, *staló* gehört.

Dagegen finden wir beim Typ. c.: *mlĕa*, *mlēla*, *mlĕlo*, *mlĕli*(*e*); *bĭa*, *bīla*, *bĭlo*, *bĭli*(*e*) etc., — beim Typ. a.: *dŕa*, *dŕla*, *dŕlo*, *dr̄li* [1]); *klĕa*, *klēla*, *klēlo*; *kűka*, *kűkla*, *kűklo*; *strēga*, *strēgla*, *strēglo*, ebenso *vleči*, *žřeti* und *peti* vom Typ. b., *trēti* dagegen nur nach *tŕti* (Typ. c.).

Die partic. perf. pass. sind lang im Typ. b.: *nabrāni*, *oprāni*, *ozvāni* etc., kurz im Typ. c.: *zemlĕt*, *potr̆t*, *požĕt*; *óplani*, *zégnani* etc. (mit Zurückziehung des Accentes im comp. I), im Typ. a. — lang: *odŕti*, *preklēti*; *skűčeni*, *postréženi*, *povléčeni*.

Beachte den Gegensatz der Betonung in der Composition: part. praet. act. II.: Typ. b.: *nápja*, *napíla*, *nápilo*, *nápili*(*e*); *nábra*, *nabrála*, *nábralo*, *nábrali*(*e*) etc.; Typ. c.: *zémlea*, *zemléla*, *zemlélo*, *zemléli*(*e*), *póžja*, *požéla*, *požélo*, *požéli*(*e*) etc., nur (*o*)*srati* und (*ze*)-*gnati* zieht auch im fem. den Accent zurück: *ósrala*, *zégnala*; Typ. a.: *odŕa*, *odŕla*, *odŕlo*, *preklĕa*, *preklēla*, *preklēlo* etc. wie in den nicht componirten [2]).

* * *

Leskien hat in seinen »Untersuchungen über Quantität und Betonung in den slavischen Sprachen« I. 578 die serbischen zweisilbigen Infinitive mit zweisilbigen Substantiv- und Adjectivformen verglichen und gefunden, dass sie denselben Quantitätsgesetzen unterworfen sind. Hiervon will ich einen Schritt weiter gehen:

Passt *kűči*, *vlēči*, *drēti*, *plēti*, *trēti*, *zrēti* zum serb. gen. masc. *kljúča*, *lúga*, *trúda*, *úma* Leskien 542, *kríža*, *míra* 543, *grijèha* 544, *kúta*, *púta* 546, *hrásta*, *králja* 547, *gŕma* 548, so möchte ich die Supina des Typ. a. *kűč*, *vlēč*, *drēt*, *klēt*, *trēt*, *žrēt* (eig. *kűč* oder *kûč*) mit den Nominativen (Accusativen) *kljûč*, *lûg*, *trûd*, *ûm*, *krîž*, *mîr*, *grȉjeh* etc. vergleichen.

Den Typ. b. serb. *plèsti*, *nèsti*, *pàsti*, *pèći* bringe ich mit den gen. *gròma*, *stòga*, *bòja*, *bròja*, *kròja*, *bòra*, *dvòra* Leskien 535 zusammen,

[1]) In der Bedeutung: schreien dürfte das part. nach dem Typ. b. zu bilden sein: *pet otrok se je drló*.

[2]) Der Vollständigkeit halber sei noch das part. der conson. Wurzeln des Typ. b. dargestellt: *kră*, *krāla*, *krālo*(*i*) — *pókra*, *pokrála*, *pokrálo*(*i*); *nésa*, *nésla*(*o*, *i*) — *pŕnesa*, *pŕnesla*(*o*, *i*) ist angesichts des *r* jung aus *prinésa*; *păsa*, *pásla*, *páslo*(*i*) — *napása* etc.; *péka* wie *nésa*; *préa*, *prēla*, *prélo* — *napréa* etc.; *plĕa*, *pléla*, *plélo* (dieses Verbum nicht sicher).

daher die supina *plēst*, *nēst*, *pāst*, *pēč* (wohl *nêst*) mit den Nominativen. *grôm*, *stôg*, serb. *bôj*, *brôj*, *krôj*, *rôj*, *strôj* Leskien 535 (slov. wohl jetzt *bòj*, *ròj*...). — Die vocalische Gruppe des Typ. b. *pèti*, *pìti* etc. ist zu vergleichen mit *bȍga*, *mȍsta*, *nȍsa*, *plȍta*, *vȍza* Leskien 526, daher die Supina *pêt*, *pît* etc. mit den Nominativen: *bôg*, *môst*, *nôs*, *plôt*, *vôz* etc.

Der Typ. c. *mlèti*, *žèti* etc. erinnert an gen. *pȍda*, *skȍta*, *sȍka* Leskien 537, *dlȁna*, *grȁha*, *mrȁza*, *prȁga*, *zȅta*, *jȕga*, *krȕha*, *plȕga*, *djȅda*, *brȁta*, *rȕka*, *pȑsta*, daher das Supinum *mlět* (*mlȅt*), *žět* etc. an den kurzen Nominativ (-Accusativ): *pȍd*, *skȍt*, *dlȁn*, *grȁh* etc.

Hiermit stellt sich das Supin auch seinem Accente und seiner Quantität nach als eine Accusativform heraus.

Das Hauptgesetz über den Accentunterschied des Infinitivs und des Supinums gilt im bekannten umgekehrten Sinne für das Böhmische; nur fliesst dort der Typ. c. mit dem Typ. b. zusammen, wir haben nicht nur *mříti-mřét*, *píti-pít*, sondern auch *pláti*, *kláti-plat*, *klat*.

Allen mehr als zweisilbigen Infinitiven entsprechen im Böhmischen Supina mit den gleichen Quantitäten. Im slov. Westen zeigt sich auch da noch vielfach ein besonderes Supinum, wie dies Škrabec dargelegt hat (vgl. oben!); im slov. Osten aber beobachtet man zwischen mehrsilbigen Infinitiven und ihren Supinen recht mannigfache accentuelle und quantitative Unterschiede, wie dies aus dem Folgenden hervorgehen möge.

B. Supina mehrsilbiger Infinitive.

Die zweite Classe.

Die Verba der zweiten Classe haben im Allgemeinen keine Supina, weil sie meist perfectiv sind; ich kenne nur das in der speciellen Bedeutung: gierig essen imperfective Verbum *sȕniti* im Supinum, das ohne Quantitätsänderung *sȕnit* lautet [1]).

[1]) Die Verba der zweiten Classe zerfallen hinsichtlich der Betonung des Präsens und Infinitivs in folgende Gruppen:

Typ. a.: 1. *máhnem*, *máhnoti*, 2. *zadȓgnem*, *zadȓgnoti*;

Typ. b.: *gènem*, *genôti*;

Typ. c.: *oglȕšnem*, *oglȕšnoti*;

Typ. d.: *sȕnem*, *sȕniti*.

Die Participienbildung.

	Part. praet. act. II.	Part. praet. pass.
Beim Typ. a. 1.:	(*za*)*máhna*, *zamáhnila* (*o*, *i*);	(*obȓnjeni*, *a*, *o*).
2.:	(*za*)*dȓgna*, (*za*)*dȓgnila*, (*za*)*dȓgnilo* (*i*);	*zadȓgnjeni*, *a*, *o*.

Die dritte Classe.

Die Verba der dritten Classe haben im Präsens den Ton durchaus auf der Endung, im Infinitiv ist aber entweder der thematische Vocal betont (Typ. a) oder die Wurzel (Typ. b); beim Typ. a zieht das Supin den Accent zurück: *sedéti*, *držáti*, *ležáti*, (*bojáti se*) — *sédet*, *dȓžat*, *léžat*; beim Typ. b unterscheidet sich das Supin vom Infinitiv durch eine andere Accentqualität (Länge wie bei einsilbigen Supinen oben Typ. a und b); *bėžati*, *dīšati*, *klěčati*, *gūčati*, *krīčati*, *rēžati*, *tīščati*, *vrīščati*; *viseti*, *gȓmeti*, — *bȅžat*, *dȉšat*, *klečat*, *pričat*, *režat*, *tiščat*, *vrīščat*, *viset*.

Participienbildung.

	Partic. praet. act. II.	part. praet. pass.
Beim Typ. a.:	*séda*, *sedēla*, *sedēlo*(*i*)	
(comp.)	*óbseda*, *obsedēla*, *obsedēlo*(*i*);	*obležáni*;
Beim Typ. b.:	(*pri*)*bēža*, (*pri*)*bēžala*(*o*, *i*);	———.

Bei der vierten Classe

unterscheide ich fünf Typen: Typ. a. *mlātim*, *mlātiti* — *mlātit*; dabei ist gewiss *mlātit* länger als *mlātiti*;

Typ. b. *grābim*, *grábiti* — *grábit*;

Typ. c. *tajȉm*, *tajȉti* — *tajȉt*; das eigentlich hierher gehörige *včiti* (Präs. *včim* ist verkürzt) zeigt uns schon die Verwandtschaft dieses Typus mit dem Typ. b. einsilbiger Supina;

Typ. d. *vózim*, *vozíti* — *vózit*;

Typ. e. *púnim*, *púniti* — *púnit*.

Die Typen c. und d. haben im Infinitiv den thematischen Vocal betont und doch rückt bloss Typ. d. den Accent im Supin auf die Wurzel zurück, vgl. Präsens *tajȉm* : *vózim*. Das Supin dehnt bloss den the-

---

Beim Typ. b.: *gȓna*, *gȓnola*, *genólo*(*i*),
(comp.) *prȇmekna*, *premȇknola*, *premeknólo*; *premȇknjeni*
Beim Typ. c.: *oglūšna*, *oglūšnola*, *oglūšnolo*; ———
Beim Typ. d.: (*po*)*sūna*, (*po*)*sūnila*, *posūnilo*(*i*): (*zrīnjeni*).

Zum Typ. a. 1, gehören noch: *mīnem*, *obȓnem*, *ogrnem*, *vtrnem*; *kradnem* (Inf. *krasti*), *ostanem* (Inf. *ostati*); zu 2.: *kūšnem*, *okisnem*, *stanem*, *padnem* *pljūnem*, *zginem*, *vgasnem*, *zdignem*. — Zum Typ. b.: *brsnem*, *vteknem*, *meknem* *ognem*, *pehnem*, *pokleknem*, *sklenem*, *zbodnem*, *vsehnem*, *včesnem*. —

Zum Typ. c.: *oslepnem*, *potihnem*; zum Typ. d.: *rinem*.

Diese zwei letzten Typen sind wenig zahlreich.

matischen Vocal, wenn dieser den Ton trägt, nicht auch die Wurzel, wenn diese betont ist (auch Typ. a. hatte ursprünglich den Ton auf dem thematischen Vocal).

Participienbildung.

Part. praet. act. II.	part. praet. pass.
Beim Typ. a.: *(ze)mlấta*, *(ze)mlắtila* (*o*, *i*);	*zemlắčeni* (*a*, *o*)[1]);
Beim Typ. b.:	
(na)grába, *(na)grābila*, *(na)grăbilo* (*i*);	*nagrắbljeni* (*a*, *o*)[2]);
Beim Typ. c.: *kosìa*, *kosìla* (*o*, *i*)	
(comp.) *pokósa*, *pokosìla*, *pokősilo* (*i*);	*pokőšeni* (*a*, *o*)[3]);
Beim Typ. d.: *vóza*, *vőzila*, *vozìlo* (*i*)	
(comp.) *póvoza*, *povőzila*, *povozìlo* (*i*);	*povőženi*;
Beim Typ. e.: *(na)púna*, *(na)púnila*, *(na)púnilo* (*i*);	*napúnjeni*.

Zum Typ. a. gehören noch: *kűpiti*, *ljűbiti*, *robiti*, *skűbiti*, *trebiti*, *trobiti*, *vabiti*, *bloditi*, *hvaliti*, *kűriti*, *brűsiti*, *soditi*, *mesiti*, *trositi*, *lűščiti*, *rašiti*, *rešiti*, *dražiti*, *slűžiti*, *tožiti*, *motiti*, *muviti*, *vlačiti*, *krčiti*;

Zum Typ. b.: *jezditi*, *gladiti*, *vaditi*, *misliti*, *siliti*, *račűniti*, *meriti*, *pariti*, *kvasiti*, *vesiti*, *strašiti*, *prašiti*, *pražiti*, *plűžiti*, *blatiti*, *pečatiti*, *plesniviti*, *staviti*, *špičiti*;

Zum Typ. c.: *saditi*, *kositi*, *loviti*, *műditi*, *rediti*, *hladiti*, *kaditi*, *smoditi*, *dojiti*, *gnojiti*, *kaliti*, *zvoniti*, *cepiti*, *gasiti*, *sűšiti*, *jeziti*, *mastiti*, *častiti*, *smetiti*, *svetiti* (feiern), *kriviti*, *včiti*;

Zum Typ. d.: *lomiti*, *drobiti*, *seliti*, *soliti*, *moliti*, *goniti*, *ženiti*, *škropiti*, *nositi*, *prositi*, *krstiti*, *močiti*, *svedočiti*, *hoditi*;

Zum Typ. e.: *raniti*, *čűditi se*, *čistiti*, *sititi*.

In der fünften Classe ersten Abtheilung
unterscheide ich ebenfalls fünf Typen:

Typ. a.: *pắram*, *pắrati* — *pắrat*; *pắrat* ist gewiss etwas länger als *pắrati*, cfr. 4. Classe, Typ. a.;

Typ. b.: *čắkam*, *čắkati* — *čắkat*, cfr. 4. Cl., Typ. b.;

Typ. c.: *grabljấm*, *grabljấti* — *grấbljat*;

Typ. d.: *pèljam*, *peljấti* — *pèljat*, cfr. 4. Cl., Typ. d.;

Typ. e.: *dèlam*, *dèlati* — *dèlat*, cfr. 4. Cl., Typ. e.

---

1) Reste älterer Betonung: *kűpljène hlačè* (Confectionswaare), *ljűbljèni človek*, o du mein Lieber!

2) Nur *poglájeni* (*a*, *o*) und *navájeni*.

3) Diese Betonung ist gewiss alt, sonst würde es nicht *vűčeni* (gelehrt) heissen, sondern etwa **včèni*.

Im Typ. b. und e. war der thematische Vocal des Infinitivs schon ursprünglich nicht betont, betont dagegen ist er im Typ. c. und d., wobei das Supin den Accent zurückwirft, betont war er ehemals wohl auch im Typ. a. — Der thematische Vocal des Supins ist nie betont, der betonte Wurzelvocal wird in seiner Quantität nicht verändert (doch Typ. a!).

Participienbildung.

	Partic. praet. act. II.	part. praet. pass.
Beim Typ. a.:	*(pre)pára*, *(pre)párala* (*o*);	*prepárani* (*a*, *o*)
Beim Typ. b.:	*(po)čáka*, *(po)čákala*, *(po)čákalo* (*i*);	*(posékani)*;
Beim Typ. c.:	*grâblja*, *grabljála*, *grabljálo* (*i*)	
(comp.)	*pógrablja*, » » ;	*pograbljáni* (*a*, *o*);
Beim Typ. d.:	*pėlja*, *pėljala*, *peljálo* (*i*)	
(comp.)	*zápelja*, » » ;	*zapėljani* (*a*, *o*);
Beim Typ. e.:	*(za)dėla*, *dėlala* (*o*, *i*);	*zadėlani*.

Zum Typ. a. gehören noch: *ladati*, *oponašati*, *plačati*, *pomagati*, *hrcati*, *lajati*, *božati*, *križati*, *davati*, *počivati*, *skrivati*, *postiljati*, *odevati*, *zevati*, *preživati*, *kihati*; *pošiljati*, *zbadati*, *omedlevati*, *ponüjati*, *ponavljati*, *zvažati*, *lamati*, *kalati*, *poslüšati*, *praskati*, *sküšavati*, *zagovarjati*, *zidati*, *vagati*, *vejati*, *vlevati*, *mujrati*, *vohati*, *sejati*, *püščati*;

Zum Typ. b.: *vračati*, *pokati*, *sekati*, *trgati*, *odpirati*, *razeganjati*, *zebirati*, *obetati*, *podirati*, *zavirati*, *požirati*, *zaklepati*, *spletati*, *potepati se*, *zažigati*, *zmetati*;

Zum Typ. c.: *igrati*, *mrmrati*, *ravnati*, *brbrati*, *kašljati*, *veslati*;

Zum Typ. d.: *henjati*, *senjati*, *obečati*, *vonjati*;

Zum Typ. e.: *kimati*, *rigati*, *tirati*, *kidati*, *kožühati*, *predgati*, *devati*, *ogrebati*, *pljüvati*, *kljüvati*.

Die zweite Abtheilung der fünften Classe hat 5 Typen:

Typ. a.: *pīšem*, *pīsati*—*pīsat*, cfr. 4. Cl. Typ. a., 5. Cl. 1. Abth. Typ. a;

Typ. b.: *mážem*, *mázati*—*mázat*, cfr. » b., » b;

Typ. c.: *órjem*, *oráti*—*orát*, cfr. Typ. b. zweilbiger Infinitive, und Typ. c. der 4. Cl.;

Typ. d.: *tėšem*, *tesáti*—*tėsat*, cfr. 4. Cl. Typ. d., 5. Cl. 1. Abth. Typ. d, vielleicht lässt sich das zweisilbige *plati*, *srati* (Typ. c) hierherziehen;

Typ. e.: *išem*, *iskati*—*iskat*, cfr. 4. Cl. Typ. e., 5. Cl. 1. Abth. Typ. e.

Die Typen c. und d. haben im Infinitiv den thematischen Vocal betont und doch rückt bloss Typ. d. im Supin den Accent auf die Wurzel zurück; ursprünglich war auch noch im Typ. a. der thematische Vocal betont, cfr. böhmisch *psáti*. — Der betonte **thematische Vocal** des Supins wird gedehnt, der betonte Wurzelvocal nicht.

Participienbildung.

	Partic. praet. act. II.	part. praet. pass.
Beim Typ. a.:	*(na)písa*, *(na)pīsala* (*o*, *i*);	*napīsani a*, *o*);
Beim Typ. b.:	*(na)máza*, *namǎzala*, *(na)mázalo* (*i*);	*namǎzani* (*a*, *o*);
Beim Typ. c.:	*orá*, *orǎla* (*o*, *i*)	
(comp.)	*zóra*, » ;	*zorāni* (*a*, *o*);
Beim Typ. d.:	*tésa*, *tésala*, *tesálo* (*i*);	
(comp.)	*ókopa*, *okópala*, *okopálo*;	*otésani* (*a*, *o*);
Beim Typ. e.:	(*po*)*íska*, *ískala* (*o*, *i*);	*poïskani* (*a*, *o*).

Zum Typ. a. gehören noch: *pihati*, *plesati*, *kazati*, *lizati*, *vezati*, *letati*, *skakati*, *sükati*, *kopati* (baden), *plesati*, *šivati*, *gibati*, *süvati*, *obüvati*;

Zum Typ. b.: *brisati*, *rezati*, *sipati*, *stepati*, *zdigati*, *natakati*;

Zum Typ. c.: *jemljem*, *jemáti*—*jemǎt*;

Zum Typ. d.: *brsati*, *kresati*, *česati*, *lagati*, *drgetati*, *metati*, *ropotati*, *žvekati*, *trepetati*, *cepetati*, *kopati* (graben), *zobati*, *bobotati*, *ščegetati*, *klopotati*, *rezgetati*, *klepati*;

Zum Typ. e.: ——.

Viele Verba des Typus a. und b. schwanken zwischen der ersten und zweiten Abtheilung der fünften Classe; dabei nimmt die erste Abtheilung überhand.

Die Verba der **dritten** Abtheilung der fünften Classe haben durchaus zweisilbigen Infinitiv.

Die Verba der **vierten** Abtheilung sind grösstentheils in die erste Abtheilung übergegangen: *séjam*, *síjam*, *véjam*; *pljüvam*, *kljúvam*, *sűvam* (die letzten drei auch nach der zweiten Abtheilung: *plűvljem* etc.), im Infinitiv bleibt der Accent. *séjati*, *sījati* etc.; *róvam* (oder *róvljem*) hat aber im Infinitiv *rováti*. Diese Verba sind nach ihren Typen zu behandeln.

Besonders zu erwähnen ist bloss: *sméjem*, *smejáti* — *smejǎt* (doch vielleicht auch *sméjat*); *kovām*, *kováti* — *kovǎt* (eig. die erste

Abtheilung); vom Supin dieser zwei gilt das oben bei *orati*, 2. Abth. Typ. c. Gesagte. (*Denem*), *djāti* hat kein Supin.

Participienbildung dieser drei Verba.

Part. praet. act. II.

smejá, *smejāla* (*o*, *i*) — *ková*, *kovāla*, *kovàlo* (*i*)

(comp.) (*na*)*smēja*, *nasmejāla*, *nasmējalo* (*i*); *skóva* (?) » »

djá, *djāla*, *djaló* (*i*) wie Typ. b. zweisilbiger Infinitive. Passiv: *sko vāni*, *djāni*.

Sechste Classe.

Typ. a.: *küpūjem*, *küpevàti* — *kűpevat*;

Typ. b.: *vàrjem*, *vàrvati* — *vàrvat*.

Wenn der Accent des Infinitivs auf dem thematischen Vocale ruht, so fällt er im Supin vom Ende auf die drittletzte Silbe zurück, wo im Infinitiv der Nebenton ruht; hat schon der Infinitiv den Accent auf der Wurzel, so tritt im Supin keine Aenderung ein.

Participienbildung.

Partic. praet. act. II.

Beim Typ. a.: *kűpeva*, *kepűvala*, *kepevàlo* (*i*);

Beim Typ. b.: *vàrva*, *vàrvala* (*a*, *o*).

Part. praet. pass.: *strahovāni*, *vàrvani*.

Zum Typ. a. gehören: *küpevati*, *meševati*, *oznanjevati*, *straho vati*, *zdihovati*;

Zum Typ. b.: *vervati*, *blancovati*.

Unthematische Conjugation.

Participienbildung.

Part. praet. act. II.: *dă*, *dāla*, *daló* (*ī*);

(comp.) *ódda*, *oddāla*, *óddalo* (*i*);

véda, *vēdla*, *védlo* (*i*);

jēm, *jèsti*, *jést* .... *jèa*, *jēla*, *jèlo* (*i*);

(comp.) *pója*, *pojēla*, *pojèlo* (*i*);

bĭa, *bīla*, *biló* (*ī*).

* * *

Nur im Typ. c der 4. Classe und im Typ. c der zweiten Abtheilung der fünften Classe (nur *orati*, *jemati*), in den ursprünglich zur 4. Abth.

der fünften Classe gehörigen Verben *smejati* und *kovati* hat das Supin die Endsilbe (den themat. Vocal) betont; dieselbe ist dann allemal lang

Sonst betont das Supin die Wurzelsilbe; ist diese secundär auch schon im Infinitiv betont, so ist sie im Supin etwas länger (infolge veränderter Accentqualität!): dritte Classe Typ. b, vierte Classe Typ. a, fünfte Classe I. Typ. a, II. Typ. a; ist aber die Wurzelbetonung des Infinitivs eine ursprüngliche, dann ist der Wurzelvocal im Inf. un im Supin gleich: 4. Classe Typ. b, e, 5. Cl. I. Typ. b, e, II. Typ. b, 6. Cl. Typ. b; kurz lässt das Supin den Wurzelvocal auch, wenn bloss der Inf. den themat. Vocal betont: 3. Classe Typ. a, 4. Cl. Typ. d, 5. Cl. I. Typ. c, d, II. Typ. d, 6. Cl. Typ. a.

Wo war das Supin mehrsilbiger Themen ursprünglich betont? Es gab wohl im Slavischen seit jeher keine Einheit in dieser Beziehung. —

Zuletzt noch einmal zu Florinskij! Die I. 422 nach Miklošič gegebene Darlegung, dass in einsilbigen Wörtern Vocale gedehnt werden, z. B. *brāt* (sup.)-*brăti*, *prāt-prăti*, *spāt-spăti*, ist ungenau, trifft bloss eine Gruppe einsilbiger Supina, Typ. b (wobei die Dehnung nicht in der Einsilbigkeit begründet ist, cfr. 4. Cl. Typ. c, *orati*, *jemati*), nicht alle, so nicht den Typ. c; sie ist aber auch vom Standpunkte des Substantivs ungenau, denn neben *bōg*, *brēg* etc. gibt es auch *bŏb* etc. (Leskien'sches Gesetz!).

Umgekehrt zählt Florinskij zu den einsilbigen Wörtern, welche die Kürze lieben, mit Miklošič das part. praet. act. II.: *krăl-krāla*, *plĕl-plēla*, *klĕl-klēla*. Die Erklärung dieser Kürze wollte Miklošič nicht gelingen; er dachte immer an den dehnenden Einfluss tönender Consonanten auf vorhergehende Vocale und hätte daher eben ein slov. *klēl*, *krāl* haben mögen, wie im poln., čech. *dāl* neben femin. *dala*. Meiner Ansicht nach ist *klĕl* neben *klēla* so entstanden: als bei *klełъ* der Halbvocal abfiel, stellte der lange Vocal *ē* + *l* einen Langdiphthong dar, der ebenso gekürzt wurde wie einst im Indogermanischen, wie griechisch *βασιλεύς* aus *βασιλη-υς* etc. Wenn nicht auch *dānъ* zu *dăn* wurde, so braucht das nicht wunderzunehmen, da *an* doch lange nicht so diphthongisch ist wie *ał* (= *au*, *aa*).

Vergleiche: *kūka* (*tlъklъ*), *strēga*, *vlēka*, *vr̄ga* — neben: *klĕa*, *sĕa*, *srĕa*, *napĕa*, *stŭ*, *tr̆a*, *požr̆a*, *mr̆a*, *dr̆a*, *začĕa*; *pĕa*, *pĭa*, *štĕa*, *vĉĭa*, *taj̆ia*, *brŭ*, *prŭ*, *scă*, *spŭ*, *zvŭ*, *žgŭ*, *žĕa*, *plŭ*, *srŭ*, *gnŭ*, *phŭ*, *tkŭ*, *orŭ*; charakteristisch ist *glĕa*, W. *gled*, woraus sich auch fem. *glĕala*,

inf. *glèati*, sup. *glèat*, praes. *glèam*, imper. *glèaj* bildete neben *glēda*, *glēdala*.

Bei Florinskij ist die Kürze und die Länge der Participien sehr mangelhaft bezeichnet: *bil*, *bila*, *bilo* ohne jedes Quantitätszeichen, ebenso *dal*, *-a*, *-o*. *Jêdel* (*jel*) — neben *plétel*, *pel*, *umrl* steht beim Perfectum *sem plél* (kein *pletel*), *pél*, *umrl*. Unter den Anmerkungen heisst es: *T* und *d* vor *l* fallen im Westen aus, im Osten erhalten sie sich: *plèl*, *bòl*; das ist gerade verkehrt! —

C. Syntaktisches.

Es ist strenge Regel: Nach den Verben der Bewegung steht das Supinum imperfectiver Verba; das Object tritt in den Genitiv, der aussagt, »dass die Kraft gleichsam nur versucht, angehoben, nicht erschöpft wird« (Imperfectivität!). Soll jedoch »die volle Bewältigung des Gegenstandes« als der Zweck der Bewegung bezeichnet werden, dann passt weder das Imperfectivum noch der Genitiv, folgerichtig steht auch nicht das Supinum, sondern eine andere Wendung, die Janežič-Sket § 343b erwähnt: es wird nämlich das perfective Verbum asynthetisch im Modus des Verbums der Bewegung diesem letzteren beigeordnet; *pojdite povejte mojim bratom* (= *povedat*) Met. — *pojmo poglejmo, kaj se v štal'ci godi* (N. ps.). — *idi okno odpri, idi duri zapri, pojdi k jedi pokliči* (N. r.). — *In gre oceta zatoži* (Ravn.). Auch im Trubar lese ich: *pujdi poprej se spravi s tujim bratom*. Die Erscheinung war also ursprünglich allgemein slovenisch, wird aber in der gegenwärtigen Literatursprache nicht mehr berücksichtigt und das Supin von perfectiven Verben mit dem Accusativobject ganz allgemein geduldet.

Für die oststeirischen Dialecte ist noch ein Doppeltes erwähnenswerth: I. Steht das Verbum der Bewegung *iti* in einer zusammengesetzten Zeit oder Aussageweise (*šel bom*, *šel sem*, *šel bi*), dann wird das perfective Verbum einfach im part. praet. act. II. hinzugefügt: *ša bom pokosa*, *ša sem pokosa*, *ša bi pokosa* (nicht etwa *ša bom bom pokosa*!). Ob denn die volle Wendung: *šel bom bom pokosil* überhaupt jemals gesprochen worden? Dann wäre an eine gewöhnliche Zusammenziehung oder Ellipse zu denken. Faktisch ist die fast schon zu einem Worte gewordene Verbindung *šan* (*šamo*), *šaš*, *šade* etc. (= *šel bom*, *šel boš*, *šel bode*), *šasen*, *šasi*, *šaje* etc. (*šel sem*, *šel si*, *sel je*) zum Werthe einer blossen copula des part. *pokosil* herabgesunken: *šamo pokosa*.

II. Das Verbum *iti* wird, wenn die Perfectivität der Handlung ausgedrückt werden soll, selbst nur in jenen Zeiten und Aussageweisen verwendet, die nicht die reine Gegenwart ausdrücken, sondern in die Vergangenheit oder Zukunft weisen: *ša sem*, *šel bom*, *šel bi*, *naj ide* (*gre*); darin erblicke ich eine Attraction an die Bedeutung des folgenden Verbums, das als ein Perfectivum im Grunde nur die Zukunft und Vergangenheit verträgt. Man kann also auf die Frage: *Kam greš?* nicht antworten: *grem bom travo pokosil*, sondern nur *ša mo travo pokosa*.

Im Ganzen zu merken: *grem* (Präsens), *trave* (gen.), *kosit* (sup., imperf.) — *ša mo* (futurum), *travo* (acc.), *pokosa* (Beiordnung, perf.).

Mit der Beiordnung des Bedeutungsverbums zum Verbum der Bewegung, wobei dieses letztere zur blossen Partikel abgeschwächt wird, ist das griechische ἄγε, ἄγετε, lat. *age*, *agite* zu vergleichen, im Griechischen auch ἴθι, ἴτε; im Deutschen: *geh gib mir*, franz. *voici*, *voilà*. — Im Slavischen ist noch an das imperativische *da* zu erinnern, das im slov. Osten besonders verbreitet ist: *zapoj da mi eno pesem! hodi da sem! daj da mi peneze!* Dieses *da* ist urspr. etwa *daj*. Aus einer gleichen Beiordnung ist die Partikel *naj* (*neka*) zu erklären: *naj grem* = *nehaj grem*.

D. Historisches aus dem slov. Westen.

Janez Svetokriški, der bekannte Prediger- und Zeitgenosse Abrahams a Santa Clara (gest. 1714), ein Wippacher von Geburt, kennt das syntaktische Supin nicht[1]; vgl. *pognat petlati*, pag. 19, *prišel je streči* 43, *sim poslan iskati* 88, 89, *je šal mašo pejti* 101, *je poslal to smrt prestati*, *je šel najemati* 137; auch die protestantischen Schriftsteller des XVI. Jahrh. haben meist schon überall den Infinitiv gesetzt; dagegen zeigt sich bei Janez Svetokriški im Wechsel der Supinform oder des sogenannten kürzeren Infinitivs mit dem ursprünglichen oder längeren Infinitiv ein bestimmtes an die Accentstelle geknüpftes Gesetz:

Ursprünglich mehr als zweisilbige Infinitive.

I. Ist der thematische Vocal des Infinitivs nicht betont, sei es schon urspr. slavisch nicht, oder secundär slovenisch (Pleteršnik's Wörterbuch!), so steht die Supinform auf *t*. Beispiele:

---

[1]) Ich habe 160 Seiten des fünften Theiles seines Sacrum promptuarium durchgesehen.

Zweite Classe: *obernit*, *povernit*, *sklenit*, *stegnit*, *potegnit*, *vzdignit*.

Dritte Classe: *vejdit*, *vidit*, *bejžat*, *ubejžat*, *slišat*.

Vierte Classe: Typ. a: *sodit*, *zastopit*, *podstopit*, *lubit*, *rejšit*, *branit*, *tožit*, *pozabit*, *kupit*, *služit*, *hvalit*, *stvarit*, *vabit*, *pulit*, *pomenit*, *ločit*, *žalit*, *škodit*, *sauražit* etc.;

Typ. b: *jejzdit*, *opravit*, *perpravit*, *mislit*, *premislit*, *persilit*, *postavit*, *gospodinit*, *gospodarit*, *prestrašit*, *grabit* etc.;

Typ. d: *karstit*, *nosit*, *prelomit*, *hodit*, *rezložit*, *prosit*, *pervolit*, *molit*, *naložit*, *postit*, *oženit*, *izvolit*, *rezločit*, *vozit* etc.;

Typ. e: *opijanit*.

Fünfte Classe, I. Abth. Die Typen a, b, d, e: *rezbiat*, *premagat*, *potroštat*, *pričat*, *vprašat*, *delat*, *pluvat*, *poslušat*, *odsekat*, *izveličat*, *jamrat*, *faratat*, *bugat*, *zgruntat*, *cagat*, *prebivat*, *vživat*, *ponižat*, *povišat*, *zaperat*, *odperat*, *kuhat*, *gledat*, *plačat*, *obhajat*, *prihajat*, *zidat*, *sezidat*, *pozidat*, *opravljat*, *stradat*, *zbirat*, *skrivat*, *čakat*, *požerat*, *pregajnat*, *utergat*, *mejšat*, *stiskat*, *rezodevat*, *terjat*, *kregat*, *preklinjat*, *citrat*, *pelat*, *perpelat*, *zapelat* etc.;

II. Abth. Die Typen a, b, d: *pisat*, *pokazat*, *klicat*, *lizat*, *skakat*, *segat*, *stegat*; *pokopat*, *pozobat*, *poslat*, *lagat* etc.

Sechste Classe, Typ. b: *varvat*, *verovat*, *radovat*, *pijančovat*.

II. Ist dagegen der thematische Vocal betont, so steht die Infinitivform auf *-ti*.

Zweite Classe: *ganiti*.

Dritte Classe: *imeti*, *skerbejti*, *terpeti*, *sideti*, *oslipeti* etc.

Vierte Classe, Typ. c: *jeziti*, *sturiti*, *zadobiti*, *potiti*, *veseliti*, *rediti*, *odpustiti*, *pustiti*, *grešiti*, *vučiti*, *podeliti*, *napojiti*, *dolžiti*, *vstanoviti*, *zgubiti*, *pogubiti*, *omečiti*, *ogasiti* etc.

Fünfte Classe, I. Abth., Typ. c: *petlati*, *cartlati*, *končati*, *spoznati*, *štimati* etc.;

II. Abth., Typ. c: *jemati*;

IV. Abth.: *sejati*.

Sechste Classe, Typ. a: *zdihovati*, *poterbovati*, *zaničovati*, *faržmagovati*, *premišlovati*, *cagovati*, *sramovati*, *stanovati*, *gospodovati*, *krajlovati*, *offrovati*, *vasovati* etc.

Ausnahmen gegen die Regel I. gibt es nicht, insoweit die Accentstelle bestimmt ist; ich finde einmal *verniti*, obwohl man nach der Betonung Pleteršnik's *vŕniti* die Supinform erwartet, umgekehrt *perteknit*,

Plet. *pritekniti*; doch scheint die Accentstelle der zweiten Classe im slov. Westen noch heutzutage nicht fest zu sein, so wird *geníti* neben *gániti*, *tekníti* neben *tákniti* angeführt; die Typen a und b sind im Ausgleichen begriffen. In der dritten Classe ist der Typ. a nicht fest: *deržat* 27, *obderžat* 120, aber *deržati* 123, 148; *ležat* 136, aber *ležati* 146; die Form auf *-ti* entspricht der ursprünglichen und altslovenischen Accentuirung *držáti*, *ležáti*, die für *držati* auch im Pleteršnik beibehalten ist; gerade damals mögen diese Verba hinsichtlich der Accentstelle von der viel stärkeren Zahl der ihnen lautlich gleichen Verba des Typ. b angezogen worden sein, ebenso *zamaučat* = *zamólčati*. Einzeln ist *živit* 134.

Von der vierten Classe finde ich im Typ. a zweimal *lubiti* = *lubíti*, so betont man im Westen vielfach noch jetzt; ferner je einmal *služiti*, *zasl**u**žiti*, *kupiti* neben dem häufigen *služit*.

Beim Typ. c häufen sich die Ausnahmen; vor allem immer *govorit*, erner *možit*, *umožit*, *perparočit*, *zamudit*, *perstrelit*, *umorit*, *lovit*, auch *pustit*, *perpustit* neben dem gewöhnlichen *pustiti* und *zapustiti*, *pregrešit* neben *grešiti*, *spokorit*, *zgodit*, *omečit* neben *omečiti*, *zgonit* 153. Wo lag da der Ton? *govorit* neben *govúril* spricht für die Betonung des *i*.

In der fünften Classe, I. Abth., Typ. c: *marmrat* 135, *jegrat* 90; *špendat*, *šmajhlat*; *golufat* wechselt mit *golufati*, auch *poznat* mit *poznati*. In der zweiten Abtheilung ist schwankend Typ. e *iskat*, z. B. 79, 87 neben *iskati* 72, 76, 78, 110, 111, *obiskat* 87, 93; das Schwanken der Betonung verzeichnet auch Plet. Zu erwähnen ist *najemati* 137 (= *najémati?*).

Wesentlich bleibt es, dass dort, wo kein Schwanken in der Accentstelle anzunehmen ist, auch die Form nicht schwankt; es bringt die Betonung des thematischen Vocals (der vorletzten Silbe) die Erhaltung des *-ti* mit sich.

Damit stimmt das III. Gesetz, die fast ausnahmslose Regel der Beibehaltung des *-i* bei im Simplex zweisilbigen Infinitiven, also vor allem bei Infinitiven der ersten Classe und der fünften Classe, dritten Abth.: *gosti*, *pasti* (cadere), *presti*, *rasti*, *sesti*, *vkrasti*, *gristi*, *pasti*, *nesti*, *pernesti*, *zanesti*, *tepsti*, *doseči*, *peči*, *reči*, *streči*, *teči*, *vreči*, *prejeti*, *vzeti*, *začeti*, *odrejti*, *požreti*, *umreti*, *zapreti*, *biti* (esse), *biti*, *pobiti*, *rezbiti*, *ubiti*, *pejti*, *piti*, *erjuti*, *štejti*, *bati se*, *spati*,

stati, *zuperstati*, *brati*, *zbrati*, *sežgati*, *dati*, *jejsti*, *snejsti*, *najti*, *pojti*, *priti*, *ostati*, *prestati*, *znati*, *spoznati*.

Ausnahmen vereinzelt: *stepst* 19, *spečt* 42, *tauč*, *vzet*, *poznat* 19, *dopernest* 122, *brat* 159. —

Nach den nämlichen Regeln richtet sich Rogerius, ein Laibacher Prediger und Zeitgenosse des Janez Svetokriški [1]. Bei ihm kommt uns die ausdrückliche Accentuirung der Wörter sehr zu statten. I. Von den ursprünglich mehr als zweisilbigen Infinitiven haben diejenigen die Supinform, welche auf der Wurzelsilbe das Accentzeichen tragen: *pobégnit*, *vídit*, *ubéjžat*; von der vierten Classe die Typen a, b, d, e: *zahválit*, *škódit*, *oznánit*, *permérit*, *izvólit*, *hódit*, *dopólnit*, *ranit*. Von der fünften Classe, ersten Abth. die Typen a, b, d, e, von der zweiten Abtheilung habe ich Beispiele nur für Typ. a. Sechste Classe: *sprašúvat*. — II. Bei betontem thematischen Vocal steht die Infinitivform: *oslabéti*, *živeti*, *preskèrbéti*, *deržáti*; vierte Classe, Typ. c: *sturíti* (einmal wohl falsch accentuirt *stúryti*), *dobiti*, *posadíti*, *perporočíti*, *strelyti*, *zapustíti*, *odstopiti* etc. Fünfte Classe, erste Abth., Typ. c: *štimáti*, *rounáti*; *streláti* entspricht dem Accent, ebenso *yskáti* und *zasjáti*. Sechste Classe: *spoštuváti*, *offrováti*, *krajleváti*. — Zweisilbige: *zvréči*, *réči*, *postáti*, *posésti*, *príti*, *bíti*, *pásti*, *posnéti*, *znájti*, *najéjsti*, *djáti*, *prejéti*, *nésti*.

Ausnahmen vereinzelt: *jemàt*, *pójt*, *stàt*, *spóznàt*, *réč*, *odpèrt*, *štet*, *posest*, *prejèt*. Zum Accent passt: *govórit*, *strèlat*, *zadóbit*, *obdèržat*, *odstopiti*, *bejžáti*.

Darnach zeigt sich bei Janez Svetokriški und Rogerius, dass gerade jene Verba die volle Infinitivform zeigen, welche ursprünglich ein vom Infinitiv der Accentqualität nach meist verschiedenes Supin hatten; das sind die Verba der ersten Classe, der 4. Cl. Typ. c, der fünften Classe, dritten Abth. Den Streit zwischen der Infinitiv- und Supinform entschied die Accentstelle zu Gunsten des Infinitivs, weil man der Betonung der letzten Silbe auswich. Man könnte sich denken, es habe das Supin mit dem langen thematischen Vocal an seinem eigenen Untergange gearbeitet, indem sich dessen Länge ebenso mit Wucht auf das schwebende *i* legte und es fixirte, wie ich dies bei *čȓni*, Arch. XXI, 211 angenommen habe; später wurde das *i* von der blossen Accentstelle abhängig (Cl. VI).

---

[1] Palmarium empyreum, seu Conciones etc. Pars I. 1731.

Wenn es richtig ist, dass die Erhaltung und der Sieg der Supinform von der Betonung der drittletzten Silbe bedingt ist, so muss im Typ. b der dritten Classe (*béžati*), im Typ. a und d der vierten Classe (*mlátiti*, *vóziti*), im Typ. a und d der fünften Classe, I. Abth. (*párati*, *péljati*), im Typ. a und d der zweiten Abth. (*pisati*, *tésati*) die Zurückziehung des Accentes vor 1700 erfolgt sein. Die Ursache dieser Zurückziehung lag im Accent des Präsens: *mlátim*, *vôzim*, *páram*, *pišem*, *tèšem* und im Accent des Supins *mlátit*, *vózit*, *párat*, *pisat*[1], *tésat*, *béžat*, *péljat*.

Für diese eben angeführten Typen des slov. Westens würde ich darum eine doppelte Phase der Einwirkung des Supins auf den Infinitiv statuiren: 1) die Zurückziehung des Accentes, der im Osten an seiner Stelle geblieben ist; 2) infolge der so gleich gewordenen Betonung des Supins und Infinitivs der Verlust des auslautenden *i*. Im Osten ist nur die erste Phase durchgeführt in *béžati*, *mlátiti*, *párati*, *pisati*. —

[1] Vgl. böhm. sup. *pisat* neben *psáti* aus *pьsati*.

Laibach. *Franz Ilešič.*

Ueber einen cyrillischen Apostolus serbischer Redaction mit glagolitischen Marginalglossen.

I. Unter den Handschriften der Königl. Serbischen Akademie in Belgrad kommt als Nr. 55 ein Apostolus vor, serbischer Redaction, in 8°, auf Bombycin geschrieben, mit der typischen Unzialschrift aus dem Ende des XIV. oder dem Anfang des XV. Jahrhunderts. Nebst dem Charakter der Schrift und anderen paläographischen Merkmalen spricht für diese Zeitbestimmung auch die Zusammenstellung der Paschalien, die von 6885 bis 6916, also 1377—1408 n. Chr. reichen. Im Synaxar werden von den serbischen Heiligen nur der heil. Symeon, heil. Sava und heil. Arsenius genannt. Vor jeder Epistel (mit Ausnahme der beiden letzten — ad Philemonem und ad Hebraeos) steht eine Einleitung oder Inhaltsangabe (сказаніе, ὑπόθεσις), geschrieben mit der Cursivschrift. Ausserdem gab der Schreiber hie und da am Rande, ebenfalls mit der Cursivschrift,

Bemerkungen, die wie ein Commentar zum Text oder Varianten aus anderen Handschriften aussehen. Z. B. auf fol. 190a zu I Timoth. III. 3: не квасникоу ни биици, не м'шелоимцоу нь кроткоу steht am Rande die Bemerkung: мшелоискателе сѹт(ь) иж(е) чинь и ѹставь цр(ь)ковнїи кь тѣлесним(ь) прибиткωм(ь) прилаг(а)ют(ь), пач(е) же прѣтварают(ь) д(ѹ)ховно на тѣл(е)сно. Oder fol. 146b zu II Cor. XI. 1: еша да быстe приели steht am Rande die Bemerkung: еша гл(агол)ет(ь) макар(ь) да бисте приели. Zu fol. 112a I Cor. I. 13: или вь име павлю кр'стисте се, am Rande: или вь име павлово крстисте се; ibid. zu I Cor. I. 16: прочее не вѣм' аще иного кого крстихь, am Rande: аще кого иного крстих. Auf fol. 186a zu II Cor. III. 1: прочее молитвьи дѣите ω нас братие, am Rande: пи^ш молитвьи ω нас дѣите, братие. Auf fol. 77a zu I Jo. III. 10: в'сакь творен неправдоу нѣс(ть) ѿ бога, am Rande: пи^ш всакь не творен правдѹ. Der Zusatz пи^ш muss wohl пиши oder пишеть gelesen werden, deutet also auf eine Variante hin, oder bedeutet soviel als *d. i.* und dient zur Erklärung. Das Merkwürdigste nun ist, dass der Schreiber dieser Randbemerkungen an fünf Stellen glagolitische Buchstaben, untermischt mit griechischen, anwendete, und zwar:

fol. 48b, Act. ap. XXIV. 9 zu den Worten: с'ложьшемь се їоудеωмь steht ober der Columne der Zusatz: ·ⰳⰸ· ·:· ⰔⰎⰑⰆ'ше σε ἰούδεϊ, d. h. слож'ше се іоудеи, die ersten zwei Wörter sind rein glagolitisch geschrieben, bis auf das letzte *e*, das griechische Minuskel ist, die zwei weiteren Wörter sind griechisch.

fol. 48b, Act. ap. XXIV. 12: и ни вь цркви ме ѡбрѣтоше кь кѡмоу глюща или развѣтьи твореща, dazu am Rande seitwärts: πΰшї ⰒH вь ⰜⰟⰓⰟⰂї ωⰁρτ^оше με κ' κ^оμου глюⰞα, d. h. пиши ни вь цркві ωбрѣтоше ме к комоу глюща — hier sind in der Randbemerkung alle drei Schriften angewendet, die griechische Minuskel, die glagolitische und die cyrillische Schrift, die ersten zwei Buchstaben sind griechisch *π ΰ*, ш kann glagolitisch und cyrillisch sein, ebenso ї griechisch oder cyrillisch (eher das erste), ⰒH ist griechisch, вь ist cyrillisch cursiv, die Buchstaben ⰜⰟⰓⰟⰂ sind deutlich glagolitisch, ї ist auch hier entweder cyrillisch oder griechisch. Im nächsten Worte ist *ω* und *ρ* und die Ligatur *το*, endlich auch *ε* griechisch, Ⰱ ist glagolitisch, ѣ ober der Zeile cyrillisch und ш kann cyrillisch oder glagolitisch sein.

сѡднь ѿ вьсѣхь познати. ѿ них же
поклѣмлемьнаны. сложьшемь се іюде
ѡмь глющемь сим ь тако быи. ѿвѣ
ща бжепавель. помлановьшоу ѥмоу игѥ
мѡноу глати. ѿ многь лѣть соущаге
соудію праведнаа ѧзыкоу семоу свѣды,
бласодшнѣ же иже ѡмнѣ ѿвѣщаю.
могоущоу ти разоумѣти. ѩко немно
жаемни дни. ві. ѿ негоже вьзыдох по
клонитисе вь ієрмѣ. и ни вь цркви
ме ѡбрѣтоше сь кьмь глюща. или
развѣты твореща народоу. ни вь сонь
мищихь ни вь градѣхь ни прити кьмоу
тимни мѡгоуть. ѡних же ннѣ поклѣ
лють наме. исповѣдоу же тебѣ. ѩко
вь поутьи же глють ересь, тако слоужоу
ѿчьскомоу боу. вѣроую вьсѣмь соущим
вь законѣ и прорцѣхь писанымь. оупва
ніе имы на ба. его же и сами и си чаю.
вьскрсеніе хотеще бы мртвымь·
праведникомь же и грѣшникомь.
ѡ семь же и азь подвизаюсе. не порочн
ю свѣсть имѣю кь боу и чловкомь все
гда. по лѣтѣхь же многѣхь. прінидохь
млтни творити. вь ѧзыкь свои пр

Griechisch ist *με* und *κ κομου*, cyrillisch ist глю, glagolitisch ɤ und griechisch *α* (vergl. das vorliegende Facsimile).

fol. 50b, Act. ap. XXV. 22 zu агрипа же къ фїстоу реч(е)· хотѣхь и самь ѹслышати чл(овѣ)ка steht am Rande: гѕ· хота ї σαмъ чл҃ка ουσλїшαтн, d. h. пиши хотѣх і самь чловѣка оуслїшати. Auch hier sind das erste Wort ganz, dann noch а ъ glagolitisch, das übrige theils cyrillisch, theils griechisch.

fol. 51a, Act. ap. XXVI. 1: повелѣваеть ти се самь ѡ себѣ гла(гола)ти, am Rande: ω σεбе σαмь глαти.

fol. 55a, Act. ap. XXVII. 41: вьпадьше же вь мѣсто ѡсоп'но ѡставнше корабь, am Rande dazu: гѕ въ мασтο їсьп'но, d. h. пиши вь мѣсто їсьп'но. Auch hier ist das erste Wort ganz glagolitisch, ausserdem ъ а, das übrige theils griechisch, theils cyrillisch.

II. Was den Text dieses Denkmals, dessen Randbemerkungen paläographisch so bunt aussehen, anbelangt, so zeigt er durchgehends einen neuen Typus, ähnlich dem Codex Nr. 5 der Belgrader Nationalbibliothek oder dem Codex Nr. 34 und 38 der Chludov'schen Sammlung in Moskau (vergl. Jagić in Starine XXVI. 110).

Zum Beweis wollen wir die ersten Capitel aus dem Galater-Brief in Varianten unseres Apostolus gegenüber Nr. 14 der Hilferding'schen Sammlung in Petersburg und gegenüber dem Šišatovacer und Hval'schen Texte anführen:

1. Uebersetzungen für ältere unübersetzte Ausdrücke: Galat. II. 7 обрѣзаниє : die übrigen перитомии. — II. 7 благовѣстиє необрѣзанию : die übrigen еванћелие акровьствии (Hilf. Hv. акровьствиѣ); überhaupt ist hier благовѣствованиє üblich statt еванћелие (z. B. Gal. I. 6. 7. 11, II. 2. 5. 7 u. s. w.). — II. 8 вь посланиє : die übrigen вь апостольство — nur I. 8 in diesem Texte анаѳема да боудеть : die übrigen проклеть да боудеть, und I. 9 schreiben alle анаѳема.

2. Mangel an einfachen Aoristen: Gal. I. 17 вьзыдохь, идох :

die übrigen въздь, идь. — I. 18, II. 1. 2 вьзидохь : die übrigen вьзидь. — I. 21 прїидохь : die übrigen придь. — II. 4 привьни-доше : Hilf. und Hv. привьнидоу, Šiš. принидоу. — II. 17 wбрѣ-тохомь се : Hilf. Hv. wбрѣтомь се, Šiš. falsch wбрѣтемь се.

3. Mangel an alten *s*-Aoristen: Gal. II. 14 рекwхь : die übrigen рѣхь. — I. 9 рекwхwмь : die übrigen рѣхомь. — II. 2 текwхь, so auch Šiš.: техь Hilf., тыхь Hv. — I. 12 принехь ю, so auch Šiš. принехь сию : Hilf. принесь е (so auch Hv., doch ohne е).

Die Form бимь lebt in einigen Spuren: Gal. I. 10 Šiš.: быхь чловѣкомь оугаждаль, христоу рабь не быхь быль, Hv. быхь чловѣкомь оугаждаль, х. р. не бы быль, Hilf. бимь чл. оуг., хр. р. не бимь быль — in dem Text, von dem hier die Rede ist, steht beides nebeneinander: чловѣкwмь ꙋгаждаль быхь, хр. р. не бинмь быль.

4. Sonstige Sprachformen: Gal. II. 4 да нась : die übrigen да ны. — III. 6 богоу ; die übrigen богови. — III. 8 авраамоу (so auch Šiš. Hv.): Hilf. аврамови. — III. 7 снове (so auch Hilf.): сыны Šiš. Hv. — I. 2 галатьскамь (so auch Šiš.): галатьскимь Hilf. Hv. — I. 22 їоудеискымь : июдѣискаамь Hilf. Šiš., июдѣискых Hv. — Dual ersetzt durch Plural Gal. II. 9 да мын : die übrigen да вѣ. — Singular statt Dual: II. 10 потьщах се : die übrigen потьщаховѣ се. Vergl. adj. авраамовїи III. 7 statt des üblichen аврамли (einmal so auch in diesem Text).

5. Abweichungen im Ausdruck: Gal. I. 15 призвавь: Hilf. вьзвавьын, Šiš. und Hv. вьзвавь. — III. 3 скончаваюте : die übrigen кончаваюте. — III. 3 начьнше : die übrigen зачьньше. — III. 1 прѣльсти : die übrigen наоучи (griech. *ἐβάσκανεν*). — III. 8 пис(а)ние : die übrigen книгы. — II. 12 прьвѣе бw даже не прїити нѣкыимь : Hilf. прѣжде бо даже не придоу етери, Šiš. (Hv.): дрѣвлю оубо даже не придоуть ютери. — I. 7 нѣци : die übrigen етери. — I. 4 по воли : die übrigen по хотѣнию. — II. 7 нь соупротивное : die übrigen нь wтьврьнь. — II. 14 ноудиши : die übrigen бѣдиши (griech. *ἀναγκάζεις*). — II. 6 лице богь чловѣкоу не приюмлють : Hilf. и лица богь нинѣ чловѣкоу не обиноують се (ebenso im Wesentlichen Šiš. Hv.), griech. *οὐ λαμβάνει*. — II. 15 юстьствомь : die übrigen родомь (*φύσει*). — III. 1 бы ва вас(ь) распеть : Hilf. Hv. бысть и распеть, Šiš. бысть пропеть. — II. 19 хви сьраспех се (*Χριστῷ συνεσταύρωμαι*) : die

übrigen сь христомь распеть (Šiš. пропеть) есмь. — I. 13 иног'да (so auch Hilf. Hv.) : Šiš. когда. — II. 11 зазωрьн' (so auch Hilf. Hv.) : зазрачьнь Šiš. (*κατεγνωσμένος*).

Vergl. noch folgende Unterschiede: Gal. I. 15 матере мωєє : матерьнєа мн Hilf. Šiš., матернна Hv. — I. 14 Ѿчьскынмь : die übrigen ωтьчнмь мн. — I. 1 вьскрѣсивьшωмоу его : Šiš. вьскрѣсьшнмь н, so auch Hilf. u. Hv., doch ohne н. — III. 16 н сѣменїн твоемоу їже ѥ҃ х҃с : сѣменн тн егоже есть х. Hilf., н сѣменн тн ѥже ѥ х. Šiš., сѣменн еже е. х. Hv. — III. 19 прнложн се : die übrigen прнложень бысть. — III. 10 пншеть бω проклеть : die übrigen пнсано бо ѥсть ꙗко пр. — III. 1 нстннѣ не покаратн се (so auch Šiš.) : нстннѣ не покорнтн се Hilf. (so auch Hv. nur рѣсноты). — III. 12 вь ннхь (so auch Hilf. Šiš.) : о ныхь Hv. — III. 2 Ѿ вась (so auch Šiš. Hv.) : оу вась Hilf.

6. Unterschiede in der Wortfolge oder in der grösseren Annäherung an den griechischen Text:

Gal. I. 2 н нже сь мною в'са братнꙗ (*καὶ οἱ σὺν ἐμοὶ παντ. α.*) : die übrigen н вса братнѣ ѣже сь мьною. — III. 8 ωправдаѥть ѥзыкы (*δικαιοῖ τὰ ἔθνη*) : die übrigen ѥзыкы ωправьдаѥть. — II. 20 живоу·же не к' томоу азь (*ζῶ δὲ οὐκέτι ἐγώ*) : die übrigen не живоу юже азь (Hv. же юже). — III. 11 ꙗко же вь законѣ (*ὅτι δὲ ἐν νόμῳ*) : die übrigen закономь же. — III. 12 законь же : die übrigen а законь. — II. 21 не Ѿмѣтаю благодѣт божню : Hilf. Hv. не ωтьмѣтаю се благодѣтн божне. — III. 5 н дѣнствоуѥн снлы вь ва҃ : Šiš. н дѣѥн снлы вь вась (*δυνάμεις ἐν ὑμῖν*), Hilf. Hv. а (Hv. н) дѣен вь вась снлы. — II. 2 пропокѣдаю (so auch Šiš.) : проповѣдахь Hilf. Hv. (griech. *ὃ κηρύσσω*). — I. 16 да благовѣщоу н (so auch Hilf. Hv., im letzteren ohne н) : благовѣщꙗю (auch ohne н) Šiš. — I. 23 благовѣствоуѥть (so auch Šiš.) : благовѣщаеть Hv., Hilf. in erster Person благовѣщаю-раздроушахь. — II. 13 лнцемѣр'ствѣ (so auch Hv.) : лнцемѣрню Hilf. Šiš.; ib. лнцемѣрнше (so auch Šiš.) : лнцемѣрьствоваше Hilf., лнцемѣраше Hv. — III. 17 вь ѥже разорнтн обѣтованнѥ : die übrigen раздроушнтн обѣтованнꙗ. — III. 9 тѣмь же нже Ѿ вѣры : die übrigen тѣмь же соущен Ѿ вѣры. — III. 10 пнсанїн вь кннзѣ закон'нѣн еже творнтн ꙗ : Hilf. напнсанннхь вь кннгахь законьннхь створнтн е, Hv. пнсанннх вь к. з. с. е, Šiš. пнсанннхь вь кннгахь законоу с. ѥ. — III. 18 наслѣдниѥ

не к тьмоу ѡ҆ ѡбѣтованїа : Hv. наслѣдованние еже не ѿ ѡб., Šiš. наслѣд. юже не ѿ ѡб., Hilf. наслѣдьници юже не ѿ-бѣтованиѣ. — III. 11 ꙗко праведныи, so auch Hilf. Šiš.: ѣко оправданы Hv. — III. 9 благословеть се, so auch Hilf. Šiš.: благословоують се Hv. — III. 4 толика пострадасте безоума· аще же и безоума : тако ли принесте безь оума· аще и тоуне Hilf., толико принесте ѣшоуть· аще же и ѣшоуть Hv., толико принесте б. а. ж. и б. Šiš. — III. 2 закона доухь принесте, so auch Šiš. Hv.: законьныхь доухь светы принесте Hilf. — III. 13 закона бывь по нас' клетва : законьные, бывь оубо за ни клетва Hilf., закона бївь за ны клетва Hv., законоу бывь законь и клетва Šiš. — I. 9 паче еже приюсте (*παρ' ὃ παρελάβετε*) : die übrigen паче юже благовѣстихомь вамь. — II. 5 ни кь часоу, so auch Hv. (ка часоу) : вь часъ Hilf. (*πρὸς ὥραν*), кь чесомоу Šiš. — II. 20 ме и прѣдав'шаго себе по мнѣ, so auch Šiš. Hv.: ны и прѣдавьшаго себе по нась Hilf. — II. 5 в' вась, so auch Hilf. Hv.: вь нась Šiš. (*πρὸς ὑμᾶς*). — II. 10 нищихь да помнивѣ : нищею да п. Šiš. Hv., да нищее посѣтивѣ Hilf. — II. 12 егда же прїидѡхь ѡпретааше се и ѿлоучаше се (*ὑπέστελλεν καὶ ἀφώριζεν*): die übrigen вьздрьжаше (Hilf. вьздрьжа) се и ѿлоучаше се и особлꙗше се (Šiš. Hv. себе). — II. 20 вь сн҃а б҃жна : die übrigen сына божиꙗ. — III. 10 елици бо ѿ дѣль закона : елико б. ѿ д. з. Hilf., елико бо ѿ д. законоу Šiš. Hv. — I. 7 хотеще прѣвратити : die übrigen хотеть пр. — III. 17 иже по лѣтѣхь у҃л҃ бывыи : бывь по четырехь сьтѣхь и трехь десетихь лѣть Hilf., бывыи по четырехь стыхь и трехь десетыхь лѣтьь Hv., бывы по ·д҃· стѣхь и л҃-хь лѣтѣхь Šiš. —

Wie ein Bulgarismus sieht aus I. 23 слышоуще бѣхоу, wo im Particip оу für ж stehen kann, Šiš. слышеще бѣхоу, Hilf. Hv. слышеще бѣше.

III. Als eine weitere Charakteristik der sprachlichen Seite dieser Handschrift (des Apostolus Nr. 55) mag erwähnt sein, dass zu dem in Starine XXVI herausgegebenen Grškovic'schen Text daselbst aus der Belgrader Nationalbibliothek eine Handschrift Nr. 5 zur Vergleichung herangezogen wurde, die man daselbst als von den übrigen älteren Redactionen stark abweichend bezeichnete. Nun gerade mit dieser Handschrift stimmt der Text des Apostolus Nr. 55 am nächsten überein, wie sich aus folgenden nur ganz geringen Varianten ergibt: Act. IV. 37

апостоль : unser апостолъь. — V. 2 ногама : unser ногами — ib. 5 слышав' же : слыше же (so auch Šiš.) — ib. 6 въставъше же юноше : въставъше юноше — ib. 9 искоусинти : искоусиста — ib. 10 юго и издъше : юго издъше — ib. 11 цр(ь)квы : цръковїи — ib. 12 апостольскыми : апостольсками — ib. 13 прилѣплити се : прилѣплѣти се — ib. 15 и полагати на постелахъ и на ѡдрѣхъ — in unserem Text ausgelassen — ib. сѣнь его : сѣнь — ib. 21 въ цръквь : въ цръковь (so auch Šiš.) — ib. събраше : съзваше (so auch Šiš.) — ib. 22 възвѣстише : възвѣстихоу (ein Bulgarismus!). — VI. 2 ѡставльшемь : ѡставльше (so auch Šiš.) — ib. 3 моужи : моуже — ib. 4 трѣбою : потрѣбою — ib. 5 николоу приш'льца : николаа пришелца — ib. 6 на нѥ : на нь — ib. 9 въстав'ше : въсташе (so auch Šiš.) — ib. ливертинска : левертинска — ib. 12 въсхытише и : въсхытише юго — ib. 13 ч҃лкь сь : ч҃лкь сьь — ib. 14 сь разорить : сьи раз. — ѥже : юже (nach ѭ für ꙗ!). — VII. 2 рѫками : рѫкама — ib. 4 живите : живете (so auch Šiš.) — ib. 5 дасте : да҃с — ib. ни стопы : ни стопь — ib. 6 пришьлци : пришельци — ib. ѥ и : ихъ и. — VII. 51 противїите се : противисте се — ib. 52 провъзвѣстивше : провъзвѣстив'шихъ — ib. 54 скръжитахоу : скрежетаахоу — ib. 55 десноую : десною — ib. 56 стоеща ѡ десноую : ѡ десною стоюща — ib. 57 възоупише : възьпише — ib. 58 юноше нарицаемаго савла : юношоу (оу für ж statt ꙗ!) нарицаема савлоу. — VIII. 1 цр҃квь : цр҃ковь (ebenso ib. 3) — ib. 3 тьм'нице : тьм'ницȣ (ȣ für ж statt ꙗ!) — ib. 4 проидоше : прїидоше — ib. 6 твораше : творѣаше — ib. 7 въпиюще : въпиющемь — ib. 10 auch hier ausgelassen сила — ib. 11 вльхвованию : вльхвованїи — ib. 35 благовѣстити : б҃лговѣсти — ib. 36 каженикь : каженъ — ib. възбранаете : възбраньють — ib. v. 37 lautet so: г҃ла емоу фїлїпь· аще вѣроуеши всѣмь ср҃цемь своемь, лѣть ти ѥсть. Ѿвѣщавь же рече· вѣроую ва с҃на б҃жїа соущааго і҃у х҃а. — IX. 11 стьгноу нарицаемȣю правȣю : стьгны нарицаемню правыѥ — ib. 12 ausgelassenименемь — ib. 15 сь : сьь.

IV. Zur noch besseren Veranschaulichung des Textes des in Rede stehenden Apostolus geben wir hier den Anfang der Epistel an die Galater mit Varianten aus anderen südslav. Texten:

Кь Гатѡ посланию стго апла павла вь че ·ді· кьга.

I. 1. Паулъ апль ни[1]) ѿ члвкь ни[2]) члкѡ, нь іу хртѡмь и бмь и ѡцемь[3]) вьскрѣснвьшѡмоу его изь[4]) мр'т'выхь,

[1]) Hilf. Šiš. Hval: не. — [2]) ни кь. — [3]) Hilf. Христомь богомь отьцемь; Šiš. Христомь и богомь штьцемь; Hv. Христомь богомь и. — [4]) Hilf. Hv. вьскрѣсшимь изь; Šiš. вьскр. и изь.

2. и иже сь мною в'са брат[1]), црквамь галатьскамь[2]).

[1]) Hilf. Hv. Šiš. и вса братиѣ ѣже сь мьною. — [2]) Hilf. Hv. галатьскимь; Šiš. галатинскаамь.

3. блдть вамь и мирь ѿ ба ѡца и[1]) га ншего іу ха,

[1]) Hilf. fehlt.

4. дав'шаадо себе по грѣсѣхь ншихь, ико да избавить ны ѿ настоющаадо вѣка лоукав'наа по воли[1]) ба и ѡца ншего,

[1]) Hilf. Hv. Šiš. хотѣнию.

5. емоу|же слава вь[1]) вѣкы вѣкѡмь, аминь.

[1]) Hilf. оу.

6. Чюждоу же се, ико тако скоро прѣлагаете се ѿ з'вав'шаадо вы блдтию хвою[1]) вь ино благовѣствование[2]),

[1]) Hilf. Исоу Христовою. — [2]) Hilf. вь вьино еванђелие; Šiš. иуаньгелие.

7. еже нѣ ино, аще не нѣци[1]) соуть с'моущающе вы и хотеще[2]) прѣвратити благовѣствованние[3]) хво.

[1]) Hilf. аще етери; Šiš. (Hval) аще не етери. — [2]) Hilf. Hv. Šiš. хотеть. — [3]) Hilf. еванђелие; Šiš. иуаньгелие.

8. нь и[1]) аще мы[2]) или аггль сь нбсе благовѣстить вамь[3]) паче еже благовѣстихѡ вамь, анаѳема[4]) да боудеть.

[1]) Fehlt überall. — [2]) Alle или мы. — [3]) Šiš. вамь бл. — [4]) Alle проклеть.

9. ико же прѣжде рекѡхѡмь[1]), нны пакы глю· аще к'то вамь[2]) благовѣстить паче еже приесте[3]), анаѳема да боудеть.

[1]) Alle: рѣхомь и. — [2]) Alle: иже вамь. — [3]) Alle: иже благовѣстихомь вамь.

10. ины бѡ чл҃вкыи прѣпираю или[1]) бг҃а; или ищоу чл҃в-кѡмь оугажд҃ати; аще бѡ единаче[2]) чл҃вкѡмь оугажд҃аль быхь[3]), хс҃оу рабь не бнимь[4]) быль.

[1]) Šiš. ли. — [2]) Hv. и единаче. — [3]) Hilf. бимь чловѣкомь оуг.; Šiš. Hv. быхь чл. оуг. — [4]) Hilf. не бимь, Hv. не бы.

11. Сказаю же вамь, брат҃ие, блг҃овѣствованиѥ[1]) блг҃овѣщеное Ѿ мене ѩко[2]) нѣс҃[2]) по[2] чл҃вкоу[2]).

[1]) Alle: еванђелие. — [2]) Šiš. fehlt.

12. ни бѡ азь Ѿ чл҃ка приѥхь[1]) ѥ[2]) ни наоучих се, нь ѩвлениѥмь хс҃вомь[3]).

[1]) Hilf. Hv. приесь. — [2]) Šiš. сие, Hv. fehlt, Hilf. wie oben. — [3]) Alle: Исоухристовомь.

13. слышасте бѡ моѥ жит҃иѥ иног'да[1]) вь жидовьствїи, ѩко по прѣмногоу гонихь[2]) црковь божию и раз'дроушахь ю[3]).

[1]) Šiš. когда. — [2]) Hv. гонихь. — [3]) Hv. fehlt.

14. и прѣспѣвах҃ вь жидовьствѣ паче многь[1]) прѣмь моихь вь родѣ моѥмь, из лиха рьвнитель[2]) сын Ѿчьскы-нмь[3]) прѣданиѥмь.

[1]) Hv. много прѣмь моимь. — [2]) Šiš. ревнитель. — [3]) Alle: отьчимь ми.

15. ег'да же блг҃оволи бг҃ь, избравы ме Ѿ чрѣва матере моѥѥ[1]) и приз'вавь[2]) блгд҃тию своѥю,

[1]) Hilf. Šiš. матерьнима ми; Hv. матерница. — [2]) Šiš. (Hv.) възвавь; Hilf. възвавыи.

16. ѩвити сн҃а своѥго вь м'нѣ, да блговѣщоу и вь[1]) ѥзыцѣхь, абиѥ не привьзложих҃и пльти и крьвїи,

[1]) So auch Hilf., Hv. благовыщоу вь, Šiš. благовѣщаю вь.

17. ни вьзыдохь[1]) вь їерс҃лимь кь прѣжд҃нїимь мене апс҃ломь, нь идох҃[2]) вь араавию, и пакы вьзвратих се вь дамаскь[3]).

[1]) Alle вьзидь. — [2]) Alle идь. — [3]) Hv. кь дрѣвнимь.

18. по томь же по тре лѣхь възыдѡ[1] вь їєрлимь съгледати петра и прѣбы оу нюго днен[2] ·єі·.

1) Alle възидь. — 2) Alle дьнии.

19. иного же ѿ апль не видѣ, тькмо[1] їаkѡва брата гнꙑ.

1) Hv. тачыю.

20. а иже[1] пишоу вамь, се, прѣ бгомь ико не льжоу.

1) Hilf. Hv. а еже. Hilf. bringt vor diesem Vers folgende Ueberschrift: ·а· по прѣдьписани повѣсть о своемь прѣставлени и' жидовьства по ѣвлению.

21. по томь же прїидохь[1] вь климатии сирьскыю и киликїискыю[2].

1) Alle придь. — 2) Šiš. Кл. Сурию и Киликию; Hilf. Климата Соурию и Киликию; Hv. Клименьта Соурию и Килыкию (die Endung -ию dürfte auf -им statt -ия beruhen).

22. бѣхь[1] же нез'нанюмь лицемь цркваmь їоудеискымь[2] еже ѡ хѣ.

1) Šiš. бѣмхь; Hilf. бѣхоу. — 2) Šiš. Hilf. июдѣискаамь; Hv. июдѣискыхь.

23. тьчїю[1] слышоуще бѣхоу[2], ико гонен[3] ва иногда ниꙑ благовѣствоуєть[4] вѣроу, юже иногда раз'дроушааше[5],

1) Hv. тачыю же; Šiš. тькьмо. — 2) Hilf. Hv. слышеще бѣше; Šiš. слышеще бѣхоу. — 3) Šiš. Hv. гоне. — 4) Hilf. благовѣщаю, Hv. благовыщаеть. — 5) Hilf. раздроушахь.

24. и славлиахꙋ|о м'нѣ ба.

II. 1. По томь же по ·ді· лѣтѣх паkы[1] възыдо[2] вь иерлимь сь вар'навою, поюмь[3] сь собою и[4] тита.

1) Hilf. по четырехь на десете лѣтѣхь по томь; Hv. so wie oben, Šiš. hat же ausgelassen. — 2) Alle възидь. — 3) Šiš. и поюмь, Hilf. и поимь, Hv. поимь. — 4) Ueberall fehlt и. Hilf. bringt vor diesem Vers die Ueberschrift: ·в· о свѣдѣтельстви апостольсцѣ вь животѣ вѣрьнѣ.

2. възыдох'[1] же по ивлюнию, и възложи имь благовѣствованиє[2] еже проповѣдаю[3] вь юзыцѣхь, единѣмь же м'нющїимь[4], еда како вь тьще теkоу и | теkѡхь[5].

1) Alle възидь. — 2) Alle еванђелие. — 3) So Šiš. und Hv., Hilf. aber проповѣдахь. — 4) Hilf. единимь же мьнещемь, Hv. единимь же мьнещимь имь. Šiš. юдино же мьнещемь се. — 5) Hilf. текоу или техь; Hv. текоу лѣ тыхь, Šiš. wie oben.

3. нь ни тнить ижде сь мною, ел'линь сын[1]), ноужднь бс҇ы шбрѣзати се,

[1]) Hilf. нь и Тить сеи сь мьною елинь; Šiš. und Hv. haben иждe nicht, Hv. елынинь. Der Schreiber scheint den Text so verstanden und gelesen zu haben: нь ни тии тьжде сь мною.

4. и за пришьшеѥ льжебратиѥ, ижде прив'нидоше[1]) сьгледати свобшды нашеѥ юже имамын[2]) ш хс҇ѣ іс҇ѣ, да нс҇а[3]) поработеть.

[1]) Hilf. за прѣшьдьшее лъже братие иже прѣвьнидоу; Hv. прѣвашьдьшее же лъжее братьи иже прѣвьнидоу; Šiš. за пришьдьшеѥ же лъжею братиѥ, иже придоу. — [2]) Alle имамь. — [3]) Alle ны.

5. им'же ни кь часоу[1]) повиноухшм' се вь покоренії, да истина[2]) благовѣствованїа[2]) прѣбоудеть в' вась[3]).

[1]) Hilf. вь часъ, Hv. ка часоу; Šiš. кь чесомоу (gr. *πρὸς ὥραν*). — [2]) Hilf. истан|а; Hv. рѣснота. — [3]) Alle еванђелиѣ. — [4]) Šiš. нась.

6. Ѿ м'нєщиих' жс҇е быти[I]) ч'то, ыковын иногда бѣхоу[1]), нич'тоже раз'ньствоуеть[II]), лице[2]) бь[III]) члвкоу не приемлю[3])[IV]). м'нѣ бш м'нещен се нич'тоже[V]) привьзложише[4]),

[1]) Hilf. Hv. быше, Šiš. бѣше. — [2]) Hilf. и лица. — [3]) Hilf. нынѣ чловѣкоу не обиноуеть се, so auch Šiš. — [4]) Hilf. ничесоже приложише.

I) Šiš. бы. — II) Šiš. Hv. мене разл.. — III) Šiš. лица богъ; Hv. богъ лица. — IV) Šiš. Hv. шбиноуеть се. — V) Šiš. ничесоже.

7. нь соупротив'ноѥ[1]) видѣв'ше ыко вѣровано[2]) ми ѥсть благовѣстиѥ неѡбрѣзанию[3]) ыкоже петровїи шбрѣзаниѥ[4]).

[1]) Alle штьврьнь. — [2]) Hilf. вѣрьно. — [3]) Alle еванђелие акровьствии (Hilf. Hv. акровьствиѣ). — [4]) Alle перитомии.

8. ибш поспѣшьствовавын петроу вь посланиѥ[1]) шбрѣзании[2]) поспѣшьствова[3]) и м'нѣ вь ѥзыкын[4]),

[1]) Alle поспѣшьствовавы бо Петрови вь апостольство. — [2]) Šiš. шбрѣзанию. — [3]) Hv. поспѣхова. — [4]) Hv. noch иты.

9. и разоумѣв'ше блгдть, дан'ноую ми, їакшвь и кифа їшаннь[1]), м'нещен се стльпи быти, десная даше м'нѣ и вар'навѣ шб'щенна[2]), да мын[3]) вь ѥзыкын, шни же вь шбрѣзанїе.

[1]) Šiš. и нwань. — [2]) Alle шбьщении. — [3]) Alle вѣ.

10. тьчию[1]) нищии да пом'нивѣ[2]), еже и потьщах' се[3]) се истоѥ[4]) створити[5]).

[1]) Šiš. тькьмо. — [2]) Hilf. да нищее посѣтивѣ; Šiš. Hv. нищеѥ да пом. — [3]) Alle потьщаховѣ се. — [4]) Šiš. ebenso. — [5]) Hv. творити.

11. егда же прїиде петрь вь антиѡхию, на лици емѹ противѹ стахь, ꙗко зазѡрьн' ми бѣ.

Alles so auch in Hilf. Hv., nur Šiš. лице, зазрачьнь.

12. прьвѣе бѡ[1]) даже[2]) не прїити нѣкыимь[3]) ѿ їакѡва сь ѥзыкы ꙗдѣше· ег'да же прїидѡх[4]), ѡпретааше и ѿлѹчааше се[5]), боѥ се сѹщїих ѿ обрѣзаниꙗ.

[1]) Hilf. прѣжде бо; Šiš. (Hv.) дрѣвлѥ оубо. — [2]) Hv. дажде. — [3]) Hilf. не придоу етери; Šiš. (Hv.) придоуть итери. — [4]) Alle придѣ. — [5]) Hilf. въздрьжа се и ѿлоучаше се и особлише се; Šiš. (Hv.) въздрьжаше се и ѿтьлоучаше се и ѡсоблише себе.

13. и лицемѣрише[1]) се с' нимь и прочїи їѹдеи, ꙗко и[2]) вар'навѣ пристати лицемѣр'ствѣ[3]) ихь.

[1]) Hilf. лицемѣрьствоваше; Hv. лицемѣраше. — [2]) Hilf. fehlt. — [3]) Šiš. Hilf. лицемѣрию.

14. нь егда видѣх' ꙗко не право ходеть кь истинѣ[1]) бл҃говѣствованиꙗ, рекѡх[2]) петрѹ[3]) прѣд в'сѣми· аще ты їѹдеи сыи ѥзычьскы а не їѹдеискы живеши, к'ко ѥзыкы нѹдиши[4]) їѹдѣиствовати;

[1]) Hv. кь рѣспоты. — [2]) Alle еванђелиѣ, рѣхь. — [3]) Hilf. кь Кифѣ; Šiš. (Hv.) Кифѣ. — [4]) Alle бѣдиши.

15. мы ѥстьвомь[1]) їѹдеи, а не[2]) ѿ ѥзык' грѣш'ници,

[1]) Alle родомь. — [2]) Šiš. и не.

16. видѣв'ше же ꙗко не ѡправдить се[1]) чл҃вкь ѿ дѣль закона[2]) аще не вѣрою ісхвою, и мы вь ха іса вѣровахѡм[3]), да ѡправ'дим' се ѿ вѣры хви[4]), а не ѿ дѣль закона[5]), зане не ѡправ'дить се ѿ дѣль закона[6]) в'сака пльть.

[1]) Hilf. оправдаеть се. — [2]) Šiš. законоу. — [3]) Hilf. вь Іисоу Христа вѣровахомь; Šiš. вь Іисоуса Христа вѣрою; Hv. вь Христа выровахомь. — [4]) Hilf. Іисоу Христови. — [5]) Šiš. законоу. — [6]) Alle ꙗко ѿ дѣль закона не ѡправьдить се (Hilf. оправьди).

Vor diesem Vers in Hilf. als Titel: ·г҃· О прирѣкании еже кь Кифѣ и о вѣрьнѣ спасени а незаконьно.

17. аще ли ищоуще[1]) шправ'дити се ѡ хⷭ҇ѣ, ѡбрѣтохом' се[2]) и сами[3]) грѣшници, оубѡ хⷭ҇ грѣхоу ли[4]) слоужитель; да не боудⷮе.

[1]) Hilf. ищоущеи. — [2]) Hilf. Hv. обрѣтомь се; Šiš. шбрѣтемь се. — [3]) Alle и мы. — [4]) Alle ли грѣхоу.

18. аще бѡ[1]) ыже разориⷯ сиа[2]) пакы сьзыдаю, прѣстоуп'ника себе сьставлꙗю.

[1]) Hilf. fehlt. — [2]) Alle си. —

V. Endlich um zu zeigen, dass auch jene einleitenden Inhaltsangaben, die im griechischen Texte *ὑπόθεσις* überschrieben sind, in älterer und jüngerer Redaction vorliegen, wollen wir zwei solche Einleitungen in Parallelen (II und IV nach der Hilferding'schen Handschrift Nr. 14, I und III nach dem Belgrader Apostolus Nr. 55) nebeneinanderstellen.

I.

Сказаніе Їѡанова посланиꙗ в'тораго.

Сие ꙗко старць пишеⷮ господыни и чедомь юе, неп'щеванию же посланїю се· зре чеда юе добрѣ живоущаа вь вѣрѣ, и многиⷯ льстьце ѡбьходеще и глюще· не быⷮ пришьⷭ҇вию хⷭ҇воу вь пльти, пишеⷮ послание. и прьвѣю ѹбо приемлеть сие чеда таже не ново быⷮ еже по наⷭ҇ таиньство, наказѹеть пакы ѡ любвїи и да прѣбываюⷮ вь ѹченїи прѣданѣмь ѿ него, и прочее ѹчить ан'тихрїста быⷮ глющаго· не вь пл'ти принти хоⷭ҇у. заповѣдаеть же такожеⷣ таковые

II.

Написание Иоанови епистоле ·в·

Сию ѣко старьць пишеть господини и чедомь ее, непьштевание же епистолии сии· зьреи чедь ее добрѣ живоуште вь вѣрѣ и многи льс(т)це обьходеште и глаголоушта не соушта христова пришьствиѣ вь пльти, пишеть епистолию. испрьва оубо приемлеть чеда ее, и по томь оучить же соуштоу таиноу по нась. поучаеть паки (ѡ) лоубьви и да прѣбоудоуть вь оучени прѣжде даниⷨь нмь. оучить же юже антикрьста быти глаголюштаго вь пль-

не приемати кwмꙋ вь домь ни глати таковыи радовати се и тако скончавають посланию.

ть христа непришдьша. и повелѣвает же ѣко таковихь не приемати вь домь ни глаголати имь целованиѣ и тако коньчает епистолию.

III.

Сказанию Їоуды сборномоу посланию.

Сие посланїе пише ниже юже вѣровавшии, вина же е се пришьшемь нѣкwемь и ꙋчещемь не различноу бы грѣхꙋ и Ѿмѣтающимь се га нꙋжꙋ ниѣ писати и ꙋкрѣпити браю. и прѣвѣе ꙋбw молить и подвизати се и прѣбывати вь прѣданиѣ имь вѣрѣ, таже проповѣдꙋе сице вь ни ꙗко льстце и порꙋчають ниедино тѣмь имѣти приwбьщение кь таковимь вѣдꙋщемь ꙗко не доволно еже нарено бы тькмо, аще недонио ходимь званию. ибо првие люди изве изь египта гь и не прѣбывшие вь вѣрѣ погꙋбии и агглwмь же не схранишемь свои чинь не пощедѣ. лѣп ꙋбw Ѿ таковыхь [Ѿ таковы] Ѿлꙋчати се. ибw и михаиль архггль не нане хꙋлыи диꙗвwлꙋ. бы ꙋбw погибѣли ꙗко со-

IV.

Написание июдинии епистолие.

Сию епистолию пишеть вѣровавьшиимь юже, непьштеванне[мь] се вьшьдьшимь етеромь и оучештимь не wтрадьна соушта грѣха и wтмѣтаюштимь се господа, потрѣба емоу бысть писати (и) оутврьдити братию. прьвѣе же молить е подвизати се и прѣбывати вь прѣданѣ имь вѣрѣ, потомь же wтрицаеть таковие ѣко льстьце и запрѣштаеть ни единого обѣштаниѣ (lies wie Hilf. 15 wбьштенны) имѣти сь таковими, вѣдоуште ѣко недовлѣеть еже нарешти се тькмо, аште недостоинно званиѣ ходимь. ибо испрьва лоуди изведе изь еѓоупьта господь и непрѣбывьше вь вѣрѣ погоуби; анѣелие (lies wie Hilf. 15 анѣель) не сьблоудьшеи (lies: -шихь) своего чина не поштеди [ихь]. подобаеть (оубо) wть таковихь Ѿходити ибо михаиль арханиель не потрьпѣ хоульна соуда диѣвола (Hilf.

домлѣниѿ ѹчить, таже наказѹють вь ѡбычаи и помоль се ѡ них ѡ ѹтвржении иже вь вѣрѣ гни скончаваѥ посланиѥ.

15: хоуле диꙗволе). боудеть же пагоуба ихь ѣкоже содомомь, оучить по томь поучаеть вь ѡбычаи и помоль за оутврьждение вѣрьныхь ѡть Бога, кончаваеть епистолию.

Belgrad. *Ljub. Stojanović.*

Zusatz. Gleichzeitig mit den oben dargestellten glagolitischen Buchstaben in den Randglossen des Belgrader Apostolus bekam ich von Prof. Stojanović die nachfolgende, mir schon von früher bekannt gewesene Zeile, die sich in einer Krušedoler Handschrift Nr. 8 auf der Rückseite eines leeren Blattes befindet:

Das ist zu lesen: Попь Давидъ изъ Белгра, d. h. Priester David aus Belgrad. Selbstverständlich ist diese Zeile mehr als Curiosität, oder vielleicht als Geheimschrift aufzufassen, sie zeigt auch eine ganz und gar nicht auf diese Schrift eingeübte Hand. *V. J.*

Bruchstück eines glagolitischen Messbuches.

Durch die Güte eines Herrn aus Dalmatien bekam ich zur Einsichtnahme ein glagolitisches Fragment des gewöhnlichen Missale romanum. Das Ganze umfasst ein vollständiges Heft von acht Blättern auf Pergament im Zusammenhang und von einem nachfolgenden Heft zwei éin Pergamentstück bildende Blätter, deren Inhalt weder an das volle Heft sich anschliesst, noch die beiden Blätter untereinander sich berühren.

Der einst vorhanden gewesene ganze Codex muss sehr stattlich ausgesehen haben, er war schön und deutlich geschrieben mit der üblichen älteren kroatischen Glagolica. Ich verstehe darunter die bekannte kroatische eckige Schrift, nur in einzelnen Buchstaben weniger schmal und weniger aneinandergedrängt, als das bei den Codices aus dem Ende des XIV. und aus dem XV.—XVI. Jahrh. die Regel ist. Zur weiteren Stütze des Alters dieses Codex könnte ich auf das allerdings nur éinmal (im erhaltenen Bruchstück) vorhandene [illegible] (statt des üblichen [illegible]) in [illegible] und auf [illegible] (statt [illegible]), ohne Ligatur, im Worte [illegible], hinweisen. Die Initialen sind roth geschrieben, mannichfaltig ornamentirt, doch ohne Anwendung des Goldes und anderer Farben, und ohne teratologische Thierfiguren, wie es im Messbuch Novak's der Fall ist. Im Ganzen vermuthe ich, dass der Codex spätestens aus den ersten Decennien oder aus der Mitte des XIV. Jahrh. stammt, folglich etwas älter ist, als das soeben erwähnte Missale Novak's. Da in den letzten Decennien unseres Jahrhunderts das Interesse für den Glagolismus in wissenschaftlicher Hinsicht stark abgenommen hat, so will ich dem jetzt im Privatbesitz befindlichen Bruchstück einige Worte widmen, sei es auch nur um zu zeigen, dass auch daraus etwas Neues geschöpft werden kann.

Dem Inhalte nach enthalten die acht Blätter des einen (ganzen) Heftes den letzten Bestandtheil des sogenannten Commune Sanctorum, und zwar den Abschluss der Messe in nativitate multorum martyrum und dann die Messe in nativitate unius confessoris (mit einigen Unterabtheilungen), ferner die Messe in nativitate virginis und multarum virginum. Im Missale Novak's kommt dieser Inhalt auf fol. 246—254 vor. Auf dem ersten Blatt des erhaltenen Pergamentstückes des anderen Heftes sind Evangelienlectionen zu lesen, die sich auf die Messe pro defunctis beziehen, auf dem zweiten Blatte steht ein Bruchstück des ritus baptismatis. Alles das weicht vielfach von dem im Missale Novak's oder Hervoja's oder in der Venetianer Ausgabe vom J. 1483 Gebotenen ab, und da ich den ganzen Codex für älter, als die besagten drei Texte, halte, so ist es schon darum der Mühe werth, auf die Anordnung des Stoffes etwas näher einzugehen. Ich beginne mit dem auf dem letzten Blatte des Fragmentes enthaltenen ritus baptismatis. Diesen vermag ich genau zu analysiren, wobei ich die schon bei der Besprechung des Missale Hervoja's (Wien 1891) benutzten Werke, das Sacerdotale in der Ausgabe vom J. 1560 und Martene's grosses Buch de ritibus, Bd. I, zu Hilfe nehme.

Die Columne *a* beginnt mit den Worten: — чи овр҄зе и четвртоднеѵнаго лазара ѡ гроба взбоуди. Зато прокле — das ist der Abschluss des folgenden Gebetes: Exorcizo te, immunde spiritus, per Patrem et Filium et Spiritum Sanctum, ut exeas et recedas ab hac famula dei. Ipse enim tibi imperat, maledicte damnate, qui coeco *oculos aperuit et quatridianum Lazarum de monumento suscitavit. Ergo maledicte* diabole . . .

Darauf folgt das Rubrum: ньд двичицоу. Заклинаю те нчсти ·в· Зато прокле, d. h. *Super puella. Exorcizo te immunde* (spiritus) . . . *Ergo* maledicte.

Jetzt wird der Täufling in die Kirche gebracht: с҄дѣ в҄ведеть в црк҄в҄ гл. So auch im Missale Novak's: в҄ведеть и в҄ црквь гле сие, aber die Formel stimmt nicht überein. Im Missale Novak's heisst es: Раве бжи. нирк. вниди в҄ домь бжи, да имаши часть с хмь и сь стими его в вки (d. h. serve dei, ingredere in domum dei, ut habeas partem cum Christo et sanctis eius in saecula). Bei uns dagegen: вниди в стоу црк҄в҄ бжию, да примеши блние неско ѡ га исха (d. h. ingredere in sanctam ecclesiam dei, ut accipias benedictionem coelestem a domino Jesu Christo). Bei Martene fand ich nur abweichende Formeln: Intra in gaudium domini tui et ingredere in templum domini, ut habeas vitam aeternam et vivas in saecula saeculorum (I. 213). Intra in conspectu domini per manus sacerdotis, ut habeas vitam aeternam (I. 219). Ingredere fili in domum dei, audi patrem tuum docentem te vitam scientiae (I. 221).

Das nächstfolgende Rubrum besagt: Садѣ соутль положить и на т҄лехь црквенихь и речеть над нимь оче нашь. Die wörtliche Uebersetzung dieser Anweisung bot mir anfangs Schwierigkeiten wegen des unverständlichen Wortes соутль, das weiter unten noch einmal wiederkehrt. In der Sache selbst handelt es sich unzweifelhaft um das Niederlegen des Kindes in der Kirche auf den Boden, oder wie es in Sacerdotale p. 16 lautet: Postquam pervenerit sacerdos ad medium ecclesiae, ponunt infantem in pavimento, oder bei Martene V. 221: Infans apud sacrum fontem humi collocatur pedibus versis ad baptismalem fontem, et sacerdos ad altare spectans una cum compatre commatreve dicit Credo et Pater noster. Auch in unserem Texte wird unmittelbar darauf оче нашь und dann вѣроую gebetet (das letzte vollinhaltlich mitgetheilt). Im Missale Novak's fehlt die Angabe betreffs der Niederlegung

des Kindes, es heisst nur: Коуⲙь рцн оче нашь н вѣроую (d. h. der Pathe soll Vaterunser und Glauben hersagen).

Nach dem vollinhaltlich mitgetheilten Credo folgt in unserem Bruchstück dieses Rubrum: н в'зметь н соутль ѡ земле н рчеть еѵе пп. Hier kehrt das räthselhafte Wort соутль wieder, sachlich ist damit dasselbe gesagt, was im Sacerdotale a. a. O. weiter folgt: et dicto Pater noster et Credo elevant puerum, oder bei Martene I. 222: Deinde parochus infantem supinum a patrino sublatum utraque manu excipit ita, ut dextera capiti eius propior sit. Die letzte Anweisung brachte mich auf die richtige Spur zur Erklärung des Wortes соутль. Da der latein. Text bei Martene die Aufgabe der Niederlegung und des Aufhebens des Kindes auf den Pathen überträgt und da im glagolitischen Text соутль vor oder nach dem Verbum steht als sein Subject, so war es von selbst gegeben, in dem Worte соутль das Subject der Verba положить н на т'лехь und вьзметь н оть земле zu suchen, folglich auf die Bedeutung »Pathe« zu kommen. In der That ist соутль nichts anderes als das italienische *santolo* (richtiger vielleicht zu sagen das altdalmatinische *suntlo*, nach der Combination Dr. Bartoli's) in der Bedeutung Pathe, wozu Du Cange auch die latinisirte Form *sanctulus* anführt. Hiermit haben wir einen neuen, sehr willkommenen Beleg für den Uebergang des romanischen *ont* oder richtiger des altdalmatinischen *unt* ins serbokroatische *ut* bekommen, wozu zuletzt C. Jireček (Das christliche Element in der topographischen Nomenclatur der Balkanländer, S. 21—27) zahlreiche Beispiele gesammelt hat. Die beiden Rubra sind uns also jetzt klar. Dennoch würde ich gerne weitere Belege für соутль in der Bedeutung коумь kennen lernen. Das Wort scheint auf der Insel Veglia gelebt zu haben. Merkwürdigerweise hat auch das slovenische Wörterbuch Pleteršnik's (II. 603) das Wort *sutel* in der Bedeutung »birmski boter« (nach Caf) und selbst *sutal* (nach Janežič), als Femininum *sutla*, die Firmpathin. Woher Caf und Janežič das Wort kannten, das bleibt unbestimmt. Vielleicht lebt es noch immer irgendwo in Kärnthen oder im Görzer Gebiet oder in Istrien? Auf Pleteršnik's Wörterbuch machte mich aufmerksam Herr Scriptor L. Pintar aus Laibach. Ich suchte das Wort daselbst unter der Form, die wir fürs Slovenische erwarten würden, *sotel* oder *sotal*; diese scheint aber nicht vorzukommen. Dagegen ist fürs Kroatische die Form *sutal* ganz regelrecht. In der That kennen das Wort zwei neuere Wörterbücher, die hauptsächlich das küstenländische »Illyrisch« (d. h. Kroatisch) berücksichtigen. Jurasich

in Dizionario italiano-illirico (Trieste 1863) führt s. v. santolo auf S. 546 neben kum auch noch *sutal*, femin. neben kuma auch noch *sutla* an. Parčić gibt in dem »slovinisch-italienischen« Theile seines im Jahre 1874 in Zara erschienenen Wörterbuches S. 801 *sutao*, -tla mit der Bedeutung: santolo, padrino; und in der 2. Auflage des Vocabolario italiano-slavo (croato), Segna 1887, auf S. 684 s. v. santolo neben kršteni kum noch *sutal* und s. v. santola neben krštena kuma auch noch *sutla*. Das Wort muss demnach irgendwo im kroatischen Küstenlande und Norddalmatien noch heute leben. Im Süden kannte man es nicht, wenigstens Della Bella und Stulli führen es in ihren Wörterbüchern nicht an.

Das gleich darauf von dem »Pop« zu lesende Evangelium ist aus Matthäus XIX. 13—15, dieselbe Lectio wird auch bei Martene I. 47 in Ordo VI an derselben Stelle citirt. Die weiter folgende Anweisung als Rubrum besagt: Потомь положи роукоу на глвѣ о^трочєтє глє· вѣроую в бга оца и очє нашь, и потомь глєт҄ (d. h. deinde ponat manum super caput infantis, dicens Credo in deum patrem et Pater noster, et mox dicit). Ganz so bei Martene I. 47: Postea tenens manum super caput infantis dicat symbolum . . . Im Missale Novak's dasselbe, etwas anders ausgedrückt: И положить кь олтароу главоу о^трочє(тє) и покропить (et ponat caput infantis ad altare et aspergat).

Nach dem nochmaligen Credo und Pater noster и потомь глєт҄ (et deinde dicit) folgt in unserem Texte ein Gebet, das ich in lateinischer Fassung in Sacerdotale und bei Martene fand und hier parallel zu dem glagolitischen Text abdrucken will:

Нє крии сє сотона, придєть тєбѣ моука, придєть тєбѣ днь соуд'ни, днь погибѣли, днь ижє грєдєть ѣко пєщь гороуща, в нєнжє єсть тєбѣ моучити сє и в'сѣмь анѣлом҄ твоимь. Зато, погибѣлни, даи часть боу живоу истинноиоу, даи часть исхоу сноу єго и дхоу стоу· в нєгожє имє и в силѣ запвдаю тєбѣ, ижє колиждо єси, дшє нєчисти, и

Nec te latet Sotona imminere tibi poenas, imminere tibi tormenta, imminere tibi diem judicii, diem supplicii sempiterni, diem qui venturus est veluti clibanus ardens, in quo tibi atque universis angelis tuis aeternus veniet interitus. Proinde, damnate, da honorem Deo vivo et vero, da honorem Jesu Christo Filio eius et Spiritui Sancto. In cuius nomine atque virtute praecipio tibi, quicunque es, spiritus immunde, ut exeas et recedas ab hoc famulo dei,

да о҃т нєго о҃тстоүпиши о҃т сих҆ рабь б҃жихь, єжє д҃нсь г҃ь н҃шь и҃сХь к' своєи ст҃ѣи м҃лстѣ и б҃лниєм' води крщєниѣ дара звати рачиль єсть, да боүдєт' ц҃рки водою порождєниѣ вь о҃тпоүщєниє всѣхь грѣшникомь. Вь имє о҃ца г҃а н҃шго и҃сХа ижє грєдєть соү . . .

quem hodie Deus et Dominus Jesus Christus ad suam gratiam et benedictionem fontemque baptismatis (dono suae gratiae) vocare dignatus est, ut fiat eius templum per aquam regenerationis in remissionem omnium peccatorum. In nomine eiusdem domini nostri Jesu Christi, qui venturus est iudicare vivos et mortuos et saeculum per ignem.

Die Vergleichung beider Texte zeigt, dass der slavische Uebersetzer Fehler beging, falls nicht manches bei der Abschrift in Verwirrung gerieth, z. B. ut exeas et recedas ist nicht richtig: и да от нєго отстоүпиши, statt etwa zu sagen: да изидєши и отстоүпиши. Der Unterschied der Zahl (slav. plur., lat. sing.) dürfte auf einer anders lautenden lateinischen Vorlage beruhen. Nachdem ad suam gratiam durch к' своєи (свєтѣи ist Zusatz) милости übersetzt worden, sollte der Text auch weiter im Dativ fortschreiten: и благословєнию и водѣ крьщєниѣ, das eingeschaltete дара scheint auf dono suae gratiae zu beruhen, obschon nicht alle lat. Texte diesen Zusatz kennen.

Das Missale Novak's hat an Stelle des angeführten Gebetes ein anderes, das mit den Worten beginnt: Всємоги в҃чни б҃жє боүди вєлиѣ м҃лсть твоѣ, den lat. Text desselben findet man bei Martene I. 117: Omnipotens sempiterne deus, adesto magnae pietatis tuae mysteriis u. s. w. Auch diese Uebersetzung lässt manches zu wünschen übrig.

Nach dem Gebete folgt im Bruchstück das Rubrum: П҃п тькнєть слинами в' ноздри и вь оүши г҃лє (d. h. Sacerdos sputo suo tangit aures et nares infantis dicens, wie es in Sacerdotale p. 16 lautet) und darauf die vom Priester zu sprechenden Worte: Єфифата єжє єсть вь о҃творєниє вь воноү своєго оүХаниѣ· ти жє вибѣгни дьѣволє, приближит' бо ти сє соүдь б҃жи. In lateinischen Texten wird die Formel in zwei Hälften getrennt, die erste »Effeta quod est adaperire in odorem suavitatis« gilt für »ad nares«, die zweite »Tu autem effugesce, diabole, appropinquabit enim iudicium dei« für »ad aures«. Das Missale Novak's wendet in dem Rubrum statt тькнєть das Verbum коснєть an, und auch in der Формел zeigt es kleine Abweichungen: єжє єсть отвр'зи сє вь воню сласти (in unserem Text своєго оүХаниѣ dürfte nur Schreibfehler sein für благооүХаниѣ).

Am beachtenswerthesten ist der Unterschied zwischen избѣгни und вибѣгни. Die Präposition въ- statt из- begegnet in glagolitischen Denkmälern kroatischer Provenienz (Istrien, Quarneroinseln, kroatisches Küstenland) öfters. Ich halte dafür, dass hier вибѣгни erst später durch das üblichere, allgemeinere избѣгни ersetzt wurde; denn noch ein zweites Mal steht въ- statt из- in dem Psalm XLIV. 5: ванми, спѣи, вистоупи и цр҃ствоуи (nach dem lateinischen procede) und es hat Valjavec nachgewiesen (Rad XCVIII, S. 62, XCIX, S. 52), dass die ältesten kroatischen Psalmentexte diese Lesart bieten. In der That, auch im Missale Novak's (und der Ausgabe vom J. 1483) steht an dieser Stelle вистоупи.

Nach der erwähnten Formel folgt in unserem Text ein Gebet, das in dem Missale Novak's nicht wiederkehrt. Ich setze es parallel mit dem lateinischen Text, der in Sacerdotale und bei Martene nachgewiesen ist (I. 44):

Б҃є, бєсмртни помощ'ничє всѣмь просєщимь, избавитєлю прилєжєщихь, мирь м҃лєщимь, животє вѣроующимь, вскрѣшєниє м҃ртвимь. Тєбє призиваю, всємоги б҃є, на сєго раба твоєго. имр., ижє крщєниѣ твоєго дара просє, вѣчноую наслѣдовати м҃лсть и х҃вы҃лоу д҃ховнаго порождєниѣ жєлающоу, прими єго, всємоги б҃є, и ѣко ти рачиль єси рєщи· просѣтє и примєтє, ищѣтє и обрєщєтє, тлцѣтє и отврзоуть сє вамъ, просєщєм' маздоу подаи и двари о҃врзи тлкоущимь, да вѣчнаго оумивєниѣ н҃бскимь б҃лниємь наслѣдовал' би обєщаниѣ твоєго обрѣть примєть дарь.

Deus, immortale praesidium omnium postulantium, liberatio supplicum, pax rogantium, vita credentium, resurrectio mortuorum. Te invoco super hunc famulum tuum, qui baptismi tui donum petens, aeternam consequi gratiam spirituali regeneratione desiderat, accipe eum, domine, et quia dignatus es dicere: petite et accipietis, quaerite et invenietis, pulsate et aperietur vobis, petenti praemium porrige et ianuam pande pulsanti, ut aeternam caelestis lavacri benedictionem consecutus, promissa tui muneris regna percipiat.

Auch hier ist gegen das Ende die syntactische Zusammengehörigkeit einzelner Theile nicht aufrecht erhalten. Das Gebet fehlt im Missale Novak's. Dort ist nur mit den Anfangsworten **Бсмги вчни б.** ein Gebet (**Орц.**) angedeutet mit der vorausgehenden Formel **Нне же проклє**, worauf noch drei Evangelienlectionen folgen (Matth. I. 18, Marc. XVI. 15, Matth. XXVIII. 18), die vierte ist mit **искони бѣ сл.** nur angedeutet. Dafür geht unser Text näher auf die weiteren Phasen der Handlung ein: **Потом' пп взоветь име его глє. Нир. отметешн ли се сотонн; Отвѣть· Отмецюу. Пп· И всѣх' дѣль его; Отвѣть· Отмецюу. Пп· И все красоти его; Отвѣть· Отмецюу.** Das entspricht ganz der lateinischen Vorlage: Postea vero vocato nomine infantis dicat: Abrenuntias Satanae? R. abrenuntio. Et omnibus operibus eius? R. abrenuntio. Et omnibus pompis eius? R. abrenuntio. Mit den Worten **садѣ мажеть его олѣємь** (nunc ungit eum oleo) bricht der Text ab.

Das vorausgehende Blatt dieses Heftes enthält einen Theil der Missa pro defunctis, im Missale Novak's auf fol. 178 unter dem Titel: **Мнса сиѣ всагда за мр'твих'.** Die Lectionen bestehen aus Epist. I ad Thessalonicenses IV. 13 ff., aus dem II. B. der Maccabäer XII. 42 ff., aus Apocalypse XIV. 13 ff., aus Ev. Joh. XI. 21 ff., ib. VI. 37 ff., V. 25 ff. Eine Vergleichung dieser Bibeltexte mit dem Missale Novak's ergibt manche beachtenswerthe Variante als Rest alter Uebersetzung, die hier noch unangetastet blieb, während im Codex Novak's schon Berichtigung nach der lateinischen Vorlage vollzogen wurde. Z. B. Thessalon. I, c. 4, v. 14 in Novak's Miss. **ѣко ми живоущен останемь в' пришасти гни** (lat. nos qui vivimus, qui residui sumus in adventum domini), in unserem Text dagegen: **ѣко ми живоущен лишени в приш'сти гни.** Das Wort **лишени** steht in Šišat. und anderen alten Aposteltexten. Ibid. 16 bei Novak **вь видѣн'и** (offenbar war in iussu mit in visu verwechselt und darnach der richtige Text verunstaltet): in unserem noch das richtige **в' повелѣнн** (so auch Šišat. und andere alte Texte). Ib. 16 steht in Novak's Missale **встаноуть**, in unserem Texte noch das alte **вьскрсноуть.** Ib. 17 gibt unser Text folgende Lesart: **По том же ми живии лишени ш нимь всхитим' се в стрѣтение гне на аерь** (so auch Šiš.: **по томь же мы живии лишенни коупьно сь ними вьсхитимь се на wблацѣхь вь срѣтение господьнѥ на аерѣ**). In unserem Texte fehlt **на**

ωблацѣхь, wie es scheint nicht zufällig, denn auch in dem beim Amphilochius abgedruckten Hilferding'schen ist dieses Wort ausgelassen. Im Missale Novak's lautet die Stelle so: по том же ми живи иже останемь коупно всхитими се ш нимь ва облацѣхь вь срѣтение христоу на аерь, hier ist иже останемь deutliche Correctur nach dem lateinischen qui relinquimur; auch господьне wurde später in христоу geändert, um dem lateinischen Texte obviam Christo zu entsprechen.

In Maccab. II, c. 12, v. 43 ist in unserem Texte право и пречисто (bene et religiose) wohl richtiger, als in Nov. oder 1483er Ausgabe: правдно и прѣчисто, auch ib. 45 ist I ѣко (et quia) richtiger als in Nov. На ѣко.

In Jo. XI. 22 und 24 steht in unserem Texte вѣдѣ, in Nov. вѣмь — ib. 25 вѣроуеи в' ме unseres Textes in Nov. иже вѣроуеть ва ме — ib. 26 аще оумреть: in Nov. neu аще и оумрьль боудеть — ib. имеши ли вѣроу семоу (so auch in Marian. und anderen alten Texten): Nov. вѣроуеши ли семоу. — Es erscheint allerdings auch umgekehrt da und dort die neuere Wendung in unserem Texte, während Novak das Ursprüngliche wahrt.

Der Inhalt des Heftes von acht Blättern, der wie gesagt einen Theil des Commune Sanctorum bietet, könnte zwar durch die genaue Vergleichung mit dem entsprechenden Text des Novak'schen Messbuches gute Bausteine für die zukünftige Geschichte der inneren Gestalt der glagolitischen Kirchenbücher liefern, denn zwischen unserem Bruchstück und dem Missale Novak's besteht durchaus nicht jene bis an die Identität grenzende Gleichheit, wie z. B. zwischen dem Missale Novak's und der ersten gedruckten Ausgabe vom J. 1483. Allein für unsere Zwecke liegt es näher, nur auf die Bibeltexte dieser acht Blätter Rücksicht zu nehmen, da sie ja doch den Hauptinhalt bilden. Diese Texte sind zum Theil in Form von Versen den Psalmen entnommen, zum Theil stellen sie einige Lectionen aus dem Alten Testament, hauptsächlich aber aus den Evangelien und Episteln dar. Wir wollen sie auch in dieser Reihenfolge betrachten.

Aus Psalmen sind folgende Stellen vertreten: 20. 2. 3 (nichts Auffallendes), 20. 4 (übereinstimmend), 36. 30. 31 (übereinstimmend), 44. 3 statt der alten Lesart излиѣ се благодѣть — so noch im Pasman'schen Breviarium, Brčić II. 39 — steht hier schon nach dem lateinischen diffusa est gratia: излита есть милость — ib. 4—5 statt красо-

тою твоєю и добротою твоєю — so noch im Pasm. Brev. — hat unser Fragment nach dem lateinischen specie tua et pulchritudine: лѣпотою твоєю и красотою твоє(ю). Im Nächstfolgenden geben alle kroatisch-glagolitischen Texte: вьнми (oder внми), спѣи, вистоупи и црствоуи, so auch unser Fragment, offenbar beeinflusst vom lat. Text: intende, prospere procede et regna; hier ist спѣи noch von der alten Uebersetzung geblieben, nach dem griechischen *κατευοδοῦ*. Beachtenswerth ist im weiteren Text dieses Verses, dass alle kroat.-glagolitischen Texte истини ради bieten, während der Sinaitische Psalter рѣснотꙑ schreibt. — 44. 8 steht in den kroat.-glagol. Texten die ältere Form взлюби statt der im Ps. Sin. zusammengesetzten възлюбилъ єси — sonst alles übereinstimmend bis auf олѣємь радостнимь für ол. радости — 44. 10 schreiben alle kroat.-glagol. Texte прѣоукрашєна, so auch einige russ. Psalter, aber dem gr. *πεποικιλμένη* entspricht прѣиспъщрєна, noch älter прѣкоущєна (so Sin. Bologn. Pogod.). — 44. 13 *οἱ πλούσιοι τοῦ λαοῦ* lautet in der ältesten Uebersetzung nicht ganz wörtlich: богати людьє (so Sin. u. a.), die kroat. Texte berichtigt nach dem lateinischen omnes divites plebis: вси богати людасци (so unser Bruchstück) oder вси б. люд'сци. Im nächsten Vers *αἱ πλησιόν* haben alle kroatischen Texte, übereinstimmend mit dem Sinait. искрнє єє (oder искр'нєє єє). — 45. 5 (alles übereinstimmend). — 67. 36 (übereinstimmend). — 88. 21-23 steht noch in den kroatischen Texten der einfache Aorist обрѣть. Im weiteren ist ничєсожє оуспѣєть врагь в нєм' etwas modificirt nach dem lateinischen nihil proficiet inimicus in eo, ältere Uebersetzung lautete ничєсожє оуспѣєтъ врагъ на-нь (so Sinait. u. a.). Für нє приложитъ (*οὐ προσθήσει*) geben kroat. Texte нє взможєть (lat. non opponet). — 88. 25 (übereinstimmend, nur истина, nicht рѣснота, wie im Ps. sin.). — 88. 36 (alles übereinstimmend, nur клєх' сє, nicht клєс' сє). Im nächsten Verse steht сѣмє, wie in Sinait., nicht плємє. — 91. 13 (übereinstimmend, *φοῖνιξ* wird durch пиникь wiedergegeben), das Particip *πεφυτευμένος* lautet in der glagol. Uebersetzung bald насаждєнь bald всаждєн'. — 109. 4 (übereinstimmend). — 118. 46 (übereinstimmend, nur schreiben die kroat. Texte unrichtig свѣдѣни statt съвѣдѣнихъ. — Ib. 95 steht in kroat. Texten das richtige ждашє (in Sin. ждѧтъ); im nächsten Vers всакоє statt вьсєѩ (so auch cyrill. Texte). — 123. 7 (übereinstimmend). — 131. 9 in glagolitischen Texten steht vor облѣкоут' сє die Conjunction да, zu

взрадоуют' се kommt an einer anderen Stelle die Variante възвеселет' се vor. — Ib. 16-17 übereinstimmend.

Liber Sapientiae wurde aus dem Lateinischen übersetzt. Das sieht man auch dem Stücke c. IV. 7—15, das in unserem Fragment auf fol. II col. a enthalten ist, an. Die Uebersetzung stimmt mit jener des Breviariums von Pasman (bei Brčić) beinahe wörtlich überein, z. B. IV. 7 si morte praeoccupatus fuerit: аще семр'тню обьѣть боудеть, doch in refrigerio erit: в хладѣ боудеть Pasm. und Nov.: unser вь оустоудѣ боудеть (die letztere Lesart scheint älter zu sein). — ib. 8 Pasm. частна есть не дьни лѣть числомь чтена (venerabilis est non diuturna neque annorum numero computata): частна боудеть не дни ни числомь чтена лѣть (diese Uebersetzung lautet besser). — ib. cani autem sunt sensus hominis lautet in Pasm. so: сидини бо соуть оумь чловѣчаски, in unserem aus Versehen so: свѣдѣтели бо соуть оуми ч҃ски. — ib. 9 statt животь непорочни Pasm. (vita immaculata) unser: животь непорочнихь. — ib. 10 Pasm. оугодань бѣ б҃оу и възлюблень (placens deo factus est dilectus): оугодань б҃оу створень есть взлюблени (unser, wörtlicher nach dem lat. Texte). — ib. и живе мею грѣшници приставлень есть (et vivens inter peccatores translatus est) Pasm.: unser dagegen и живи междю грѣшники принесень есть. — ib. 11 всхищень бѣ (raptus est) Pasm. (so auch im heutigen cyrill. Texte): попадень есть unser. — ib. и ласть не приластила би доуше его (aut ne fictio deciperet animam illius) Pasm. (so auch im heutigen cyrillischen или лесть прелстить доушоу его): unser dagegen и да ѣдение не прехинило би д҃шоу его (das räthselhafte ѣдение ist vielleicht so zu erklären, dass fictio als victus aufgefasst wurde). — ib. 14 и сего ради Pasm.: и зато unser. —

Ecclesiasticus oder *Σοφία Σεῖραχ* beruht sonst auf der Uebersetzung aus dem Griechischen, allein in den vorliegenden glagolitischen Texten sieht man deutlich das lateinische Vorbild. Die beiden Texte, der Brčić'sche (I. 152) und unserer, stimmen meistens wörtlich überein. Ich hebe einige Stellen heraus: XXIV. 2 et in plenitudine sancta admirabitur и вь исплнении светѣем' поувалит се unser, richtiger Brčić: и вь исп. св. оудивит се (übrigens auch unser an der Parallelstelle: почоудит се). — ib. Brčić имѣти вачнеть: unser имѣти боудеть. — Brčić похвалоу: unser хвалоу, Brčić вь благословениихь:

unser междю бл̄нимн (inter benedictos). — ib. 3 Brčić исхою : unser исхождю, Brčić прво роћена : unser прво рождена. Nach v. 3 folgt gleich v. 21 in besonderer Fassung: аз'ѣко ливань и тьмьѣнь неподвижни вкорениxь пребиваниѥ моѥ и ѣко бал'самь непремѣн'на вона моѣ, Brčić азь ливань и там'ѣнь непоскроушени вкорениxь обитаниѥ моѥ, ѣко балсам' неизмѣнно благооуханиѥ моѥ (latein. quasi Libanus non incisus vaporavi habitationem meam et quasi balsamum non mixtum odor meus). V. 23 азь ѣко лоза плодовита створиxь плодь бл̄гооуханиѣ доброти, so beide glag. Texte, während es lat. heisst: ego quasi vitis fructificavi suavitatem odoris.

Eccl. XLVII. 8 — Brčić светомоу (sancto), unser преподобномоу — ib. 9 да ѥмоу силоу на врагн Brčić : дарова ѥмоу крѣпость на враги unser — das im V. 10 fehlende bei Brčić (ut laudarent nomen sanctum domini et amplificarent mane dei sanctitatem) liest man in unserem Text so: да хвалеть имѥ ст̄оѥ г̄нѥ и оумножеть ютро бж̄нѥю ст̄нинѥю.

Eccl. LI. 13 exaltasti Brčić взнесаль ѥси, unser взнесе, v. 15 nicht биси, sondern бисть — sonst volle Uebereinstimmung mit Brčić (I. 159).

Die Evangelientexte zeigen mehr oder weniger Annäherung an das Lateinische, wenn auch die ursprüngliche Uebersetzung überall durchschimmert. Matth. V. 13 ни к чемоу же нѣсть Brčić : ни к чемоу же может' бити unser (Zogr. бѫдетъ) — ib. и попрет се от чловѣкь Brčić : unser noch das alte и попираема ч̄ки (so auch Zogr.). — V. 14 statt свѣтъ hat Brčić свѣтлость, unser noch свѣть und er schreibt auch всемоу мироу, bei Brčić nur мироу. — Ib. на врхоу гори beide glag. Texte, Brčić fügt hinzu поставлень, unser wahrt das alte стоѥ. — V. 15 Brčić вжигають, unser вжизают', weiter bei uns и поставлають и (so auch Zogr.) und mit regelmässigen Endungen на свѣщницѣ, в храминѣ (bei Brčić -ци, -ни). — V. 16 stimmt alles mit den ältesten Texten, bei uns инбсѣхь, Brčić -сиxь. — V. 17 unser не мнѣте (Brčić не мните), dann beide Male den einfachen Aorist придь, zu разорити steht der Accusativ законь ни пр̄рки (bei Brčić или пр.). Statt des zweiten разорити steht bei Brčić раздроушити mit во vor diesem Verbum. — V. 18 bei uns noch аминь, wie Zogr., bei Brčić вь истиноу — ib. unser

донд҄кже преидеть (so in alten Texten) : Brčić донд҄кже мимоидеть. Brčić gibt едина чр҄ъта или едина часть не мимоидеть, unser schreibt näher an die alte Textüberlieferung писмо (richtiger wäre писме) едино или едина чр҄ъта не преидеть; ferner steht in unserem Texte донд҄кже вса си҄к боудоуть, bei Brčić донд҄кже вса боудоуть. — V. 19 beide glag. Texte единоу от заповѣди сихь, dann Brčić оучит҄, unser mit den früheren наоучить, beide небесцѣмь. Brčić иже бо творить и оучить, unser а иже творит҄ и оучить, beide haben вели.

Matth. XI. 25 nur halber Vers bietet nichts zu erwähnen.

Matth. XIII. 44 beide glag. Texte haben за радость его иде и прода всѣ ѣже имѣ и коупи село то (in alten Texten dafür Präsens: идетъ, иматъ, продаетъ, коупоуетъ). — ib. 45 und 46 stimmen mit alten Texten überein, nur добрихь бисерь, dann bei uns шадь прода всѣ ѣже имѣ, Brčić шадь и прода. — ib. 47 beide glag. Texte неводоу вр҄женоу (statt въвр҄ъженоу), nach рода folgt рибь сбирающоу (Brčić збирающоу). — ib. 48 beide glag. Texte schreiben наплни се, beide извлѣкше и и при краи сѣдше (in alten Texten steht на краи), beide den einfachen Aorist изврьгоу. — ib. 51 beide glag. Texte разоумѣсте ли. — ib. 52 in unserem Texte fehlt das Wort кънижьникъ, Brčić hat es; beide glag. Texte schreiben наоуч се в црствѣ небсцѣмь.

Matth. XXIV. 42 unser бдите, Brčić бдѣте; unser в коую годиноу, Brčić в коу годиноу, Brčić hat nach гь ausgelassen ваш҄. — ib. 43 unser видите, Brčić вѣдите, beide под҄копати (wie im Ostrom. Ev., die alten glag. Texte schreiben hier подърыти). — ib. 44 Brčić: ѣко не висте в коую годиноу, unser näher dem alten Text ѣко ва-иже часъ не мните. — ib. 45 beide вѣрань рабь и моудрь, beide поставить (so auch Ostr.), beide над҄ челадию своею. — ib. 47 beide поставить его (alt и).

Matth. XXV. 1 подобно есть beide glag. Texte — beide десетымь дв҄амь, beide изидоу. — ib. 2 боуихь, моудрихь beide glag. Texte. — ib. 3 beide не взеше олѣѣ сь собою, unser fügt noch hinzu вь сасоудѣх҄ своихь. — ib. 4 моудрие же Brčić, unser а моудрие, beide взеше (statt приьмаша). — ib. 6 unser полоу нощи, Brčić в полоу нощи; unser исходите (so auch Zogr. Mar.), Brčić изидѣте. — ib. 10 unser шадшем же имь, Brčić шадшимь;

unser noch коупить, Brčić коупити, unser kein дьне vor приде, beide готовие дьн внидоу. — ib. 11 beide придоу. — ib. 12 unser не вѣдѣ вась, Brčić не вѣмь вась (schon Zogr. hat die Form вѣдѣ). —

Marc. XIII. 33—37 fehlt bei Brčić, es ist darum nicht überflüssig, diese Lücke aus unserem Bruchstück zu ergänzen: 33 (В' но вриме рече исъ оучеником своим)· Бѣжд'те (sic) и бдѣте и молите се, не вѣсте бо когда врѣме боудеть. 34 ѣкоже бо чкь далече от'ходе остивить домь свои, давь рабом своим область когождо дѣла, и вратароу повелит' да бдить. 35 бдите оубо, не вѣсте бо когда гь домоу придеть· вечерь ли или полоуноци или када петѣхь вспоеть, или заютра. 36 да егда придеть, обрѣщет ви спеще. 37 что бо вам' глю, то всѣмь глю· бдите.

Zu 33 ist zu erwähnen, dass statt вѣжд'те (unrichtige Weiterbildung des Plurals nach dem Singular вѣждь) die alten Texte bieten блюдѣте сѧ. — Zu 34 власть и комоужъдо дѣло свое — so die alten Texte, Nikol. jev. hat вратароу, die übrigen вратьникоу. — Zu 35 statt der Umschreibung unseres Textes schreiben die alten: ли въ коурогласшение, Nov. или о петеси поющемь. Die Form петѣхь (heute *petèh*) ist nordčakavisch. Auch Ostrom. schreibt за оутра, andere ютро oder ютрѣ, Nov. с'ютра. — Zu 36: да не пришедъ вънезаапоу — so die alten Texte. — Zu 37 statt ч'то бо steht in alten Texten: а еже.

Luc. X. 16—20 weicht in unserem Texte stark ab von alten Ueberlieferungen: ib. 16 steht bei Brčić noch das richtige а отмѣтаеи се мене, отмѣтает се пославшаго ме (so auch in den ältesten Texten), unser dagegen иже мене не слишить, оного не слишить, иже ме посла. — ib. 17 седам' десеть и два — so beide glag. Texte; unser рекоуще, Brčić глюще, weiter bei uns ги оце и дѣмоуни вь име твое пов. се нам, Brčić оце и бѣси пов. се нам имени' твои' (im alten Texte о имени твоемь). — ib. 18 Brčić спадоуща, unser спадающа, с нбсе geht dem Particip voraus. — ib. 19 се дахь unser, и се дахь Brčić, силоу врагь unser, с. вражию Brčić, weiter in Brčić nach dem alten Texte и ничтоже вась не врѣдить, bei uns dagegen: и никтоже вась саблазнить! — ib. 20 обаче Brčić (so wie im alten Texte), unser в истиноу, weiter не толико о семь

радоуните сѧ, почто вамь д̄си повиноуют се (im alten Texte ꙗко д̄си вамъ повиноуѭтъ сѧ), Brčić ѣко бѣси пов. се вамь; nach dem zweiten радоуните се fügt unser hinzu и веселѣте се.

Luc. XII. 35 statt бѫдѫ steht in unserem Texte боудѣте (Brčić боудите). — ib. 36 unser noch richtige Form чаюціемь (Brčić чаюцим'), beide glag. Texte wenden Singular an от брака — beide aufgelöst die Participien: егда придеть и такнет'. — ib. 37 nach бл̄жни unser schaltet ein соуть. — ib. 38 unser или в дроугоую или в третоую стр., beide тако твореціе. — ib. 39 г̄ь храма: so beide glag. Texte, beide в коую стражоу, beide не би оставиль (statt далъ), statt домоу steht in unserem Texte храма. — ib. 40 beide Texte сего ради.

Luc. XIX. 12 beide glag. Texte етерь, so wie Zogr. Ass.; unser иде: Brčić отиде (alt иде), beide geben statt далече die adjectivische Form далечноую, beide mit Assem. възвратити се. — ib. 13 рече к нимь unser (Brčić: рече нимь), beide доиндѣже. — ib. 14 граждане unser: граћане Brčić. Statt послаше (so Brčić) steht in unserem пославше млвоу (auch м̄лтвоу möglich zu lesen), Brčić hat das letzte Wort nicht. — ib. 15 нижe да beide glag. Texte. — ib. 17 unser добри рабе б̄лги, Brčić nur добри рабе (Mar. благы рабе и добры), beide над' десетию гради. — ib. 18 beide и дроуги. — ib. 19 над' петию гради beide. — ib. 21 beide вземлеши егоже не положи и жнеши (Brčić жанеши) егоже не сѣѣ. — ib. 22 соуждю тебѣ unser, соую те Brč., вземле unser: взимае Brč., statt егоже не положих Brč. steht in unserem егоже не положоу (vielleicht aus не положь); и жне (Brč. и жане). — ib. 23 unser и почто не даль еси, so auch Brčić, nur ohne и; beide тржникомь; Brč. стезаль бимь (so auch in alten Texten), unser взель бимь. — ib. 24 beide glag. Texte имоуціоумоу. — ib. 26 всакомоу имоуціоумоу unser (имоуціоу Brč.), beide дает се и избоудеть, beide еже мнит се имѣе, вазмет се.

Hier folgt noch in unserem Texte der Vers 27, der in der Ausgabe Brčić's fehlt, er lautet so: обаче ти враги мое не хотѣвше мнѣ да бим' ц̄рь биль над ними, приведѣте е сѣмо и исѣцѣте е преда мною.

I. Ep. ad Corinth. c. VII. 25 in alter Uebersetzung übereinstimmend mit den ältesten cyrill. Texten: о юнотах и д̄вах повелѣнић г̄на не имам', свѣт же даю ѣко помиловань г̄мь вѣрань бити

(Brčić: тако ѣко помиловань бѣхь). — Ib. 26 beide wenden das Verbum разоумѣти an, nur in unserem fehlerhaft разоумѣи оуво, richtig Brč. разоумѣю оуво, beide haben сие statt се und сице statt тако. — Ib. 27 beide привезань ли еси, отрѣшен ли еси, nur unser от жени (Brčić genit. ohne от). — Ib. 28 nur in unserem nach alter Ueberlieferung аще посагнеть два, нѣсть сьгрѣшила, bei Brčić: аше оброучит се два, нѣсть сагр. — Ib. unser скрб же платаскоую (in cyrill. alten Texten скрьбь же пльтию), bei Brčić скрбь же тѣлесноую; beide имѣти имоуть. — Ib. 29 beide сице глю, beide прекращено есть и миннтелно есть (nach dem latein. reliquum est), beide haben имоуще (statt имоущеи). — ib. 30 in unserem noch das richtige плачоущеи се, nach и радоующе се folgt боудоуть, dagegen ist ѣко не радоующе се in unserem ausgefallen. — ib. 31 in unserem fehlt мира сего. — ib. 32 statt боудете in unserem und Brčić бисте били, beide schreiben бес печали; eben so beide неожен'и (не ожени) се. — ib. 33 unser а ожен се, Brč. а ожени се. — ib. 34 lautet so: и жена не посагшиѣ и два печет се о гниχь, да есть ста тѣломь и дχмь, die Fortsetzung fehlt bei Brčić: а посагшиѣ печет се о мирскиχ' како оугодить моужоу. 35 Се же к ползѣ вам' глю, а не ѣко оузоу вам'взложоу, нь к благообразноу и нео'стоупноу и без'млвноу гвѣ житию пооущаю ви о χѣ исѣ гѣ нашемь (so liest man den Text nach meinen Notizen auch in einem glagolitischen Missale Kukuljević's).

II. Epist. ad Corinth. X. 17—18 nichts zu bemerken. — XI. 1 зане бисте мало прияли безоумие мое, нь приемлите ме (nahe verwandt mit Šiš.), dagegen Brčić: аще бисте стрпѣли нѣколико безоумие мое, на и поносите ме (wahrscheinlich подносите ме, alles nach dem lateinischen Text). — ib. 2 beide glag. Texte рвноую бо (ви) бжмь рвновениемь; unser двоу пречистоу (Brčić д. чистоу).

II. Epist. ad Timotheum IV. 1 beide свѣдѣтельствоую, unser иже соудити χощеть (Šiš. χотещиимь соудити), Brč. (und Miss. Kukulj.) иже есть соудитель (nach dem lateinischen Vorbild qui iudicaturus est); beide weiter пришаствиемь его и црствомь его (in Miss. Kukulj. steht noch просвѣщенiемь, црствиемь). — ib. 2 beide проповѣдаи, ferner настои подобним' и неподоб-

нимь (Brč. und Miss. Kuk. прѣподобнимь и непрѣподобнимь), dann folgt: обличаи заклинае караи unser, Brč. обличаи моли и караи, Miss. Kukulj. обличаи, моли, наказоуи (lat. argue, obsecra, increpa). — Ib. ва всакомь тръпѣни и наоуцѣ — so alle glag. Texte. — ib. 3 unser здраво оучение не стрпеть, Brč. und Miss. Kukulj. здраваго оучениѣ не вспослоушають (näher dem alten Texte), на в своѣ желѣниѣ разгороупет се себѣ мештри срамѣжливи оушима, Brč. und Miss. Kukulj. на похотѣнием' своимь извероуть (Brč. свероуть) себѣ оучители, die letzten Worte (prurientes auribus) bleiben bei Brčić und im Miss. Kukulj. unberücksichtigt. Das sonderbare разгороупет се unseres Bruchstückes kann ich mir nur so erklären, dass der Uebersetzer bei *coacervabunt* an *acerbus* gedacht hat; das Adjectiv *gorup*, Verbum *gorupiti* sind im akad. Wörterbuch belegt. — ib. 4 unser от истини ниць слоухь отвратеть, so auch Brčić und Miss. Kukulj., aber beide ohne ниць; weiter на притче же приобратет се, näher dem alten Texte Brčić und Kukulj. и к баснемь оуклонет се. — ib. 5 lautet in unserem so: ти в истиноу бди и вь всѣхь троуждаи се, дѣло твори евнѣелиѣ, слоужбоу твою наплни, вризам' (sic! statt тризам') боуди, ungefähr so auch bei Brčić und im Miss. Kukulj., die beiden letzteren lesen о в'семь (Brč. о всѣхь), Miss. Kukulj. bietet благовѣстника (so auch viele cyrill. Texte des XIV. Jahrh.). — ib. 6 in unserem so: азь юре брждю и врѣме моего расоутиѣ настоить, Brčić und Miss. Kukulj. азь бо юже бражддю и врѣме ошастиѣ моего юже настоить. Was ist брждю oder браждю, Brč. бражѣю? Das Verbum scheint mit бразга, rugae, in Zusammenhang zu sein, doch vermag ich es nicht befriedigend zu erklären. — ib. 7 alle glag. Texte: доброу брань брахь . . . вѣроу схраних. — ib. 8 Miss. Kukulj. того ради отложен' есть мнѣ вѣньць правди, Brčić: ва осталомь оуготован' мнѣ есть венаць правди, in unserem: вь осталомь приправлена есть мнѣ кроуна правди, das letztere am nächsten dem lat. Texte: in reliquo reposita est mihi corona justitiae. Unser Text hat an вѣньць gedacht und darum ist im nächsten Satze иже stehen geblieben, weiter fehlt bei uns правадьни, blieb aber die alte Form соуди (so auch Miss. Kuk.), wofür Brčić das neuere соудиѣ bietet. — Ib. unser не мнѣ самомоу нь инѣмь иже, Brč. не мнѣ самомоу, на и тѣмь иже, Miss. Kukulj. не ли мнѣ самомоу на и всимь иже . . .

Epist. ad Hebraeos c. VII. 23 unser множѣншє, Miss. Kukulj. множѣнши, alle створєни соуть єрѣи по законоу (der letzte Zusatz ist nicht aus dem latein. Texte erklärbar), занє ѣко сємртию соуть възбранаєми прєбивати. — Ib. 24 сь жє unser, и сь жє Miss. Kuk., исоусь жє Brčić; alle ѣко прєб. ємоу єсть в вки, alle нєпрѣстоупно имать єрѣиство. — Ib. 25 тѣмждє unser, спсати unser, в вки statt ирисно alle glag. Texte, пристоупаль самь собою alle glag. Texte, кь боу присно alle glag. Texte, млити о нась unser, млить за ни Brčić.

Wenn dieses unbedeutende Bruchstück (im Ganzen zehn Blätter) schon so viele beachtenswerthe Varianten zum glagolitischen Texte Brčić's liefert, so kann man sich vorstellen, welche Bereicherung und auch Ergänzung des dort gebotenen Textes aus zahlreichen anderen glagolitischen liturgischen Handschriften (Missalen und Breviarien) gewonnen werden könnte, wenn sich Jemand fände, der nach mehr als dreissig Jahren die von Brčić begonnene Arbeit fortsetzen wollte.

V. J.

Palaeographisches und Sprachliches anlässlich der neuen Publication der Blätter von Chilandar.

Die Slavisten werden Herrn **Kulbakin** gewiss recht dankbar sein, dass durch seine Bemühung die Blätter von Chilandar — bekanntlich Bruchstücke der Catechese des Cyrill von Jerusalem enthaltend — der Forschung nun in einer entsprechenderen Weise, als es bis jetzt der Fall war, zugänglich gemacht worden sind[1]. Es wäre nur zu wünschen, dass uns auch die übrigen kleineren Fragmente altkirchenslavischer Denkmäler durch ähnliche Publicationen erschlossen würden, damit wir den ganzen Kanon altkirchenslav. Denkmäler beisammen hätten. Herr

[1] Хиландарскіе листки, отрывокъ кирилловской письменности XI-го вѣка. Съ четырьмя фототипическими снимками. Санктпетербургъ 1898. 4⁰. 345 (in Изслѣдованія по русскому языку Bd. II, auch separat erschienen).

Kulbakin hat zwar das uns leider nur so mangelhaft und unvollständig erhaltene Denkmal in sprachlicher Hinsicht eingehend gewürdigt, aber unsere Denkmäler sind in vielfacher Beziehung verhältnissmässig noch so wenig erforscht, dass immerhin eine ganze Reihe von sprachlichen und insbesondere auch palaeographischen Fragen offen bleibt.

Auf Einiges wollen wir hier näher eingehen. Was die Schrift der erwähnten Blätter anbelangt, so muss vor allem ihr schräger Charakter auffallen, und im Zusammenhange mit dem ähnlichen Ductus der Schrift in einem so alterthümlichen Denkmale, wie es die Savina kniga ist, dürfen wir dieses gemeinschaftliche Merkmal nicht als etwas Zufälliges auffassen, sondern müssen darin etwas Ursprüngliches suchen. In der That muss auch die cyrillische Schrift, falls unsere Annahme richtig ist, dass sie erst etwa einige Decennien nach der Begründung des altkirchenslavischen Schriftthums durch die beiden Slavenapostel unter dem Einflusse der griech. Uncialschrift entstanden ist, ursprünglich diesen Charakter gehabt haben. Es ist ja bekannt, dass man griechische Uncialhandschriften mit diesem schrägen Ductus aus dem VIII. und IX. Jahrh. findet, während im X. Jahrh. die Uncialbuchstaben hier wieder senkrecht stehen. Allerdings würden wir erwarten, dass die Schrift des Suprasliensis dieselbe schräge Lage aufweise, was bekanntlich nicht der Fall ist, allein es kann sich dieser Ductus innerhalb eines verhältnissmässig kurzen Zeitraumes auf einem bestimmten Gebiete des aksl. Schriftthums geändert haben, während andere Schreiber mehr im conservativen Sinne vorgingen, so dass auf diese Art diese Disharmonie immerhin begreiflich wird. An dem hohen Alter des Cod. Suprasliensis ist nicht zu zweifeln; schwieriger gestaltet sich die Sache, wenn man die Sav. kniga mit ihm vergleichen will, da wir zu wenig Vergleichsmaterial überhaupt haben. Gewisse Buchstaben des Supr. weisen einen jüngeren Charakter auf, als die entsprechenden in der Sav. kn., von anderen gilt wieder das Gegentheil. Immerhin möchte man, nach dem Gesammteindruck zu schliessen, der Schrift der Sav. kn. einen älteren Charakter zusprechen. Anders verhält sich die Sache bei den Blättern von Chilandar. Ihre Schrift ist etwas jünger. Am deutlichsten sehen wir es bei ү (оү). Es kann hier nicht mehr zu den tiefen Buchstaben gerechnet werden, da es von seinem Stamme nur ein Rudiment aufweist (wie in den griechischen Handschriften etwa vom X. oder gewiss vom XI. Jahrh. an). Im Supr. und in der Sav. kniga weist dagegen dieser Buchstabe noch einen normal langen Stamm auf. Weiter hat offenbar auch das Zeichen für das erweichte *l*,

das wir in den Blättern finden, nicht der ursprünglichen Cyrillica angehört.

Eine andere Eigenthümlichkeit der Blätter von Chilandar, die uns an die älteren cyrillischen Denkmäler, insbesondere an die Savina kniga erinnert, ist das Zeichen ѧ. Herr Ščepkin war geneigt, in diesem Zeichen der Sav. kniga eine eigene Nüancirung des Lautes zu suchen, namentlich aus dem Grunde, weil es sich vor allem in der aoristischen Endung -шѧ zeigt (S. 86 ff.), wie er denn überhaupt mit diesen lautlichen Nüancirungen in seiner Arbeit nicht geizt und unsere gesammten altkirchenslavischen Laute »irrationalisiren« möchte. Der Umstand nun, dass sich dieses Zeichen auf eine bestimmte Partie beschränkt und dass die facsimilirte Seite dieser Partie bei Ščepkin gerade eine gröbere Schrift aufweist (was er speciell auf S. 14—15 nicht hervorhebt), legt uns den Gedanken nahe, das Zeichen ѧ einfach als das Produkt einer »graphischen Zwangslage« anzusehen, auf welche Möglichkeit übrigens Herr Ščepkin ebenfalls aufmerksam macht. Wollte nämlich der Schreiber das sonst in der Sav. kniga regelrechte ѧ zur Darstellung bringen, so lief er Gefahr, ein verkleckstes Zeichen zu Stande zu bringen, da ja insbosondere bei etwas derberen Zügen die Tinte bei der Anbringung des auf der Basis sitzenden Mittelstriches leicht zerfliessen konnte. Thatsächlich können wir es auch auf dem zweiten Facsimile bei Ščepkin in zwei Fällen ganz genau beobachten und zwar im Worte неназнаѧи Z. 10—11 und внаѣшѧ Z. 15. Um nun diesem Uebelstande vorzubeugen, entschied sich der Schreiber für eine Modification, bei der die Gefahr des Zerfliessens der Tinte geringer war, nämlich für das ѧ. Hier, glaube ich, gibt uns das Denkmal einen Wink, wie wir uns das Verhältniss der drei cyrillischen Zeichen ѧ, ѧ und ѧ zu einander überhaupt vorstellen sollen.

Auf Grund der Kiever Blätter und des Psalterium sinaiticum (wie auch des Evangelium Achridanum) sind wir einigermassen berechtigt anzunehmen, dass die glagolitische Schrift sowohl für *ę* als auch für *ję* ursprünglich ein gemeinschaftliches Zeichen hatte, welches sich erst später der Differenzirung wegen spaltete, so dass der zweite Bestandtheil zu einem selbständigen Zeichen wurde. Diesem ursprünglichen Zustande der glagolitischen Schrift, der wenigstens einige Decennien, wenn nicht länger, aufrecht erhalten blieb, entspricht auch theilweise der Zustand der Schrift der ältesten cyrillischen Denkmäler.

Es wird nämlich ein Unterschied zwischen *ę* und *ję* zwar meist

gewahrt, man bedient sich aber dabei solcher Mittel, dass wir sie in Anbetracht der genau fixirten Differenz des glagolitischen und cyrillischen *ą* und *ją* als primitive Modificationen eines und desselben Zeichens ansehen müssen. Es spricht Vieles dafür, dass man bei der Schaffung der cyrillischen Schrift jene Zeichen, die die griechische Uncialschrift oder das griechische Alphabet überhaupt nicht enthielt, einfach der glagolitischen Schrift und zwar in der Regel mit entsprechenden Modificationen, die dem Charakter der Uncialschrift besser entsprachen, entlehnte. Diese Modificationen bestanden meist darin, dass man Rundungen womöglich in gerade Striche auflöste. Es wurden vor allem ж, ѫ und ѧ gleichartig behandelt. Durch die Vereinfachung des glag. ⰶ erhielt man ein schief liegendes Kreuz (nach Art des Multiplicationszeichens), da aber, wie Jagić richtig bemerkt (Чет. ст. S. 144), schon ein anderes ähnliches Zeichen (χ) bestand, musste es weiter modificirt werden. Dieselbe Form ergab sich auch aus ⰶ durch Vereinfachung. Den Schlüssel zur Modification gab wohl das griechische Sampi-Zeichen, insbesondere in der Gestalt, wie wir es bei Gardthausen S. 266 finden. Der mittlere Strich wurde bei ж in der Mitte ganz hinaufgezogen, bei ѫ ging er nur bis zum Mittelpunkte, dagegen wurde hier oben der Verschluss angebracht. Beim Zeichen für *ę* (*ję*) waren zwei Möglichkeiten vorhanden: es konnte die untere Hälfte des ѫ genommen werden, wobei, nachdem ѫ oben geschlossen war, der Verschluss unten angebracht werden musste. Die weitere Ausgestaltung dieses Zeichens ergab sich im Anschlusse an das glag. ѧ, dem man sich durch den unteren Verschluss genähert hatte. Andererseits konnte die Grundgestalt des erwähnten Sampi-Zeichens massgebend gewesen sein, die einen unteren Verschluss nicht zuliess, wohl aber die schon bekannte Modification hinsichtlich des Mittelstriches, daher ѧ. Dass das cyrillische ѧ zusammenhängt mit dem Episemon Sampi, zeigt uns ganz unzweideutig der Umstand, dass es denselben numerischen Werth hat (900). Nur durch eine Beeinflussung von Seiten der glag. Handschriften zeigt sich manchmal auch in den cyrillischen ц statt ѧ als Zahlzeichen für 900. Es ist möglich, dass diese beiden im Grunde genommen nur unwesentlich differenzirten Zeichen schon von allem Anfang an in der cyrillischen Schrift bestanden und dass man sie gleich von Anfang an zur Differenzirung von *ę* und *ję* gebrauchte, ohne dass sie jedoch consequent durchgeführt worden wäre. Die Differenzirung von ѧ und ѧ ist nur primitiv, mit der von ѫ und ѭ kann sie gar nicht verglichen werden; das verschuldete offenbar der

damalige Zustand des glag. Alphabetes, das zwei verschiedene Zeichen für *ę* und *ję* noch nicht hatte. Man braucht im cyrill. ѧ nicht einfach das identisch aussehende glagolitische Zeichen für *ě* zu suchen, sondern nur eine von ihm ausgehende Beeinflussung gegebener Formen. Man bedenke nebstbei, dass das cyrillische ѣ offenbar nichts anderes ist, als eine Modification des glagolitischen ⰰ (in ostbulgarischen Dialekten näherte sich das *ě* dem *a*) mit einer Differenzirung des Zeichens unten, die wohl den beiden Halbvocalen ъ und ь entlehnt wurde.

Ich habe früher auch daran gedacht, dass das ѧ der cyrillischen Schrift einfach eine Reminiscenz des auch des Glagolitischen kundigen Schreibers sei, indem er statt des cyrillischen ѧ ein diesem Zeichen ähnliches glagolitisches substituirt hätte (vgl. Archiv XXII, S. 252). Allein das ist mir jetzt nicht recht wahrscheinlich. Warum sollten sich dann diese Reminiscenzen gerade nur auf dieses Zeichen erstrecken? Es ist wahr, die Aehnlichkeit ist hier gross, aber dagegen spricht ganz entschieden die verschiedene lautliche Geltung des glag. ѧ. An eine Reminiscenz an die glagolitische Schrift ist daher beim cyrillischen ѧ nicht zu denken, zumal bei einer so consequenten Anwendung dieses Zeichens, wie wir sie in der Sav. kniga bemerken.

Von den beiden Zeichen ѧ und ѧ erwies sich nun das erste aus dem oben angegebenen Grunde vielfach als unzweckmässig. Man gab es frühzeitig ganz auf, oder suchte dem Uebelstande in der Weise abzuhelfen, dass man es zu ѧ vereinfachte, und in diesem Zustande erfreute es sich eines längeren Daseins. In der glagolitischen Schrift, die eine Unzahl von feinen Schlingen aufweist, musste schon von vorne herein für ein entsprechendes Schreibmaterial gesorgt werden, um diese feinen Schlingen ausführen zu können; daher war hier bei ѧ die Gefahr nicht so gross.

Man kann freilich die Frage aufwerfen, ob das ѧ überhaupt schon von allem Anfang an in der cyrillischen Schrift vorhanden war, da wir es nur in der Sav. kniga — hier allerdings in einer ziemlich consequenten Anwendung — und dann auf dem letzten Blatte (165) jenes Codex finden, in welchem die Sav. kn. als Blatt 25—151 enthalten ist (vgl. Ščepkin, S. 4—5). Diese Frage muss, glaube ich, entschieden bejaht werden, denn das verhältnissmässig so verbreitete ѧ kann nur als ein Produkt aus ѧ aufgefasst werden. Dieses musste daher wohl von allem Anfang an in der cyrillischen Schrift vorhanden gewesen sein.

Das ѧ hat nun in den cyrillischen Denkmälern, in denen es vor-

kommt, nicht überall dieselbe lautliche Geltung. Im Cod. Suprasliensis figurirt es in der Regel als *ę*, desgleichen auch in der Savina kniga und im Psalter von Sluck (doch kommt sowohl in diesem Denkmale als auch im Supr. auch ѧ als *ę* vor), während es in den Blättern von Chilandar die Geltung von *ję* hat und im cyrillischen macedonischen Blatt ist es das einzige Zeichen sowohl für *ę*, als auch für *ję*. Diese Inconsequenz ist offenbar der anfänglichen mangelhaften Differenzirung beider Zeichen zuzuschreiben und letztere wurde deshalb nicht rigoroser durchgeführt, weil in dem damaligen Zustande der glagolitischen Schrift, welcher das Cyrillische in mannigfacher Hinsicht nachgebildet wurde, keine Spur einer derartigen Differenzirung vorhanden war. Ganz anders verhält sich dagegen die Sache bei *ą* und *ją*. Es muss aber, glaube ich, daran dennoch festgehalten werden, dass die glagolitische Schrift schon eine, wenn auch verhältnissmässig kurze Phase der Entwickelung hinter sich hatte, als ihren Zeichen gewisse cyrillische nachgebildet wurden. Das sehen wir insbesondere an den cyrillischen Halbvocalen ъ und ь und an dem ш (vgl. Archiv XVIII, S. 553 und XIX, S. 172).

Es ist erwähnt worden, dass das griech. Sampi-Zeichen nicht ohne Einfluss blieb auf gewisse cyrillische Buchstaben und insbesondere auf ѧ (ѧ). Wir können es auch noch bei einem anderen Episemon beobachten, nämlich bei Koppa. Dieses kommt in zwei Hauptformen vor: bei der einen ruht ein dem lat. runden *v* ähnliches Zeichen in der Mitte auf einem Stamme (vgl. Mittheilungen der Züricher antiqu. Gesellsch. VII, S. 31), die andere erinnert an unseren Neuner, nur ist der Schaft in der Regel senkrecht und die Schlinge bleibt oben offen (Gardthausen S. 167, Wattenbach, Anh. S. 18). Beide Zeichen nahm nun der Begründer des cyrillischen Alphabetes: das erstere als *č*, wobei vielleicht auch die Hauptgestalt des glagolitischen ⱍ nicht ohne Einfluss blieb, und das zweite als *c*. So finden wir in dieser Gestalt beide Zeichen in den ältesten cyrillischen Denkmälern: in der Sav. kniga, im Suprasliensis, in den Blättern von Chilandar und dann noch in anderen Denkmälern. Die numerische Geltung (90) behielt nur das erste Zeichen, also *č*.

Wenn wir noch das Episemon *Βαῦ*, dessen Form im Griech. zur Verwechselung mit Stigma führte und das auch als *dz* (und zwar ebenfalls mit dem numerischen Werthe 6) ins cyrillische Alphabet aufgenommen wurde (in der Form, wie es z. B. bei Wattenbach, lith. Anhang S. 8 vorkommt) berücksichtigen, so kommen wir zu folgendem Schlusse: Der Urheber der cyrillischen Schrift nahm das ganze Alphabet der

griechischen Uncialschrift des IX.—X. Jahrh., wie es in seiner Vollständigkeit war, d. h. mit allen Episemen, welche im slavischen Alphabete die Geltung selbständiger Buchstaben erhielten oder wenigstens die Form der neuen Buchstaben beeinflussten. Sein inniger Anschluss an das griechische Alphabet zeigt sich auch darin, dass er ausserdem noch Doppelformen, wo sie vorkamen, zur Differenzirung ähnlicher Laute benutzte (vgl. є und є, ц und ч). Der numerische Werth aller dieser Zeichen blieb im Slav. so, wie er im Griech. war.

Das ш kommt in den Blättern von Chilandar nur in jener Form vor, wie wir es überhaupt in den cyrillischen Denkmälern anzutreffen gewohnt sind, d. h. es geht bis zur unteren Zeilenlinie, oder mit anderen Worten, es füllt den ganzen Zeilenraum aus. Dasselbe gilt auch von щ. Das finden wir nun nicht in einigen der ältesten glagolitischen Denkmälern (vgl. Archiv XVIII, S. 553). Ich habe einen leichten Uebergang des ursprünglichen reducirten ш, wie wir es in den ältesten glagolitischen Denkmälern finden, zum vollen ш, wie es sonst in den cyrillischen Denkmälern ausschliesslich vorkommt, auch in der Savina kniga zu bemerken geglaubt (vgl. Archiv XXII, S. 250), aber bei neuerlicher Prüfung dieser ш-Formen konnte ich mich von der Richtigkeit der ursprünglichen Wahrnehmung nicht überzeugen. Die Sache verhält sich hier doch ganz anders. Es handelt sich hier nur um ш-Formen, bei denen die Basis nicht in die untere Zeilenlinie gebracht wurde, wenn diese zu scharf gezogen war, wobei also lediglich, wenn wir wollen, technische Rücksichten obwalteten. So deutlich ausgeprägte Fälle, wie in den glagolitischen Denkmälern, finden wir hier nicht, und wir müssen daher an dem Satze festhalten, dass das glagolitische ш in die cyrillische Schrift aufgenommen wurde, nachdem es schon eine gewisse Phase der Entwickelung hinter sich hatte. Daraus folgt eben auch wie bei ъ und ь die Posteriorität der cyrillischen Schrift der glagolitischen gegenüber.

Das lexikalische Material, welches uns die Fragmente bieten, ist natürlich nur geringfügig. Immerhin konnte schon auf Grund desselben Herr Kulbakin einige spätere Züge des Denkmals in dieser Hinsicht constatiren. So macht er auf das Wort власть und нєбрѣщти statt нєродити aufmerksam, dann auf жизнь statt животъ (von mir schon in den »Studien« S. 10 hervorgehoben). Weiter berücksichtigt er auch въллзити, вълѣсти statt вънити, die Form чловѣчь statt чловѣчьскъ (S. 21). Въллзити und вълѣсти wird man hier jedoch nicht zu jenen Eigenthümliehkeiten, welche eine spätere Phase

der Sprache documentiren sollen, rechnen können. Das eine Mal heisst es: **въльзнши бо въ водѫ** *κατέρχῃ μὲν γὰρ εἰς τὸ ὕδωρ* I B a 11—13, das andere Mal: **вълѣзъ въ водѫ** *καταβὰς εἰς τὸ ὕδωρ* I B b 9; nun finden wir auch im Mar. und Zogr. Joh. 5. 4: **иже прь-вѣе въльжааше по възмѫштении воды** (scil. **въ кѫпѣль**) *ὁ οὖν ἐμβὰς* etc. und Joh. 5. 7: **инъ прѣжде мене вълазитъ** *ἄλλος πρὸ ἐμοῦ καταβαίνει* (vgl. des Verfassers »Ueber einige orthograph. u. lex. Eigenthümlichkeiten etc.« Sitzungsber. 124, S. 39). In den Blättern von Chilandar kommt zwar auch noch vor: **мрътвъ грѣхы сълѣзъ** *νεκρὸς ἐν ἁμαρτίαις καταβὰς* I B a 20—21 und **излазиши оживленъ** *ἀναβαίνεις ζωοποιηθεὶς* als Fortsetzung derselben Stelle, aber auch diese Beispiele kann man nicht recht hervorheben, da auch hier die Bestimmung **въ водѫ** vorschwebt. Sonst ist ein Bevorzugen des **-лѣсти, -лазити** einem **грѧсти** und **ити** gegenüber entschieden ein Merkmal der späteren Phase.

Dagegen wird man allenfalls **призъıвание знаменавъ доушѫ** *ἐπίκλησις σφραγίσασα τὴν ψυχὴν* I B a 15—17 hervorheben müssen und zwar als eine Eigenthümlichkeit, die an die frühere Phase der Sprache erinnert; vgl. Zogr. Mar. Matth. 27. 66: **знаменавъше**, dagegen Assem. Ostr. Nik. **запечатьлѣвъше**.

Für die spätere Phase spricht noch: **да къ томоу съмрътъ обрътитъ сѧ** *ἵνα λοιπὸν ὁ θάνατος φιμωθῇ* I B a 4—5. Das griech. *φιμοῦν* (capistrare halftern, zum Schweigen bringen, Pass. verstummen) wird in den Evangelientexten, wo es fünfmal vorkommt, mit **оумлъчати** und ähnlichen Compositis, mit **срамити** und **оустати** wiedergegeben: **онъ же оумлъча** Matth. 22. 12; **ѣко срами** Matth. 22. 34; **оумлъчи** Mar. 1. 25; **прѣмлъчи** Luc. 4. 35. Insbesondere muss aber hier die Stelle: **и рече морю мльчи и оустани** *σιώπα, πεφίμωσο* Marc. 4. 39 hervorgehoben werden, weil wir dafür im Supr. **оумльчи, обрати** (offenbar fehlerhaft für **обрьти**) **сѧ** 284. 24 haben, also wie in den Blättern von Chilandar. Desgleichen kommt **обрьтити** als *φιμοῦν* auch in den Aposteln vor, die uns nicht in einer den Evangelientexten entsprechenden Form erhalten sind (so z. B. im Ap. Šiš. I Cor. 9. 9; 1 Tim. 5. 18; 1 Petr. 2. 15: **обоуздавати**).

Weiter muss **сѫпостатьнъ** *ἀντικείμενος* adversarius I B b 18—19 erwähnt werden. **сѫпостатъ** und seine Ableitungen sind der ursprünglichen Evangelienübersetzung fremd (dafür hier **сѫпьрь**), wohl

aber finden wir das Wort im Supr. und bei Johannes dem Exarchen von Bulgarien (vgl. des Verfassers »O mluvě Jana ex. b.« S. 12).

Ferner цѣломѫдровати *σωφρονεῖν* II B b 14—15, ein in der Evangelienübersetzung nicht vorhandenes Wort: *τὸν δαιμονιζόμενον* . . . *σωφρονοῦντα* heisst hier бѣсъновавъшаго . . . съмъıслѧшта Marc. 5. 15 und Luc. 8. 35; in späteren Denkmälern ist das Wort wie auch seine Verwandten sehr häufig. So kommen letztere auch im Supr. vor.

Nicht unbeachtet darf auch благодать *χάρις* I A a 15—16 und благода(ти) I A b 2 gegen благодѣт(и) I B b 16 bleiben.

Hier sollte auch insbesondere кла во пользѣ еже вѣдѣти II B b 9—10, auf das wir noch zu sprechen kommen werden, hervorgehoben werden.

Dass man sich bei Citaten aus der heil. Schrift an eine schon vorhandene Uebersetzung hielt, ersehen wir aus Coloss. II. 8, welche Stelle in Ap. Šiš. heisst: братиѥ, блюдѣте же, ѥда кто вы ѥсть крадоводеи философиѥю и тьщею льстию по прѣданиѥ ю чловѣчьскоу, по стухиѥмь сего мира u. s. w. Nun lesen wir in unserem Fragmente II A a 5—10 fast wörtlich dasselbe: блюдѣте еда къто въı естъ крадоводѧи прѣмѫдростиѭ и тъщеѭ лестиѭ по прѣданию чловѣчю, по стухиемъ мирънъимъ. Es ist hier das Wort *φιλοσοφία* mit прѣмѫдрость übersetzt worden, an einer anderen Stelle ist jedoch философиꙗ geblieben (II B b 24—25).

Es ist sehr schwer, unsere Denkmäler hinsichtlich des Alters mit einander zu vergleichen, weil es eine äusserst complicirte Aufgabe ist. Man muss das absolute Alter des Denkmals an und für sich und dann auch das relative Alter des darin überlieferten Textes unterscheiden. Von diesem Standpunkte aus können wir nicht mit Herrn Kulbakin übereinstimmen, wenn er auf S. 22 behauptet: Въ лексическомъ матеріалѣ Хиландарскіе листки также близко соприкасаются съ указанными памятниками (nämlich: Cod. Mar., Zogr. und Glag. Cloz.) und zu dem Resultate kommt: Въ результатѣ, быть можетъ, не было бы большой ошибкой, признавъ Хиландарскіе листки менѣе древними, чѣмъ Зогр. Ев., поставить ихъ на ряду съ такими, какъ Маріинское и Glagolita Clozianus (ib.). Das absolute Alter unserer Denkmäler ist sehr schwer zu bestimmen, weil wir keine sicheren Anhaltspunkte haben, insbesondere auch, weil keine datirte Handschrift aus dieser Zeit vorhanden ist, mit welcher dann verglichen werden könnte. Wir sprechen

vom X. und XI. Jahrh., aber wir können uns auch täuschen. Hinsichtlich des relativen Alters kann man die Blätter von Chilandar eher mit Glag. Cloz. vergleichen, weil er bekanntlich schon vielfach Spuren späterer Redactionen aufweist, dagegen durchaus nicht mit dem Cod. Mar. Während er nämlich in lautlicher Hinsicht nicht mehr so genau ist wie der Cod. Zogr., namentlich hinsichtlich der Halbvocale, übertrifft er ihn in vielfacher Hinsicht bezüglich des lexicalischen Materials: er hat den ursprünglichen Wortlaut der Uebersetzung besser bewahrt, als Cod. Zogr.

Jedenfalls kann man also behaupten, dass die in den Blättern von Chilandar vorhandene Uebersetzung nicht aus der ersten Periode des altkirchenslavischen Schriftthums oder aus der mährisch-pannonischen Periode herrührt, sondern aus der darauf folgenden. Dafür spricht neben anderem auch insbesondere die Art, wie der Infinitiv in *τί γὰρ ὄφελος εἰδέναι* übersetzt wurde, nämlich mit каа бо пользѣ єжє вѣдѣти II B b 9—10. Das юєжє beim Infinitiv ist gerade für die spätere Periode charakteristisch. In der Regel wird z. B. bei Johann Ex. von Bulg. der griech. Infinitiv, insbesondere wenn der Artikel dabei steht, so wiedergegeben. Vgl. auch bei ihm и то юєжє бъіти *καὶ αὐτὸ εἶναι* B 74 II 10 (vgl. »O mluvě etc« S. 37).

Damit stimmen auch vielfach die grammatikalischen Formen überein; ich will hier nur auf den Instr. Sg. der *o*-Stämme auf -ъмь (z. B. обраꙁъмь) aufmerksam machen, der hier in einem an Umfang so geringfügigen Fragmente 4 mal vorkommt, mit -омь dagegen nur zweimal. Nun ist bekanntlich -омь im Mar. Assem. Cloz. und in der Sav. kn. ausschliesslich, im Psalt. sin. kommt -ъмь zweimal, im Zogr. nur 4 mal, im Euch. einmal vor, nur im Supr. sind 10 Formen, was auch nicht viel ist, wenn wir den Umfang des Denkmals berücksichtigen.

In besonderem Masse erregen die Fragmente unsere Aufmerksamkeit auch durch die Schreibung der Formen des zusammengesetzten Adjectivs. Während nämlich Jery (y) überall hier als ъı geschrieben wird, finden wir in den erwähnten Formen ъи: котєръи II B b 13; морьскъи I A b 22; благочєстьнъихъ II B b 6—7; правовѣрънъихъ II B b 19; мирънъимъ II A a 9—10; страшьнъимъ I B a 18—19; просвѣштаємъимъ II A a 1—2; расмотрьливъими II A a 19—20. Diese Schreibung ist hier consequent durchgeführt, es gibt keine Ausnahme. Durch diese Schreibweise wollte man offenbar andeuten, dass es sich hier nicht um ein einfaches ъı handelt. Wie ist sie nun zu verstehen? Es waren die ursprünglichen Formen mit -ъı-и-

hier wohl noch nicht ganz contrahirt und damit stimmt vollkommen überein die Declination der weichen Stämme, denn wir finden hier тьлаштиимъ II A b 24. Weiter steht damit gewissermassen auch коласанскааго II A a 4 und кръпъкааго im Einklange, wo also ebenfalls noch nicht contrahirt wurde. Nur im Dat. Sg. erscheint hier плътъноумоу I A a 23, also schon in der contrahirten Form.

Diese Eigenthümlichkeit der Fragmente erinnert uns an den Cod. Zogr., der etwas Analoges aufweist, und wir können nun auf Grund dieser beiden Denkmäler annehmen, dass es sozusagen eine derartige Schule gab. Im Zogr. sind allerdings zahlreiche Ausnahmen von dieser Regel, insbesondere wird der Nom. Sg. gen. m. häufig mit ꙑ geschrieben (vgl. Archiv XX, S. 9); übrigens geht ja der Nom. auch in den anderen Denkmälern häufig seine eigenen Wege. In unseren Fragmenten wird kein Unterschied gemacht, also котеръи, морьскъи, wie schon oben erwähnt, dagegen wieder сынъ божии I A a 6.

Wie hier beim Adjectiv nicht durchwegs contrahirt wird, so zeigt sich auch das Imperfectum ausschliesslich in uncontrahirten Formen, also: бѣаше I A a 13; I A b 7—8 und 19—20; можааше I A b 24; II B b 25; течааше I A b 25 und подобааше I A b 12.

Merkwürdig ist оучении доброчьстънꙑ и дѣании благꙑ *δογμάτων εὐσεβῶν καὶ πράξεων ἀγαθῶν* II B a 25—II B b 2. Es liegt nahe anzunehmen, доброчьстънꙑ sei aus der Genitivform доброчьстънъ, weil ein и nachfolgte, nach der bekannten Regel entstanden, wonach sich dann auch irrthümlicherweise благꙑ gerichtet hätte. Aber so ohne alle Bedenken kann man diese Erklärung doch nicht acceptiren. Dieser Fall gehört nicht in jene Kategorien, in denen dieser lautliche Process aufzutauchen pflegt und die von Jagić, Cod. Mar. S. 426 aufgezählt werden. Das nachfolgende и musste doch im innigen Anschluss an das vorhergehende stehen, also als Acc. Sg. g. m. des Pronomens и-, aber nicht als die Conjunction и. Weiter kommt dieser Process nur in jenen Denkmälern vor, in denen sich wenigstens Spuren des Umlautes von ъ zu ь vor einer weichen Silbe zeigen, was in unserem Fragmente nicht der Fall ist, denn wir haben hier z. B. въльзъ, bei *r*- und *l*-sonans und zwar bei echtem und unechtem wird ausschliesslich ъ geschrieben, was in Denkmälern mit dem Umlaut des Halbvocals auch nicht vorzukommen pflegt. Freilich müsste das Denkmal umfangreicher sein, um zu sichereren Resultaten zu gelangen.

In syntaktischer Hinsicht kann сихъ слꙑшати *περὶ τούτων*

ἀκούειν I A a 3 hervorgehoben werden, da wir in der Evangelienübersetzung bei слышати nur den Accus. haben und nicht den den Verbis der Wahrnehmung eigenthümlichen Gen.

Beispiele für den adnominalen Dativ: къде ти съмрьти побѣда, къде ти аде стрѣкало *ποῦ σου, θάνατε, τὸ κέντρον; ποῦ σου ᾅδη νῖκος*; I B a 7—9; обещьници плътьноумоу его пришествию I A a 23 *τῆς ἐνσάρκου παρουσίας αὐτοῦ κοινωνοί*.

Ein Beispiel für den Instr. beim Pass.: страшьнъимь пожрътоу быти змиемь *ὑπὸ τοῦ φοβεροῦ καταποθῆναι δράκοντος* I B a 18—20.

Auch hier haben wir fast ausschliesslich Adverbia auf ѣ, wie добрѣ II B b 11 und 15, нечьстьнѣ II B b 16—17; страшьнѣ II B b 12—13; nur: нъ да равьно ангеломъ живѫщимъ *ἀλλ' ἵνα τοὺς ἰσάγγελον βίον πολιτευομένους* II A b 8—10. In der Evangelienübersetzung: да вьсприимѫтъ равьно entspricht dem griech.: *ἵνα ἀπολάβωσιν τὰ ἴσα* Luc. 6. 34, also eigentlich kein Adverb.

W. Vondrák.

»Die irrationalen Vocale.«

H. B. Ljapunov nennt in seiner Monographie, von welcher im Archiv XXII, S. 255 die Rede war, ъ und ь »irrationale Vocale«. Gegen diesen Ausdruck wurden von verschiedenen Seiten Einwendungen erhoben. Namentlich wünschte man zu erfahren, wie der Verfasser sich das eigentliche Wesen dieser Vocale vorstellt. Unsere Neugierde wird jetzt durch eine Auseinandersetzung im russ. Journal für Volksaufklärung 1900, Nr. 6 von Herrn Ljapunov selbst in folgender Weise befriedigt:

»Ich habe in der That in meinem Werke (vgl. Archiv XXII, S. 255 ff.) unterlassen, eine genaue Definition des von mir gebrauchten Ausdruckes zu geben, allein ich muss noch eine grössere Schuld bekennen: ich selbst bin erst stufenweise, während der Ausarbeitung (der Dissertation) über den Ausdruck ins Klare gekommen, während ich noch ganz zuletzt zu einer Definition gelangte, die ich jetzt für fehlerhaft ansehe. Dieser

Fehler kam auch in den zwei von mir für die Disputation aufgestellten Thesen, Nr. 5 und 7, zum Ausdruck.«

Ich unterbreche hier Herrn Ljapunov und schalte zunächst die beiden von ihm aufgestellten Thesen, die er jetzt allerdings für fehlerhaft erklärt, in wörtlicher Uebersetzung ein:

»5. Irrationale, d. h. nichtvollsilbige Vocale sind in der geschichtlichen Entwickelung der slavischen Sprachen, in Abhängigkeit von verschiedenen phonetischen Bedingungen, theils irrational ihrer Quantität nach geblieben und neigten zum Schwunde hin, theils rational, d. h. vollsilbig geworden, wobei ihre Qualität sowohl von den dialectischen Neigungen der Sprechenden, wie auch von der Qualität der benachbarten Laute, von dem Einfluss der Länge, der Betonung u. dgl. in verschiedenen Wörtern derselben Dialecte abhängig war.«

»7. Die irrationalen, d. h. nichtvollsilbigen Laute können ‚silbig' genannt werden, wenn sie mehr als die Hälfte der ganzen Silbe bilden, oder ‚nichtsilbig', wenn sie weniger als die Hälfte der Silbe ausmachen, obschon nicht in Abrede gestellt werden kann, dass der Begriff der Silbe selbst äusserst subjectiv ist.«

So lauteten die beiden auf die irrationalen Vocale bezugnehmenden Thesen Ljapunov's, die er, wie wir eben hörten, jetzt als fehlerhaft ansieht. Er setzt nämlich in folgender Weise fort:

»Erst zu Anfang Januar d. J., im Gespräch mit dem Akademiker Phil. Th. Fortunatov, von welchem ich den Ausdruck in derselben Bedeutung entlehnte, in welcher er ihn anwendet, bin ich mir endgiltig über seine Bedeutung klar geworden. Ich ergreife die Gelegenheit, um sowohl die Bedeutung der Benennung selbst, wie die Anwendbarkeit derselben auf die gemeinslavischen ъ und ь, auseinanderzusetzen. Fortunatov definirt die irrationalen Vocale als Vocale, die ‚kürzer als kurze' sind; also, dieser Definition entsprechend, ist der Begriff der Irrationalität ein rein quantitativer Begriff. So fasste auch ich während meiner Arbeit den Ausdruck auf, nur mischte sich bei mir zum Begriff der quantitativen Unvollständigkeit noch der Begriff der qualitativen Unbestimmtheit bei, der übrigens in den Ausdruck nicht hineingehört, und nur als ein rein subjectives, akustisches Moment bei der Hervorbringung der irrationalen Vocale, denen nach der Definition Fortunatov's überhaupt eine bestimmte qualitative Bedeutung zukommt, zum Vorschein tritt; obwohl natürlich zur quantitativen Unvollständigkeit, die das Wesen der Irrationalität bildet, auch eine qualitative Unbestimmtheit

von rein physiologischer, d. h. objectiver Eigenschaft sich hinzugesellen kann, allein in den Begriff der Irrationalität gehört sie nicht hinein, so dass wir demgemäss irrationale bestimmte Vocale von den irrationalen unbestimmten auseinanderhalten könnten.«

»Ausser dieser Haupteigenschaft der mit dem Ausdruck ‚irrational' bezeichneten Vocale muss noch etwas Anderes zur Sprache gebracht werden. Es ist wichtig darauf hinzuweisen, dass die Kürze dieser Vocale nicht verwechselt werden soll mit der Fähigkeit oder Unfähigkeit der Silbenbildung: die Stufe ihrer Kürze oder die Irrationalität kann nur indirect ihren silbigen oder unsilbigen Charakter bedingen, dieser hängt von ganz anderen Gründen ab, und zwar von der Kraft, mit welcher der gegebene Laut im Vergleich zu anderen derselben Verbindung hervorgebracht wird, und nicht von der Länge. Das erhellt daraus, dass auch die unsilbigen Laute nicht bloss irrational, sondern auch rational sein können, d. h. normalkurz, ja sogar lang. Prof. Fortunatov unterscheidet unsilbige *u̯* und *i̯* als lange, kurze und irrationale Laute, und während irrationale *u̯* und *i̯* zum Schwunde hinneigen, streben rationale zum Zusammenfallen mit den Consonanten *v* und *j*. Folglich die Länge von *u̯* und *i̯* bringt diese keineswegs den silbigen Lauten näher, sie macht sie nur tönender, vernehmbarer, und nähert sie auf diesem Gebiete den mit ihnen verwandten Consonanten; z. B. die Länge *i̯* im ugrorussischen *v'i̯azáti* (Ol. Broch, Archiv für slav. Phil. XVII. 342, XIX. 7) steigert nicht seine Fähigkeit silbig zu werden, d. h. das daneben stehende *a* zu überwältigen (ich dachte anders, als ich S. 136 meiner ‚Forschung' schrieb).«

»Da ich diesen wichtigen Unterschied der Laute nach der Quantität einerseits, nach der Kraft andererseits bei der engiltigen, von mir in den gedruckten Thesen gegebenen Definition des Ausdrucks ‚Irrationalität' nicht in Erwägung zog, so eile ich jetzt, meinen Fehler gut zu machen: die irrationalen Vocale können vollsilbig, nichtvollsilbig und unsilbig sein, nicht in directer Abhängigkeit von ihrer Grundeigenschaft; die von mir gegebene Bezeichnung der irrationalen Vocale als silbig, wenn sie mehr als die Hälfte der ganzen Silbe bilden, und unsilbig, wenn sie weniger als die Hälfte der ganzen Silbe ausmachen, ist entweder ganz aufzugeben oder anders aufzufassen, d. h. im Sinne der Hälfte nicht der Quantität, sondern der Kraft, der Anstrengung, des Gewichtes.«

»Ich möchte den Ausdruck ‚irrational' darum in Schutz nehmen,

weil er einerseits nicht an der Allgemeinheit der deutschen Ausdrücke ‚schwach', ‚Gleitlaut' und nicht an der Subjectivität der deutschen Ausdrücke ‚dumpf', ‚dunkel', russ. глухой, die den Laut nur nach der akustischen Seite charakterisiren, leidet, andererseits nicht die einschränkende Bestimmung, wie Halbvocal, in sich schliesst, sondern von der mathematischen Terminologie entlehnt, einen Begriff von der quantitativen Schwankung innerhalb der Zeit unter einer Einheit, wenn man den normalkurzen Laut als eine Einheit zählt, gibt.«

»Aus der letzten Bestimmung erhellt, dass unser Begriff der Irrationalität, wenn er auch dem mathematischen sehr nahe kommt, doch mit diesem nicht ganz zusammenfällt: zum mathemathischen Begriffe von der Unausdrückbarkeit in einer ganzen Zahl gesellt sich der Begriff der Quantität, kleiner als eine Einheit, wobei wir unter dem rationalen Laute einen quantitativ grösseren Laut, als der irrationale derselben Qualität es ist, verstehen, so dass der rationale Laut nicht ein approximativer Ausdruck des irrationalen ist, sondern entweder Ausgangspunkt des irrationalen, dessen Ende bei weiterer Kürzung Null gibt, oder normal-kurzer Laut anderer Qualität, in welchen sich der irrationale verwandeln kann kraft der Bedingungen, die dem weiteren Entwickelungsgange der Irrationalität im Wege stehen. Bei einer solchen Auffassung des Wesens dieser Vocale ist es klar, dass auch die von Prof. Bogorodickij vorgeschlagene Bezeichnung ‚minimal' auf sie nicht passt (‚Изъ чтеній по сравн. грамм.' Heft 3, Казань 1900, S. 20).«

»Warum vermuthet Prof. Fortunatov, und ihm folgend auch ich, für die gemeinslavische, altkirchenslavische und altrussische Sprache in den Lauten, die mit den Buchstaben ъ und ь bezeichnet werden, den irrationalen Charakter derselben? Mir scheint es, dass schon die Mannichfaltigkeit der Ersatzlaute in allen slavischen Sprachen zu Gunsten der Voraussetzung, wo nicht der Irrationalität, so der qualitativen Unbestimmtheit dieser Laute im Gemeinslavischen spricht; dass das aber nicht qualitativ unbestimmte Laute waren, wie sie nachher aus einzelnen Sprachen und Dialecten hervorgehen konnten, sondern geradezu irrationale, das ergibt sich aus einer anderen, in allen slavischen Sprachen wiederkehrenden Erscheinung, nämlich aus dem vollen Schwunde dieser Laute unter bestimmten phonetischen Bedingungen. Der Einwand, dass wir in einigen slavischen Sprachen Fälle des Schwundes voller gemeinslavischer Vocale besitzen (*i*, *ы*, ja selbst *e*, *o*) wird dadurch ausser Kraft gesetzt, dass erstens diese Fälle auf viel engere Bedingungen eingeschränkt

sind: *i* im Auslaut, *i* und *ы* im Inlaut in der Stellung vor *j* (so dass hier die Möglichkeit der Voraussetzung einer gemeinslavischen Kürzung vorliegt), zweitens bezüglich *e* und *o* die Fälle so vereinzelt dastehen, dass man sie zum Theil durch den Einfluss der Analogie oder verwandter Bildungen mit *ь* und *ъ* erklären kann, theils wirklich gemeinslavische Varianten mit *ъ*, *ь*, neben den Formen mit *o*, *e* vor sich hat. Dagegen kann man wieder einwenden, dass auch die gemeinslavischen *ъ* und *ь* allem Anscheine nach unter bestimmten Bedingungen irrational wurden, d. h. dort, wo sie unsilbig waren (in offenen Silben), während in geschlossenen Silben *ъ* und *ь* oder ihre Reflexe in der Regel aufrecht erhalten bleiben; allein auch diese Einwendung ist für mich nicht überzeugend, erstens darum nicht, weil wir in vielen slavischen Sprachen (Lausitzer- und kašubischen) Fälle des Ersatzes von *ъ* und *ь* durch volle Vocale auch in geschlossenen Silben (bei den Suffixen -ъкъ und -ьць) vermissen, zweitens auch darum nicht, weil die Nichtunterscheidung der silbigen und nichtsilbigen *ъ* und *ь* augenscheinlich den Ausgangspunkt in allen slavischen Sprachen bildete, was sich auch schon aus dem Abgang einer eigenen Buchstabenbezeichnung für beide Fälle in dem Alphabete des IX. Jahrh. ergibt, während andere Laute bei der Kürzung der Schrift durch dieselben *ъ* und *ь* bezeichnet wurden, worunter man offenbar kürzere als alle übrigen Laute verstand, der Wegfall aber des *ъ* oder *ь* schon in den ältesten Denkmälern der altkirchenslav. Sprache (XI. Jahrh.) begegnet, selbst in den sprachlich so regelmässigen Kijever glagolitischen Blättern (vielleicht aus dem X. Jahrh.), wo nicht der volle Wegfall, so doch der Ersatz des *ь* durch *ъ*, namentlich einige Male in въс- (statt -вьс) in der bekannten Pronominalwurzel constatirt werden kann.«

»Nach dem Gesagten möchte ich an Alle, die die Irrationalität der *ъ* und *ь* in der gemeinslavischen Sprache in Abrede stellen, die Frage richten: ist es wahrscheinlich, dass diese Laute, wenn sie ursprünglich nur qualitativ unbestimmt oder selbst nur akustisch dumpf gewesen wären, so früh schon in allen slavischen Sprachen für eine Reihe von Fällen der Schwächung bis zur Stufe der Unsilbigkeit unterworfen worden wären? Es ist klar, dass nur die uranfängliche übermässige Kürze und qualitative Unbeständigkeit Grund sein konnte ihrer im Verhältniss zu anderen Vocalen grösseren Geneigtheit zur Beeinflussung seitens der ihnen ungünstigen Umstände. Mir scheint es, dass auch die Etymologie des gemeinslavischen *ъ* und *ь* (theils aus dem indoeuropäischen *ŭ* und *ĭ*, theils aus den indoeuropäischen irrationalen Vocalen, deren Irrationalität

durch ihre Reflexe in den einzelnen indoeuropäischen Sprachen erwiesen wird) zu Gunsten ihrer gemeinslavischen Irrationalität spricht: wären nicht *ŭ* und *ĭ* schon in der vorslavischen Epoche kürzer als kurz geworden, warum sollten sie sich nicht in der gemeinslavischen Sprache qualitativ unverändert erhalten haben?«

»Was die historische Zeit, d.h. die altkirchenslavische und russische Sprache in der ältesten Epoche des Schriftthums, wenigstens in jener, die uns durch die erhaltenen Denkmäler bezeugt ist, anbelangt, für diese genug späte Zeit ist es möglich, in einzelnen Fällen die Verwandlung der irrationalen gemeinslavischen silbigen *ъ* und *ь* in rationale Laute zuzugeben, wobei in den Mundarten des Altkirchenslavischen diese Laute, wenn sie auch rational wurden, sowohl von *o* und *e*, die aus alten *ъ* und *ь* in diesen und ähnlichen Fällen in anderen kirchenslavischen und altrussischen Mundarten hervorgingen, als auch von dem *a* als charakteristischem Reflex der serbokroatischen Mundarten qualitativ verschieden sein konnten. Diese rationalen, aus alten irrationalen, ähnlich den Lauten der heutigen bulgarischen Mundarten, hervorgegangenen Laute konnten entweder physiologisch unbestimmt oder nur akustisch unbestimmt, d. h. subjectiv dumpf gewesen sein.«

»Auch jetzt, bei einer etwas geänderten Beleuchtung, möchte ich die Benennung »halbsilbige« Laute in Schutz nehmen. Allerdings ohne genaue Messung ist es unmöglich zu bestimmen, ob im gegebenen Falle ein halb- oder viertelsilbiger u. s. w. Laut ausgesprochen wird, allein bei der Erforschung der Bedeutung gewisser Aufzeichnungen in einem alten Denkmale können wir voraussetzen, dass in bestimmten Fällen Laute gehört werden konnten, die sich an die daneben stehende Silbe nicht anschlossen, sondern dabei eine schwache Nebensilbe bildeten. Wenn ich von einem sehr schwachen, vielleicht bis zur Null abgeschwächten Vocal spreche, so verstehe ich darunter eine gewisse Abstraction aus dem Bereiche der Laute, die in derselben Form zu verschiedenen Zeiten bis zu dem Moment gesprochen wurden, als diese Laute aufhörten zu existiren, und unter Null verstehe ich die äusserste Grenze dieser Laute, so dass von der Form Михалько mit silbigem ь (wenn eine solche bei einem spät entlehnten Namen zuzugeben ist) bis zur Form Михалко, ohne den irrationalen Vocal zwischen л und к, der Uebergang nicht plötzlich stattfand, sondern auf dem Wege einer ganzen Reihe von Mittelformen mit ь von verschiedener Stufe der Irrationalität und Kraft, wobei der Wegfall in der Schrift noch nicht den völligen

Schwund in der Sprache bezeichnen musste, wie in gewissen seltenen Fällen vielleicht auch das Gegentheil stattfinden kann. Den Unterschied zwischen dem halbsilbigen und unsilbigen Laute würde ich so bestimmen, dass im ersten Falle der Laut wenigstens die Hälfte jener Kraft hat, die dem daneben stehenden oder von einem Consonanten getrennten silbigen Vocal zukommt, im zweiten Falle aber der Laut sammt den ihn begleitenden Consonanten sich als ein Theil der Silbe gänzlich an den dabei stehenden silbigen Vocal anschliesst. Was die akustische Unterscheidung betrifft, so gibt es in der Sprache fast immer viele Schattirungen, die selbst dem feinsten Gehör unzugänglich sind, darum soll man sich von diesem subjectiven Kriterium nicht leiten lassen. Wenn wir gewisse Lautschattirungen theoretisch ansetzen, so betrachten wir die genaue Controlle derselben nur mit Hilfe der feinen Apparate für möglich, da ihr Vorhandensein nicht subjectiv, sondern objectiv, d. h. akustisch und physiologisch, vorausgesetzt wird.« —

Ich habe diese ausführliche, nicht sehr leicht genau wiederzugebende Auseinandersetzung in unsere, der slav. Sprachwissenschaft gewidmete Zeitschrift aufgenommen, um den Lesern nichts von dem vorzuenthalten, was auf dem Gebiete der einzelnen Theile der slavischen Grammatik von einigem Interesse sein kann. Nun bildeten bekanntlich gerade die Vocale ъ und ь lange Zeit etwas wie eine räthselhafte Erscheinung Aussehendes in der Darstellung der altkirchenslavischen Grammatik. Es dauerte eine geraume Zeit, bis man zu der Einsicht gelangte, dass ihr Vorhandensein kein Specificum des Altkirchenslavischen, sondern eine Eigenschaft des gesammtslavischen Vocalismus gewesen. Die vergleichende Grammatik eröffnete uns ihren etymologischen Ursprung. Zuletzt handelte es sich noch um ihren physiologischen Charakter. Bei diesem letzten Punkte nun taucht die — Irrationalität auf. Das ist also ein neuer Ausdruck für eine sonst gut bekannte Erscheinung. Seine Definition bei Ljapunov schwankt doch zwischen der ausschliesslichen Hervorhebung des quantitativen Momentes und einiger Beimischung der Qualität. Ich möchte im Gegensatz zu Ljapunov entschieden von dem letzteren Merkmale ausgehen. Die Vocale ъ und ь waren, wie wir wissen, einst *ŭ* und *ĭ*. Die spätere Mannichfaltigkeit der modernen Ersatzlaute erklärt sich genügend aus der normalen Kürze des *ŭ* und *ĭ*, ohne dass man zur Kürze unter der normalen als Ausgangspunkt der ganzen Betrachtung flüchten müsste. Nur muss man dabei einen gemeinslavischen physiologischen Charakter der langen und kurzen *u*- und *i*-Laute nicht

ausser Acht lassen. Die Slaven hatten einst keinen reinen langen oder kurzen *u*-Laut; das lange *ū* war *y̅* (ungefähr *ü̅*), und das kurze *u*, dem ensprechend ungefähr *ü̆*. Wenn aber im Urslavischen ein langes *ū* wie ы lautete, so ergibt sich schon daraus, dass auch *ŭ* nicht dem heutigen kurzen *u* gleichkam; dasselbe gilt für *ĭ* gegenüber *ī*, obwohl hier das Verhältniss minder klar vorliegt. Aus dieser theoretisch zu vermuthenden Eigenschaft der gemeinslavischen *ŭ* und *ĭ* erklärt sich wohl auch die spätere Reaction gegen die Aussprache derselben im Inlaut in geschlossenen Silben, seitdem im Wortauslaut die Schwächung derselben eintrat. Es ist richtig, dass die beiden Vocale ъ und ь in dieser Beziehung empfindsamer waren, als andere kurze Vocale (*o*-*e*), doch das lag nach meinem Dafürhalten nicht in der grösseren als normalen Kürze, sondern eben in dem physiologischen Charakter dieser Laute. Mit der Zeit nutzen sich ja auch *o* und *e* ab, z. B. das auslautende *e* der Partikel же-*re* wurde im Slovenischen und Kroatischen zu *-r*; das auslautende *-o* der Substantiva neutr. gen. lautet in einigen sloven. Dialecten halbvocalisch wie ъ oder *ö*, schwindet dann auch ganz und man sagt *mes* für *meso*, u. s. w. Dass man durch den Ausdruck »Irrationalität« ein Universalmittel zur besseren Einsicht in diese Erscheinungen gewonnen — das will mir leider nicht einleuchten. Ebenso wenig bin ich mit der Definition einverstanden, das Wesen der Irrationalität bestehe in der grösseren Kürze als die Normalkürze, wenn man damit das Wesen der Laute ъ und ь bezeichnen will. Ich glaube nämlich, сънъ, льсть waren gemeinslavisch vor allem ganz gewöhnliche zweisilbige Wörter mit zwei kurzen Vocalen, so wie мене oder небо. Dass aus jenen später *son-sen-san*, *lest'-last* hervorgingen, während мене, небо verblieb, das liegt, glaube ich, nicht in der schon ursprünglich grösseren Kürze der Vocale ъ-ь, sondern in der physiologischen Eigenschaft dieser Vocale, wodurch sie sich einerseits zum Schwunde in Bezug auf ihre Silbigkeit, andererseits zum Uebergange in deutlichere Laute besser und schneller eigneten, als etwa das kurze *e* oder *o*. Wenn in пьсати von einem irrationalen Vocal gesprochen werden soll, der einem *ĭ* gleich ist, so muss man auch in тьщѣте von einem irrationalen *e* sprechen, d. h. kurzes *ĭ* und kurzes *ĕ* konnten zusammenfallen, wie das noch jetzt in unbetonten Silben im Bulgarischen und im Russischen der Fall ist. Viele Bemerkungen, die sonst Herr Ljapunov macht, sind richtig, aber auch so ziemlich allgemein bekannt; man vergesse nur nicht, dass nicht immer dieselben Ausdrücke für dieselbe Sache gebraucht werden müssen. *V. J.*

Kleine russisch-polnisch-litauische Beiträge.

1. Der Empfehlungsbrief an den H. Petrus.

Von I. A. Šljapkin und A. Brückner.

Archiv XV, S. 316 geschah Erwähnung einer Empfehlung an den h. Petrus, welche dem todten Orthodoxen in die Hände gedrückt würde, auf dass er sofortigen Einlass bei der Himmelspforte fände. Es waren dort für diese Sitte Belege aus der Roxolania des Klonowic (1584) und aus dem Potrójny (Trinummus) des Cicliński (1597) beigebracht und die Parodie eines solchen Briefes aus einer Petersburger Hds. genannt: die Parodie ist vollständig, aber sehr mangelhaft abgedruckt bei Łukaszewicz, Dzieje kościołów wyznania helweckiego na Litwie I, 88, darnach bei Dr. J. Franko, Iwan Wyszeński, 1895, S. 361; eine zweite, womöglich noch gröbere Parodie druckte aus einer Hds. des Ossolineum Dr. Fr. Krček im Lemberger Lud V, 81, doch ebenfalls mangelhaft ab. In der theologischen Polemik jener Zeiten geschieht von derlei Briefen häufiger Erwähnung; Smotrycki im Θρῆνος 1610 nennt unter den Verleumdungen eines Sacranus und Skarga gegen die orthodoxe Kirche die Behauptung vom Schreiben jener »listy przyczynne do ś. Piotra«; ausführlich schreibt darüber der Renegat Sakowicz in der Perspectiva von 1642: es verkauften die Patriarchen derlei Briefe noch an die Lebenden, auch die Unirten befolgten diesen Brauch, so hat ein Pope in Bezdzież bei Pińsk einen solchen Brief für ein paar Schock Groschen einem Todten mitgegeben; als dies dem Bischof von Wilno, Wołowicz, hinterbracht wurde, liess er den Brief wegnehmen, behielt ihn und zeigte ihn Unirten und Schismatikern; es lebten noch Viele, die ihn gesehen.

Die Sache hat ihre vollkommene Richtigkeit und ist nicht erst von den Jesuiten zur Verunglimpfung der Orthodoxen erfunden worden, wie mehrfach behauptet worden ist — ihnen und der steigenden Intoleranz kann man höchstens die Verantwortlichkeit für die Parodien jener Briefe zur Schuld machen.

Die ersten Nachrichten von jenen Empfehlungsschreiben oder Passporten an den h. Petrus brachten ja gar nicht Jesuiten, sondern Protestanten, Engländer. Auf zwei Wegen gleichzeitig, übers Meer durch Archangelsk, und zu Lande über Wilno, theilten die Engländer solches dem staunenden Abendlande mit. In der latein. Redaktion des Chancelorschen Berichtes (Starczewski, Histor. russic. scrr. exteri I, 12) lesen wir: manui cadaveris codicillos indunt; horum summa est, defunctum fuisse Russum Russorum fidem amplexum ac in eadem fide decessisse; hae litterae divo Petro mittuntur; lectis litteris mox, ut illi aiunt, admittitur et ut sincerioris fidei sectatori beatior quoque sedes quam latinis christicolis conceditur — also ungefähr dasselbe, was die Roxolania mitgetheilt hat.

John Burcher schreibt wenige Jahre später an Heinrich Bullinger (neben Beza, Haupt der Kalviner in Zürich) aus Krakau vom 16. Febr. 1558 (Original letters relative to the English reform, Cambridge 1846, Parkers Society, S. 691): er schildert Glauben und religiösen Brauch der Wilnaer Russen und fährt fort: they bury their dead with great noise and howling; they array them in new clothes and shoes and pour on their heads two cups of wine or beer; the corpse moreover receives a letter from the priests and half a groschen from his friends and is to present the letter and money to s. Peter, that the porter may immediately open for him the gates of heaven. Burchers Briefe (er bewarb sich um eine Brauerlicenz für Polen und Litauen und war Protestanten wie Jan Łaski u. a. durch seine Glaubensgenossen warm empfohlen worden; er unterhielt Beziehungen zu dem Sekretär Radziwił's, Jan Mączyński, dem bekannten Lexikographen, der 1547 in Zürich studirt hatte) sind recht interessant für die damaligen Verhältnisse: auch er erzählt (wie C. Utenhovius in einem Briefe an Bullinger) von Artemij und Kosoj, die aus Moskau mit mehreren Mönchen nach Litauen geflohen wären, über 500 Glaubensgenossen in Moskau hinterlassend, über ihren Glauben u. s. w.

Auch Fletcher berichtet in seiner bekannten Schilderung Russlands über diese Todtenbriefe, nur adressirt er sie fälschlich an den h. Nikolaus: About their burials also they have many superstitious and prophane ceremonies, as putting within the finger of the corps a letter to S. Nicolas, whom they make their chiefe mediatour and as it were the porter of heaven gates as the Papistes doe their Peter (London 1856, S. 138).

So viel über die Angaben der Fremden. Sehen wir nun, was diesen faktisch zu Grunde liegt.

Es handelt sich um die разрѣшительная молитва, welche dem Verstorbenen in die Hände gedrückt wird. Die Griechen kennen allerdings diesen Brauch nicht, wie dies u. a. erwähnt hat auch В. Яковлевъ (Древнекіевскія религіозныя сказанія, Warschau 1875, S. 135); er fehlt denn auch in der *Ακολουθεία νεκρώσιμος εἰς κοσμικούς* (nach dem Venediger *Εὐχολόγιον τὸ μέγα* von 1851), obwohl das Gebet selbst oder ein nahe verwandtes auch bei ihnen existirt: *εὐχὴ συγχωρητικὴ εἰς πᾶσαν ἀρὰν καὶ ἀφορισμὸν εἰς τεθνεῶτα* (ebds. S. 225, Beginn: *Κύριε ὁ θεὸς ἡμῶν ὁ τῇ σῇ ἀῤῥήτῳ σοφίᾳ δημιουργήσας κτλ.*) und wird gelesen vom Erzpriester oder vom geistlichen Vater des Todten bei der Proskomidie. Anders war es seit jeher bei den Russen.

Schon der Waräger Simon bat den Theodosij Peczerskij für ihn bei Lebzeiten und nach dem Tode zu beten; Theodosij versprach es, worauf Симонъ поклонися до земля и рече: не иду отче отъ тебе аще и писаніемъ не извѣстиши ми. Принуженъ же бывъ любве его ради и пишетъ же глаголѧ тако: въ имѧ ѡ҃ца и с҃па и ст҃го дх҃а иже и до нн҃ѣ влагають оу҃мршимъ въ роуку таковую м҃лтву. И ѿтолѣ оутвердисѧ таковое написаніе полагати оумршимъ: преже бо сего инъ не створи . . Пишетъ же и сію молитву: помѧни мѧ господи егда пріидеши въ цр҃ствіи си и въздати хотѧ комоуждо по дѣломъ его, тогда оубо вл҃ко рабъ своихъ Сѵмона и Георгіа сподоби о десную тебѣ стати въ славѣ твоеи и слышати благіи твои гласъ: пріидите бл҃вніи ѡ҃ца моего, наслѣдоуйте оуготованное вамъ ц҃рство искони мира . . . и рече Сѵмонъ: р҆цы же ксимъ ѿче: и да ѡтпустѧтсѧ грѣси родителема моима и ближнимъ моимъ. Ѳеѡдосій же въздвигъ роуцѣ свои и рече: да бл҃вит҆ тѧ ѡт Сѵѡна и оузриши благаѧ Іеросалимоу всѧ дни живота вашего (Яковлевъ, Памятники русской литературы XII и XIII вѣковъ, Petersburg 1872, S. CXIII f.).

Unter den Wundern im Leben des Alexander Nevskij wird erzählt, dass der Todte nach dem Abhalten des Todtenamtes auf einmal seine Hand ausstreckte, das Schreiben aus den Händen des Metropoliten Kyrill entgegennahm und sich wieder in seinem Sarge lagerte.

Nach der Beschreibung des Todes und der Bestattung des Metropoliten Kyprian (1405) lesen wir (in den Grossen Menäen des Makarius, August, S. 1547 v.): по отшествіи же семъ митрополита и прочіи митрополити роустіи и донынѣ преписывающе сію грамоту повелѣваютъ въ преставленіе свое въ гробъ вкладающеся такоже прочитати во оуслышаніе всѣмъ.

Heute noch wird dieser Gebrauch beobachtet. Nach Abhalten des Todtenamtes liest der Geistliche laut dieses Gebet, rollt es zusammen und legt es dem Todten in die Hände, worauf er ihn der Erde übergibt (Господня земля и исполненіе ея) und Erde auf die Leiche schüttet, worauf man das Leichentuch zudeckt und den Sargdeckel auflegt und festmacht.

Vor den Friedhofskirchen wird dieses Gebet (aus der Moskauer Synodaldruckerei) für 6 Kopeken verkauft, ein Blatt F° mit Randleisten u. s. w.; es beginnt: Молитва разрѣшительная ѿ іерея надъ преставльшимся чтомая. Гдь нашъ Іисъ Хртосъ бжественною своею блгодатію, даромъ же и властію, данною стымъ его оученикомъ и апломъ во еже вязати и рѣшити грѣхи человѣковъ .... ѿ онѣхъ же и на ны другъ другу пріимательно пришедшею, да сотворитъ чрезъ мене смиреннаго прощенно и сіе по духу чадо NN. ѿ всѣхъ елика яко человѣкъ согрѣши бгу ..... и отъ тѣхъ всѣхъ вины и юзы да разрѣшитъ его (10) ..... человѣколюбія ради своего, молитвами престыя ... Маріи ... и всѣхъ святыхъ Аминъ. Dieses Gebet wird scherzhaft der Passport fürs Jenseits genannt.

2. Tolle Etymologien.

Gemeint seien damit solche, bei denen zwischen dem zu erklärenden Worte und dem fremdsprachlichen Grundworte keinerlei Möglichkeit einer Beziehung zu existiren scheint; und doch stammt das eine vom anderen unmittelbar ab, etwa wie *genirlich* auf *Gehenna* zurückgeht. Einige slavische und litauische Worte, die hierher gehören, die bisher nicht enträthselt waren, seien hier genannt.

a) Lit. *bambizas.*

»In Russ. Litauen ein Reformirter (Kalviner), hergeleitet von dem Namen eines der ersten reformirten Geistlichen in Wilno, der aber geschichtlich nicht nachzuweisen ist« A. Bezzenberger in den Mittheilungen der lit. literar. Gesellschaft. Der Name wurde auch aus dem lit. gedeutet, aber vergeblich.

Vor allem ist das Wort einer der zahllosen Polonismen Litauens. Poln. *bombiza* bezeichnet den kalvinischen Geistlichen (in Litauen, weil dort eben Kalviner erhalten blieben, die Klein- und Grosspolen wieder verloren hat); es wird auch von den *szkoły bombizkie* (Kalvinerschulen in Kiejdany) und in Anekdoten auch von einer *bombizina* der Pastorsfrau, gesprochen. Ueber *bombiza* handelte Karłowicz in seinem Fremdwörterbuch, es als einen humoristisch gebildeten Ausdruck zum lat. Schallverbum *bombizare* (*bombus* etc.) bezeichnend.

Die Sache liegt jedoch anders. Der Spottname kommt bereits im XVII. und XVIII. Jahrh. vor und ist ein Auswuchs der damaligen konfessionellen Polemik, die, wie jede theologische, den Gegner nicht nur mit Argumenten, sondern vor allem mit Schimpf und Spott zu treffen suchte.

Der katholische Geistliche in Polen schreibt vor seinen Namen ein X. (= Ks. = Ksiądz, mit welchem Ehrentitel schon Bolesław Chrobry seine Geistlichen angeredet hat, nach dem Zeugniss des Gallus). Der protestantische »Minister« (verbi dei, vom Katholiken sinister und noch viel schlimmer parodirt) hatte stets den Ehrgeiz, es seinem, an Stand, Würden und Mitteln so überlegenen katholischen Amtsgenossen gleichzumachen, und so legte er seinem Namen auch das X vor, gegen die lebhaftesten Proteste der Katholiken, wie er, dem höchstens eine Neune (IX) zukomme, sich dieses X anmassen dürfe. In diesem Streite um das X kamen bei diesen lateinischen Schulfüchsen auch die gereimten Genusregeln für Worte auf x in Anwendung, unter welchen bekanntlich auch das bombyx figurirt; die Katholiken bewarfen drum den Minister statt mit einem x mit einem bombix und so entstand der Spottname. Linde kennt ihn gar nicht; daher setze ich die Belege, die ich in alten Schriften gefunden, hierher:

Im Rok Trybunalski, Krakau 1625, d. i. in einem Pasquill in Versen gegen die Minister lesen wir »Ix Pix *Bombix* Niewierski nam waledy-

kuie«, aber Niewierski war eben der Lubliner Superintendent, mit welchem der Autor ein Gespräch fingirt.

Hundert Jahre später, in der Schmähschrift des Wojciech Stawski gegen den Poczet herbów des W. Potocki (um 1720, Petersburger Hdss. Polonica XIV, Folio Nr. 8) finden wir schon: z swemi *Bombizami* śmierdłemi za Kalwinem cisnąc się; choć twój (des Ketzers) *bombiza* tego nie ma nic splendoru, od młotów i kowadeł *bombizów* zbieracie u. s. w.

Dass der einmal eingebürgerte Name auch weiter als Schimpfwort für einen dicken und plumpen Kerl gebraucht wird, kann nicht verwundern, doch kenne ich für diese Verwendung keine älteren Belege. So vervollständigt ein Terminus lat. Genusregeln das poln. lit. Schimpflexikon.

Es war somit ein Schulwitz, der den *bombiza* aufbrachte; derlei Schulwitze kommen in der alten Polemik mehrfach vor; wenn z. B. Olbr. Borkowski in seinem Minister wytkniony etc. 1611 (Mentiris Zełgovius nennt er seinen Gegner, den minister Zygrovius) den Gegner anspricht: o *piscibalde* z twoim argumentem, so ist damit nur *rybałd*, der gewöhnliche Schimpfname (ribaldus u. s. w.) ersetzt worden (ryba = piscis) u. dgl. m.

b) Poln. *klimkować*.

Bombiza haben die Katholiken erfunden, um die Protestanten zu ärgern; vice versa ist *klimkować* = betrügen, gaunern, oder was dasselbe ist, *klimkiem rzucać*, eine Erfindung der Protestanten gewesen. Wer möchte dem gemeinen Worte und der gemeinen Phrase ansehen, dass sie von einer der ehrwürdigsten Gestalten des Urchristenthums, von dem unmittelbaren Schüler Petri und apostolischen Vater Clemens I, entlehnt sind? Und doch ist es so.

Zuerst Beispiele des faktischen Brauches, weil Linde ihrer zu wenig bietet, ja *klimkiem rzucać* gar nicht kennt; ich nenne daher Olbr. Borkowski, 1611 von Zygrovius: że tedy *klimkiem rzucasz*; der Arianer Budny in Urząd miecza etc. 1583 erzählt, ein evangelischer Minister hätte in seiner Predigt aus der h. Schrift erwiesen, że się wiernemu czasem *klimkiem* (*tak on mówił*) rzucić godzi; *klimki* swe (= falsa) lesen wir in den Absurda synodu toruńskiego 1596; Gołubski (d. i. der Jesuit Sawicki), tryplika 1615, wirft seinem Gegner vor: żebyś się *redlich* ze mną obszedł, bo ty *klimkujesz* bardzo często; Pimin

(Mohiła) im *Λίθος* 1644 wirft dem Sakowicz vor: jakoś się ty bezwstydnie na innych miejscach wyżej ważył *klinkować*; bei Kochowski: obiecać sklimkować (nur diese beiden Citate habe ich aus Linde); in den Memoiren des Pasek (S. 87) warnt derselbe, einem halb erlogenen Berichte eines Wolski Glauben zu schenken, bo ja naturę jego znam, że rad *klimkiem rzuci*; ebenso Mijakowski in seiner berühmten Predigt Kokosz 1637; ja, noch der alte Załuski brauchte wohl zum letzten Male das Wort in seiner Próba pióra 1753: toś *zklimkował* (vom Dichter, der etwas hinzugelogen hat); er liebte grade die seltensten Wörter.

Das Wort hatte also auch ausserhalb der theologischen Polemik Verbreitung gefunden; so lesen wir in den Biesiady roskoszne Baltyzera (vor 1620) von den Höflingen, welche goldene Berge zu versprechen pflegten, Ołownych (gór) nie, tak *sklimkują*. Aber aus der Theologie ist es hervorgegangen und zuerst hat es M. Krowicki in Curs gesetzt, durch seinen Angriff auf Petri's Romfahrt, welche die Katholiken auf den Brief des Papstes Klemens stützten. Er sagt darüber in dem Chrześcijańskie napominanie, Magdeburg, Lotther 1554, einziges Exemplar in Kurnik, Bl. D, 1 r. und v.):

Alye yss pothym pasterze wkosczyelye Bozym zasneli, Papyeze sobye *Clymkow listh* zmyslili, na kthorym wssythko Papyestwo zbudowali. Jakoby then *Clymek* Papyess myal poslacz do Jerusalem z Rzyma oznaymiayacz Jacubowi Swiethemu brathu pana Christusowemu smiercz y osthatheczna wolya Piotra Swyethego. Stego listhu Papyeze barzo sye chelpya y podnossa.

Alye yako tho list yesth prawdzywy, moze tho obaczycz kozdy. Abowyem przed smierczya Piotra swietego byl zabith przed thym syedm lyath Jacub swiety, yako Josephus y ynssych wielye Hystorikow pissa othym. Aprzestho yesth tho dzyw nad wssythkyemi dzywy, iss then *Clymek* Papyess pisal *listhy* do Jacuba swiethego, w syedmi lyath po zabiczyu iego o smierczy y o woliey ostatheczney Piotra swiethego. Chyba zeby za vmarlem Jacubem swietym listhy y posly vmarle do ych Czyscza poslal (der deutsche Drucker hatte kein ą, ę, ł etc.).

Wohl wandte sich dagegen scharf der Krakauer Bischof Zebrzydowski in seiner Replik Krótka odpowiedź etc. 1556: tom dlatego w tej rzeczy tak wiele świadków przywiódł, że powiadasz, iż papieżnicy żadnego świadectwa gruntownego nie mają o tem, aby Piotr święty był w Rzymie, jedno sobie papieżowie zmyślili jakiś *Klimków list*, którem się barzo chlubią. Iż męża świętego *Klimkiem* zowiesz, namniej się nie

dziwuję, bo kto jest nieprawdziwy w nauce pana Krystusowej, ten też musi być i niewstydliwy etc. (Bl. h 2 verso).

Bei der Lebhaftigkeit der Polemik und dem Eindrucke, den sie machte, kann es uns nicht Wunder nehmen, dass der *Klimek*, kurz für *list Klimków*, so rasche Verbreitung fand; ein protestantischer Minister wird uns von Budny ausdrücklich genannt als Verbreiter der ihm (Budny) noch ungewöhnlichen Redensart.

Da wir schon einmal bei Krowicki sind, wollen wir auf Grund einer anderen Schrift von ihm die Entstehung eines bisher nicht erklärten Sprichwortes nachweisen. Es heisst (Adalberg, Księga przysłów, 1894, S. 249 aus Rysiński, 1618): wszystkośmy ludzie, *tylko* ksiądz pleban człowiek, ähnlich schon bei Rey; später verstand man es falsch, dass auch der Geistliche nur ein Mensch wäre, wie wir alle; aber der ursprüngliche Wortlaut besagt mit Recht das Gegentheil.

Es meint nun Krowicki, apologia Bl. 226, b (Ausgabe von 1584): (Słowa Pawła św., 1. Cor. 11, są) Niechaj doświadczy *człowiek* samego siebie i tak z onego chleba niechay *je* i z kubka onego *pije* etc. . . . . Powiedz mi: *jeśli tylko ksiądz jest człowiek czyli też i miedzy ludem pospolitym jest człowiek* . . . . nie możesz tego inaczej wyznać, jedno iż nie tylko sam ksiądz ále też i wszelka mężczyzná i wszelka niewiasta jest człowiek tak jako i Kollegiaci tego poświadczają w Grammatyce swojej. A gdyż tedy tak jest, tedyć tu Duch św. nie tylko do Księdza, ale też do wszelkiej mężczyzny . . . mówi etc. Aehnlich heisst es im Napominanie (1554 r.): thu mowy czlowyek ma sam syebye doswyathssycz, nyemowy nyechay xyadz splyesshem doswyathssy sam syebye, alye mowi, czlowyek czlowiek nyechay sam syebye doswyathssy (Bl. A 6).

Es waren somit die Abendmahlsstreitigkeiten, welche den Grund zum Sprichwort legten; der Katholike, dem ja die beiden Gestalten des Abendmahls verwehrt waren, konnte nach dem Spott der Protestanten nicht der »Mensch« sein, dem ja Paulus beide Gestalten zuspricht, das konnte nur der Herr Pfarrer sein, der ja allein das Abendmahl in beiderlei Gestalt empfängt. In der That sind es nur Protestanten gewesen, die das Sprichwort brauchen und erwähnen: Krowicki, Rey, Rysiński; später verstand man die ursprüngliche Beziehung nicht mehr, als die konfessionellen Streitigkeiten vergessen waren.

3. Litauische Götternamen.

Archiv XVIII brachte eine umfangreiche und äusserst gewissenhafte Studie von Dr. Grienberger über litauische Götternamen, zumal diejenigen des Łasicki, aber der Erfolg ihrer heissen Mühen war ein minimaler; zur Erklärung dieser Namen reicht nämlich auch die allerscharfsinnigste Sprachvergleicherei lange nicht aus.

Ich greife nur zwei Stellen heraus, an denen unsere Forscher insgesammt die »mythologische« Karre in den tiefsten Sumpf hineinverfahren haben.

So heisst bei Laskowski-Łasicki »ein Verzeichniss von Spezialgöttern einzelner (żemaitischer) Familien« (Grienberger S. 28): sunt etiam quaedam veteres nobilium familiae, quae peculiares colunt deos, ut Mikutiana Simonaitem, Michelowiciana Sidzium, Schemietiana et Kiesgaliana Ventis Rekicziouum, alie alios. »Von den hier genannten Familien weisen die Mikucki, Michelowicz und Szemiecki auf poln., die Kiesgajł aber auf lit. Herkunft. Von den Familiengöttern ist der *Simonaitis* ohne weiteres klar . . . Für *Sidzius* schlägt Mannhardt lit. *żëdzius* Bildner, Töpfer vor . . . wörtlich wäre *żýdżius* der Blüthenmacher (Frühling). Den *Rekicziovus* erkläre ich als den Pflüger oder Schreier« u. s. w.

So viel Worte, so viel Irrthümer. Erstens heissen die betreffenden Familien, von denen natürlich keine einzige »polnischen« Ursprunges sein kann, Mikuccy, Michajłowicze, Szemioty, Kieżgajły; zweitens muss, weil *Simonaitis* = Simon ist, *Żydzius* = Juda sein (Apostel Simeon und Juda, weil zusammen, war erst Simeon genannt, folgte Juda von selbst nach, slav. *żid*, daraus die lit. Entlehnung). Drittens geht *Rekicziovus* auf die, auch in Ueberlieferungen berühmte żemaitische Familie der *Rekucie*; *Ventis* endlich ist ein wohl bekannter Ortsname, für den ich auf das alte Ortsnamenverzeichniss aus Akten des H. Sprogis verweisen kann. Das ganze aber ist ein kolossaler Bär, den der Katholik Laskowski dem Protestanten Łasicki, der von all den Sachen nicht die geringste Ahnung hatte, angebunden hat; Laskowski verspottete so absichtlich den ihm wegen seines Protestantismus ungenehmen litauischen Adel; sind doch die Kieżgajły noch vor den Radziwiły, die man sonst immer als die ersten Initiatioren des Protestantismus in Litauen bezeichnet hat, für den neuen Glauben eingetreten: den Beweis dafür fand ich in dem lutherischen Katechismus des Seklucjan, Königsberg

1547, welcher grade den Stan. Kieżgał als den berühmtesten, mächtigsten und zeitlich ersten Vorkämpfer des neuen Glaubens in der Vorrede weit und breit feiert. Und ein solcher Protestant betet heidnische »Hausgötter« an — derlei konnte natürlich nur der Schalk Laskowski dem nichts ahnenden Łasicki weis machen!

Verwickelter ist der andere Fall. *Gabie* ist in der lit. »Mythologie« so fest als urheidnischer Gott eingewurzelt, dass niemand an ihm rütteln mag; auch E. Wolter erkennt ohne weiteres die *szwenta Gabia*, mit welcher in den Hochzeitbittersprüchen der Festtisch beleuchtet werden soll, als heidnisches Ueberbleibsel an. Dabei kommt man in eine Nothlage; *Gabie* muss Licht, Feuer, Kerze bedeutet haben, aber »eine Wurzel *gab* brennen ist unerhört« (Grienberger S. 53, der daher das Wort, auch in den bekannten Composita *Pelengabia* diva cui foci lucentis administratio creditur; *Matergabiae* deae, als »Geberin« erklärt — dass man mit einer »Geberin« einen Tisch nicht beleuchten kann, stört den Sprachvergleicher mit nichten).

Den abgöttischen Respekt, mit welchem alle unsere Mythologen und Etymologen *Gabie* umgeben haben, muss ich leider mit einem Ruck zerstören: *Gabie* ist nämlich der christliche Patron des Feuers, speziell des Herdfeuers, die h. Agathe, russ. Гапка; bekannt sind die poln. Sprichwörter (Adalberg S. 2): chleb (oder sól) świętej Agaty od ognia strzeże chaty und gdzie święta Jagata, bezpieczna tam chata; dasselbe gilt bei den Russen von ihrer Агаѳія; die an ihrem Tage (5. Febr.) geweihte Kerze ist eben so wirksam wie die Lichtmesskerze; es sind natürsich nur diese heutigen Agathekerzen gemeint, mit denen der Hochzeitstisch besteckt und erleuchtet sein soll; Гаѳія ist eben lit *Gabie*; die *Pelengabia* ist eben die Herd-Agathe, *Motergabia* dasselbe, *Gabie deuaite* die heilige Agathe schlechthin.

Ueber *szwenta gabija* oder gar *gabéta* (! Agatha) für Feuer vgl. z. B. E. Wolter матеріалы для этнографіи латышскаго племени etc. I 1890, S. 136, Anmerk. 3 und 4, wo aus den Hochzeitsreden angeführt werden die Phrasen *stálas . . . gabije szwenta úszszwestas* oder *balta stala . . szwenta gabija apszwista*; in Worniany betet man um Abwendung des Feuers: *Szwenta Agota su szwintu Gabétu kerawokit muni nu ugnies*, d. h. die katholische und die orthodoxe Heilige werden zusammengebeten, doppelt hält besser.

Die Probe möge genügen; alle Ausführungen von Bender, Mannhardt, Mierzyński, Grienberger haben die Łasickifrage nur ver-

wirren, nicht fördern können; mit völligem Absehen von den Ergebnissen der bisherigen Forschung ist die Untersuchung von Anfang an neu zu führen; ihr Ertrag für die lit. Mythologie wird freilich recht kärglich ausfallen müssen. Einiges habe ich bereits in den Artikeln »Litwa, ludy i bogi«, die in der Biblioteka Warszawska erschienen sind (1897 und 1898), erörtert.

4. »Kaszubismen« im Polnischen.

Ich kehre zu der Archiv XXI, S. 65 f. ausgesprochenen Behauptung zurück, dass urslav. *tort* im Poln. wie im Kaszub. nicht nur *trot*, sondern auch *tart* ergeben hat; der Fall ist zu merkwürdig, als dass er nicht verdiente, durch eine reichere Beispielsammlung evident nachgewiesen zu werden.

Zuerst zwei Nachträge. Die älteste Form, in der uns das altpoln. *Breslau* — es war eine ganz willkürliche Combination von Kunik, Breslau des blossen Namens wegen für eine altböhmische Eroberung und Burggründung des Herzogs Wratisław auszugeben — genannt ist, bei dem des Slavischen wohl kundigen Thietmar, ist bezeichnender Weise *Wortizlaua*, also poln. *Warcisław*, nicht *Wrocisław*; angemerkt sei nun, dass die »pommersche« Form *Warcisław* im Poln. sehr häufig ist, es genügt hierfür ein Blick in die kleinpoln., Krakauer, Gerichtsakten aus dem Ende des XIV. Jahrh., die B. Ulanowski in den Krakauer Akadem. Publikationen herausgegeben hat.

Zweitens. Dass *Starza* = *stróża* ist, würde derjenige bestreiten, der es mit Piekosiński von *stary* ableiten wollte; aber letztere Ableitung wäre falsch, weil das *z* wurzelhaft ist, wie die lat. Form Starzones beweist, somit *starza* nicht mit *stary* zusammenhängen kann.

Die poln. Adelssippe *Warnia* leitet Piekosiński richtig von *wrona* ab und meint nur, die Lautform *warnia* beweise den »elbslavischen« Ursprung des Geschlechtes; jetzt wissen wir es besser, dass *Warnia*, wie *Warcisław* und *Starża*, ächt polnisch war (vgl. Rycerstwo polskie wieków średnich, II, 1896, S. 110).

Ein sicherer Fall ist der Ortsname *Charstnica*, häufig in jenen Krakauer Gerichtsakten (vgl. auch daraus die poln. Rota bei Nehring, Sprachdenkmäler 253); dass er von *chvrastъ*, poln. *chwarst* (*charst*) und *chróst*, abgeleitet sein muss, ist selbstverständlich; davon heute noch der Name *Karśnicki*.

Hierher gehört wohl auch der Name von *Warschau* selbst. *Warszawa*, aus *Warszewa* entstanden, ist natürlich nach *Warsz* benannt, aber dass dieser *Warsz* einer der böhmischen, nach Polen 1108 entflohenen Vršovce gewesen wäre, wie Piekosiński a. a. O. S. 246 will, ist mit nichts glaubhaft zu machen. Ich stelle ihn mit dem altpoln. häufigen *Wroch* zusammen und erwähne, dass diesmal nicht nur in Eigennamen, sondern auch im Appellativum beide Formen, *warch* und *wroch*, neben einander vorkommen; *warch* heisst Groll, mieć *warch* na kogo = grollen, zürnen; *wroch* ist Verwirrung, im Compos. *zawroch*, z. B. in den Reichstagsdebatten von 1563, S. 338: dla jakich *zawruchow* w sąsiedztwie; häufig bei Cypr. Bazylik im Skanderbeg 1569: S. 179 in der Rede des Amurat an die Seinigen, wir haben Griechenland bekriegt etc. a prze naszę zleniałość dopuszczamy się mnożyć thym *zawrochom* Epireńskim; 199 in dieser Schlacht mało nie więcej Turkow w tym *zawrochu* gdy się każdy darł do tego aby miał mieśce uciekania sami się podławili i poobrażali u. s. w. Russ. ворохъ, ворошить wird ebenfalls von Verwirrungen gebraucht.

Ein sehr interessanter Fall läge bei dem Paare *Parkosz-Prokosz* vor, bekannten Personennamen, die gleichzeitig vorkommen. Aber *Prokosz* ist = Procopius; *Parkosz* wäre daher ganz fern zu halten, wenn nicht die Möglichkeit vorläge, es wie kasz. *gronk* und *grosc* zu erklären: *gronk* und *grosc* sind nämlich (falsche) Neubildungen zu *garnk* und *garsc*, hervorgerufen durch das Nebeneinander von *gród* und *gard*; ebenso hätte, weil *Wrocisław* und *Warcisław* nebeneinanderlagen, zu *Prokosz* ein *Parkosz* neugebildet werden können; der Fall könnte dann nicht weiter als ins XI. Jahrh. zurückreichen.

Wie dem auch sei, das Vorkommen von tart-Formen im Polnischen, neben trot, ist erwiesen; es wird auch anerkannt von Dr. J. Mikkola in seiner interessanten Schrift »Betonung und Quantität in den westslavischen Sprachen. Erstes Heft«. Helsingfors 1899, 99 S. Ich füge nur einiges den Ausführungen des Verf. hinzu. Er wundert sich (S. 15), dass ich mich gegen Annahme von Analogiewirkungen bei poln. *dziarski ziarno* u. ä. statt des zu erwartenden *darzki zarno*, wie *martwy* etc. so sträube — dies galt vor Allem als Protest gegen das ungleiche Mass Baudouin's, der dieselben Formen im Kaszubischen für lautgesetzlich richtige und von den polnischen zu trennende ausgeben wollte, die polnischen dagegen für ganz vereinzelte Analogiebildungen erklärte und so Kaszubisch und Polnisch zerriss. Mikkola wiederholt nun nicht

mehr diese Fehler; ihm sind die poln. und kasz. Formen völlig gleichartig und gleichwerthig; wenn ich somit seine prinzipielle Ansicht theile, möchte ich doch meine Zweifel betreffs der Analogiebildung kaum zurücknehmen. Mikkola frägt (S. 15): »warum könnte nicht das Nebeneinander von *zarno* und local. **zirnie* ein *ziarno* ins Leben rufen? ... es bestanden neben einander *sarna* und (vor weichen Suffixen) **sirn-*, als Mischprodukt erschien *siaren*« (*siarnek*, *siarnka* bei Mączyński 1564 i. v. hinnulus). Theoretisch ist gegen diese Möglichkeit allerdings nichts einzuwenden; es spricht mir nur dagegen das faktische Verhalten der Sprache. Eine Doppelheit der Flexion: *zarno zirnie*, wäre dem Polen nach den Typen: *las lesie*, *siostra siestrze*, nichts ungewöhnliches; er behält sie unverändert bei oder gibt sie auf durch Durchführung einer einzigen Form (*siostrze*) — aber wo finden wir Mischformen? Und faktisch findet Durchführung der einen Form stets statt, also entweder *zarnie*, *zarnisty* oder *cierń* (statt *tarn* nach *ciernie*) — vergebens würden wir nach einem **ciarn* suchen.

Mikkola bespricht hierauf die Accentverhältnisse der westslavischen Sprachen und erschöpft die Fälle des beweglichen kaszubischen Accentes. Er verweilt auch bei lautlichen Erscheinungen, z. B. des Sorbischen, die auf einstige, von der heutigen abweichende Accentuirung schliessen lassen. Er erwähnt nicht, dass dieselben Fälle im Poln. sich wiederholen, was seine Folgerungen durchaus nicht stützt; z. B. obersorb. *pšeńca*, aber poln. ebenso *pszeńca*, *szubieńca*, *szkleńca* nicht nur bei Dichtern, sondern in der Prosa (z. B. im Pamiętnik des A. Niemojewski von 1608) und in Wörterbüchern, z. B. beim Cnapius; niedersorb. *rozmješ* (kaschub. *rozmieją*), aber *rozmiem*, *rozmiał* kommt im älteren Polnisch recht häufig vor. Alle diese Fälle beweisen offenbar recht wenig; es können dies Wortkürzungen sein, ohne jegliche Rücksicht auf alte Betonung: poln. *pszeńca* beweist entschieden noch lange nicht eine alte Betonung **pszénica* und dasselbe gilt von anderen Fällen.

Endlich noch ein Nachtrag. Die »pommersche« Eigenthümlichkeit (*matk* für poln. *matek*, *domk* für poln. *domek* u. s. w.) habe ich im älteren Polnisch vorkommend erwiesen; hier folgen zwei weitere Beispiele: *zamk* = *zamek* im Wörterbuche des Bartholomäus von Bydgoszcz 1531 und *pyrzynk* (= *perzynek*) in der Sprawa Chędoga 1544.

5. Altlitauisch zatagamis.

Das Thema slavischer Entlehnungen im Litauischen (Lettischen, Preussischen) ist unerschöpflich und manches Räthselhafte dieser Sprachen löst sich bei näherem Zusehen als gut slavisch auf. So gehört hierher z. B. das meines Wissens noch unerklärte obige Wort. Es kommt nur in den Eingangsversen des Mażwidas 1547 vor: *zatagamis* tau żmagus tur atsakiti (*sofort* wird dir der Mann antworten). Der Neuherausgeber des Katechismus (Bezzenberger) meinte darüber (S. XIV): »*zatagamis* ist mir zweifelhaft, jedenfalls steckt darin das von Nesselmann angeführte *zotag* bald, geschwinde«. In den Beiträgen zur Geschichte der litauischen Sprache finden wir dann S. 340 aus Bretkens Bibelübersetzung (zwischen 1579—1590) mehrere Citate für *zatagu*, *zatug* (*zatuga*, *zotaga*) bald, alsbald, schnell«; einige andere gibt E. Wolter, Литовскій катихизисъ И. Даукши (sep. und Записки Акад. Н. LIII, 3, 1886) aus dem Wörterbuche des Sutkiewicz, resp. aus der Postille des Dauksza (1599), z. B. Jonas szwentas *zotag* pridejo (der h. Joh. fügte sofort hinzu), ir *zotag* buwo szwiesa (und sofort ward Licht) — ohne es weiter zu erklären.

Es ist dies poln. *zatego* sofort. Das poln. Wort war mir vollständig unbekannt; es kommt ja sonst nur *zatem* (alsdann) vor. Aber *zatego* als constante Uebersetzung des lat. statim fand ich vielfach in der Sprawa chędoga, einer Apokryphensammlung vom J. 1544 (Hdschr. der Petersb. Oeff. Bibl. aus der Załuski'schen Warschauer Bibliothek); es kommt mitunter auf jedem Blatte der Hdschr. vor. So hat sich ein dem Poln. sonst fast unbekanntes Wort (ich fand es ausser der Sprawa chędoga bisher nirgends!!) im lit. Lehnworte erhalten, etwa wie *położenie* = Capitel, das im Poln. äusserst selten ist, uns doch im preuss. *palazinsna* wieder begegnete. Fremd bleibt mir nur die Instrumentalendung *mis* der Mażwyd'schen Form, die ganz unberechtigt scheint.

A. Brückner.

Einige Bemerkungen zur neugefundenen Abschrift des Lebens des heil. Barbar in bulgarischer Uebersetzung.

(A. J. Jacimirskij, Изъ славянскихъ рукописей Тексты и замѣтки М. 1898, Seiten 34—55, 156—159.)

Bevor ich zum eigentlichen Gegenstande meines Aufsatzes übergehe, halte ich es nicht für überflüssig, eine allgemeine Uebersicht der Broschüre Jacimirskij's vorauszuschicken.

1. Die Rede des Feodosius über den Warägerglauben in der mittelbulgarischen Abschrift (S. 1—13). Der Verfasser bestimmt das Verhältniss seiner Abschrift der aus dem XV. Jahrh. stammenden »Rede« zu den russischen. Das unterscheidende Merkmal der mittelbulgarischen Abschrift besteht darin, dass sie vollständiger ist, als die russischen, und das auch dort, wo sie von den letzteren abweicht, ähnlich dem Rundschreiben Photius' und dem Sendschreiben des Metropoliten Joannes. Die Orthographie der mittelbulg. Abschrift ist streng gehalten. Uebrigens war ihr Verfasser beider Sprachen vollkommen mächtig. Die Unterschiede dieser Abschrift von den russischen lassen sich auf zwei Gruppen zurückführen: 1) auf die Ausdehnung der russ. Abschrift mit der Absicht, den Gedanken zu entwickeln, zu verdeutlichen, oder einfach den russischen Text zu paraphrasiren durch das Auflösen desselben in selbständige Sätze, aus stilistischen Gründen; 2) auf die Ausdehnung ähnlichen Charakters im russ. Texte, jedoch in geringerem Masse. Der Verfasser sucht nachzuweisen, dass die bulgar. Abschrift der ursprünglichen Redaction näher steht, als die russische.

Uebrigens verliert der grössere Theil der Erwägungen des Autors dadurch an Bedeutung, dass die Frage über die Autorschaft der Rede Feodosius' und über ihre russische Herkunft schon im negativen Sinne entschieden wurde. Auf den Seiten 23—27 ist der Text selbst abgedruckt, hierauf folgt die Schilderung des Sammelwerkes, worin die »Rede« enthalten ist (S. 28—30), das Verzeichniss der Handschriften, die der Mönch Gabriel ausgeführt hat (er hat auch das obengenannte Sammelwerk angelegt); die Seiten 34—35 füllt ein Commentar zur

Lebensgeschichte Barbar's und die Lebensbeschreibung (житіе) selbst aus; daran schliessen sich Notizen über einige unbekannte Erzeugnisse der slav. Literatur in Rumänien (S. 56—92). Es folgt: »Das Apokryphenevangelium des Apostels Thomas in slav. Abschriften« (S. 93—138). Auf Grund der Vergleichung der slav. Evangelienabschriften, unter ihnen einer Abschrift, die vom Verfasser selbst herrührt und unter den vom Autor in die Mitte des XIV. Jahrh.[1]) verlegten Handschriften abgedruckt ist, kommt Jacimirskij zu folgenden Ergebnissen:

Geringe Unterschiede der bekannten griech. Abschriften untereinander sind vollkommen analog grösseren und kleineren Unterschieden der slavischen Abschriften; unbekannte griechische Originale können nach den Abweichungen lateinischer Uebersetzung und anderer ausländischen Abschriften vermuthet werden; die Uebersetzungen sind von verschiedenen Personen und zu verschiedenen Zeiten ausgeführt worden, was aus einer verschiedenen Uebersetzungsweise der einzelnen griechischen Wörter und Ausdrücke hervorgeht, von den übrigen griechischen Originalen, die mit den slavischen Texten mehr übereinstimmen, können uns die Wiener- und Vatopederbruchstücke griechischer Texte eine Vorstellung geben; deswegen lassen sich die Abweichungen und Uebereinstimmungen der slavischen Texte untereinander nur mit Hilfe der verschiedenen Uebersetzungen und verschiedenen griechischen Originale erklären (S. 138).

Diese Ergebnisse stehen im seltsamen Widerspruche mit den Behauptungen Jacimirskij's selbst, 1) der serbische Text sei nicht für eine selbständige Uebersetzung anzunehmen, sondern nur für eine ernste Umarbeitung der dem Verfasser angehörenden Abschrift, die Grundlage der russischen Texte bilde ebenfalls die Uebersetzung der obengenannten Abschrift (S. 94, vgl. S. 160), und 2) die letztere sei die wichtigste und die mittelbulgarische die unrichtigste unter allen anderen slavischen Abschriften (S. 138).

In den Beilagen ist das Evangelium nach einer Abschrift des Verfassers abgedruckt (S. 139—143), dann eine Schilderung des Sammelwerkes, das das Evangelium enthält (S. 144—151), des Sammelwerkes

[1]) Trotz der Einwendung Jacimirskij's (vgl. seine Broschüre S. 144—146 halte ich meine Ansicht, dass die Handschrift einer späteren Zeit angehört. aufrecht. Ich gebe nur die Erklärung des Wortes »понови« auf. Vgl. mein »Отчетъ о занятіяхъ рукописьями въ библіотекахъ и другихъ ученыхъ учрежденіяхъ Москвы и Ст. Петербурга. Кіевъ 1898, S. 21.

aus dem Rumjancov'schen Museum Nr. 1253 (S. 152—154). Nachträge und Berichtigungen (S. 155—160) und ein Verzeichniss der citirten Handschriften bilden den Schluss des Buches (S. 161—166).

Bei der Untersuchung eines jeden житie fragt man sich zuerst: wer hat es verfasst? wann und in welcher Sprache?

Wir finden am Schlusse der Abschrift aus dem Jahre 1448 die Notiz: сла́вы сло́ва ва́рварѕ съплéте кѵ̈́прїа в лѣ҃ ѕ҃ѵ҃ц҃мг. Auf Grund dieser Notiz behauptet Jacimirskij, das житie sei im Jahre 1435 in bulgarischer Sprache von einem Cyprian verfasst worden (S. 35). Jacimirskij ist der Meinung, dass der Verfasser des житie zur Schule Gregorius' des Sinaiten gehörte, da er an einigen Stellen spricht, dass der heil. Barbar »дѣялъ умную молитву« (ib. 39, Anm. 22).

Zuerst ist es sehr zweifelhaft, ob sich die Worte сла́вы слова ausdrücklich auf das житie beziehen.

Es handelt sich darum, dass mit dem житie auch die похвала des Heiligen vereinigt wurde, welche den eigentlichen Schluss des житie ausdehnte und ihren Abschluss in einer Reihe von Lobeserhebungen fand, die insgesammt mit dem Worte хвала anfingen. Sogar in der Terminologie unterscheidet sich die похвала vom житie. So wird der Jäger im житie stets ловець, in der похвала dagegen abwechselungsweise ловець und звѣроловець genannt. Anstatt мѵ̈рисати der похвала gebraucht das житie eine Umschreibung показати мѵромъ (s. S. 51, 52).

Zweitens wurde das житie ursprünglich zweifelsohne in griechischer Sprache und von einem Griechen verfasst.

Neben den Eigenthümlichkeiten der Wortfolge, die auf eine Uebersetzung aus dem Griechischen schliessen lassen, kann man auf einige Graecismen hinweisen, die man sonst auf keine andere Weise erklären kann, als durch die Annahme einer Uebersetzung aus dem Griechischen. So findet man презвитерь монастирю und презвитерь монасти́рскыи, — sicher eine Wiedergabe des griechischen *πρεσβύτερος τοῦ μοναστηρίου* (S. 46, 47); строитель монасты́рскыи — eine ungenaue Uebersetzung des *οἰκονόμος τοῦ μοναστηρίου*; möglicherweise verwechselte der Uebersetzer dieses Wort mit *οἰκόδομος*? (Nein, diese Uebersetzung des *οἰκονόμος* ist ganz richtig. *V. J.*) Das Wort *βόρδων* blieb unübersetzt, wie es scheint verstand der Uebersetzer dieses Wort nicht [1]).

[1]) Siehe überdies: добро̀ и҆ бл҃гословно е҆́же ѿ по́двига и҆ добродѣтѣли

Für den Verfasser von житіе ist Konstantinopel eine Residenzstadt: darauf folgt das alte Rom, mit dem Beinamen »великій«, Thessalonichi und Trnovo — ohne Beinamen (S. 53—54), auf Trnovo albanesische Städte.

Folglich war der Verfasser ein Grieche und schrieb das житіе in griechischer Sprache nieder. Wann lebte er nun? Der Verfasser erwähnt die Lateiner in Durazzo (Drač) und im arbanatischen Lande. Die Herrschaft der Franken in diesen Ländern beginnt mit dem Schlusse der 60-ger Jahre des XIII. Jahrh. Kurze Zeit behaupteten sich hier die Hohenstaufen. Bald nach dem Tode Manfred's gerieth Durazzo und mit ihm auch der grössere Theil Albaniens in die Hände der Familie Anjou, in deren Gewalt es auch bis zu den 30-ger Jahren des XIV. Jahrh. verblieb. In dieser Zeit begannen die Eroberungen Dušans. Die Familie Anjou verlor allmählich alle ihre Besitzungen. Am längsten hielt sie sich in Durazzo, aber in den 60-ger Jahren wurde ihr auch dieses allendlich entrissen [1]). Unser Autor thut jedoch weder des serbischen Reiches, noch der Serben überhaupt, noch der Türken Erwähnung. Ebenso würden wir im житіе umsonst eine Wiederspiegelung der die byzantinische und serbische Gesellschaft in der zweiten Hälfte des XIV. und im Anfange des XV. Jahrh. so sehr beunruhigenden religiösen Streitigkeiten der Barlaamiten mit den Palamiten suchen. Ich habe oben den Beweis Jacimirskij's, den er für die Behauptung vorbringt, der Autor wäre ein Nachahmer Gregorius' des Sinaiten gewesen, angeführt. Jedoch habe ich erstens eine solche Stelle im житіе nicht gefunden [2]); und wenn zweitens auch eine solche Stelle vorkommen würde, könnte sie nicht zum Beweise dienen: умная молитва ist für die Hesychasten gar nicht in einem besonderen Grade charakteristisch, — sie war bekannt lange vor dem Erscheinen ihrer Lehre.

Eines kann mit Ueberzeugung ausgesprochen werden, dass nämlich

---

ст҃хь начати — *ἀγαθὸν ἐστι εὔλογον τὸ ἀπ' ἀγῶνος καὶ ἀρετῆς τῶν ἁγίων ἄρχεσθαι*; озлобленіа ради нѣкыих (42); въ сънъ съвѐдеса — *εἰς ὕπνον εἰσήχθη* etc.

[1]) Siehe K. Hopf, Geschichte Griechenlands, Ersch und Grubers Encykl. 1. Sec. 85 Bd., Seiten 282, 285, 298, 301, 323—325, 329—330, 331, 336, 338, 350—351, 355, 356, 358, 359, 417—418, 419, 420, 421, 422, 427—428, 429, 440, 441, 442—443, 448, 458—459; Florinskij, Южные славяне и Византія во второй четверти XIV. в. СПб. 1882, I, 51—52, 53—56; II, 67, 73, 74.

[2]) Sind etwa die von Jac. angeführten Worte des житіе mit folgenden identisch: и спѣше толико ѐлико оумнаго сѫщьства не погубити бдѣніемь« (46)? — aber das ist etwas ganz anderes!

der Uebersetzer des житие zur Schule des Euthymius gehörte, wovon die Terminologie der Uebersetzung Zeugniss ablegt.

Jacimirskij versetzt die Zeit, in welcher der heil. Barbar gelebt hat, in das XIV. Jahrh. Er stützt sich auf die Worte des житие, dass in dem an der Stelle, wo der Leichnam Barbar's gelegen ist, erbauten Kloster Feodosius zum Klostervorsteher ernannt wurde, der nach seinem Tode auf gleiche Weise wie der heil. Barbar Wohlgeruch verbreitete und viele Wunder wirkte. Jacimirskij sieht in diesem Feodosius keinen anderen, als den bekannten Theodosius von Trnovo (sic!). Nach seiner Meinung bediente sich Cyprian, der Verfasser des житие, der Erzählungen der Augenzeugen. Er bestimmt genau die Zeit einer jeden Periode im Leben des Seligen, führt eine Menge Einzelheiten völlig thatsächlichen Charakters an, und Gemeinplätze glaubt er im житие fast keine finden zu können (S. 39).

Nachdem Jacimirskij an einer anderen Stelle darauf hingewiesen, dass zu Ehren Barbar's Konstantin Akropolites [1] eine Lobrede verfasst hat, spricht er sodann seine Meinung aus, dass sich die Lobrede Akropolites' auf einen anderen Barbar bezieht. Uebrigens stellt Jacimirskij an der angeführten Stelle eine ganze Reihe sich widersprechender Behauptungen auf, auf die näher einzugehen ich nicht für nöthig erachte (vgl. S. 157—158).

Was aber die Meinung Jacimirskij's, Feodosius des житие wäre mit Theodosius von Trnovo identisch, anbetrifft, so erkläre ich sie für die Frucht eines Missverständnisses. Theodosius war überhaupt nicht Vorsteher mehrerer Klöster, und noch weniger ungefähr dortselbst, wo der heil. Barbar sein Bussleben führte. Theodosius starb in Konstantinopel, wo er auch beigesetzt wurde. Kallist, der sein Leben genau beschrieben und ihn persönlich gekannt hat, spricht nirgends von einer Verbreitung des Wohlgeruches nach dem Tode des Theodosius.

Eine Gegenüberstellung unseres житие mit der Lobrede Akropolites' führt zu der Ueberzeugung, dass beide Erzeugnisse nicht nur über eine und dieselbe Person handeln, sondern dass auch beiden eine und dieselbe Quelle zu Grunde liegt.

Bei Konstantin Akropolites ist die Beschreibung der Lebensgeschichte des Heiligen mit historischen Daten ausgestattet. Was nun

[1] Herausgegeben von Papadopulo Kerameus in *Ἀνάλεκτα ἱεροσολυμιτικῆς σταχυολογίας* B. I. Petersburg 1891, S. 405—420.

diese Daten anbetrifft, so stimmen sie nicht nur vollständig damit überein, was uns aus anderen Quellen über diese Epoche bekannt ist, sondern sie sind zugleich eine interessante Vervollständigung derselben. Aus der Erzählung Akropolites' kann man eine klare Vorstellung über die schlechten Zeiten der Regierung Michaels II. Traulos (820—829) gewinnen, auf welche Zeiten er das Leben des heil. Barbar zurückführt. Eine bemerkenswerthe Genauigkeit weisen auch seine topographischen Angaben auf. Die Handlung concentrirt sich die ganze Zeit hindurch um den Ambrakischen Meerbusen. Zu jener Zeit verwüsteten die Araber durch ihre Einfälle Kreta, Sicilien und andere Inseln und Küstenstädte [1]. Die letzteren dienten den Arabern als Stützpunkte für ihre weiteren Kriegsunternehmungen. Sie eroberten Nicopolis, und auch Naupaktos kam unter ihre Botmässigkeit. Hierauf steuerte die arabische Flotte gegen Ambrakien [2]). Daselbst aber erlitten die Araber einen gänzlichen Misserfolg. In der Nähe der Stadt Dragamest [3]) wurde das arabische Heer vollständig vernichtet; ein Theil desselben fiel auf dem Schlachtfelde, der andere fand in den Meeresfluthen sein Ende. Im arabischen Heere diente auch Barbar. Es gelang ihm, sich zu retten. Auch er war ein Araber, gebürtig aus der Stadt Barbara, die im Gebiete der Afren lag [4]). Nach seiner Rettung trieb Barbar in Etolien Strassenraub.

In unserem житие erscheint Barbar als ein Egyptier, von schwarzer Hautfarbe (чрънопльтенъ). Mit zwanzig Jahren verlor er seine Eltern und gesellte sich zu einer Piratenbande, von welcher er wegen seiner aussergewöhnlichen Kraft und Kunstfertigkeit im Schiessen zum Anführer gewählt wurde. Er trieb See- und Strassenraub. Zu diesem Zwecke begaben sich einst die Piraten in das Gebiet von Durazzo. Es brach ein Sturm aus. Barbar (der ein Christ war) begann zu Gott um Rettung zu beten, indem er gelobte, die ganze Zeit seines Lebens Gott zu dienen. Das Schiff strandete, alle Reisegefährten Barbar's kamen

---

1) Vgl. *Παπαρρηγοπουλος Ἱστορία τοῦ ἑλληνικοῦ ἔθνους. Ἐν Ἀθήναις* 1867, III, 727—730; Weil, Geschichte der islamitischen Völker von Mohamed bis zur Zeit des Sultans Selim, Stuttgart 1866, 169—170.

2) Ueber die Lage Ambrakiens vgl. Bursian, Geographie von Griechenland Bd. I, 34—35.

3) Vgl. Bursian op. c., I, 119.

4) *Ἦν μὲν ἐκ Βαρβάρων, ὡς ἡ περὶ αὐτοῦ φησιν ἱστορία καὶ ἡ μεθ' ὧν συγκατείλεκτο στρατιὰ μαρτυρεῖ, ὡς δὲ λόγος αἱρεῖ καὶ πόλεως οὕτω παρωνομασμένης, περί που τὰ τῶν Ἀφρων ὅρια τυγχανούσης. Ἀνάλεκτα* I, 410.

um, er allein rettete sich. Er fand ein Thal mit einer Quelle und den »мигдалы самораслъны«; hier begann er ein neues Leben, indem er sich von Mandeln nährte und seine Blösse mit einem Hemde verdeckte.

Die Verwechselung der arabischen Flotte mit den Piraten lässt sich durch die Zeit, in welcher der Verfasser des житие lebte, erklären. Im Uebrigen gibt es aber dem Anscheine nach nichts Gemeinsames zwischen der Erzählung Akropolites' und der des житие. Dennoch werde ich im Folgenden darthun, dass die ganze Erzählung unseres житие eines späteren Datums ist, und dass sich im житие Spuren der ursprünglichen, bei Akropolites enthaltenen Version der Erzählung über die Bekehrung Barbar's erhalten haben. Hier nun erwähne ich, dass die Grundlage für eine neue Erzählung in der Erwähnung Akropolites' (also auch der ursprünglichen Quelle) vom Untergange eines Theiles der Araber in den Wellen des Meeres — *οἳ δ' ἐναποπνιγέντες τοῖς Δευκαλίοις κύμασι καὶ ὃν ἐξέφευγον θάνατον ὑποστάντες πικρότερον* — zu suchen wäre.

Bei Akropolites folgt darauf die Erzählung von der Bekehrung Barbar's. Barbar begab sich in eine Gegend, die Nysa genannt wurde (*ἀνὰ τὸ Νύσαν οὕτω καλούμενον γίγνεται*). Hier befand sich die Kirche des heil. Grossmärtyrers Georgius. Daselbst diente ein Priester, gebürtig aus Nicopolis [1]) (*τῶν τις καὶ Νικοπολιτῶν, τὴν ἀξίαν πρεσβύτερος*), Namens Joannes, ein durch Tugend hervorragender Mann. Barbar kam, um den Priester zu tödten und zu berauben. Er stellte sich zum Eingangsthor in der Kirche. Es begann der Gottesdienst. Barbar wurde durch eine Wundererscheinung erschüttert. Er erblickte auf dem Altar ein Kind von ungewöhnlicher Schönheit. Zur Zeit der grossen Procession sah er wieder auf derselben Stelle das Kind mit zwei Jünglingen in schimmernden Gewändern, die gleich der Sonne erglänzten. Sie schützten von beiden Seiten den Priester, der das Geheimniss verrichtete, und hoben ihn an beiden Armgelenken von der Erde. Als der Priester nach Beendigung des Gottesdienstes aus der Kirche heraustrat, sah er Barbar, wie er wild um sich blickte und wilde, unarticulirte und unklare Laute ausstiess (*τόν τε Βάρβαρον ἑώρακεν ἄγριον ὁρῶντα, ἀγριώτερον βοῶντα, ἄναρθρά τε καὶ ἄσημα τὸ πλέον φθεγγόμενον*). Der Priester erschrak, verlor jedoch die Geistesgegenwart nicht und bat Barbar, sich einige Zeit dem Gebete hinzugeben,

---

[1]) Ueber die Lage der Stadt vgl. Bursian op. c., I, 32.

indem er betheuerte, dass er durch dieses kurze Gebet die Vergehen seines ganzen Lebens abzubüssen im Stande ist. Barbar fragte, wer die schönen Jünglinge auf dem Altar gewesen seien, und erzählte, wie sie ausgesehen hätten. Man antwortete ihm, es seien wahrscheinlich Engel gewesen. Barbar bat den Priester, ihn zu belehren, auf welche Weise er die Gnade Gottes wiedererlangen könnte.

Der Priester legte ihm die hohe Bedeutung der Busse nahe, indem er Beispiele von büssenden und geretteten grossen Sündern des Alten und Neuen Testamentes anführte, unter anderen auch des zugleich mit Christus gekreuzigten Schächers. Barbar äusserte den Wunsch, die Taufe zu empfangen, und wurde getauft in einem, nicht weit von der Kirche fliessenden Fluss. Er liess sich die Haare scheeren und tauschte seine früheren Kleider mit wollenen um (*κώδιον ἀμφιέννυται*). Der Priester bestimmte die Kirchenbusse. Man legte ihm an Hände und Füsse Fesseln an, bog ihm den Kopf und band ihm Hals und Hände zusammen. Die Fesseln wurden aus seinen Waffen hergestellt. In solcher Lage brachte Barbar drei Jahre in Bergen zu, unterzog sich der Gefahr vor wilden Thieren, dem Unwetter ausgesetzt. Er kroch auf allen Vieren und nährte sich von Gräsern (*βοτάναι*).

In unserem житие wird erzählt, dass Barbar nach Ablauf eines Jahres von einem Jäger aufgefunden wurde. Dieser wunderte sich über die schwarze Farbe Barbar's, versuchte sich mit ihm in ein Gespräch einzulassen, verstand aber die Sprache Barbar's nicht. Aus den Worten desselben begriff er nur soviel, dass er ein Christ sei. Der Jäger benachrichtigte von ihm die Egyptier, die sich zahlreich in jenen Gegenden aufhielten. Diese erkundigten sich bei Barbar nach seinem Namen, seiner Religion und der Ursache seiner Ankunft in dieses Land. Barbar schämte sich, die Wahrheit zu bekennen, und sagte, er sei gekommen, für seine Sünden Busse zu thun. Die Kunde von ihm drang durch das ganze Land. Viele brachten ihm Nahrung und Kleidung herbei. Barbar aber nahm nur schlechte Kleider an. Man begann in seiner Nähe Ansiedelungen anzulegen. Darum entschloss sich Barbar, den Ort zu verlassen. Er übersiedelte nun an die Südseite des Berges und liess sich auf dem Strande nieder. Hier brachte er drei Jahre zu. Nach Ablauf dieser Zeit erschien wieder der frühere Jäger. Barbar erfuhr von ihm, dass an dem Orte seiner früheren Gewaltthätigkeiten ein Kloster mit einer Kirche erbaut wurde, wo tagtäglich Gottesdienst abgehalten wird. Barbar sehnte sich unendlich nach dem heil. Abendmahle. Er verbot

dem Jäger, über ihn weiter zu erzählen und begab sich zum Kloster. Man erkannte ihn nicht und nahm ihn »ѣко новопришелца« an. Auf die Frage der Klosterbrüder, woher er komme, antwortete Barbar, er komme aus Egypten, für seine Sünden Busse zu thun. Barbar wurde als Mönch eingekleidet und unter die Neueingetretenen eingereiht. Bald zog er durch seine Thaten allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Da liess ihn der Abt vor sich erscheinen und begann sich über seine Herkunft, sein bisheriges Leben und Beweggründe seiner Abfahrt aus der Heimath zu erkundigen. Jetzt bekannte Barbar die ganze Wahrheit. Inzwischen hatte sich die Kunde von seiner Heiligkeit überall verbreitet. Viele kamen zu ihm, er möge sie im Beten unterrichten. Barbar verliess das Kloster und begab sich nach Pelagonien. Da kam er in ein Dorf und schlug seinen Wohnsitz in der Vorhalle der Kirche auf. Es kam der Priester, um Gottesdienst zu verrichten, und wurde Barbar's gewahr, der in der Vorhalle betete. Nach dem Gottesdienste nahm der Priester Barbar zu sich »ѣко старикà инока«. Er forderte ihn auf, er möge ein wenig ausruhen, worauf ihm Barbar erwiderte, er sei einer Erholung nicht würdig, weil er ein äusserst sündhaftes Leben unter Räubern und Mördern geführt habe, darum müsse er jetzt Busse thun, um den Qualen der Hölle zu entgehen. Dabei sagte er, er sei überzeugt, dass ihm Gott den Priester geschickt hat, damit er ihn bei der Busse unterweise. Der Priester erklärte sich bereit, die Anleitung Barbar's bei der Busseleistung zu übernehmen, liess ihn in Fesseln schlagen und einmal täglich spärlich mit Brot und Wasser nähren. Barbar wurde dem Wechsel der Witterung ausgesetzt.

In diesem Theile des житие gibt es mit Ausschluss der letzten Episode nichts Charakteristisches für die betreffende Epoche und Person. Reisen des Heiligen, um einen einsamen Ort ausfindig zu machen, sind loci communes aller житiя, die über Asketen handeln. Dasselbe muss über die Episode mit dem Jäger gesagt werden. Eine Eigenthümlichkeit ergibt in unserem житие die Episode mit dem Priester. Diese Episode hat sich in zwei aufgelöst: eine von dem Kloster und eine von dem Priester im eigentlichen Sinne. Die Worte des житие, Barbar hätte, nachdem er gehört hatte, dass im Kloster Gottesdienst abgehalten wird, grosses Verlangen nach dem heil. Abendmahle bekommen und zu diesem Zwecke das Kloster aufgesucht, enthalten offenbar eine unklare Anspielung an das eucharistische Wunder, das in der Erzählung Akropolites' vorliegt. Ueberdies brauchte man, wie es mir scheint, diese

Episode nur zu dem Zwecke, um Barbar Gelegenheit zu bieten, über sein früheres Leben Aufschluss zu geben. Was aber die Episode von dem Priester betrifft, so kann man nicht umhin, in derselben etwas Gekünsteltes zu erblicken, wenigstens in diesem Zusammenhange, in welchem sie in житие vorkommt. Ein Mann, der solange an der eigenen Vervollkommnung gearbeitet hat und im Rufe der Heiligkeit steht, liefert sich einem Priester aus wie ein neubekehrter Sünder und unterzieht sich einer einem solchen entsprechenden schweren Strafe! Ueberdies lässt die Erzählung in житие auf gar keinen besonderen Tugendgrad des Priesters, dem sich Barbar unterwarf, schliessen. Der Autor selbst gibt sehr naiv sein Erstaunen über die vom Priester dictirte Kirchenbusse kund, indem er schreibt: »презвѵтерь. и҆лѝ простъ сы́и и҆ неискꙋ́сень. и҆лѝ нѣ́коимь бж҃і́имь про́мысломь се҅ тво́рить« (50) [d. h. er legt Barbar in Ketten]. Diese einfältige Verwunderung zeigt jedenfalls, dass bis zur Bearbeitung des житие durch unseren Hagiographen die Episode in **solcher Fassung** schon existirte. Dieser scheint diese Schwäche der Erzählung gefühlt und es versucht zu haben, den Eindruck der Episode zu mildern. Namentlich ist dabei die Antwort Barbar's auf den Vorschlag des Priesters zu beachten: »прѣ҆д бм҃ъ и прѣ҆д а҆́ггли є҆го́ о҆бѣщава́ѧсѧ твоеи с҃ты́ни а҆́ще попечешисѧ о҆ моє́мь пока́ꙗнїи, и҆ прїи́мет тобо́ѫ наставлѣемь пока́ꙗнїе моѐ и҆ сп҃сѫсѧ. бѫдѫ и҆ а҆́зъ хода́таи къ бг҃ꙋ о҆ жи́зни твоєи въ сїи вѣкь и҆ въ бѫдѫщїи — Worte, die sich als Aeusserung eines Menschen, der sich eben für den ärgsten Sünder ausgegeben hat, nicht recht erklären lassen. Völlig unklar erscheint die Erzählung über die Umstände, unter welchen der Priester und Barbar zusammentreffen. Barbar erscheint in der Vorhalle der Kirche: »И презвѵ́терь приходить въ цр҃ковь« — wann denn? Man weiss nicht, warum Barbar das Interesse des eben eintretenden Priesters auf sich zieht. Dagegen wie klar und verständlich ist alles bei Akropolites! Aus der Bemerkung Akropolites', der in der Kirche des heil. Georgius angestellte Priester sei »*τις Νικοπολιτῶν*« gewesen, erklärt sich die Hinzufügung in житие, der Priester sei ein Laie gewesen (49). Wörtlich stimmen beide Erzeugnisse in der Erzählung über das Fesseln Barbar's überein:

Житіе:	
... призываеть кѡвача, и сковéть ѐмѹ вериги желѣзны тáжкы и҆ твъ́рды ѕѣлѡ̀ и҆ ѡ҆благаеть и҆мь вáрвара по ши́ѧ и҆ рѫкѹ̑ и҆ по кѡлѣ́нѣ ѐго̀ рѫцѣ ѡ҆бѣ̀ пригвáждаеть твръ́дѣ. ꙗ҆ко дивитисѧ оуже въсѣ́мь зрáщимь, кáко слѧ́кь глáвѫ къ кѡлѣ́нима, хождааше (50).	... *καὶ πεδεῖται χεῖρας ἅμα καὶ πόδας βαρυτάτοις ὅτι κλοιοῖς, καὶ ἐξαρτᾶται τούτῳ τοῦ τραχήλου σειρὰ τὴν κεφαλὴν συγκατακλίνουσα ταῖς χερσί* (414).

Unbegreiflich ist es, dass Barbar, obgleich er beim Priester wohnt, dennoch wegen mangelhafter Bekleidung im Winter von der Kälte, im Sommer von der Hitze geplagt wird. Die Erklärung ergibt sich aus Akropolites: Barbar hält sich nämlich in den Bergen auf (415).

Das Erscheinen Barbar's in der Kirche, seine Placirung in der Vorhalle, seine Erklärung dem Priester gegenüber, er sei von Gott zur Fortsetzung der Busse hierher gekommen — sind in unserem житіе durch nichts motivirt.

Aus dem Gesagten, glaube ich, ist es klar, dass alle vorhergehenden Episoden in unserem житіе als später hinzugetretene Schichtungen aufgefasst werden müssen, die mit den älteren Bekehrungsepisoden Barbar's zu einem Ganzen nicht vollständig zusammenfliessen konnten. Ein solches organisches Ganze vermochte auch der Verfasser unseres житіе nicht zu Stande zu bringen.

Nach der Rede Akropolites' wurde Barbar nach drei Jahren von Jägern, die ihn für ein Wild hielten, erschossen. Nachdem sie ihr Versehen eingesehen hatten, eilten sie zur Hilfe herbei, aber es war schon zu spät. Der sterbende Barbar bat sie, sie mögen den Priester, der ihn in Ketten gelegt hat, holen und ihm mittheilen, dass das Wild, nachdem es die ganze Zeit in den durch seine Heiligkeit nicht zu zerbrechenden Ketten verharrt hatte, in Bälde aus der Welt scheiden werde. Der Priester eilte zu ihm, fand ihn jedoch bereits todt. Er verrichtete die üblichen Begräbnissceremonien. Man wollte den Leichnam in die nächste Stadt Nikopolis schaffen, doch plötzlich verschwand er in den Schooss der Erde [1]). Und aus den Erdrissen drang ein ergiebiges Salböl hervor (*μύρον τὸ ἀπ᾽ ἐκείνου τῶν τῆς γῆς λαγόνων δαψιλῶς ἀναδίδοται καὶ νάει ποταμηδόν*), das Allen zur Heilung gereichte. An der Stelle

---

[1]) .... *ἔλαθεν αὐτοὺς ἐκφυγὼν, γῆς μυχοῖς ἐναποκρυβεὶς* (418).

wurde eine Kirche erbaut. Seine Geschichte des Heiligen schliesst der Verfasser mit einer Erzählung über die wunderbare Heilung durch das Salböl, die ihm selbst und seiner Tochter zu Theil wurde.

In unserem житие bringt Barbar 19 Jahre beim Priester zu. Hierauf stirbt der Priester, ohne Barbar von seinen Fesseln befreit zu haben. »Нѣціи« [1]) äussern den Wunsch, dem Heiligen die Ketten abzunehmen. Doch dieser bittet, damit noch eine Nacht zu warten. Am folgenden Tage aber siedelt Barbar an den pelagonischen Berg über, wo er volle 17 Jahre an seiner Vervollkommnung weiterarbeitet, ohne von einem Menschen gesehen zu werden (obwohl man dort fortwährend jagt und es überall herum Fangschlingen, Wolfseisen und Bogenfallen gibt!). Schliesslich wird er durch einen Bogenschuss erschossen. Er wird von einem Jäger todt aufgefunden, der die Bogenfalle aufgestellt. Aus der Wunde Barbar's fliesst das Salböl, das dem Jäger sein blindes Auge heilt. Damit werden auch sein Bruder und seine Schwester, die mit Aussatz behaftet sind, geheilt. Ueber dieses Wunder berichtet der Jäger am Sonntag den in der Kirche Anwesenden. Nicht nur die aussätzigen und siechen Menschen, deren es viele im Dorfe gibt (das war dasselbe Dorf, wo der Priester lebte, der Barbar in Ketten gelegt hatte), sondern auch Thiere werden hier auf eine wunderbare Weise geheilt. Dann (wann?) holen die Bewohner des Dorfes den Leichnam Barbar's, bringen ihn auf ein Schiff und segeln damit heim. Sie machen in der Nähe des Dorfes Halt, und weil schon der Abend nahe ist, legen sie den Leichnam des Heiligen in das Bett eines vertrockneten Baches mitten zwischen zweien Bergen und lagern sich um den Leichnam herum, um daselbst zu übernachten. Am nächsten Morgen bemerken sie, dass das Salböl von der Leiche ins Meer fliesst. Inzwischen schafft man Maulthiere herbei. Einige machen sich daran, die Reliquien auf die Maulthiere zu laden, doch sie können nicht an den Heiligen heran. Die Meinungen der Anwesenden gehen auseinander. Etliche behaupten, der Heilige lässt nicht zu wegen ihrer Unwürdigkeit, Andere erklären, der Heilige wünsche, dass ihm an der Stelle eine Kirche gebaut werde. Man lässt den Erzbischof von Pelagonien Thomas holen, der in Ochrid seinen Sitz hat. Er erscheint mit seiner Geistlichkeit, mit den Vornehmen der Stadt und mit einer grossen Volksmenge. Durch das Salböl wird nun nicht

[1]) Diese нѣціи, нѣкіи u. a. sind charakteristisch für unser житіе, was wir später ersehen werden.

nur den Gläubigen, sondern auch den Lateinern Heilung zu Theil. Während dieser Zeit erscheinen auf dem Meere viele Schiffe. Es zeigt sich, dass das Salböl inzwischen Egypten erreicht hat und die Egyptier gekommen sind, um die Reliquien mitzunehmen. Die Dorfbewohner wollen jedoch den Leichnam nicht ausliefern. Endlich kommt man überein, den Streit mit einem Gebete zum Heiligen entscheiden zu lassen. Welche von beiden Parteien beim Heiligen Wohlgefallen finden werde, jener sollen die Reliquien zufallen. Während nun die Parteien beten, vereinigen sich die beiden Ufer des Bachbettes und begraben die Reliquien. Eine grosse und prächtige Ebene entsteht am betreffenden Orte. Aus der Erde fliesst das Salböl zum Meere. Die Egyptier füllen einige Wassereimer mit Salböl und kehren zurück, die Pelagonier mit dem Erzbischof Thomas aber schaffen Baumaterial herbei und bauen zu Ehren Barbars eine Kirche. Man stiftet auch ein Kloster. Thomas und andere Bischöfe und Vornehme beschenken das neugestiftete Kloster mit Heerden von Schafen, mit Büffeln, Maulthieren und Pferden, mit Feldern und Weingärten. Zum Klostervorsteher wird Feodosius gewählt, der nach seinem Tode ebenfalls Wohlgeruch verbreitet nnd zahlreiche Wunder geschehen lässt.

Die Mehrzahl dieser Episoden trägt einen phantastischen Charakter. Die Lebensgeschichte Barbar's nach seinem Einschmieden durch den Priester löste sich in unserem житие in zwei Theile auf: das Leben Barbar's vor dem Tode des Priesters und nach dem Tode desselben[1]). Besonders die letzte Episode hat, wenn man von der Chronologie absieht, die Züge des ursprünglichen житие beibehalten. Phantastisch erscheint der Umstand der Erzählung, dass Barbar durch lange 17 Jahre von Niemandem bemerkt wurde. Die Art und Weise seines Todes ist gemildert, die Erzählung von den Wundern nach dem Tode des Heiligen mit der Erzählung von dem Versuche, die Reliquien ins Dorf zu übertragen, zusammengefallen. Hier aber tritt eine neue räthselhafte Person auf — der Erzbischof von Pelagonien, Thomas, der in Ochrid residirt.

---

1) Nach der Rede Akropolites' überlebte der Priester Barbar. Diese Aenderung der ursprünglichen Redaction mag zu dem Zwecke vorgenommen worden sein, um den Heiligen noch mehr zu verherrlichen, indem sie seinen aussergewöhnlichen Gehorsam zur Schau trug, der sich darin kundgab, dass der Heilige vom Priester gefesselt (ein recht grausamer Mensch, dieser Priester!), nach dessen Tode die Befreiung zurückweist und heimlich in die Berge entweicht, um nicht mit Gewalt von den Fesseln befreit zu werden.

Nehmen wir an, dass die Diöcese von Pelagonien unter das Erzbisthum von Ochrid [1]) gehörte, bleibt doch dieses Pelagonien, dessen Lage der Autor irgendwo in die Nähe des Meeres (?) versetzt, phantastisch. Woher mag nun der Autor dieses Pelagonien genommen haben? Ich glaube nicht, dass es ein Product seiner Einbildungskraft ist. Im griech. Limonarion, in der Vita der Heiligen Barnabas und Sophronios heisst es nämlich, dass nördlich von Larissa, drei Tagereisen entfernt, im Kloster des Berges Kellios die Reliquien Barbar's, des Wunderthäters, eines Büssers, der Räuberhauptmann gewesen ist, aufbewahrt werden. Dies ist wirklich nicht weit von Pelagonien [2]). Doch wahrscheinlich stand dem Autor eine ähnliche Version, wie die von Akropolites überlieferte, zu Gebote. Und er versuchte die beiden Versionen in Einklang zu bringen. Im Resultate erschienen nun die Gebiete von Durazzo, Pelagonien und Ochrid nebeneinander. Die Geschichtlichkeit des Erzbischofs Thomas darf mit vollem Rechte in Zweifel gezogen werden. Wirklich erscheint er in derselben Rolle, welche bei Akropolites dem Priester zufällt. Doch ist seine Rolle durch nichts motivirt. In der That: die Bewohner des Dorfes, in dessen Umgebung der Heilige sein Bussleben geführt hat, wollten seinen Leichnam ins Dorf schaffen. Jedoch eine unsichtbare Macht hielt sie vom Leichnam zurück. Es entwickelte sich ein Streit, was das zu bedeuten hätte. Sie liessen den Erzbischof kommen, der auch in seinem vollständigen Ornate erschien. Hier fragt man sich unwillkürlich: wozu? Um den Leichnam hinüberzuführen? wohin? ins Dorf? Zur Stelle angekommen, erscheint er dem Anscheine nach nur als Zeuge eines neuen Streites jetzt zwischen den Dorfbewohnern und Egyptiern . . . Nun, hoffentlich dürfte er dem Autor für diese thörichte Situation, in die er ihn gebracht hat, nicht dankbar sein. Dem Erzbischof fällt auf diese Weise nur eine dekorative Rolle zu. Sein Erscheinen dient nur zur Erhöhung der Verherrlichung des Heiligen. Auf den Beweggrund, der zur Gestaltung dieser Episode Anlass gegeben haben mag, habe ich oben hingewiesen. Der Priester konnte in dieser Rolle nicht auftreten aus dem einfachen Grunde, weil ihn unser Autor viel früher sterben lässt. Die Geschichte von der Transportation der

---

1) Siehe Le Quien Oriens Christianus II, 283—284; Golubinskij, Исторія православныхъ церквей S. 48, 58, 107, 114, 115—118, 120, 126; dazu noch 259. Uebrigens nennt der Autor die Bewohner von Ochrid Pelagoniten. Folglich muss nach seiner Vorstellung Ochrid in Pelagonien gewesen sein (s. S. 159).

2) Sergij, Полный мѣсяцесловъ Востока II, Примѣч. S. 125.

Leiche auf dem Schiffe leidet an Ungereimtheit, sie mag vom Autor als Motivirung für die weitere Erzählung herbeigezogen worden sein, — für den phantastischen Bericht vom Erscheinen der Egyptier. Im ursprünglichen житие war eine Motivirung da. Dort wird erzählt, dass die Jäger den Leichnam Barbar's auf die nächste Wiese brachten[1]) und sich hierauf beeilten, einen Priester zu holen. Wenn unser Autor es auch nicht auf die Egyptier abgesehen hätte, hätte er dennoch von dieser ursprünglichen Fassung keinen Gebrauch machen können, da in unserem житие das Wunder mit dem Salböl unmittelbar nach dem Tode Barbar's geschieht, — und auch die Umstände des Todes sind verschieden. Also wurde es möglich, direct von der Uebertragung der Reliquien zu sprechen. Bei einer Transportation der Reliquien auf dem Landwege wäre jedoch unbegreiflich, warum die Uebertragung ins Dorf nicht zu Stande kommen konnte. Das Schiff half aus der Verlegenheit. Als man sich am Gestade ausschiffte, war es schon spät: man legte den Leichnam in das trockene Bachbett, — augenscheinlich vom Autor deshalb so ersonnen, um das Salböl ins Meer und nach Egypten fliessen lassen zu können — und übernachtete man dort herum. Die Ankunft der Egyptier und der Streit mit den Ortsbewohnern um die Leiche des Heiligen wird als Grund des Verschwindens der Reliquien in die Erde angeführt. Der phantastische Charakter der ganzen Episode braucht nicht eigens betont zu werden. Doch auch für das Ueberströmen des Salböls über die Ufer des ausgetrockneten Baches und für seine Erreichung Egyptens war im ursprünglichen житие eine Motivirung vorhanden: da hiess es, dass das Salböl stromartig — *ποταμηδόν* sich ergoss. Die Erzählung des житие stimmt nicht nur mit den thatsächlichen Verhältnissen der Geschichte überhaupt, sondern auch mit denen der Oertlichkeit nicht überein. Ueber Pelagonien hat der Autor, wie wir gesehen haben, eine sehr ungenaue Vorstellung, die Benennungen der Orte sind allgemein und unbestimmt: das Land von Pelagonien, der Pelagonische Berg, ein Dorf ... Dasselbe lässt sich über die Beziehungen der Personen sagen: der Priester, ein Jäger u. a. An einer Stelle stösst man auf Widersprüche bei der Beschreibung des Ortes. Zuerst wird erzählt, dass dort Quellen »и̓ са́ды самора́сльны, ка́становы, и̓ ми́гдалы много мнѡжьство« (44) vorkommen, etwas weiter aber steht es, dass die Oertlichket »бѣ̓ непр°ходна чл҃кы тъ́кмо мо́ремь. ка́менна же бѣ̓ и̓ стръ́мна и̓ безводна (!)«.

[1]) *Συμπεφωνήκεσαν γὰρ ἑαυτοῖς ἤδη ἐπὶ τὴν πλησίον ποίμνην μετενεγκεῖν* (417).

Als ein charakteristischer Zug des житие ist die Vorliebe für runde Zahlen in der Chronologie zu verzeichnen. Barbar lebt 20 Jahre bei seinen Eltern, 25 Jahre führt er Räuberleben, ein Jahr thut er in der Einöde Busse, bis ihn der Jäger findet, an einer anderen Stelle 3 Jahre. Nachdem 4 Jahre seines Busslebens verflossen waren [1], erscheint wieder derselbe Jäger und sagt ihm, dass man schon 3 Jahre nach ihm forscht. In dem Berichte über sein Leben beobachtet Barbar auch eine genaue Chronologie. Im Kloster verbringt er ein Jahr, bis zu seiner Ankunft beim Priester führt er 5 Jahre ein Bussleben, beim Priester verbringt er 9 (3×3) Jahre; bei der Nachricht vom Tode Barbar's und den Wundern mit dem Salböl schätzen die Dorfbewohner die Dauer seines Einsiedlerlebens auf 17 Jahre [2]. Im Ganzen belaufen sich die Jahre seiner Busse auf 31, sein ganzes Leben füllt 76 Jahre aus. Diese Ziffern bedürfen wohl keines Commentars!

Bei der Zeitangabe des Jahres, der Monate, Tage u. s. w. drückt sich der Autor ebenso unbestimmt aus, wie bei der Topographie. Die Phrase »въ нѣкои же го́дъ лѣта́, прихо́дить къ не́мѹ лѡве́ць нѣкыи« (43) legt in dieser Beziehung ein treffendes Zeugniss ab.

Im ganzen житие macht sich das Bestreben nach der Idealisirung Barbar's bemerkbar. Scharfe und darum der Wirklichkeit entsprechende Züge des ursprünglichen житие, an denen noch Akropolites festgehalten hat, sind hier entweder gemildert oder weggelassen und durch andere ersetzt. Anstatt der Charakteristik der Rede des Heiligen, die für ihn gar nicht schmeichelhaft ist, wird in unserem житие gesagt, dass Barbar egyptisch sprach [3]. Anstatt der 3 Jahre Busse kommen hier 31 vor. Von der Aufzählung anderer Verwechselungen ähnlichen Charakters glaube ich absehen zu dürfen. Sie fallen schon von selbst auf, wenn man die Rede Akropolites' mit unserem Erzeugnisse vergleicht. Ich weise nur auf die Spuren und Andeutungen auf die Auffassung des ursprünglichen житие Barbar's hin. Der Jäger spricht vor den Nachbarn über Barbar: »ѡ̓брѣ́тѡх нѣкоего е̓гѵптѣнина въ пѹ́сты́ни мѫжа

---

[1] 'И е́гда̀ наплънися е̓мѹ́, ҃л лѣт ѿ мо́рскаго и̓зшествїа (nichts mehr und nichts weniger!) въ пѹстыни то́и, прихо́дить къ немоу лѡве́ць о́нъ u. s. w. (45).

[2] Seite 52.

[3] Uebrigens gibt es an einer Stelle eine Andeutung an die ursprüngliche Auffassung. Barbar sagt, dass er in Verlegenheit kam, als man massenhaft zu ihm herbeikam »ꙗко неи̓скѹ́сень сы́и сло́вѹ и̓ бесѣ́ды книжныа« (48); vgl. bei Akropolites: ... *τόν τε Βάρβαρον ἑώρακεν ... ἀγριώτερον βοῶντα* etc. (412).

силна и страшна възоромь«. Vgl. τὸν τε Βάρβαρον ἑώρακεν ἄγριον ὁρῶντα, ἀγριώτερον βοῶντα (412). In Uebereinstimmung mit Akropolites zeigt uns das житие Barbar als einen Mann von ungewöhnlicher körperlicher Stärke. Die Darstellung Barbar's in der Eigenschaft eines geübten Schützen beruht wahrscheinlich auf den Sterbeworten Barbar's in der Rede Akropolites'! Getroffen von dem Pfeile ruft er nämlich aus: »πίε, Βάρβαρε, ποτήριον ὁποῖον ἄλλοις κεκέρακας« (416).

Der Verfasser nennt Barbar einen Egyptier, und sagt, dass sich in der Umgebung von Durazzo viele Egyptier aufhielten. Was für Egyptier könnten das wohl gewesen sein? Ich glaube, es werden Zigeuner gewesen sein. Es ist uns aus anderen Quellen bekannt, dass Zigeuner an diesen Stätten noch in der ersten Hälfte des XIV. Jahrh. wohnten, möglicherweise auch früher [1]. Dazu kommt noch der Umstand, dass sich die Zigeuner Egyptier nannten und Egypten für ihre Heimath hielten. Unter demselben Namen kannten sie auch die Griechen. Da nun dem Autor in seiner Quelle die Nachricht vorlag, dass Barbar ein gebürtiger Africaner war [2], machte er ihn einfach zu einem Zigeuner, die zu seiner Zeit noch wohlbekannt waren.

Der Verfasser unseres житие hat entweder neben dem ursprünglichen житие mündliche Ueberlieferungen, die schon einen legendarischen Charakter angenommen hatten, benützt, oder redigirte er das schon früher bekannte житие, indem er es mit einer Einleitung, mit Gebeten und Reden der auftretenden Personen versah und auf einer eigenartigen Chronologie aufbaute. Er suchte die Rauhheiten und Widersprüche zu mildern und sorgte für eine Motivirung der Handlungsweise der auftretenden Personen. In beiden Fällen muss man ihm die Eigenschaft eines gewandten Hagiographen absprechen. Seine Bemerkung, er sei »неблагоязычень и ненаучень« (41) darf wohl nicht nur als Bescheidenheit aufgefasst werden.

---

[1] Siehe K. Hopf, Die Einwanderungen der Zigeuner in Europa. Gotha 1870, 17—18. Ueber die Wanderungen der Zigeuner überhaupt und über ihre Benennungen siehe das genannte Werk Hopf's, bes. S. 4, 6, 9—10, 11—12, 25—26, 28—29, 30—31, 46—47; Miklosich, Ueber die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner in Europa III, 10, 23; VI, 62—63 etc.

[2] Bei der Bemerkung, Barbar stammte aus Africa, fügt Akropolites hinzu: ὡς ἡ περὶ αὐτοῦ φησιν ἱστορία καὶ ἡ μεθ' ὧν συγκατείλεκτο στρατιά μαρτυρεῖ (410), d. h. die Araber, die Ambrakien belagerten, waren aus Africa.

Zur Charakteristik eines житие gehören besonders Züge, welche ähnlichen Erzeugnissen, die schon im Volke verbreitet waren, eigen sind. Zu solchen Zügen rechne ich 1) recht viele Wunder, 2) phantastischen Charakter der Oertlichkeit, in welcher der Heilige lebt, 3) verschiedene Einzelheiten, die in canonischen Lebensbeschreibungen der Heiligen gewöhnlich ausgelassen werden.

Der Heilige war aus Egypten gebürtig, natürlicher Weise verstand er die Ortssprache nicht. Es drängt sich nun die Frage auf, auf welche Weise er sich mit den Bewohnern verständigte. Die Antwort finden wir in der ausdrücklichen Bemerkung, dass im Lande viele Egyptier lebten, die als Dolmetscher gedient haben dürften. Woher kannte man die Einzelheiten über das Leben Barbar's in seiner Jugend und in den ersten Jahren seiner Bussthätigkeit? Nun, er selbst offenbarte alles dem Klostervorsteher. Vollkommen dem Geiste der Volkspoesie entsprechend erzählt Barbar gerade so ausführlich und in derselben Ausdrucksweise, wie der Autor selbst. Offenherzig und naiv berichtet Barbar, was man sich über ihn erzählte: »ч҇лкъ великъ и҆ ст҇ъ прїидѐ ѿ е҆́гѵ҇пта въ нашѧ страны̀« (48). Von gleicher Art sind die Fragen Barbar's an den Jäger: »ка́ко дн҇е мі́ръ стои́тъ. мі́ръ ли цр҇їе, и҆ иже по҇ ни́ми людїе. цр҇кви въ съе҆ди́неннı ли са́ть«. Episch hört man auch die Antwort des Jägers: »мл҇твами твои́ми въсѐ въ́ мирѣ, въ съмире́ни и е҆дин҇ствѣ са́ть« (45) oder: »та́же въпро́си о҆ пръ́вомь мѣ́стѣ и҆ о҆ и҆сто́чницѣ и҆ о҆ ми́гдалѣ҇ самораслъıны҇ ка́ко с҇, и҆ съжи́телїе мо́и, са́т ли е҆̈ще тѣ҇«. Die Antwort: »ѿч҇е мл҇твами твои́ми и поспѣше́нїмъ въсѐст҇го дх҇а, оу҆стро́исѧ на мѣ́стѣ о҆но́мь мѡнасти́рь вели́кь и҆ цр҇ковь прекра́сна ѕѣлѡ̀. и҆ сщ҇ен҇ница и҆ дїа́кѡни въ цр҇кви слꙋ́жбы безкръвныѧ б҇ꙋ приноша́ать — и҆ насаж҇е́нїа виногради҇. и҆ и҆́ными о҆вѡ́щїамь разли́чным҇ мнѡжьство насадисѧ. и҆ плѡды бесчислъны на въсѣко лѣто гꙋ́бзѧть. и҆ пи́ща довѡ́лна оу҆стро́исѧ мѡнасти́рю. и҆ пристанище и҆ оу҆покое́нїе стра́ннымь и҆ бѡлнымь велико съдѣласѧ. и҆ непреста́нно б҇ъ пр҇сла́влѣеть е҇« (ib.). Phantastisch ist auch jenes Kloster, das während der dreijährigen Abwesenheit Barbar's aufgebaut wird; und wirklich hören wir im Folgenden nichts mehr davon. Ich erwähne auch die sich wiederholenden Erkundigungen über die Herkunft und das vorausgegangene Leben Barbar's und das beständige Preisen Gottes, nachdem man die Antwort erhalten hat. So fragen z. B. die Egyptier Barbar »о приходѣ

ѥгȍ въ пѹстына сїѧ̀. и҆ о вѣрѣ ѥ҆гȍ, и҆ ѻ҆ и҆́мени ѥ҆гȍ. и҆ чьсо радѝ при-шє́ль ѥ҆си ѿ ѥ҆́гѵ̈пта въ пѹстына сїѧ̀« (43); der Klostervorsteher fragt »ѻ҆ ро́ждени ѥ҆гȍ, и҆ въ́зрастѣ, и҆ ѻ҆ житїи, и҆ чьсо ради ѡ҆ста́виль е̑ ѿчьство своѐ и҆ въ тѹждыѧ страны̀ прїи́де« (46) u. a.[1]. Die Antwort der Mönche auf die Erklärung Barbar's, er sei in dieses Land gekommen, um Busse zu thun, lautet: »и҆ мы̏ прѣ бм҃ъ грѣшни ѥ҆смы«; die Antwort des Priesters: »и҆ мы̏ бо въ мирѣ и҆ печалмѝ житїа сегȍ съ грѣхы прѣпрова́ждаемь врѣ́мѧ сїе̏« (49).

Phantastisch sind auch die Gegenden mit ihren Quellen, ihren ми́гдалы самораслъны und Kastanienbäumen.

Barbar entfloh dem Tode bei dem Schiffbruche im blossen Hemde. Die Bewohner der Umgebung gaben ihm Kleider[2]. Nach dreijährigem Aufenthalt in der Einsamkeit waren seine Kleider selbstverständlich schon abgenutzt. Er erbat sich vom Jäger ein altes Kleid (46).

Barbar hat zu wiederholten Malen Visionen, wobei ihm ein lichtstrahlender Mann erscheint. Zum ersten Male sieht er ihn, als er von Meereswogen an das Ufer geschleudert einschläft. Er ermahnt Barbar, künftighin nicht mehr zu sündigen (42). Später erscheint ihm dieser Mann noch dreimal und gibt ihm jedesmal den Ort an, wo er in Einsamkeit sein Leben zubringen könne. Diese vielen Visionen scheinen weiter nichts als eine Amplification einer Stelle des ursprünglichen житие zu sein. Und zwar hört Barbar nach der Wiedergabe Akropolites' vor seinem Tode eine Stimme, die ihn in die himmlische Glückseligkeit ruft (417). In unserem житие spricht der lichtstrahlende Mann bei seinem letzten Erscheinen zu Barbar folgendermassen: »виждь гѡръ ѻ҆нѫ̀ къ ю̈гѹ, ѫ̆же прилє́жить къ мо́рю. та́мо бѫде́ жи́лище твоѐ донде́же възмѫ̀ тѧ къ се́бѣ« (50)[3]. Die Erzählung von diesen Visionen und das Detail, dass Barbar Tag und Nacht von Meeresfluthen getragen wurde, können als Eigenthum unseres Autors bezeichnet werden.

Der heil. Barbar war einer von den populärsten Heiligen auf der Balkanhalbinsel. Seine Popularität im mittelalterlichen Bulgarien ist nicht nur durch das hier besprochene Product belegt (ѿ сѡлѹ́на же. и҆ търно́ва. и҆ ѿ арбана́ски градѡ̀вь, на па́мѧть ѥ҆гȍ прихѡжаахѫ. и҆

[1] Vgl. überdies S. 49.
[2] 42, 43.
[3] Vgl. *Ἄγε δὴ μετάβηθι, Βάρβαρε· κατάλιπε τοὐντεῦθεν τὰ γήϊνα καὶ σπεῦσον πρὸς τὰ οὐράνια* etc. (417).

дáры мнώгы принишaахѫ), sondern auch durch das Sendschreiben des Patriarchen Kallist an die Geistlichkeit von Trnovo. Deswegen wendeten die gesandten Bulgaren im Sacramente der Oelung das Salböl von den Reliquien des Grossmärtyrers Dimitrius oder des heil. Barbar an [1]). Kein Wunder also, wenn von den ältesten Zeiten Erzählungen legendarischen Charakters über diesen Heiligen Verbreitung finden und auch schriftliche Form annehmen konnten, ähnlich wie die Apokryphengeschichte Joannes' von Ryla. Sei es nun, dass unser Autor der erste gewesen, der die mündliche Legende von Barbar schriftlich bearbeitet hat, sei es, dass sie schon vor ihm schriftliche Gestaltung gefunden hatte, — in beiden Fällen muss es zu den Apokryphenerzeugnissen gezählt werden.

[1]) Siehe: Miklosich et Müller, Acta Patriarchatus Constant. B. I. 1, 441.

Wien, am 18. März 1899. *K. Radčenko.*

Einige Bemerkungen über das Leben und die literarische Thätigkeit Dositej Obradović's.

(Rad Jugslov. akad. znan. i umjet. Bd. 134. — Ivan Scherzer: O Dositiju Obradoviću.)

In neuester Zeit haben die serbischen Gelehrten ihre Aufmerksamkeit auf Vuk's hervorragenden Vorläufer in der Reform der serb. Schriftsprache, auf Dositej Obradović gerichtet. Wir haben zu verzeichnen: das Erscheinen einer Broschüre von Milan Šević [1]), weiter einige Abhandlungen über Dositej [2]), dann eine kritische Ausgabe des 1. Theiles seines »Život«, und schliesslich neuestens die Obradović gewidmete Abhandlung von Ivan Scherzer, erschienen im 134. Bande des Rad der

[1]) Dositheus Obradović, ein serbischer Aufklärer des XVIII. Jahrh. Neusatz 1889.

[2]) Споменица српског академ. друштва »Зоре« у Бечу, о стогодишњици нове књиге Доситија Обрадовића. Сомбор 1883; ein Aufsatz über Obradović im »Одјек« 1884, Nr. 32: »Доситиј Обрадовић«.

Südsl. Akad. der Wissenschaften*). Auf diese Arbeit wollen wir nun näher eingehen.

Vor allem berührt Herr Scherzer die strittige Frage über das Geburtsjahr Dositej's. Seit lange schon betrachtet man als solches das Jahr 1739. Nichtsdestoweniger behauptete schon Medaković in der Vorrede zur Herausgabe der Werke Obradović's, dieser wäre 1745 geboren worden. In neuerer Zeit bekannte sich zur Ansicht Medaković's Ž. Popović, der Redacteur des durch die serbische Zadruga herausgegebenen 1. Theiles des »Život«, nur dass er statt 1745 das Jahr 1744 gesetzt hat[1]). Gegen diese Ansicht trat der Archimandrit Ruvarac mit einer Reihe von gewichtigen Gründen in seiner Abhandlung: »Život Dositijev u hronološkom pogledu«[2]) auf. H. Scherzer nähert sich der Ansicht Popović's. In seiner Abhandlung hat Ruvarac darauf hingewiesen, wie viel Verwirrung und Gegensätze in den Angaben Dositej's selbst zu finden seien. Er beruft sich auf die einstimmige Zeugenschaft Lucian Mušicki's und P. Solarić's, von denen der Erstere ein naher Bekannter und Verehrer Dositej's, Letzterer ein Schüler desselben war, dass nämlich Obradović 72 Jahre alt gestorben, und daher im J. 1739 geboren wurde. H. Scherzer beruft sich auf die Worte Dositej's in der Vorrede zum »Život«, aus denen hervorgeht, dass er damals 38 Jahre alt war und der »Život« im J. 1783 gedruckt (und geschrieben?) wurde, sowie auf die Data Dositej's in seinem »Život«[3]). Es ist zu abgeschmackt, hundertmal zu wiederholen, dass man sich auf diese Angaben nicht stützen darf, daher unterlasse ich es[4]). Das erste Argument hat unser Autor mit Popović gemeinsam, der es auf folgende Annahme stützt: das Vorwort sei später als der 1. Theil des »Život« entstanden, und der 1. Theil sei

---

*) Wir fügen zu der hier besprochenen Abhandlung Scherzer's noch die gleichzeitig demselben Gegenstand gewidmete Schrift von K. Radčenko selbst hinzu, die weiter unten in der Anmerkung [4]) citirt wird. Diese 253 Seiten umfassende Monographie ist unzweifelhaft das Beste und Eingehendste, was bisher über Dositej Obradović geschrieben wurde. Es ist sehr zu bedauern, dass diese beiden Schriften so erschienen, dass der Verfasser der einen von dem Inhalt der anderen nichts wissen konnte. *V. J.*

[1]) In der Vorrede zur Herausgabe.

[2]) In der Zeitschrift »Бранково коло« 1895, Nr. 13, 14; cf. besonders p. 406—409, 434—436. [3]) Rad 163;

[4]) Cf. darüber ausser Ruvarac's Abhandlung meine Untersuchungen über Obradović: »Досиоей Обрадовичъ и его литературная дѣятельность«. Кiевъ 1897, 17 Anm. 2, 40 Anm. 2, 106 Anm. 1.

im Jahre 1783 abgefasst. Zur Erhärtung seiner Ansicht weist Popović unter anderem auch auf die Eilfertigkeit in der Bearbeitung des »Život« hin, die leicht zu merken sei. Obgleich Scherzer diese letztere Ausführung verwirft, so acceptirt er doch die Voraussetzung Popović's in ihrem ganzen Umfange. Und so wird unsere Frage zu folgenden Fragen hingeleitet: ob die Vorrede zum 1. Theile des »Život« in derselben Zeit oder sogar später oder früher als dieser geschrieben wurde, ferner ob der 1. Theil des »Život« im Jahre 1783 entstanden, oder ob Obradović mehrere Jahre daran gearbeitet habe.

Ich meine, dass 1) die Vorrede ganz oder wenigstens dem grössten Theile nach vor dem 1. Theile des »Život«, 2) abgesondert vom »Život« entstanden sei, und dass 3) auch der 1. Theil des »Život« nicht in einem, sondern im Laufe einiger Jahre geschrieben wurde. Uebrigens gibt uns ja Dositej selbst einen ziemlich deutlichen Fingerzeig dafür, dass die Vorrede vor dem 1. Theile des »Život« entstanden ist, indem er an einer Stelle des »Život« schreibt: »казао сам, да я нећу себе имати за поглавити узрок и конаць ове книжице, но ползу ближнѣга моега, нећу себе нимало щедити ни извиновляти . . . . самь ћу себи по моей савести као предь всевидећимь божіимь окомь, судія бити«[1] etc., eine Wiederholung der Worte der Vorrede. Ferner erscheint die Vorrede wie ein Programm dessen, was im »Život« enthalten sein sollte. Ueber den Inhalt seiner Arbeit spricht Dositej in der Vorrede folgendermassen: er will die verschiedenartigen Begebenheiten, die er im Laufe seines 25jährigen Aufenthaltes in der Fremde erlebt hat, beschreiben; durch die Schilderung der Sitten von Völkern und Menschen, mit denen er in Berührung gekommen war, hofft er den Lesern nützlich zu werden, indem er die guten Sitten loben, die schlechten verurtheilen und so die ersteren anempfehlen, vor den letzteren warnen will. Wenn Dositej seine Vorrede gleichzeitig mit dem 1. Theil des »Život« oder gar noch später geschrieben hätte, so würde es befremden, dass er den Ueberblick über den Inhalt seiner Autobiographie direct mit den Jahren seiner Wanderungen begonnen habe, die doch den Inhalt des 2. Theiles seines »Život« ausmachen, der schon am Ende des Jahres 1788 erschienen ist, und zwar ganz unabhängig vom 1. Theile, wie ich weiter unten zu erweisen suchen werde. Weiter soll nach den Worten der Vorrede den Hauptgegenstand dieses Werkes die Jugenderziehung bilden[3]. Geben

[1] S. 34 der zweiten Ausgabe. [2] Cf. S. 6 derselben Ausgabe. [3] S. 4.

wir zu, dass Dositej im 1. Theile des »Život« mehr als einmal Belehrungen und Anweisungen über Erziehung der Kinder zum Besten gibt, doch können wir das als die Hauptsache des 1. Theiles des »Život« ansehen?

In der Vorrede verspricht Dositej ausser dem »Život« noch andere Bücher zu liefern, die er aus fremden Sprachen übersetzen wollte [1]. Wenn er die Vorrede auf einmal und zwar genau am 15. August 1783 verfasst hätte, wie es in der ersten Ausgabe der Autobiographie heisst, warum hat er an dieser Stelle nicht gesagt, dass er die »Совѣты здрав. разума« herausgeben wollte? Von diesen »Совѣты« spricht er im Briefe an Haralampie vom 13. August 1783.

Am Ende der Vorrede sagt Dositej unter anderen folgendes: »Огласіо самь у писму кь любезнику моему Харалампію, да намѣравамъ издати Совѣте здраваго разума« etc.[2]. Könnte es nicht sein, dass diese Worte, und folglich auch die ganze Schlussbemerkung, ein späterer Zusatz sind, und dass man darauf jenes Datum beziehen müsste? Als späteren Zusatz muss man auch das voranstehende Stück betrachten: »Из тога що самь довде говоріо« etc.[3]. Dieses Stück ist, da es kein Schluss, kein Resumée des Vorhergehenden ist, ein ganz überflüssiger Zusatz und kann auf keinen Fall in derselben Zeit entstanden sein, wie der voranstehende Theil des Vorwortes. Ebenso steht er in keinem Zusammenhange mit dem Schlusse. Man kann sich denken, dass dieser Theil hinzugeschrieben wurde unter dem frischen Eindrucke der Reise durch Deutschland.

In der Vorrede finden wir Wiederholungen, Ausführungen des früher Gesagten. Ist das wohl denkbar bei der Annahme, dass die Vorrede in éiner, verhältnissmässig nicht langer Zeit verfasst worden ist? Es ist richtig, dass sich Obradović durch eine systematische Darstellung nicht auszeichnet, doch bei einer Vorrede, die in éiner Zeit entstanden wäre, die er in einem Zuge geschrieben hätte, wäre das eigenthümlich. Der Brief an Haralampie, eine Art Vorwort zu den »Soveti«, hat einen ganz anderen Charakter. Nach seinen inneren Zügen steht die Vorrede noch sehr nahe den »Bukvice« [5]. Dositej der Vorrede erscheint noch nicht als ein markanter, festüberzeugter Propagator der neuen Ideen, nicht

[1] Ibidem 9. [2] Ibidem 14. [3] l. l.

[4] Cf. p. 4, 7—8, 3: »ово дакле размишлявајући« u. 9— »Даhу поводь«... 13: »Мени э доволно утешенія« etc.

[5] Ueber die »Bukvice« cf. meine Untersuchungen S. 81—87, besonders 76—81.

als ein grimmiger Gegner alles dessen, was ihnen widersprach, wie später in den Briefen an Haralampie. Dositej sagt, dass er gerne einsame Orte besucht und nachdenkt: woher er auf diese Welt gekommen, was er in der Welt zu thun hätte und wohin er von derselben kommen würde [1]. Ueberhaupt hat die Vorrede einen abstrakten Charakter, ganz verschieden von dem Tone der Briefe an Haralampie und des 1. Theiles des »Život«. Ganz im Geiste der »Bukvice« sind gehalten Stellen, wie: »избављајући се младости, како многоволнуемога и свирепога мора« [2] etc., oder: »аколи що гди буде погрешено учени ће люди после мене исправити и мени ће человеколюбно као чловеку простити« [3].

Wenn Dositej die Vorrede im Jahre 1783 geschrieben hätte, so wäre es eigenthümlich, dass er mit keinem Worte erwähnt, dass er die Vorlesungen Eberhard's gehört hatte, den er doch im 2. Theile des »Život« als »den berühmtesten Philosoph Deutschlands« [4] rühmt, und der auf ihn einen mächtigen Einfluss ausgeübt hat; er erwähnt auch Born nicht, dessen Vorlesungen er im Jahre 1783 gehört hat. Die Worte Dositej's in der Vorrede, dass er Untersuchungen gelehrter Männer zuzuhören pflegt, können sich nicht darauf beziehen [5]. Es ist klar, dass Dositej die Vorrede im Laufe einiger Jahre geschrieben hat, indem er sie umarbeitete und ergänzte, doch hat er, so scheint es, mit der Drucklegung des 1. Theiles des »Život« Eile gehabt, so dass er die nöthigen Verbesserungen im Vorwort nicht vorgenommen und ihm überhaupt eine gehörige, abgerundete Form nicht gegeben hat.

Wenn wir das Datum bei Popović und Scherzer acceptiren, so ergibt sich, dass Dositej als 12 jähriger Knabe aus dem Kloster entflohen ist (1744—Oktober 1757) und dass er mit 13 Jahren zum Diacon geweiht wurde. Nach dem Zeugnisse der Hopover Mönche war Dositej 16 Jahre alt; freilich konnten sie keine verlässlichen Data über das Alter Dositej's gehabt haben, doch überlasse ich es dem objectiven Leser, zu entscheiden, ob die Annahme Ruvarac's, dass Dositej zur Zeit seiner Diaconsweihe 18 Jahre zählte, oder die Popović-Scherzer's, dass er 13 Jahre alt war, den Nachrichten der Mönche näher steht.

H. Scherzer behauptet, dass sich Obradović im Kloster wie ein Brausekopf betragen hätte. Worauf gründet sich diese Behauptung? Auf die Worte Dositej's in seiner Autobiographie. Doch das Missliche

---

[1] Vorwort p. 3. [2] Ibidem. [3] Ibidem 13.
[4] Cf. die Ausgabe von Vozarović. [5] S. 3.

daran ist der Umstand, dass der 1. Theil des »Život« keine Autobiographie in des Wortes eigentlichster Bedeutung ist, sondern ein literarisches Product, nicht frei von Phantasiegebilden [1]). Geben wir zu, Dositej wäre in diesem Falle zuverlässig, doch auch dann hat Scherzer Unrecht — Obradović handelte wie ein heranwachsender Jüngling. Demetrius wäre nach seiner damaligen geistigen Entwickelung vielleicht mit unseren Gymnasiasten der 7.—8. Classe zu vergleichen. Durch all das Gesagte wird auch jene Bemerkung Dositej's in den »Basne«, dass er sich den Fünfzigern nähert, beleuchtet [2]).

Wann hat Dositej zuerst den Gedanken zu seinem Werke, speciell zur Vorrede gefasst, und in welcher Berührung steht der 2. Theil des »Život« — die Reisen Dositej's — zum 1. Theile, dem Leben zu Hause und im Kloster?

Schon in der »Ižica« theilt Dositej kurze Nachrichten von seinen Reisen mit [3]). Einige autobiographische Data finden wir noch an zwei anderen Stellen [4]). Auf diese Weise ist, scheint es, in Dositej der Gedanke zur Abfassung seiner Reisebeschreibung aufgekeimt. Ist nicht etwa auch für die Vorrede zum 1. Theil des »Život« darin der Anfang zu suchen? Sogar nach dem ursprünglichen Plane Dositej's hätte sein Werk hauptsächlich pädagogischen Zwecken dienen sollen; doch diesen Zweck verfolgten schon seine früheren Werke [5]). Wenn Dositej ein Buch gelesen hatte, so beeilte er sich, seine Eindrücke auch seiner Umgebung mitzutheilen, was ein charakteristischer Zug des Mannes war. So war er im Leben, so auch in der Literatur von den frühesten Versuchen an bis zu seinen letzten literarischen Erzeugnissen [6]). Bei der Lectüre eines Buches pflegte er Auszüge zu machen, welche er dann in seinen Werken verarbeitete. Mit aller Bestimmtheit kann man sagen, dass der grösste Theil der Werke Dositej's, wenn nicht alle, durch die Lectüre eines oder mehrerer Bücher veranlasst wurde, und dass sie unter dem frischen Eindrucke dieser Lectüre entstanden sind. In der Vorrede zum 1. Theile des »Život« gibt Dositej der Hoffnung Ausdruck, dass die serbische Jugend im Laufe der Zeit Pamela, Telemach, die Erzählungen Marmontel's und ähnliche Werke in die Muttersprache über-

---

[1]) Cf. meine Untersuchung S. 94, 97—98, 106.

[2]) S. 88 der Ausgabe Jovanović's.

[3]) Ausgabe Vozarović's S. 89—91. [4]) Ibidem 130, 5—8.

[5]) Cf. die Vorrede zur »Chrestomatie«, Ausgabe von Vozarović S. 17—18 zum »Венацъ отъ Алфавита« S. 60. [6]) Cf. meine Untersuchung, passim.

setzen wird[1]). — Im 2. Theile des »Život« schreibt Dositej, dass er schon im 3. Jahre seines Aufenthaltes in Wien, d. i. im Jahre 1774, die französische Sprache einigermassen beherrscht hätte, so dass er seine Stunden in französischer Sprache geben konnte, und sein letzter Lehrer des Französischen, ein Mann »преизредиаго, у чтенію кньига, вкуса и познанства«, ihn mit ausgewählten französischen Originalwerken und Uebersetzungen aus dem Englischen bekannt gemacht hätte[2]). Waren unter diesen nicht auch die in der Vorrede erwähnten Werke? Hat Dositej nicht etwa unter dem Eindrucke Telemach's den Gedanken gefasst, seine Reisen zu schildern, wobei er Angenehmes mit Nützlichem verbinden wollte[3])? Auf diese Weise erscheint es glaubwürdig, dass Dositej schon im Jahre 1778, als er wirklich 38 Jahre zählte, die ersten flüchtigen Bemerkungen zu seiner Vorrede zu Papier gebracht hatte. Damals hatte er die Absicht, seine Reisen zu beschreiben, später aber änderte er sein Vorhaben und veröffentlichte seine Jugendjahre.

Indem ich mich zum 1. Theil des »Život« wende, muss ich vor Allem bemerken, dass ich mit der Ansicht des H. Scherzer vollkommen übereinstimme, dass dieser Theil des »Život« (übrigens behauptet H. Sch. dasselbe auch vom 2. Theil — aber ganz überflüssigerweise) keineswegs irgend welche Spuren einer Eilfertigkeit des Autors aufweisen soll, wie das H. Popović behauptet[4]). Wir haben kein zweites Werk Dositej's, welches wir, was die meisterhafte Entwickelung der Hauptidee und das Ebenmass der Darstellung anbelangt, mit dem 1. Theil des »Život« vergleichen könnten. Man kann behaupten, dass Dositej seine ganze Seele in dieses Werk gelegt hat. Nirgends werden die Ideale und Bestrebungen Dositej's so plastisch dargestellt, wie im 1. Theil seiner Autobiographie. Sie konnte freilich den ganzen Reichthum der Ideenwelt Obradović's nicht aufnehmen, und daher schrieb er noch manche Zusätze dazu. Die ferne Jugendzeit erschien Obradović wie eine nicht erfreuliche Erinnerung, daher liess er seiner Phantasie freien Lauf, gab dem anschaulichen Vorstellungsvermögen völlige Freiheit zur Verkörperung seiner geliebten Ideen. Die Figuren des herumirrenden Greises, des Onkels, sind epische

[1]) S. 10. [2]) S. 55.

[3]) Scherzer (o. c. S. 106) sieht ohne weiteres in »Pamela« und »Telemach« die Vorbilder der Autobiographie Obradović's, vergisst aber, dass der 2. Theil des »Život«, der allein mit den erwähnten Werken, insbesondere mit »Telemach«, verglichen werden könnte, ganze 7 Jahre später entstanden ist.

[4]) S. 165.

Gebilde der schaffenden Phantasie Obradović's, einerseits Verkörperungen dieser oder jener Idee, andererseits Typen der zeitgenössischen serbischen Gesellschaft. Die Sentimentalität selbst, von der das Werk durchdrungen ist, ist an manchen Stellen vom Autor wirklich gefühlt worden.

Was die Stellen philosophisch-moralischen Inhaltes anbelangt, so müssen wir betonen, dass wir in keinem der späteren Werke Dositej's eine so harmonische Anordnung der Gedanken, eine so systematische Entwickelung finden wie in unserer Schrift, die zu einer Zeit entstanden ist, als Obradović erst nicht lange vorher in die Philosophie der Aufklärung eingeweiht worden war. Wenn wir alles das berücksichtigen, so müssen wir zu der Schlussfolgerung gelangen, dass Obradović längere Zeit, vielleicht mehr als éin Jahr, am 1. Theile des »Život« gearbeitet hat. Warum hat nun Dositej seinen ursprünglichen Plan, eine Reisebeschreibung zu liefern, geändert? Man kann annehmen, dass dies durch neue Beeinflussungen geschehen ist. Ž. Popović hat auf die Autobiographie Jung. Stilling's hingewiesen, als auf das Werk, welches den »Život« Obradović's beeinflusst hätte, doch H. Scherzer weist die Möglichkeit dieser Beeinflussung zurück [1]). Er weist auf die Thatsache hin, dass bis zur Drucklegung des »Život« nur die »Jugend«, die »Jünglingsjahre« und die »Reisejahre« Jung. Stilling's erschienen waren, welche Theile am wenigsten von allen auf Obradović hätten einwirken können. Doch diese Bemerkung beweist nur, dass H. Scherzer mit der Autobiographte Stilling's nicht besonders vertraut ist. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, dass sich Dositej sehr früh mit diesen Werken bekannt gemacht hat, denn sie waren in Deutschland verbreitet! Ausser Stilling konnte auf Obradović auch Rousseau mit seinen »Bekenntnissen« einwirken. Die Aehnlichkeiten des »Život« einerseits, mit der Autobiographie Rousseau's und Stilling's andererseits sind in meiner Monographie über Dositej behandelt worden, ich will daher nicht länger bei ihnen verweilen [2]). Ich will nur noch bemerken, dass sich die Abänderung des ursprünglichen Planes des Dositej, sowie die äussere Form des 1. Th. des »Život« am besten durch die Annahme der genannten Beeinflussung erklären lassen.

Gleichwohl hat nun auch Obradović den Gedanken, seine Reisen zu schildern, nicht fahren lassen, was man aus dem Schlusse des 1. Th. ersehen kann. Die Leser Dositej's mussten freilich lange auf die Fort-

---

[1]) S. 165. [2]) S. 104—106.

setzung seiner Autobiographie warten. Auch nach dieser Richtung, sowie durch die äussere Form unterscheidet sich der zweite Theil vom ersten.

Nach den Worten Obradović's zu urtheilen, war die Veranlassung zur Abfassung des 2. Theiles eine zufällige. In der Vorrede zu diesem Theile sagt er, er wollte den 2. Band seiner Werke mit einigen Briefen, die sich auf seine Erlebnisse beziehen, ergänzen. Viele hätten ihn brieflich und mündlich aufgefordert, diese Arbeit (d. i. die Autobiographie) wiederaufzunehmen, er aber hätte die Arbeit darum aufgeschoben, weil er etwas Nützlicheres herausgeben wollte. Da hätte ihn einer seiner Freunde gebeten, er möchte die denkwürdigsten Ereignisse seines Lebens in Form einer Correspondenz darthun, was er auch erfülle. Dositej beschloss also, einige Briefe, deren er eine Menge besass, herauszugeben, theils um Denjenigen, die das wünschten, zu willfahren, theils aber, um die Erinnerung seiner Freunde und Wohlthäter für die Nachwelt zu erhalten. Vor allem wäre dieses Letztere für ihn ein Beweggrund gewesen, nochmals von sich selbst zu schreiben. H. Scherzer sagt, dass sich Obradović einfach der damals in Westeuropa zur Mode gewordenen Briefform in seinem Werke bedient hätte, und dass folglich diese Correspondenz ausgedacht sei[1]). Haben wir einen Grund, Obradović im gegebenen Falle nicht zu glauben? Jeder Brief ist durch die Zeit und den Ort, wann und wo er entstanden, bezeichnet. Obradović hat sich in den entsprechenden Zeitpunkten thatsächlich an den angegebenen Orten aufgehalten. In einem in Šklov geschriebenen Briefe finden wir ein Postscriptum[2]), in dem Obradović berichtet, dass er schon den 6. Monat einen Buchdrucker erwarte und dass er nicht weiter zu warten gedenke, sondern nach Livland reisen wolle, wo er einen Monat auf dem Gute des Grafen Zorić zu verbringen beabsichtige. Er verspricht schon von dort zu schreiben. Ist auch dieser Brief erdacht? Der nächste Brief ist datirt: У Сесьвесену въ Лифландіи, Јулія 1 го 1788[3]). Ist auch dieser gemacht? Dositej erwähnt Personen, als dem Adressaten wohl bekannt: den »guten Theodosij aus Karlowitz«[4]), von dem wir aus den Werken Obradović's gar nichts wissen, — Zorić und andere. Welchen Sinn hätte es ferner für Obradović gehabt, verschiedene, zur Sache nicht gehörige Einschaltungen zu machen, wie z. B. die Entschuldigung wegen

[1]) S. 169. [2]) S. 17, Ausgabe von Vozarović.
[3]) Ibidem 27. [4]) S. 21.

der Länge des Briefes im ersten, die Bemerkung im letzten Briefe, dass die Reisen Obradović's nach Russland, Livland, Kurland und von da nach Leipzig zurück einstweilen, da noch nicht beendet, unbeschrieben bleiben sollen [1])?

Im Briefe an Georgiević vom 20. September 1786 schreibt Dositej: ». . . Вамъ само ово на знанѣ даємъ, да я намѣравамъ моя къ любезникомъ моимъ писма штампати . . .« Schon damals also beschäftigte Obradović ein ähnlicher Gedanke [2])! Scherzer ist bereit, die Länge der Briefe Obradović's als einen Beweis dafür anzusehen, dass sie erdacht sind [3]). Doch wir finden in der Correspondenz Obradović's mit Bekannten einige Briefe, die nach ihrem Umfange nicht viel den Briefen, die den 2. Theil des »Život« ausmachen, nachstehen [4]). Diese letzteren Briefe hatten ausserdem eine specielle Bestimmung.

Nach dem Zeugnisse Dositej's wurde also der 2. Theil des »Život« als eine unmittelbare Fortsetzung des ersten nie geschrieben. Obradović ist offenbar seiner Arbeit gegenüber kalt geworden. Als er seine Jugendzeit schilderte, konnte er sich frei über die nicht zahlreichen Thatsachen, die ihm in der Erinnerung haften geblieben waren, ausbreiten, sie ausschmücken und gewissen Tendenzen unterordnen; er konnte Reden erfinden und auf der Scene erdachte Personen auftreten lassen. Anders war es mit den Daten seiner Reisen. Dositej wurde hier von der Masse von Thatsachen förmlich erdrückt: bei seinem lebhaften und unstäten Charakter musste er bald für die Darstellung dieser endlosen Kette von Erlebnissen erkalten, eine Beschäftigung, die für die Bethätigung des Geistes so wenig Spielraum freilässt, wodurch eben die Aufgabe, die Leser zu erbauen, nicht erfüllt werden konnte. Andererseits war Obradović hier auch durch die Bedingung der geschichtlichen Wahrheit gebunden.

Bei aufmerksamer Lectüre der Briefe, die den 2. Theil des »Život« ausmachen, kann man leicht erkennen, dass sie sich durch die Art der Darstellung ziemlich deutlich von den übrigen Werken Obradović's, speciell aber vom 1. Theil des »Život« unterscheiden. Statt einer Sprache mit langen Perioden sehen wir hier eine abgebrochene, oft nicht einmal gehörig verbundene Redeweise. Hier finden wir keine umständlichen

---

[1]) S. 114. [2]) Ausgabe von Vozarović. [3]) S. 169.

[4]) Der Brief Obradović's an den Bischof . . . . . . ist 8 S., an Georgiević 9 S. (nach der Ausg. von Vozarović).

Charakterschilderungen der Personen, mit denen Obradović gelegentlich verkehrte, keine langen Dialoge, keine Analyse seiner inneren Welt. Ja sogar Schilderungen von Völkern und Ländern, und darüber muss man sich vor allem wundern, sind spärlich vertreten und zeichnen sich durch ihre Kürze aus; auf keinen Fall aber entsprechen sie dem Versprechen Obradović's in der Vorrede zum 1. Theile des »Život«. Obradović hält sich hier an die chronologische Ordnung. Die faktische Seite hat im Allgemeinen das Uebergewicht. Einige Stellen zeugen sogar von der Schalkhaftigkeit des Autors. So schreibt Dositej im 11. Briefe, statt uns eine Beschreibung von Paris zu liefern, folgendermassen: . . . »ко оће то да зна, а далеко му се чини поћи и видити; а онъ ако не зна францезски, нека научи, пакъ нека купи кньигу, зовому описаніе Париза и Версаля«[1]) etc. In den »Život« fügt Dositej auch solche Briefe von Freunden und eigene ein, die nur eine documentare Bedeutung haben[2]). An manchen Stellen nimmt das Werk das Aussehen eines halbofficiellen Berichtes an. Der letzte Brief hat einen geschäftlichen Charakter. Natürlich gibt es auch in diesem Theile des »Život« manche Tractate moralischen Charakters; besonders findet man viele Erörterungen über die Freundschaft und zahlreiche Panegyriken auf seine Freunde. Hie und da treffen wir auch Dialoge an, wenn auch nicht so umfangreiche und so dramatisch gehaltene, wie im 1. Theile? Was bedeutet denn das? Nur so viel, dass Obradović bei der Herausgabe seiner Briefe dieselben verarbeitete und in belehrenden Partien erweiterte. Er selbst sagt es ja, dass er bei der Veröffentlichung derselben hie und da etwas hinzugefügt habe[3]). Wenn die Briefe von allem Anfange an für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen wären, dann hätte Obradović wohl mehr Platz der Schilderung seiner inneren Welt eingeräumt, dann hätte er weit mehr Mühe auf den moralischen Theil verwendet. Das war überflüssig für seinen Freund, der sich hauptsächlich für die Reisen Obradović's interessirte und für den Vieles klar und verständlich war, was für Andere dunkel war und eine Aufklärung forderte (man muss übrigens bemerken, dass Obradović sogar in der Correspondenz mit Freunden gerne moralisirt und sich oft dabei ertappt)[4]).

Ganz unbegründet ist die Behauptung Scherzer's, dass Obradović in

---

1) S. 89. 2) Cf. S. 107—108, 115—117.
3) S. 48.
4) Cf. meine Untersuchung, S. 57. Ueber »Život« S. 91—106.

seinen philosophisch-theologischen Erwägungen deutschen Theologen, speciell Loen und Semler gefolgt sei.

Herr Scherzer[1]) befindet sich wiederum in Widerspruch mit sich selbst. Als ob sich Obradović nirgends über diese Theologen ausgesprochen hätte! Wenn sich der Autor besser mit dem Inhalte der von ihm citirten Werke Loen's und Semler's[2]) bekannt gemacht hätte, so hätte er sich überzeugen können, dass diese beiden und Obradović nichts gemein haben. Ueberhaupt ist die Frage über die Beeinflussung, die Obradović erfahren, viel complicirter, als sich dies H. Scherzer vorstellt. Obradović genoss keine regelmässige wissenschaftliche Ausbildung. In mancher Hinsicht erinnert er sogar in seinen spätesten Werken an einen belesenen, mittelalterlichen Gelehrten. Es ist ihm gelungen, sich die Grundtendenzen der Aufklärungsphilosophie anzueignen, doch im Detail konnte er sich nicht zurecht finden, er konnte sich nicht über das Niveau mittelmässiger Aufklärungsphilosophen emporschwingen. In seiner Darstellung der verschiedenen Vertreter der Philosophie und Literatur lässt er sich mehr durch das Gefühl als durch den Verstand leiten und stellt Männer verschiedener Talente und Richtungen nebeneinander. Von Jugend auf hatte Obradović die Gewohnheit, sich jene Stellen in den Büchern, die ihm am meisten gefielen, herauszuschreiben. Später stellte er daraus Abhandlungen zusammen, indem er bald etwas umarbeitete, bald etwas hinzusetzte und Beispiele einreihte, wobei er sich wenig um den inneren Zusammenhang kümmerte. Am meisten charakteristisch für solche Mosaikarbeiten sind die »Bukvice«, aus Obradović's literarischer Thätigkeit in Dalmatien, für die spätere Periode die »Basne« und einige Artikel in seinen »Sobranija«. Ausserdem finden wir bei ihm unbewusste Nachahmungen dieses oder jenes Autors, directe Uebersetzungen oder Umarbeitungen. Was die protestantischen Theologen anbelangt, so

---

[1]) Ganz unrichtig und auf nichts gegründet ist die Behauptung Scherzer's, Dositej hätte den heissesten Wunsch gehegt, Priester zu werden: »Njegova je najvruća želja bila, postati svećenikom« (S. 171). Obradović war ja Priester, doch hat er für immer seiner Priesterwürde Lebewohl gesagt, als er auf die Universität in Halle gekommen war und die Mönchskutte mit dem »sündhaften« weltlichen Kleide [eine ironische Bemerkung Obradović's selbst, cf. »Život« II. 85] vertauscht hatte. Das was Obradović in »Basne« von der Bedeutung der Geistlichkeit für die Volksbildung schreibt, ist unter dem Eindrucke der Reformen Josefs II., die eben eine solche Rolle der Geistlichkeit angewiesen hatten, geschrieben. Cf. meine Untersuchung S. 191.

[2]) Cf. Scherzer S. 171.

sympathisirte Obradović nur mit Zollikofer. Die Beeinflussung seitens dieses Letzteren zeigt sich in einigen Tractaten religiös-pädagogischen Charakters [1]). An einer Stelle seiner »Basne« äussert sich Obradović sogar sehr scharf gegen Theologen, die Lessing, den er dort rühmt [2]), verfolgten. Selbstverständlich will ich damit nicht gesagt haben, dass Obradović überhaupt keinen Nutzen aus den protestantischen Theologen gezogen hätte. Nachrichten über die Kirchengeschichte hat Obradović ohne Zweifel aus protestantischen Quellen geschöpft. Ebenso zweifellos ist es, dass er dem Protestantismus gewogen war. Unvergleichlich grösseren Einfluss übten die Aufklärungsphilosophen auf Obradović aus. Die Vorstellung von dem Verstande, als dem einzig verlässlichen Kriterium der Wahrheit, die Grundanschauung Obradović's [3]), hat er ganz von ihnen entlehnt. Doch auch in Detailfragen finden wir Parallelen. Daneben blieben auch die religiös-gesellschaftlichen Reformen Josefs II. nicht ohne Eindruck bei Obradović, der den Kaiser sein ganzes Leben lang als das Ideal eines Herrschers tief verehrte. Herr Scherzer würde gut thun, ein allgemeines Werk über die Zeit Josef's II. durchzulesen, um sich zu überzeugen, dass die Reformen Josef's oft gleichsam wie praktische Verwirklichung der Theorien Obradović's erscheinen, und dass jene umgekehrt durch die theoretischen Abhandlungen Dositej's beleuchtet werden [4]).

H. Scherzer gefallen mehr die trockenen, abstrakten Fabeln Lessing's, als die sehr dramatischen, der Wirklichkeit entnommenen Fabeln Dositej's. De gustibus non est disputandum [5])! H. Scherzer zieht sogar gegen die Moral der Fabeln los [6]). Es ist schwer denkbar, dass der Brief Serafim's erdacht wäre [7]). Wir haben viel zu viel Persönliches im Antwortschreiben Obradović's, der gegen seinen Gegner sehr scharfe Bemerkungen fallen lässt [8]). Der Ton ist viel zu leidenschaftlich für eine erdachte Person!

---

[1]) Cf. darüber meine Untersuch. S. 189—190; über die Beeinflussungen Obr.'s im Allgemeinen S. 178—192.

[2]) »Basne« 251—252 (Ausg. von Jovanović).

[3]) Cf. meine Untersuch. S. 159 ff.

[4]) Cf. meine Untersuch. S. 191—192, auch 69, 134.

[5]) (Ueber die Fabeln Obradović's cf. meine Untersuchung S. 115—124), Scherzer S. 175.

[6]) S. 177; cf. meine Untersuch. S. 124—139.

[7]) Scherzer S. 179.

[8]) Cf. dagegen S. 60, Ausgabe Vozarović.

Herr Scherzer behauptet, Obradović habe aus dem Spectator nur die kurze Abhandlung über die Fabel entnommen, welche als Einleitung zu seinen »Basne« diente. Das beweist wieder, dass der Autor weder den Spectator, noch die »Sobranija« Obradović's gehörig durchgenommen hat [1]). Eine nicht tief genug gehende Bekanntschaft mit den Werken Obradović's selbst zeigt H. Scherzer auch an anderen Stellen seiner Abhandlung. Wenn er z. B. die »Ethik« Dositej's durchgearbeitet hätte, so könnte er nicht behaupten, dass sie »skroz i skroz nadahnuta kršćanskim duhom« [2]) sei, und wenn er die »Soveti« aufmerksamer durchgelesen hätte, so könnte er nicht sagen, dass das 6. Cap. in keinem Zusammenhange mit dem 1. und 5. stehe und dass das 3. und 4. ein Ganzes bilden [3]).

Statt uns eine mehr oder weniger genaue Charakteristik der Artikel der »Sobranija« nach dem Inhalt und Stil zu geben, liefert uns Herr Scherzer einen elementaren Bericht über die satyrischen Zeitschriften des verflossenen Jahrhunderts, erzählt ausführlich (weiss Gott wozu!) den Inhalt der Contes moraux von Marmontel und einer sehr schwachen Komödie Lessing's, die Obradović übersetzt hat [4]). Die Untersuchung H. Scherzer's über die Sprache der Werke Obradović's bringt nichts Originelles. Interessanter sind dessen Bemerkungen über die Uebersetzungen Dositej's. Richtig weist er darauf hin, dass sich Obradović's Uebersetzungen durch Genauigkeit nicht auszeichnen, dass der Uebersetzer oft nur den Sinn wiedergibt, dass er sich erlaubt, die Originale zu ändern, aus Eigenem etwas hinzuzugeben [5]), mit einem Worte: er verfährt so mit den Originalen, wie die russischen Uebersetzer des XVIII. Jahrh. H. Scherzer bespricht dann die Germanismen in den Uebersetzungen Obradović's, doch die von ihm angeführten Beispiele sind oft nicht sehr glücklich gewählt, und zeugen von der völligen Unbekanntschaft des Autors mit der Sprache der kirchenslavischen Bücher russischer Redaction und auch mit der russ. Sprache selbst. Deswegen zählt H. Scherzer Ausdrücke wie: *zakleti neprijatel*, *višeimenovani*, *visokoumije* [6]), sogar *sledovateljno* zu den Germanismen [7])!

Ungeachtet des nicht grossen Umfanges der Abhandlung, enthält diese doch viel Ueberflüssiges, z. B. den Rückblick auf die satyrischen

[1]) S. 183; cf. meine Untersuch. S. 183—185.
[2]) S. 181. [3]) S. 178—180. [4]) S. 183—186.
[5]) S. 185. [6]) S. 188. [7]) S. 189.

Zeitschriften des vorigen Jahrhunderts, die ausführliche Inhaltsangabe der Erzählungen Marmontel's und der Komödie Lessing's: »Damon und Leander«, die Aufzählung der Abhandlungen, die in »Sobranija« enthalten sind etc.

K. Radčenko.

Der Philomelamythus in der kroat. Volksdichtung.

Im Jahrgang 1894 der Agramer belletristischen Zeitschrift »Vienac« ist (auf S. 320—323, 333—335, 349—351, 362—366) eine Abhandlung von K. Pavletić unter dem Titel »Grčka priča o Prokni i Filomeli kod Hrvata« (die griechische Sage von Prokne und Philomela bei den Kroaten) erschienen. Hier wurde ein Volkslied von der »Filumena« abgedruckt, das der Einsender von einem alten Weibe, das weder lesen noch schreiben konnte, in Buccari (Bakar) aufzeichnete. Das Mütterchen behauptete, es vor vielen Jahren von einer Arbeitsgefährtin (bei der Wäsche oder beim Weinlesen) gehört zu haben. Das Lied wurde als »Kancuneta od kralja ki je privaril sestru svoje žene« (das Lied vom König, der die Schwester seiner Frau verführte) bezeichnet. K. Pavletić gab zu dem von ihm mitgetheilten Material seine Bemerkungen, die sich auf die Quellen des Philomelamythus beziehen, und kam zu dem Resultate, dass die im Munde des kroatischen Volkes lebende Version auf der bei Ovid (Metamorphos. VI, cap. 7) erhaltenen Darstellung dieser Sage beruhe. Allein Herrn Pavletić blieb ein kroatisches Gedicht desselben Inhaltes, das von einem Franziskaner Namens Fra Ivan od Zadra herrührt: »Historia od Filomene«, unbekannt. Dieses Büchlein[1])

---

[1]) Der volle Titel desselben lautet: »Historia od Filomene hchière chraglia Pandiana. A dana na sfitlo pò Fra Ivanu od Zadra, reda male bratie Svetoga Francisca. In Venetia MDCLXXII: Appresso Francesco Brogiollo. Con licenza de' Superiori e Privilegio. 16⁰. 1 + 28 (Šafařik und Kukuljević führen noch eine, angeblich im J. 1670 gedruckte Ausgabe an. *V. J.*). Das Gedicht ist in Zwölfsilbern abgefasst, mit dem Reim nur am Ende der Zeile, auch so können diese nicht besonders belobt werden. Man begegnet solchen Reimen,

zeigt sehr merkwürdige Berührungspunkte mit der Volkserzählung. Die classischen Namen nahmen in der volksthümlichen Darstellung folgende Gestalt an: aus Pandion wurde der in Talija lebende Bandijam, aus Progne — Brojna, aus Itys — Utih, aus Philomela — Filumena; Tereus wird König »od Zumbora« genannt. Die Umgestaltung des Namens Philomela in Filumena dürfte von Fra Ivan herrühren, der die Heldin seines Gedichtes so nannte. Die weitere Vergleichung der beiden Texte lässt keinen Zweifel an der Entstehung der Volkserzählung aus der Bearbeitung des Stoffes durch Fra Ivan (1672) aufkommen. Gleich anfangs (im 4. Verse) erzählt das Volksgedicht, dass Bandijam nach der Bitte des Königs von Zumbor, die Tochter an ihn zu verheirathen, »Kuntenat i vesel« war: bei Fra Ivan sagt Pandian aus gleichem Anlass »sam tomu kuntent i vesel dovolje« (S. 3). Nach dem Ausdruck der Einwilligung Bandijam's steht in dem Volksliede (V. 8—9):

> Z *veliken veseljen* Brojnu *rukovaše*,
> Još z većen veseljen kralju *dopeljaše*;

im Gedicht Fra Ivo's (S. 3) liest man, Tereus »vladik odpravi«:

> Da Prognu imaju pojti *rukovati*,
> Jer ju za kraljicu njemu *dopeljati*.
> I tako s *veseljem velikim* idoše.

Die Ankunft der neuen Königin bei ihrem Manne wird im Volksliede so erzählt (V. 10—11):

> Kralj kraljicu prime *veselo* ter *drago*,
> Ča bi njemu više leg *sega* svita *blago*.

Dem entsprechen bei Fra Ivo (S. 4):

> Kralj prija kraljicu *veselo* i *drago*,
> Koja mu dražja bi, ner *sve* ino *blago*.

Von dem Leben des jungen Paares heisst es im Volksliede (V. 12):

> Va ljubave mirno su živeli,

womit zu vergleichen bei Fra Ivan (S. 4):

> I zato s veseljem velikim živiše
> I ljubav velika meu njimi biše.

---

wie: volje — dovolje, idoše — pridoše (S. 3), pojti — dojti, pripravi — odpravi (S. 4) u. s. w.; andererseits harmoniren schwach solche Reime, wie: nevideći — nimajući (S. 6), staklo — isteklo (S. 7), obeća — od njega (S. 10) u. s. w. Höchst wahrscheinlich ist dieses Büchlein gemeint, das in dem Verzeichniss des Verlags des venetianischen Buchhändlers Bart. Occhi bei verschiedenen Ausgaben als »Historia di Filomena« oder »Historia od Filomene« angekündigt wird.

Im Weiteren stimmen die beiden Darstellungen mehr inhaltlich als im Ausdruck überein, dennoch vergl. V. 36:

»Ako je (sc. Filumene) ne vidi (sc. Brojna), živa neće biti«

und bei Fra Ivan (S. 6):

»Zač neće inako živa moći biti«.

Statt der Worte Fra Ivan's:

Kako ću ostati?
Tko će moju starost dotle guvernati?

steht in der Volkstradition (V. 41—42):

Ki će mene starca prigledati?
Ki će moju rusu glavu opojskati?

wo das Verbum »opojskati« an den bekannten volksthümlichen Ausdruck »obiskati« erinnert. Auch das Wort »funestra« (S. 7) kehrt in der Volksfassung als »ponestra« (V. 6—65) wieder.

In der stark verkürzten Erzählung der Volksfassung von der Abfahrt des Königs »od Zumbora« mit der »Filumena«, kommen folgende Anklänge an die Darstellung Fra Ivan's vor:

Volksthümlich: »Već su me mornari trikrat došli zvati,
Vrime nan je bog dal nazad putovati« (V. 46—47)

und bei Fra Ivan:

»Jur jesu mornari većkrat dohodili,
Vrime nam je lipo, tja bismo hodili« (S. 8).

Das Benehmen des Vaters vor der Abreise Filumena's, seine Rathschläge, seine Verabschiedung (S. 8—9) — alles das fehlt in der volksthümlichen Darstellung. Von der Seereise heisst es nur:

»Ča je njemu bilo z veseljen po moru,
A z onemi mlademi molnari« (V. 48—49),

die Worte erinnern an Fra Ivan's »Razlikim veseljem on se veseljaše« (S. 9). Nach der Volkserzählung führte (peljal) der König die Filumena »va' nu črnu goru« (V. 50), in der literarischen Bearbeitung »poča . . . van puta peljati« (S. 10), wo es keine Menschen gab, und brachte sie »v konjsku stalu« (ib.). Das Flehen Filumena's (S. 10) fehlt in der Volksdarstellung, ihre Vorwürfe [1]) gegen den König (S. 10—11) lauten anders, nur der Ausdruck:

»Ja ću tebe tužit sen ljuden od svita« (V. 54)

---

[1]) Unter den Schimpfworten gebraucht Filomena bei Fra Ivan auch den Ausdruck *patarin*: patarin prihudi, hudi patarine (S. 10—11).

erinnert an die Worte des Franziskaners:

»Ja ću po svem svitu da bude očito« (S. 11),

oder

»Da ako još kada k ljudem budu moći,
Pojti ću po svitu proseći pomoći« (S. 12).

Die detaillirte Beschreibung des Zungenausschneidens (S. 13) ist in der Volksüberlieferung in drei Versen zusammengefasst (V. 56—58).

Im Weiteren erzählt Fra Ivan (S. 13—27), dass der König Filomena in der Einöde unter Bewachung zurückliess und allein nach Hause heimkehrte. Die Frau fragt nach ihr, er antwortet aber, Filomena sei unterwegs erkrankt und gestorben. Prokne ist trostlos. Inzwischen brachte Filomena zehn Jahre in der Einöde zu und fand zuletzt ein Mittel, ihre Schwester vom Geschehenen in Kenntniss zu setzen: sie hatte mit Gold auf Seide ihr Schicksal geschrieben und durch ein ihr zugetheiltes Dienstmädchen an die Schwester übermittelt. Als diese das Geschehene gelesen, sann sie über die Rache, die sie an ihrem Manne nehmen sollte, nach. Am Bacchusfest:

. . . odiću napravi
I krunu od listja ter s toga postavi,
Listjem od berstrana svoj obraz pokrivši . . .

So gekleidet brach sie auf, Filomena zu suchen, sie fand sie und brachte sie nach Hause. Mit Zeichen gab ihr diese zu verstehen, sie sei an dem ganzen Vorgange unschuldig. Die Königin beschliesst, aus Rache an dem König Tereus, den Sohn Itys, der dem Vater sehr ähnlich war, zu tödten, was sie auch ausführt. Dann, da zum Bacchusfest »svude zakon takov, da nigdor nego muž ženom ima jisti«, ruft sie den König zur Mahlzeit und legt ihm den gebratenen Sohn vor. Auf die Frage des Königs, wo der Sohn sei, antwortet sie: »vor dir«. Der König erräth die Wahrheit so lange nicht, bis nicht Filomena mit dem Haupte des Itys eintritt. Da geräth der König in Zorn und Verzweiflung, er spricht unter anderem:

Ja sam zlo učinil, ja toga ne tajim;
Da sinak moj tužni ća učini, ne vim.

Mit dem Schwerte in der Hand will er die Schuldigen verfolgen, doch die Götter verwandeln sie alle in Vögel. Pandion vergeht vor Schmerz und Trauer.

In der volksthümlichen Version gleich nach dem 58. Vers:

Ča namisli (sc. kralj), to učini i zajik joj izvadi

heisst es:

Ona se posegne po list od bršljana
Pak ga j' napisala s krvcun i suzama,

und schickte das Blatt mit einer Schwalbe an die Schwester. Diese las es und beschloss aus Rache »ubit sina Utihoga«. Der Sohn wehrt sich:

»Mila majko, ča san van ja storil?
Ako je moj otac malo vriedno storil,
Ja van nisan kriv . .« (V. 82—84).

Dennoch schlachtet ihn die Mutter, bereitet aus dem Fleische eine Speise und legt sie dem König vor, als dieser »s konti i z baroni« erschien. Mit der Erklärung seitens Brojna's, dass der Mann seinen eigenen Sohn verzehrt habe (V. 92: »Sinoć si ga pojil . .«) bricht die Erzählung nach der Aufzeichnung Pavletić's ab. Das alte Mütterchen sagte, des weiteren erinnere es sich nicht mehr, nur so viel wusste es, dass »potle su se si zviri učinili i njejemu ocu na poneštru leteli«. Nach dem letzten Ausdruck darf man an Vögel denken.

Zur volksthümlichen Version bemerkt H. Pavletić (S. 349), dass neben der Darstellung des Ovidius in Italien irgend eine andere Version mündlich sich fortpflanzen konnte, aber dass die kroatische Version mit der Darstellung des Ovidius zum Theil selbst in Einzelheiten übereinstimme. Er verweist (S. 350—351) selbst auf wörtliche Uebereinstimmung in den Klagen und Drohungen Filomela's. Bei Ovidius liest man:

Quandocunque mihi poenas dabis. Ipsa pudore
Projecto tua facta loquar. Si copia detur,
In populos veniam; si silvis clausa tenebor,
Implebo silvas et conscia saxa movebo.
Audiat haec aether et si deus ullus in illo est.

In der kroatischen Version:

Ja ću tebe tužit sen ljuden od svita,
Sen ljuden od svita, Bogu velikomu!

Nun oben wurde gezeigt, dass diese zwei Verse bei Fra Ivan ihre Entsprechung haben.

H. Pavletić meint (S. 366), dass das kroatische Lied auch bezüglich des Versmasses bemerkenswerth sei, da in ihm verschiedene Metren vertreten seien, am häufigsten Zehn- und Zwölfsilber. Was den Zehnsilber anbetrifft, sollte dieser in einem epischen Volksliede nichts Auffallendes sein. Der Zwölfsilber dagegen könnte, nach unserer Auffassung — leicht aus dem Vorbilde, der »Istorija« Fra Ivan's, entlehnt sein.

I. M. Petrovskij.

Kleine Mittheilungen.

Der Hochzeitsschwank im ragusanischen Liederbuch vom J. 1507.

Unter den Liedern des zweiten Theiles dieser Handschrift, deren Autorschaft nach dem, was von mir darüber auf S. 215—230 gesagt wurde, erst festzustellen ist, und welche mit den Liedern des ersten Theiles unter dem Namen des Š. Menčetić und Ǵ. Držić im II. Bande der *Stari pisci hrvatski* herausgegeben wurden, befindet sich auch eine kleine dramatische Scene, welche ganz bestimmt zur Aufführung bei einer Hochzeit bestimmt war und wohl auch aufgeführt wurde (o. c. S. 441—448). Schon der Herausgeber des Liederbuches, Prof. Jagić, vermuthete, dass dieses Stück eine einfache Uebersetzung sein könnte (o. c. XI), — eine Vermuthung, welche durch den Umstand stark unterstützt wird, dass die Didaskalien nicht in serbokroatischer, sondern in italienischer Sprache geschrieben sind. Als ich mich also vor einiger Zeit mit diesem Stücke etwas genauer beschäftigte, stand es für mich fest, dass dasselbe speciell aus dem Italienischen übersetzt sei. Leider konnte ich in den mir hier zugänglichen Hilfswerken nichts Aehnliches finden, und so wandte ich mich an Prof. Vittorio Rossi in Pavia, der vor kurzem eine schöne Geschichte der italienischen Literatur im XV. Jahrh. verfasste, da das italienische Original in irgend einem vor dem J. 1507 verfassten Werke zu suchen war. Auf Grund des von mir Herrn Prof. Rossi mitgetheilten Inhaltes des kleinen Stückes machte mich dieser Gelehrte in der liebenswürdigsten Weise auf eine dramatische Scene im Werke *Fior di Delia* des Neapolitaners Antonio Ricco aufmerksam, welche ihm aus einer späteren Ausgabe aus dem J. 1514 bekannt war, die aber seiner Meinung nach vor oder wenigstens in dem J. 1507 geschrieben sein dürfte, da eine zweite ähnliche Scene, welche der ersten folgt, die Anmerkung trägt, dass dieselbe in Venedig am 12. Februar 1507 aufgeführt wurde; die Sache war aber noch nicht sicher, da Herr Prof. Rossi in Pavia ein Exemplar dieses Werkes des A. Ricco nicht bei der Hand hatte. Es hiess nun den *Fior di Delia* finden; doch war dies, trotzdem ich mich an die reichhaltigsten Antiquariate Italiens wandte, nicht möglich, und so musste ich mich mit einer Abschrift aus der in der Marciana in Venedig (Miscell. 2361. 1) aufbewahrten Ausgabe des J. 1514 begnügen, die ich mir anfertigen liess. Ein flüchtiger Vergleich mit dem italien. Texte zeigte mir sogleich, dass ich das Original zu unserem Hochzeitsschwanke vor mir hatte,

wenn auch einige nicht unwesentliche Abweichungen dafür zu sprechen schienen, dass unsere Uebersetzung nicht nach dem der Ausgabe vom J. 1514 zu Grunde liegenden Texte verfertigt wurde; eine ältere Ausgabe des *Fior di Delia* konnte ich aber nicht auftreiben, besonders die erste nicht, welche Brunet (IV, Col. 1276) also beschreibt: »Opera di Ant. Riccho napolitano, intitulata Fior di Delia, Venetiis, Manfredo Bono da Monteferrato da Sustreco, 1507, al di XV del mese di marzo, pet. in-8. de 68 ff. non chiffr., sign. A—P.« Das genaue Datum der ersten Ausgabe zeigt uns aber, dass diese am 15. März 1507 in Venedig gedruckte *Farsa* des A. Ricco im Laufe desselben Jahres sehr leicht nach Ragusa gelangen und dort übersetzt werden konnte, wenn wir nämlich daran festhalten wollen, — was mir allerdings jetzt als sehr wenig wahrscheinlich erscheint (vgl. S. 230), — dass das ragusanische Liederbuch in seinem ganzen Umfange im Laufe des J. 1507 geschrieben wurde. Uebrigens, wenn — wie dies wenigstens sehr leicht möglich ist — die Ausgabe des *Fior di Delia* aus dem J. 1514 bloss einen unveränderten Abdruck des Textes vom J. 1507 enthält, so möchte ich eher glauben, dass die ragusanische Uebersetzung, welche besonders am Schlusse vom italienischen Originale wesentlich abweicht, nicht nach einer gedruckten Ausgabe, sondern nach einem handschriftlichen Exemplar, höchst wahrscheinlich noch vor dem J. 1507, zu Stande kam, umsomehr als diese Abweichungen nicht nur den eigentlichen Text betreffen, wo sie etwa durch die Uebersetzung selbst veranlasst sein konnten, sondern auch die unübersetzt gebliebenen Didaskalien, wo also ein zwingender Grund zu solchen Abweichungen absolut nicht vorlag. So, um ein Beispiel in dieser letzteren Beziehung zu geben, heissen die »Interlocutori« in der Ausgabe vom J. 1514 »Pallas, Junone, Phebo da Loraculo (für ‚da l' oraculo'), Vener, Cupido, Lo Amante, Et la donna«, im Liederbuche dagegen: »Pallas, Juno, Apollo, Venus, Cupido, Amante, Amata et Jupiter« (S. 441). Das Fehlen des Jupiter im ital. gedruckten Texte erklärt sich nun dadurch, dass Jupiter nach demselben in der That nicht auftritt, aber warum hätte der ragusanische Uebersetzer des Textes in diesem Verzeichniss für »Phebo« — »Apollo« und für »la donna« — »amata« gesetzt? Noch stärker weichen die Didaskalien im ital. Texte von den unsrigen ab, und zwar sind in der Regel die letzteren knapper gehalten, was auch dafür spricht, dass sie einer älteren Redaktion angehören.

Im Inhalte finden sich dagegen — mit Ausnahme des Schlusses — keine wesentlichen Abweichungen zwischen dem italienischen und unserem Texte. Pallas tritt an Juno mit der Bitte heran, ein junges, ihr liebes Paar durch die Bande der Ehe zu vereinigen, Juno aber weist sie deswegen an Venus, zu welcher nun Pallas sich begibt, unterwegs aber dem Apollo ein Opfer bringt, um von ihm die Zukunft ihrer Schützlinge zu erfahren. Nachdem sie von Apollo eine günstige Antwort erhalten, erbittet Pallas den Beistand der Venus, welche sie wiederum an Cupido weist. Sie suchen ihn auf, und Venus bringt ihm die Bitte der Pallas vor. Cupido stimmt zu, nimmt seinen Bogen und Köcher und verwundet mit seinen Pfeilen zuerst die »Geliebte«, welche sogleich über ihre Liebesqualen klagt, dann den »Geliebten«, welcher dasselbe thut. Doch Letzterer erkennt auch, wer die Ursache seiner Pein ist, und

macht dem Mädchen eine regelrechte Liebeserklärung, welche von der Geliebten gnädig aufgenommen und durch einen Kuss besiegelt wird. Bis hierher entwickelt sich in beiden Texten das kleine Drama ganz gleich, um aber etwas verschieden abzuschliessen; nach dem Italienischen, »nachdem die Geliebte den Geliebten geküsst hat, fängt die Musik (*i soni*) zu spielen und der Geliebte mit der Geliebten zu tanzen an«. In unserem Texte dagegen folgt dem von der Geliebten angekündigten Kusse ein kurzer Segen der Pallas (*Benediczion de Pallas*) in 4 Versen, worauf Jupiter den Ehebund mit den Worten schliesst (*Jupiter conjunga le sponsalizie con parole subsequente*): »Vivite felices castique cupidinis ambo | exercete diu dulcia bella simul, | et videat tota vos ludere nocte lucerna, | donec vos faciet curva senecta graves«; erst dann tanzen der Geliebte und die Geliebte zusammen (*Finito faza l'amante colla amata insieme un ballo*). Das ist kaum ein vom Uebersetzer herrührender Zusatz, denn speciell lateinische Hexameter kommen auch sonst im Stücke vor; so gibt Apollo seine Antwort der Pallas in zwei lat. Hexametern, und sowohl die Geliebte als auch der Geliebte schliessen ihre Liebesklagen ebenfalls mit lateinischen Hexametern ab.

Sonst entspricht unser Text ganz genau dem italienischen, wenn man davon absieht, dass die Uebersetzung nach den Begriffen, die man damals von einer solchen literarischen Thätigkeit hatte, eine sehr freie ist, welche nur im Allgemeinen dem Gedankenzuge folgt, im Einzelnen aber nicht unerheblich vom Originale abweicht. Der Sinn des italienischen Originals ist allerdings überall richtig getroffen, doch die Sprache ist sehr spröde und holperig, wie übrigens bei allen ältesten ragusanischen Dichtern, so dass das an und für sich unansehnliche Stück in der unbeholfenen Uebersetzung noch weniger befriedigt; doch die ehrwürdigen ragusanischen Bürger, welche im Anfange des XVI. Jahrh. — vielleicht zum ersten Male? — bei einer Hochzeit auch eine »Komödie« in ihrer Sprache aufführen sahen, dürften mit derselben sehr zufrieden gewesen sein! Der Uebersetzer hat ferner auch insofern eine Aenderung in der Sprache eintreten lassen, als er wohl zwei Götter des Olymps lateinisch sprechen lässt wie das Original (den Jupiter am Schlusse des Stückes und den Apollo in seiner Antwort an Pallas), dagegen übersetzt er die lateinischen Hexameter, mit welchen sowohl die Geliebte als auch der Geliebte ihre Wehklagen abschliessen, und der lateinischen Antwort des Apollo lässt er auch eine serbokroat. Uebersetzung folgen; in Italien konnte man nämlich in viel grösserem Umfange ein Verständniss für lateinische Verse voraussetzen, als in Ragusa. Man sieht aber, dass die Uebersetzung — was Pavić ohne jeden Grund bezweifelt (Hist. dubr. drame S. 27) — wohl dazu bestimmt war, in Ragusa aufgeführt zu werden. Dies bestätigt uns auch der weitere Umstand, dass dort, wo der ital. Text von dem jungen Paare spricht, »che *Venetia* non ha pare«, der Uebersetzer sagt: »er slike ne imaju *u svemu mjestu ovom*« (V. 31).

Der ragusanische Uebersetzer hat im Grossen und Ganzen auch das Metrum des Originals beibehalten, mit der principiellen Abweichung, dass er die italienischen Hendekasyllaben durch die vor Gundulić in ganz Dalmatien allgemein üblichen Zwölfsilber wiedergibt. Die Terzinen und Oktaven des

Originals lässt er aber in der Regel fallen, und verwendet dafür das gewöhnliche altdalmatinische doppelgereimte Distichon; nur in der Ansprache der Venus an Cupido (V. 117—144), sowie in der Wehklage des Geliebten (V. 215 bis 242) behält auch er die italienischen Terzinen, doch mit viel freierer Reimverbindung als im Italienischen. Ebenso ist in unserem Text das die Antwort des Cupido an Venus enthaltende Sonett (V. 145—158) erhalten, ebenfalls mit anderer Reimverbindung (die ersten acht Verse gehen alle auf *-im* aus!). Einzelne Theile des ital. Originales bestehen ferner zwar ebenfalls aus Hendekasyllaben, welche aber in der Weise durch den Reim verbunden sind, dass der Schluss jedes Verses mit dem Schlusse der (fast ausnahmslos mit der siebenten Silbe ausgehenden) ersten Hälfte des folgenden Verses reimt, z. B. Quando penso et rip*enso* | Con l' intellecto e il *senso* de sta c*osa* | mi pare dubi*osa* che forse che u.s.w.; hier wollte der Uebersetzer dasselbe Metrum verwenden (V. 53—67, 80—116), doch ist ihm das nur insofern gelungen, als er dieselbe Reimverbindung herzustellen vermochte, während der Umfang der einzelnen Verse zwischen 11 und 14 Silben schwankt. Was aber die Reime anbelangt, so sind dieselben — wie übrigens bei allen altdalmatinischen Dichtern — sehr mangelhaft, so dass z. B. auch *dostojnu* mit *podobnu* (V. 87, 88) und *pravit* mit *prosit* (V. 92, 93) reimt.

Das ital. Original gibt keine Veranlassung, in dem Texte unserer Uebersetzung irgend welche Verbesserungen vorzunehmen; die wenigen von Jagić vorgenommenen und durch den Sinn geforderten Korrekturen der handschriftlichen Ueberlieferung werden bestätigt. Es sind aber wohl nur Druckfehler *budu* für *bude* in V. 57 und *sacriste* für *sacris te* in V. 76, während in V. 97 *pribivaje* des Reimes wegen in *pribivav* zu ändern ist. Auch für die Verbesserung der im Liederbuche wohl schlecht abgeschriebenen und daher wenig verständlichen Verse 80—87 gibt das Original keinen genügenden Anhaltspunkt; hier lautet die entsprechende Stelle: »Inclita Venere | Che spesso in trita cenere conuerti | Li sensi human experti ad seguitare | Quel almo singulare pharetrato | Figliol tuo cieco alato. Quel to Marte | Che dal ciel non si parte, ma si sente | Ti salui e ti contente, in leta pace | Secundo più ti piace: Hauendo inteso | Et molto ben compreso il tuo valore | Che donna gran terrore ad ogni gente, | Pensato ho nela mente, donar merto | Ad un mio seruo experto . . . .

Ich will noch nicht eine Vermuthung darüber aussprechen, wer diese italienische *Farsa* übersetzt habe, denn wir müssen jetzt als feststehend annehmen, dass im zweiten Theile unseres Liederbuches Erzeugnisse mehrerer Dichter und nicht nur des Š. Menčetić und G. Držić zusammengeworfen sind. Es müssen zuerst die diesem zweiten Theile gehörenden Lieder inhaltlich und sprachlich mit den echten Liedern dieser beiden ältesten und noch anderer Dichter des XVI. Jahrh. (Vetranić, Čubranović, Dimitrović u.s.w.) verglichen werden, um eine einigermassen begründete Ansicht darüber vorbringen zu können. In sprachlicher Hinsicht bietet aber diese Uebersetzung ein recht charakteristisches Merkmal, nämlich die auffallend häufige Verwendung der Partikel *nu*, wo diese nicht ihre gewöhnliche adversative Bedeutung hat, sondern eher aus metrischen Gründen steht z. B. gleich im Anfange: Višńi bog

od nebi u vječnoj radosti daj mir *nu* sad tebi u svemu zadosti . . . (V. 1. 2); vergl. noch V. 24. 35. 56. 57. 61. 64. 75. 81. 103. 106. 119. 146. 154. 157. 196. 252. Ich habe eine solche Anwendung des *nu* bei keinem der älteren ragusanischen Dichter beobachtet.

Wien. *M. Rešetar.*

Was bedeutet καυκο-διάκονος?

In dem griech.-engl. Wörterbuch des Sophocles (Greek Lexikon of the Roman and Byzantine Periods. Newyork 1887) bleibt der Ausdruck unerklärt: »*Καυκο-διάκονος, ου, ὁ* quid? Theoph. 586. 10: *Νικόλαόν τε τὸν ἀπὸ καυκο-διακόνων σοφιστὴν γεγονότα τῆς ἰατρικῆς ἐπιστήμης.* Etwas höher steht in demselben Wörterbuch »*καύκα* patera Gloss.« In meiner Heimath, Castella bei Spalato, und in der Umgebung, z. B. in Traù und auf den Inseln bedeutet *kȁuka* in kroatischer Sprache tonsura, und ist im Gebrauch sehr üblich der Spruch: »di je kauka nima jauka«, d. h. einem Priester geht es gut. Auch Parčić schreibt in seinem Wörterbuche: kavka tonsura da prete, cherica. Ist nicht vielleicht dieses kroatische Wort griechischen Ursprungs, von *καύκα* in übertragener Bedeutung (vergl. russ. гуменце) herübergenommen? In diesem Falle müsste das Wort sehr alt sein, aus den Zeiten herrührend, wo in Dalmatien der byzantinische Einfluss stark war.

Gust. Meyer schrieb in der byzant. Zeitschrift (III. 162) über das Wort *καῦκα*, aber die Bedeutung tonsura kannte er nicht. Ich möchte dennoch fragen, auf Grund der kroatischen Bedeutung des Wortes *kauka*, ob *καυκα-διάκονος* nicht einen diaconus cum tonsura bedeutet? Dr. *J. Aranza.*

Eine Notiz zur kroatischen Glagolica).*

Bekanntlich ist in der kroatischen Glagolica der Buchstabe *d* eckig, die beiden Schlingen sind durch Vierecke ersetzt. In dem jüngeren Ductus der Schrift, in den Denkmälern aus der zweiten Hälfte des XIV. und aus dem XV. Jahrh. ist das rechte Viereck bedeutend niedriger als das linke, während in den ältesten Denkmälern des kroatisch-glagolitischen Typus die beiden Vierecke die gleiche Grösse haben und durch einen geraden Verbindungsstrich verbunden sind, der als Erinnerung an die ursprüngliche Gestalt in dem Laibach. Homilienfragment und dem Fragm. der hl. Thekla noch bogenförmig sein kann. Den runden Typus des *d* haben unter den kroat. Denkmälern nur die Wiener Fragmente und das Mihanović'sche Fragm., so dass der Uebergang vom runden Ductus zum eckigen in das Ende des XII. und in die erste Hälfte

---

*) Diese Notiz war vor Jahren für die »Kleinen Mittheilungen« bestimmt. Wie so leicht in jeder Redaction geschieht, verblieb sie im Portefeuille unbenutzt bis heute. *V. J.*

des XIII. Jahrh. fallen muss. Ich war deshalb nicht wenig erstaunt, als ich im Sommer des verflossenen Jahres auf einer Steininschrift aus dem J. 1470 auf dem südlichen Stadtthurme in Omišalj (Castelmuschio) auf Veglia noch ein *d* mit ganz reinem runden Ductus fand. Rund sind beide unteren Schlingen, rund und zwar hoch, so dass die Schlingen nicht ganz bis zur Hälfte reichen, auch der Verbindungsstrich. Nur die linke Seite der rechten Schlinge ist gerade. Da sich die Inschrift in einer Höhe von 7—8 m befindet, so konnte ich nur einige Worte lesen. Es sind Steininschriften zwar keine Handschriften, und die ersten bieten manches Abweichende, doch ist es immerhin beachtenswerth, dass sich ein solches *d* noch gegen Ende des XV. Jahrh. erhalten findet, also fast drei Jahrhunderte länger, als wir dies bis jetzt aus den Handschriften wussten. (†) *V. Oblak.*

Ein mittelalterliches moralisches Recept.

In einer schön geschriebenen Handschrift serb. Redaction (in meinem Besitze) ohne Jahresangabe (wahrscheinlich Ende des XV. Jahrh.), welche Messen zweier serbischen Heiligen (König Milutin und Fürst Lazar) und Слово ѿ прѣданїи га нашего їу ха вь сты и великы пе прѣпобнаго й бгоноснаго ѿца нашего Єфрема сирїанина enthält, befindet sich auf der letzten Seite folgende Erzählung:

Глахꙋ ѿци, ӥко нѣкоторы мны приходѣ ѿ скꙋта, прїидѣ вь враб҆ницꙋ и видѣ тамо различ҆нїе нѣдꙋгы ӥмꙋщїи. Комꙋжо ѿ вра даше се ӥже на потрѣбꙋ. Вьшь брать й видѣ ѥго вра. И вьпроси ѥго: Кое ради вины прїидѣ кь намь, мни же ѿвѣщавь ре. Єли билїе оуспѣвающее на потрѣбленїе множьства грѣховь. Єи, ре врачь, пойди чедо, въз҆ми Корѣнь дхов҆наго оубожтва й трьпѣнїю листвїе, смѣренїю цвѣть й мтвѣ вѣтвїа, и сьтрьвь смѣси вь кꙋтлѣ послꙋшанїа, й ѿсей блгым рѣшето помыш҆ленїа, и тако вьложи вь грьн҆ць блгые сьвѣсти, й прилѣи водꙋ ӥже ѿ сльзь, и поклопи любовїю и ѿ йзоль вьжезы пламень бжтв҆наго желанїа, да ега довол҆но вьз҆врить из҆сипль е вь блюдо раз҆ꙋженїа й причести се льжицею покаанїа й ѿбриши се оубрꙋсомь йсповѣданїа и тако ѿцѣстиши (im Codex: ѿсестиши) грѣховь твои множьство и ѿ сы йстин҆ны хртїанинь нареши се. *Tih. Ostojić.*

Eine cyrillische Urkunde aus dem Jahre 1434.

Im Archiv des Franziskaner Klosters zu Tersat bei Fiume befindet sich unter anderen, grösstentheils von der Familie der Frangopani ausgestellten Urkunden, auch die folgende, deren Abdruck schon vor Jahren durch die Freundlichkeit des Pater Marian Širca ermöglicht wurde, der dem verstorbenen Dr. Oblak die Abschrift des Originals gestattete. Die Urkunde ist auf Pergament mit leicht leserlicher Cyrillica geschrieben. Der Typus der Schrift ist der im XV. Jahrh. bei Urkunden gewöhnliche, der bekanntlich in der Entwickelung jenem, wie er in den Texten kirchlichen Charakters zum Ausdruck kommt, vorausgeeilt war. Trotzdem kann aber die Schrift noch bei weitem nicht cursiv genannt werden. Der Urkunde ist noch das gut erhaltene Siegel beigehängt. Im Uebrigen wäre etwa nur zu bemerken, dass das Zeichen ⸸ (ћ) für ђ und ћ verwendet wird — also ein späterer Zustand — und dass ѣ in der lautlichen Geltung des *i* nur in der Ligatur mit *r*, also in der Lautgruppe рѣ erscheint; hier ist sie aufgelöst. Ich theile die Urkunde, da sie in der verunglückten Neuausgabe der Agramer Akademie nicht zu finden ist, nach der Abschrift des verstorbenen Dr. Oblak mit.

Ми бань Иванишь кнезь Цетинки и Клишьки и веће дамо вити всакомꙋ чловикꙋ, комꙋ се достои по семь нашемь ѿтворенꙋ листꙋ, да ꙋчинисмо тꙋи милость Дминославꙋ Вехоевићꙋ и нкговꙋ ѿсьтатькꙋ по прошни почьтованога мꙋжа ѿца нашега дꙋховнога Жꙋвана викара Босаньскога: ѿстависмо реномꙋ Дминославꙋ и неговꙋ ѿстатькꙋ всаки доходакь, ки би имиль к намь пристоити ѿ нега, тако дꙋкатьни, тако житни, тако всакꙋ слꙋжбꙋ, ка би пристоила ѿ нега к намь; и заповидамо тврьдо всимь власникомь нашимь, ки сꙋ сада и ки хоте наприда бити, да више реногa Дминослава имаю ꙋ всемь ѿвоме др'жати више писаномь и да не имаю зань ни кдьне потрѣбе ни кдпимь хꙋдимь диломь ни кдьнимь дохотькомь ки би к намь пристоиль, ни кдьномь заповидию. и иоще га прѣдасмо ꙋ слꙋжьбꙋ црикви свете Марѣк подь Всинкмь с ономь земьлемь (sic) кꙋ мꙋ смꙋ (sic) дали и заминили за неговꙋ крчь. и на все ѿво више писано дасмо Дминославꙋ ѿвь нашь ѿтворень листь подь нашꙋ печать ва вичне потврьение нкмꙋ и неговꙋ ѿсталомꙋ. писань подь Всинемь двадесеть и дрꙋги дань геньвара миeсеца. лита госпoдина тисꙋћа четири ста трѣдесеть и четири:

V. J.

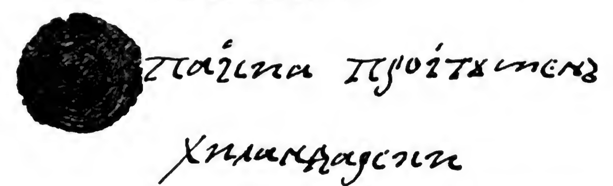
Ein Document zur Biographie des bulgarischen Historikers Paysius aus dem Jahre 1761.

Das nachfolgende Document, dessen Inhalt ein von dem bekannten bulgarischen Historiker Paysius eigenhändig unterschriebener Revers über das für das Chilandarer Kloster in Empfang genommene Geld und einige andere Sachen bildet, ist weniger beachtenswerth durch die im Revers aufgezählten Sachen, als durch die, wie ich glaube, jetzt zuerst bekannt gewordene Thatsache, dass Paysius im J. 1761 von Chilandar aus, wo er Proigumen war, nach Karlowitz geschickt wurde. Die Publication des Documentes verdanken wir der Freundlichkeit unseres hochgeschätzten Mitarbeiters Ilarion Ruvarac.

Ре́версъ.

Како и̓ долꙋ подпи́сатый ѿ Преѡсщеннѣйшаго и̓ Превосходи́телнѣйшаго Гдна Гдна Архіеппа и̓ Мітрополіта Паvла Ненадовича, Нашего общежителнаго Мнтра Хиландара Герасима Архімандріта преставлшагося тестаменть и̓ в' немь свѐ по ре́дꙋ како шпецифицирато движиме и̓ недвижи̂ме вещи, ѝ Новаца какѐ слѣдꙋють, 221 цеки́нъ дꙋкать, Осамдесетьшесть холендскихь дꙋката, и̓ у бѣлѡ новци 13 f. кое со сви́мь чини сꙋма 1295 f. 57 x, и̓ словомь велимь хилядꙋ двестоти̂не, деветдесеть петь форинти и̓ петдесеть седмь крайцара у̓ готовꙋ. К томꙋ Іеромонахомь Тимоѳеемь хиландарцемь без вѣдомости тогоже мнтра братства и̓ Настоятеля и̓знешеннѣ нѣке хрисовꙋлѣ ка̀ко слѣдꙋють пе́рва. Завѣть с. Саввы Архіеппа, втора. ѿ Болайце что ѐ дао кра́ль Ла́зарь село и̓ виноградь. третія. христовꙋля (sic!) дꙋбровни́чка. Четвертая. с. цара Стефана за̀ Кꙋметицꙋ. Петая Стаго Стефана за̀ село Болайцꙋ, Шестая. Пи́смо ѿ бꙋкꙋрещкога Прінца за̀ млтыню. Сверхꙋ того̀ облигаціе комꙋ что̀ даваль преставлшыйся Архімандріть, по̂ послѣдꙋющими Нꙋмерами; перва. Бечкеречани̂на Лазара Чакрляна, ѿ 1000 f. 2а Карловчани̂на Ѳеодора Гаvриловича ѿ 10 f. 3ая Іеромонаха Димітрія Хиландарца ѿ 50 f. Четве̂тая. ѿ Косте Капитановића Карловчани̂на ѿ 12 f. Петая ѿ мнтра Хиландара за̀ 286 гроша, сь шпецификаціею бывшаго ѿ погребꙋ трошка и̓ кви́тами комꙋ что́ дато по̀ теста́ментꙋ. Свр'хꙋ того̀ различная Писанія преставлшагося Архімандріта сь хали̂нами по̀ шпецификаціи кромѣ и̂хь Екцелленціею, Архімадрітꙋ Шишатоваковꙋ Вікентію, и̓ Реметскомꙋ Ігꙋменꙋ Аѳанасію дарованныхь халинахь, и̓справно кь моимь рꙋкамь есамь прими́ль, нити что̀ выше при вы-

шетитълованной йхь Еѯцелленцій ѿ останка преставлшагося Архімандріта Герасима заостаеть, нò бꙋдꙋћи дà за тое йстое примити нарочито ѿ братій Мн҃: Хиландара есамь ꙋ҆ Карловце послáть, тáко сь настоящымь моймь реверсомь овбезꙋю (sic) и҆ обеħяюсе, дà хоħю прàво и҆ вѣ̀рно свè мнѣ̀ дò найменшаго врꙋчéнное ꙋ҆ Мн҃трь ѿнести, и҆ пò облигаціами Новце покꙋпити и҆ предати. Зáто и҆менемь сво͏ꙇ҆м и҆ собственія рꙋки по҆дписаніемь и҆ печатію ꙋ҆тверждаю и҆ реверсираю. Во Карловцѣ 21° дне мц҃а Maia. лѣта 1761.



Der Abdruck ist hier wörtlich, Siegel und Unterschrift nach dem Original gegeben. Der Text des Reverses selbst rührt nicht von der Hand des Paysius her. Von ihm ist nur die eigenhändige Unterschrift, deren Züge sich durch eine gewisse mittelalterliche Schwerfälligkeit von der gefälligen, schon ganz modernen Cursive des Textes des Reverses augenfällig unterscheiden.

V. J.

Rumänisch-kroatisches Vaterunser und Avemaria aus Poljica auf der Insel Veglia vor dem Jahre 1825.

Bekanntlich hat Miklosich in seinen im J. 1879 erschienenen »Wanderungen der Rumunen in den dalmatinischen Alpen und den Karpaten« (Denkschrift der kais. Akad. d. Wissensch. Wien B. XXX) aus der Insel Veglia zwei rumänisch-kroatische Vaterunser und Avemaria mitgetheilt. Der erste Text wurde in den siebziger Jahren nach der Mittheilung eines alten Mannes (Mate Bajčić) aus Poljica aufgezeichnet. Den zweiten entnahm er dem Buche Cubich's (Notizie naturali e storiche sull' Isola di Veglia. Trieste 1874), der seinen Text wieder von dem gewesenen Pfarrer und Dechant von Vrbnik (Vrbenico), Namens P. Volarić, erhalten hatte. Woher Volarić diesen bei Miklosich als Nr. 2 mitgetheilten Text bezogen, wusste man bisher nicht mit voller Sicherheit, obgleich schon Cubich auf Poljica hinwies (S. 118). Ich bin in der Lage, zum Theil wenigstens die Sache aufzuklären. Der von Volarić s. Z. an Cubich gerichtete und von diesem herausgegebene Text stimmt nahezu wörtlich überein mit einem schon vor dem 5. Jänner 1825 an Jacob Supan in

Laibach gesendeten Text, dessen Original sich in meinen Händen befindet. Das ist ein in Briefform erhaltenes Blatt Papier, dessen zwei innere Octavseiten ausgeschrieben sind. In der ersten Zeile, die über beide inneren Seiten sich erstreckt, liest man: Pater noster — et Ave Maria in lingua Poglizana. Darauf folgt auf der rechten Seite das lateinische Pater noster und Ave Maria, die ich selbstverständlich nicht abzudrucken brauche. Auf der linken Seite aber als Parallele dazu der rumänisch-kroatische Text, der so lautet (ich drucke ihn ohne Trennung der Wörter ab, die Zeilenangaben sind von mir):

(1) Çaçe nostru kirle jesti in çel; (2) nekase sveta nomelu tev; (3) neka venire Kragliestvo to; (4) neka fiè voglia ta, kassi jaste in çel; (5) assasi prepemint. (6) Pire nostre dessa kazi da ne ostecz. (7) Si lasene delgule nostre, kassisi noj (8) lessam al delsniç a nostri. (9) Si nun lessaj in ne nappasta. (10) Nego ne osloboda de rev. Afsasifi.

(11) Sora Maria pliena de milosti Domnu (12) kutire. (13) Blagoslovitest tu intre mulierle si (14) blagoslovituj ploda della utróbba (15) ta Jsus. (16) Sore Maria Majula Domnu roghè (17) Domnu za noj ak' moçe, si in vraj. (18) me de morte a nostru. Afsasifi.

Vergleicht man diesen Text mit dem aus Cubich bei Miklosich mitgetheilten, so ist an der vollständigen Identität derselben nicht zu zweifeln. Die Unterschiede beschränken sich auf folgende Kleinigkeiten:

Z. 1 esti : jesti, çèr : çel; Z. 2 numelu : nomelu; Z. 4 çer : çel; Z. 6 astez : ostecz; Z. 7 las ne : lase ne; ib. bei Cubich-Miklosich ausgefallen nostre; Z. 9 nu : nun; nepasta : nappasta; Z. 13 intra : intre; Z. 14 utroba : utróbba; Z. 16 sora : sore; roghé : roghè; Z. 17 akmoçe : ak' moçe.

Man darf daraus den ziemlich sicheren Schluss ziehen, dass der Cubich-Miklosich'sche Text in der That aus Poljica stammt. Das bei mir befindliche Blatt, unten leider beschnitten, zeigt unter dem Text von einer anderen Hand geschrieben folgende Worte: N. Algarottius J. Supano p. S. d. Man ersieht aus den Schriftzügen und der Stellung ganz deutlich, dass der hier genannte N. Algarotti im besten Falle der Uebersender des Textes an Jacob Supan war; den Text selbst wird er von Jemandem erhalten und seinen Gruss nur hinzugeschrieben haben. Vielleicht schöpften der unbekannte Schreiber dieses Textes und Peter Volarić (für Cubich) aus derselben Quelle. Auf der Rückseite des Blattes steht die Adresse an Jacob Supan: All' Illustre Signore Sig. Sig. Pre Col. Sig. Dr. Giacopo Supan Professore in Lubiana. (Ist diese Adresse von Algarotti geschrieben oder nicht, das ist schwer zu sagen.) Ueber der Adresse hat aber eine andere Hand (vielleicht die des Empfängers, d. h. Supan's?) angemerkt: 5 Jäner 1825.

Der ganze Zusammenhang also ist folgender. Jacop Supan wird während seiner Bereisung der Insel Veglia auch von der rumänischen, schon damals im Aussterben gewesenen Sprache gehört und sich dafür interessirt haben. Aus diesem Anlass bekam er von Algarotti das Vaterunser und Avemaria, das diesem Jemand zugeschickt hatte. Die Aufzeichnung dürfte in Poljica selbst, jedenfalls spätestens im J. 1824 geschehen sein. *V. J.*

Zwei Briefe Dobrowský's an Kopitar.

Die beiden nachfolgenden Briefe hatte Herr L. Pintar, Scriptor der Laibacher Lycealbibliothek, daselbst im Kopitar'schen Nachlass aufgefunden und uns zur Mittheilung im Archiv freundlich überlassen. Der erste von den beiden Briefen gehört in meiner Ausgabe (Briefwechsel Band I) vor Nr. 27. Ich hatte daselbst auf S. 194 auf diesen Brief als nicht auffindbar hingewiesen. Nun ist also die Lücke ausgefüllt. Der zweite Brief würde in meiner Ausgabe vor Nr. 28 Platz finden. Auch auf diesen Brief verwies Kopitar in seinem Antwortschreiben Nr. 29 (vergl. S. 201), wo ich in der Anmerkung ihn als unauffindbar bezeichnete. Nun ist er doch gefunden worden.

1.

Prag, 27. März 1811.

Theuerster Slavin!

Ich bitte mich bey der Frau Zlob. zu entschuldigen, dass ich ihr noch nicht schrieb. Es geschieht mehr aus Schonung als Nichtachtung. Sie mögen ihr das Nöthige selbst melden. Den Catalog ging ich schon flüchtig, und einige Abtheil. mit grösserer Aufmerksamkeit durch. Es wird schwer halten, über ihn dasjenige zu sagen, das auf die Vorsteher der kais. Bibliothek wirken könnte, um die ganze Bibliothek anzukaufen. Es dürfte ihr in einzelnen Parthien besser gelingen. Hauptwerke hat die kais. Bibl. und gewisser kleinern Schriften (und noch neuerer dazu) wird man es nicht thun wollen. Auch weis ich nicht, ob wir in Preisen so hoch steigen werden können, wie sie es wohl wünscht; doch ich will sehen. Einige Stücke sind sehr kostbar, allein der weniger bedeutenden Anzahl ist ungemein grösser, als auch nur der guten und brauchbaren. Sie sehen wohl, dass man alle Bücher en detail nicht einmal schätzen kann. Viduae dices, quae apta censebis.

Mit dieser Gelegenheit konnte ich den Katalog noch nicht zurücksenden, und mit der diligence wird es zu theuer werden. Vielleicht geht es durch den Weg des Buchhandels. Bis ich selbst nach Wien komme, möchte es zu spät seyn.

Für den Katalog der Slauicorum danke ich Hrn Baron Zois und Hrn Župan verbindlichst. Est aliquid prodire tenus — Illyrische schöne Auflagen von Werken vermuthete ich mehrere. Doch gibt es manches Stück aus andern Ländern, das selten und kostbar ist. Die Domestica aber sollten vollständiger seyn. Bey uns war man darauf seit längerer Zeit aufmerksamer. Vor andern wünschte ich Appendini illyr. Sprachlehre zu erhalten und möchte dafür B. Kröns Evangelien (ganz erhalten) antragen oder den Ladenpreis gern bezahlen.

Ihnen aber wünschte ich die Mühe vergelten zu können, die es Sie kostete, die Cod. aufzusuchen, und die verlangten Stellen abzuschreiben. Cod. CI. ist ein serbischer, Cod. 3275 ein Russischer oder Moldauischer, weil ersterer nur ce, letzterer cѧ schreibt etc. Schätzbarer ist CI, auch älter, als 3275. Alter hat letzteren in der Vorr. zu seinem Homer beschrieben. Der 13te Vers dient zum Beweis, wie sehr man den cyrillischen alten Text geändert

hat. Man sehe nur Hanka's Recension S. 22 neweliu jetzt nechošču, nerazumievati — neviedieti, umrših — us-pših u. s. w. Indessen gilt diess nicht von allen Stellen, besonders solchen nicht, die leichter gefasst werden konnten.

Ist also der neue Kroate Gramm. nicht besser als Kornig? Haben möchte ich sie doch. Nehmen Sie doch aus dem Buchladen gefälligst auch ein Exemplar für mich, ehe sie aufgekauft wird. Ihrer Freunde Zuschriften haben mich theils unterhalten, theils unterrichtet. Hier folgen sie zurück.

Svezhen, bey uns swatwečer, Feyerabend, von svietiti, feyern. Mozhile — bey uns močidlo von mok, moknu etc. etc. Șmokviza für Erdbeere; sonderbar genug, da smokva, Feige, den Gothen abgeborgt ist, und man die Erdbeeren gewiss eher zu nennen wusste, als die Feige. — béſem sdrav bil, be sdrav bil — ist ja noch immer kein wahres Plusquamperf. wie der Geilthaler glaubt. Wie sagt er denn: w e n n ich gesund w ä r e? Der Sprachgebrauch muss hier entscheiden. Allein selbst im biblisch-slaw. ist das Imperf. und Plusquamperf. einerley.

Béſem (byſem) leitet mich auf eine Ableitung von Beſiak; diese mögen sich auch des béſem, béſi bedienen; daher dieser (vermuthlich nur im Scherze gebrauchte) Spottnahme. Ueber die Kroaten liesse sich manches erinnern. Allein ich sehe, dass es auf eine Logomachie hinausläuft. Wenn wir den Slowaken zum czechischen Stamme zählen, so hat niemand was dawider, wenn er gleich nicht in Böhmen wohnt. Wenn der Mähre seine Sp. morawský gazyk nennt, so hat der Böhme nichts dawider, wenn er auch gar keinen Unterschied (z. B. in Büchern) finden sollte. C z e c h i s c h aber ist als genetische Benennung andern Bezeichnungen als slowansky, morawsky, vorzuziehen. So auch K r o a t i s c h. Die Kroaten in Pannonien, die sich von den Kroaten in Dalmatien trennten, wo sind sie anders zu suchen, als in Slavonien, Steyermark, Krain? Winden, Slavonier sind freylich alle, aber g e n e t i s c h Kroaten, da sie keine Servier seyn können. Aber die dalmatischen Kroaten haben sich mit Serviern stark gemischt, der Berührung wegen, und nur die nördlichern sind der Sprache nach wahre Kroaten.

Hr Exprof. Müller bat mich, sein Briefchen an Sie hier beyzuschliessen.

Hrn v. Engel bitte ich zu fragen, wer hier anstatt des D. Kopetz die Versendung der Recensionen nach Wien übernommen habe. Mir ist sonst ein Exemplar der Annalen gratis angewiesen worden, weil ich das Honorar ausschlug. Diess sey heuer (1811) nicht geschehen. Man will aber doch Recensionen haben.

Vale quam optime J o s. D o b r o w s k y.

2.

Prag, den 2 May 1811.

V e r e h r t e r S l a v i n.

Mit eben dem Herrn, Grafen v. Sternberg, der der Witwe von Zlob. den Katalog überbringt, hätte ich Lust gehabt selbst nach Wien zu kommen. Allein Verhältnisse und Verbindungen erlaubten es auch diesmal nicht. Das ruhige Landleben hat auch einen viel zu grossen Reiz für mich, als dass ich ihm die Hauptstadt der Monarchie, und selbst gelehrte Unternehmungen vor-

ziehen könnte. Die Betrachtung, dass dieser Genuss meiner Gesundheit zuträglich ist, muss auch in Anschlag kommen. Indessen möchte ich wohl in Ihrer Gesellschaft längere Zeit gern zubringen, des Widerspruches ungeachtet, den Ihre Freymüthigkeit gewiss nicht unterdrücken würde. Mir sind freyere Aeusserungen nicht unlieb, wenn sie mich auch nicht gleich von meiner Meynung abbringen. Sunt enim iudicia libera. Als Geistlicher will ich Sie auch vor schönen Töchtern warnen, d. h. Sie sollen der Gefahr wegen lieber gar nicht krank werden.

H. Posselt schickt Ihnen das Verlangte. Seine Apodemik hat er selbst nicht. Linde's Rec. in der Jen. Lit. Z. (meynen Sie etwa die jetzige Hallische?) ist wohl schwerlich von ihm. Die in der Hall. L. Z. scheint mir von Vater zu seyn. Gut, dass Sie mich des Recensirens der kroat. Gramm., die ich schon mit 2 frühern zu vergleichen anfing, überhoben haben. Ich hätte das plagium, und das dumme Voraussetzen des Deutschen vor dem Kroat. im Verzeich. der unrichtigen Zeitw. und vieles andere rügen müssen. Die Leute wissen ja nicht einmal, wie viel sie Kasus haben, von Declinationen und Conjugationen nichts zu sagen. Allerdings lassen sich die Conjug. alle auf eine bringen, aber was gewinnt man dabey? Man richtet nur Verwirrungen an. Von verschied. Formen der Zeitw. hatte doch der Verf. der ersten Gramm. (Varazdin 783) eine Ahndung, Kornig ging dieser Spur nicht nach, und noch weniger sein dummer Abschreiber. Ein Grammatiker, der die Bahn brechen will, muss ein logischer und metaphysischer Kopf seyn. Muss sich auch kurz zu fassen wissen. Ihre Landsleute beurtheilten selbst die Ihrige nicht unrecht. Der königl. Bibliothekar zu Cassel, Grimm, der sich mit alten Volksromanen und Gedichten beschäftigt, schrieb mir unlängst über Ihre Gramm. folgendes Urtheil: »(Kopitars) Gramm. der sl. Sp. in Krain — besitze ich schon und finde sie recht gründlich, obwohl etwas weitläufig, auch schadet meinem Studium das Provincielle des bestimmten Dialects.« Mit Kaysarow's Mythol. ist er weniger zufrieden. Der russ. Pol*kan* fiel ihm auf. — Er ist offenbar, sagt er, der alt-italienische pulicano (aus pullus und canis), im altfranz. und altengl. (aus dem 13. 14ten Jahrh.) heisst er *Escopart*, Askopard —. Die Russen haben alte Volksromane; nicht auch die Krainer? Auf unsern Märkten kann man sie schockweise kaufen. Sie (einige) schreiben sich aus dem 14ten u. 15ten Jahrh. her. Und unsre gereimten Ritterromane sind ein schätzbares Denkmahl des ältern Geschmacks, den man den Deutschen abgewann. In letztern kommen uns die Pohlen nicht gleich. Im bessern Geschmack neuerer Zeiten möchte ich den Dalmatinern den Vorzug einräumen. Allein der russ. Igor ragt über alles hervor, den Hr Müller (Exprof.) diesen Winter unter meiner Leitung übersetzte und herausgeben will. Die Hochzeitgäste (svati) kommen auch darin vor, die Göthe nicht zu übersetzen wagte, da er Suaten beybehielt (im Morlak. Ged.).

Der Hall. Rec. Ihrer Gramm. ist gewiss v. Engel. Er recensirte eigentlich die Vorrede, die Person des Verf. aber nicht sein Werk, weil er von der Gramm. zu wenig verstand. Dieser mein (so wie Ihr) Freund E. hat doch das serv. Gesetzbuch (oft freylich nur rathend) übersetzt und dadurch bewiesen,

dass er die Sp. versteht und auch nicht versteht. Ges. 41. Die Kalugeren — sollen sich von ihren Weibern losmachen — da se izženu — d. i. sie sollen aus ihren Häusern gejagt werden und in Klöstern leben. Bey Kalugeren an Weiber zu denken ist arg und das Verbum iz-ženu, iz-gnati, nicht zu verstehen, ist noch schlimmer. Exempla melioris versionis sunt tamen non pauca. Auch können Sie ihn fragen, wie denn das griech. J. 6757 mit 1349 (Serv. Gesch. S. 293) zusammenhänge. Es soll wohl 6857 heissen. Diess übersah er, und manches andere. Diess und anderes war die Ursache, dass ich seine serv. nicht recensiren wollte. Auch nennt er unsre böhm. Soldaten zweymal böhm. Räuber, die doch sonst die Retter der Slawen retten halfen. Die stolzen Madyaren! Ich erlaubte mirs, über das unsinnige Madyarisiren der Slaven im letzten Briefe zu spotten. Da mag ich es mit E. verdorben haben. Hrn Glatz schrieb ich nicht, sondern liess mich durch E. entschuldigen. Allein Glatz selbst schrieb auch nur eine Zeile dem gedruckten Laufbriefe bey, ohne irgend ein Buch zu nennen. Auf solche gedruckte Br. pflege ich nicht zu antworten und glaubte, keine Antwort sey keine abschlägige Antwort. Ich wünsche gar sehr, dass sich die Annalen erhalten mögen und will nächstens etwas einsenden. Nur wie kann man kleine Briefe mit der Diligence schicken. Man hat ohne Untercollectanten mehr Mühe. Und nichts verdriesst mich mehr, als Briefe zu expediren. Deinde hoc monendum, ne Austriam in Scepusium et Ungariam convertant. Lauter Zipser, lauter Madyarische Producte! Hr Sartori hätte bleiben sollen. Indessen mag es so hingehen. Quid ad nos? Sed Slaui nostri pigrefcunt, exceptis iis, quos honoris causa nominasti. Seruianum C. M. vellem noscere. Können Sie denn nicht 2 Exemplare mir verschaffen. Wie gut wäre es, wenn der Slavin hier auch ein Wort mitsprechen könnte. Metuo tamen, ne azbukotres sit frater genuinus nostri Rusopis. Non amo nouatores, et nostri omnes dissuadent mihi, ne characterum formas fingendo nouas hæresiarcha fiam. Probat quisque sua = video meliora proboque, deteriora sequor, wird noch lange gelten. Sed in Gramm. slau. generali licebit fortafsis nullam sequi ex receptis Orthographiis. Nihil tamen detrimenti patietur res ipfa, si Bohemorum meorum more fcripfero. Signa sunt arbitraria. Nec omnibus displicet, quod uni (tibi, mihi) non placet. Ergo macte animis. Die slav. Gramm. wird diesen Sommer ins Reine gebracht, so dass ich das Mft. auch werde versenden können.

Gegen хребетъ ist nichts (die Bedeutung betreffend) einzuwenden. χарват aber ist doch ganz was anders. Bey uns in Böhmen gibt es charwatec, charwatice, etc. wer wird hier an den karpat denken? Indessen klingt mir charvát und Sarmat so ähnlich, dass man wohl eins fürs andere (im slaw. Munde, wenn er fremde Nahmen verdreht) nehmen konnte. Doch darf der Etymologe die Stammsylben χрб (Böhm. hrb) nicht mit χрw (chrw, chrow, chorw) verwechseln.

Nicht kann alberner seyn, als die Bulgaren für Wlachen zu erklären. Die Bulgaren sind ein Chazarisches Volk, aber von den Chazaren doch unterschieden, wie etwa Böhmen und Pohlen, Schwaben und Sachsen. Sarkel ist im Chazarischen = Bielgrad (s. Constantin). Mit Hülfe des Vocabul. polyglotti lässt sich Sarkel nur aus dem Vogulischen erklären. Und so wären die

Bulgaren ein Stamm aus Gross-Bulgarien zwischen Chasaren und Wogulen, mit denen auch die Madyaren verwandt sind. Engel bethet hier nur den Göttingern (Gatterer) nach. — Geten, Thraken, Gallier, Italier etc. sind lauter Wlachen; d. i. das genus *Wlach* begreift gar viele Völker, deren Sprache sich zum Latein verhält, wie Enkel zum Grossvater. Der anonymus Belae notarius nennt die Wlachen pastores Romanorum (röhmisch im neuern Sinne) und diese Bedeutung herrscht in Mähren, wo man den Schafknecht Walach und die slawischen Gebürger, die sich mit der Schafzucht beschäftigen Walassi, sing. Walach, und selbst in Dalmatien ist Vlah auch appellativ geworden. Die Bulgaren wurden immer dünner, zum Theile slawenisirt und so hoben sich die Wlachen in der Bulgarey, Walachey etc. und es ward gleichsam ein Ehren Nahme — so wie später (wie Serben) in kirchlicher Bedeutung ein Religionsnahme, um Genossen griech. Rel. zu bezeichnen.

Nestors Wolochen sind gewiss Gallier,' die in Illyrien einfielen, wenn er dort Wolosi schrieb. Allein Cod. ms. lesen auch Voloti, Riesen, v. Volot, Velet (s. russ. Mythol.). So las auch Tatimew. Ich behaupte hier nichts, da der alte Mönch wunderliche Grillen haben mochte. Nur Wolochen und Bulgaren unterscheidet er sehr genau.

Von den neuserbischen Schriften, wenn Sie künftig erwähnen, vergessen Sie doch nicht auch allzeit die Jahrzahl anzugeben, als von der žertwa abramova — etc.

Der Serb. azbuko-mastix urtheilet nach seiner jetzigen Aussprache über щ, sed fallitur. Wir Böhmen können den Beweis noch führen, dass щ ehedem (wie bey den Pohlen und Russen, auch Mähren und Slowaken) = šč (шч) war, und nun ßt' = шть, bey den Serviern, Dalmatiern sogar t' = ch. Die Figur щ nahm Cyrill aus dem Coptischen (Copt. Mönche konnte er in Constantinopel finden, so wie Armenische) und machte ш und щ daraus. Vengersko (anstatt ugrsko oder vugrsko) schreibt der blinde Nachahmer den Russen nach, die das Wort aus dem polnischen Munde hörten. Nestor hat ja richtig Ugri, wie wir Böhmen uher, uhři. Der Pohle spricht ja häufig das u initiale wie wę aus.

Die böhm. Mutter hat ihre Tochter gewiss nicht *czora* genannt, sondern dc*e*ra (oder c*e*ra), weil nur der Pohle cora spricht. docht — slawisch ausgesprochen ist *doč*(Russ.) oder dšči (дщи) mit dem weibl. Ausgange *i* (altslaw.), daher hzhi, kchi (Krain. Kroat. etc.) altböhm. dci, gen. dceře, dat. dceři, acc. dceř. — Noch sprechen alle Böhmen im Dat. und Loc. *dceři*, welches sich unsre Gramatici nicht einmal zu erklären wussten, da doch dcera im Dat. der Regel nach dceře haben müsste. Solche Erscheinungen sind mir immer werth, weil man auf die alten Formen zurückkommt. — v-nebi bey ihnen (bei Bohorizh) ist eben so eine Erscheinung, wenn sie gleich nebo sagen, und v-neb*ie* sagen sollten, wie es Perſich im Vater unser flectirt hat. Sed exilia sunt ista, ut fere grammaticorum conatus omnes; non tamen prorsus nullius momenti.

Hat *Beč* Wien von *Beč* Heller, Wiener, seinen Nahmen oder umgekehrt. Letztere Bedeutung liesse sich doch erklären, aber wie die erstere?

Aus dem griech. soll die žertva seyn? Allein die Lucretia Bogasini (eine Ragus. Dichterin) schrieb ja auch vor 1767 ein Sacrificium Abrahami in illyr. Versen. Soll etwa der Servier Wind damit (mit: aus dem Griech.)

machen? Aus Durich sollen Sie bedient werden; nur wünschte ich zu wissen, was Sie vorerst verlangen. Num philologica, et cujus dialecti, an historica.

Von einer slav. Gramm. im Mſte habe ich Ihnen wohl schon einmal geschrieben, die aber sehr unbedeutend seyn mag. Ich will sie Ihnen noch einmal nennen. »Institut. l. ſlauon. Pars I. de lectione, genere, articulo, declinatione, numero ſeu univerſim de nomine! Mſs. VII, D. 16. in 4. maj. foll. 14. Dazu scheint zu gehören: die Wörter, welche in der slavon. Sp. am gebräuchlichsten sind. Die 1te Declination. VII. D. 17. in 4. maj, foll. 14. Aus den angeführten Wörtern muss es wohl herauszubringen seyn, was für ein Dialect hier aufgestellt wird. Ich vermuthe der illyrisch-Bosnische oder Dalmatische. Den Cod. Mſ. Hiſtor. profanae N. 937. *Slavinich Moſcouitica* haben Sie doch auch noch nicht aufgefunden. Vor andern wünschte ich, dass Sie die glagolitica alle aufsuchten. Schwerlich werden Sie ein neues Stück entdecken; aber eines (die Confeſsion) entdeckten Sie ja doch schon. Das Fragment von 5 Blättern, das Lambecius jemals besass, steht LXXIII. T. 19. alias 84. Daraus wünschte ich, da Durich andere Stücke als Psalmen verglichen hat, noch das Vater unser oder die Abweichungen von dem V.U. aus dem Missal v. 1528 (s. Glagol.) oder von dem V.U. in Ihrer Gramm. zu kennen.

Carniolica kommen, ausser die ich schon notirte, keine mehr bey Durich vor. Wohl aber illyrica, mit lat. u. cyrill. Lettern. Auch Katholiken druckten im 17. Jahrh. wiewohl wenig, mit serv. Lettern. Es kommen in der Tyrnauer Azbukviça (s. Zlob. Bibl. Das Büchelchen war ehedem in der Olmützer Lyceumsbibliothek, und Hanke scheint es nach Wien gebracht zu haben) kommen ʌı. нı, das ist ль, нь, in einer Matriz vor, so dass der Azbukopotres wieder Unrecht hat. Ich bin jetzt, wenn man lateinisch schriebe, auch für ein ĭ, um anzuzeigen, dass es nach einem Consonanten nicht als ї laute. konĭ, kralĭ sowie perwyĭ, wenn gleich in woĭ, moĭ auch j stehen könnte: woj, moj, besonders da es in fem. neut. doch moja, moje heissen muss. Der blosse Apostroph für ь will nicht gefallen: dan', sol', also entweder danj, solj, oder danĭ, solĭ, um das Zusammenschmelzen des ь deutlicher zu machen. Ich erwarte also, damit ich nicht Sachen ausziehe, die Sie nicht verlangen, dass Sie bestimmt angeben, ob Sie Slauica eccleſiaſt. liturgica, Ruſsica recent. ob Seruica oder Dalmatica etc. zuerst aufsuchen wollen. Indessen gibt es überall Lücken genug; aber auch manches ist da zu finden, was man anderswo nicht findet. Von dem alten cyrill. Druck zu Venedig vor 1538, wovon doch Postellus u. Ambroſ. Theſeeus reden, ist nichts da. Zu Petersburg auch nur ein Catechiſmus cyrill. vom J. 1528.

Diessmal lege ich nur bey: Bildsamkeit der slaw. Böhm. Sp. mit der Erinnerung, Sie möchten diese Bogen planiren lassen, und solche Wörter bey jeder Form beyschreiben, die nur bey Ihnen oder Ihren Nachbarn vorkommen. Wenn mehrere so damit verführen, wie Hr Ribay, ein slowak. Prediger, so wäre diese Rubrik der slaw. Sprachforschung bald ganz erschöpft. Dass sich die einzelnen Dialecte bald für diese, bald für eine andere H. häufiger erklären, dient allerdings auch zur Charakterisirung derselben. A. z. B. liebt ica (in weibl. Subst.), B. -ka: w̤lastovica — w̤lastowka | A. ptica, B. ptak. A. studenec, B. -studna, studnia etc. etc.

Noch einmal zu den Wlachen. *Vlah*, veredarius — steht im dictionario turcico — lat. an Megisers Türk. Grammatik — (Leipzig 1616. 8) *Vrum*, graecus, *vrumali*, graecia. Also Wlach wieder ein Knecht, ein Fuhrknecht, weil sie sich dazu brauchen liessen. Sie denken doch hier an Davus, Threifsa, Sclave etc. Lauter Volksnahmen, die in Appellativa übergehen. *Vrum* = *ρωμαιος*, römische Unterthanen im Gegensatz der nicht römischen Barbaren. Da nun die Wlachen sich rumuni nennen, so rechneten sie sich zu den alten römischen Unterthanen, und für keine neuen Ankömmlinge, für keine Bulgaren, die ganz spät die Gegenden zwischen der Donau und dem Hämus besetzten. Sie fanden schon Slawen vor, sieben Geschlechter, wahrscheinlich auch Walachen. Neben beyden, obgleich herrschend, konnten sich die Barbaren nicht lange bey ihrer Sprache erhalten. Die Walachen vermehrten sich und gaben so gar dem Lande den Nahmen, so wie der Walachey und Moldau. — Die bulgarischen Slawen kamen nie zur Selbständigkeit, erhielten sich aber doch noch, wozu vorzüglich der ritus slavicus beygetragen haben mag. Auch fehlte es nicht an Einwanderungen der nahen Servier u. s. w. Sie erinnern sich etwa an Schlözers Urtheil (Nestor IV. XXVIII. in der Note): »seine Bulgarische Gesch. ist dadurch völlig unbrauchbar worden und diese — Gesch. muss für die allg. Welthist. von einem fleissigern ganz aufs Neue ausgearbeitet werden«. Was hätte ich wohl von Eng. serv. Gesch. sagen müssen! Was Raič serv. Pejacsevich lateinisch sagte, das hat man nun deutsch, mit einigen kritischen Bemerkungen, im polemischen Tone. Von der Servier neuern Bemühungen in der Literatur gar nichts, weil seine Vorgänger auch nichts haben. Ich weiss auch nicht, warum Stephan Urosch Kaiser heissen soll; weil er den Titel kral in çar änderte. Çar ist doch immer nur König, wenn gleich der kral weniger (nur der caesar) war. Oberkönig hätte es heissen mögen oder auch Grosskönig. *βασιλευς* ist indessen bey den Byzantinern auch Kaiser. Die Tendenz des Historikers überall die Rechte der Madyaren auf Länder, die sie nie besassen, zu deduciren, misfiel auch schon andern. Ohne serv. Hülfe hätten sich die Retter selbst dem Joche der Türken nicht entziehen können. Brankowich starb im Hausarrest zu Eger. Die Retter haben in ältern Zeiten nicht einmal den böhm. Giskra aus Ungarn treiben können. Und neulich erst haben sie Wien und die Monarchie gerettet!!! Solche madyarische Prahlereyen achtet man aber nicht. Eine illyrische Deputation sagte dem K. Leopold, da er sich vor den Madyaren zu fürchten schien, er solle sie nur machen lassen, sie wollten im Falle einer gewaltsamen Widersetzlichkeit die Madyaren schon klopfen, dass ihnen der Uebermuth vergehen würde. Eja tibi causam des projectirten Anschliessens. Man fühlt sich, ohne Slawen, zu schwach. Problematisch war es bisher, ob die Slawen für ihre Sp. mehr von den Deutschen oder von den Madyaren zu fürchten haben. Allein die Ungarn selbst stimmen ja nicht für das Madyarische ohne Ausnahme, da noch manche das Latein vorziehen wollen. Wenn wir oder unsre Brüder unsre Sp. hingeben sollen, so wird man wohl einen bessern Tausch machen wollen als Madyar. für Slav. Sed odiosa sunt haec. Mögen sie nur selbst zusehen, wie sie sich vor den Deutschen schützen mögen. Ich muss nun eilen, den Katalog einzupacken und an Ort u. Stelle zu b ingen, um die Gelegenheit

nicht zu versäumen. Meine unmassgebliche Meynung wäre, die Stücke einzeln zu veräussern, wobey man aber der Frau Zlob. an die Hand gehen müsste.

Ungefährer Ueberschlag.

a) Boh. hiftor.	374	Der grössern Werke wegen Stück für Stück, d. i. Numer für Numer (da auch Werke aus mehrern Bänden bestehen) zu 30 x gut Geld.
b) Boh. idiom.	396	
c) Gramm. Lex. lib. fchol.	78	
d) in Boh. aut a Boh. edita	65	

Bohemica	1213	. . . .	$606^1/_2$ f
Morauica et Silesiaca	113	. . . .	$56^1/_2$ f
Manuscripte. . . .	193	. . . .	$96^1/_2$t
Polonica	107	. . . .	$53^1/_2$ f
Slavonica in gen. .	35	zu 1 f	35
Rufsica	63	zu 1 f	63
Illyrica	42	zu $^1/_2$ f oder 30 x	21
Sorabica	9	— —	$4^1/_2$
Croat. Carn.. . . .	29	— —	$14^1/_2$
Varia.	32	— —	16
			967
Nach Bankozetteln etwa		. . . .	10
			9670 f

Sie mögen es der Wittwe begreiflich machen, dass man vernünftigerweise die Bücher, der vielen geringen wegen, per Pausch nicht höher anschlagen könne. Was doch die privilegirten Schätzer etwa herausbringen möchten!

Ich rechne manches Stück, wie das glagol. Missal auch zu 200 f — d. i. 20 f gut Geld. Freylich kann ein Liebhaber auch 50 f geben. Für die grammaticalia, worunter Rosa's Lexikon von A. 124—149 Manuscripte, d. i. für 25 Stücke gebe ich selbst 200 in Banknoten, und was ist viel damit gewonnen?

Wenn die Wittwe die Bücher höher schätzen will, so mag sie alle Numern zu 1 f anschlagen, und sie wird noch nicht auf 10000 f gut Geld kommen.

Dem Grafen Chotek soll sie die Bohemica antragen; auch Graf Wallis wäre Käufer, aber gewiss nicht für das Ganze.

Es sollte mir leid thun, wenn die Frau Zlob. mit mir nicht zufrieden seyn sollte. Wenn Sie es sind, so ist es mir indessen genug, wiewohl ich etwa nicht alles so geordnet habe, wie ich es bei genauerer Einsicht hätte thun können. Vale et faue

Tuo Dobrowsky.

*Zwei Briefe Kopitar's an Maciejowski.**)

1.

Wien den 1. Aug. 1832.

Ew. Hochwohlgeboren,

Verehrtes Pakett vom April sammt dem lieben bilecik vom 8. März d. J. ist mir beides seiner Zeit zugekommen. Es wäre längst meine Pflicht gewesen Ew. Hochwohlgeboren beides zu bestättigen, so wie die Befolgung der in bilecik gegebenen Aufträge. Wollen Sie so grossmüthig seyn die Bestätigung des Empfangs sowohl als die Befolgung hiermit nachträglich zu genehmigen. Die allgemeine Noth der Cholera und für mich die besondere eines doppelten Quartierwechsels ist lediglich an dieser Verspätung Schuld. Empfangen Ew. Hchwg. auch den Dank für das gütigst mir bestimmte Exemplar. Zhop u. Vuk werden in Wien erwartet und hier mit Ihrem cadeau überrascht werden. So viel über den ersten Punkt Ihres verehrten Schreibens vom 24. July, das auf dem Warschauer Post-Siegel den 25./7. trägt und mir doch heute, den 1. Aug. zugekommen ist! Sehr tröstlich für mich der ich sonst russische Briefe nur für glückliche Ohngefähr ansehen muss. Seit länger als einem Jahre sehe ich einem von Wilna gewünschten Apographon aus Vostokov's Suprasler Codex sec. XI., umsonst entgegen. Es wäre für die altslaw. Sprache überaus interessant, dieses Apographon mit gleich alten glagolitischen Fragmenten, die mir aus Italien zur Herausgabe anvertraut worden, zu vergleichen! Sed frustra exspecto ex ultima Thule! Nec hercle Russos ipsos paeniteret honoris, nec *integrum* codicem volui edere, sed illius partem fere centesimam, ita Russo editori plus satis remansisset *agendum* et si velis *fruendum*! Agitur autem de apographo (non eo quidem *facsimili*, sed tamen *diligenti* quoad linguam et literas) e cod. a Vostokovio descripto No. 14 *τῶν* Библiограф. листы *τοῦ* Köppen, pag. 189; *trium* sermonum, nimirum descriptorum *τῶν* библiограф. листы, p. 193—195.

1) с. о. н. Їωанна зл. слово на врьбницѫ; init.: отъ чюдесъ къ чюдесемъ.

2) . . . . » . . . . въ св. четвѣртъкъ о прѣдании юды и о пастѣ; init.: мала ноужда д҄несь.

3) Epiphanii о погребени etc.; init.: что се дьнесь мльчаніе много.

Communico haec mea tecum desideria si forte tu mihi posses procurare frustra petita ab aliis. Nam te velle et cupere nil dubito, tam *mea* quam *communi* causâ nostrâ slavicâ.

Quoad rec. tui operis vix *hic* speres *idoneum*, nisi forte velis Шaffarikum, qui cetera optimus caret *juris* studio. Vide an Grimm Jac., qui simul est ju-

*) Diese zwei Briefe hatte Herr Francev aus Warschau gelegentlich seiner im böhm. Museum zu Prag gemachten slav. Studien in dem Nachlass Jelinek's gefunden (Jelinek selbst bekam sie von der Wittwe Maciejowski's) und mir gütig zur Veröffentlichung überlassen.

rista et slavista velit facere, sin minus, quaere Berolini aut Vratislav. (Gaupp?), ubi nunc floret maxime harum rerum studium, ut ipse nosti.

Vale et favere perge Vesterrimo

B. Kopitario.

P. Saepius ad vos scriberemus (saluta et a me rogo, Hubeum), sed audimus vos pro epistola solvere ad quinque rublos cum nos vix unius dimidiam partem solvamus, 14 x CM.

A tergo: Sr. Hochwohlgeboren dem Herrn Wenzel Alex. Macieiowski, Professor der Rechte an der Alexander-Universität in Warschau.

2.

Wien den 11. Sept. 1839.

Geehrter Freund!

Ihre wenigen Zeilen vom 20. May hab' ich am 7. d. durch Hrn St*** richtig empfangen. Etwas früher auch Ihre zwey Bände Pamiętniki[1]), die sehr interessant aber auch sehr objektionable sind. Vielleicht sage ich auch ein paar Worte in einem neuen Pamphlet[2]), das slawische Miscellanea enthält und so eben unter der Presse ist. Wenn der gr. ritus der slawische ist, cuius ritus sind dann die dalmatinischen Glagoliten, deren einer vor drey Monaten in Baden aus Caramans cyrillischslaw. Missal mit glag. Lettern, eine slaw. Messe secundum ritum l. las. Ebenso (*folgt ein unleserliches Adjectiv*) ist auch Ihre poganina nazwa; der Patriarchat v. Konstantinopel reichte nie nach Aquileia sowie der neugebackene Patriarch nie Nachfolger des Alexandriners war; Theodosii Verordnung von 421 ward ja 422 revocirt als erschlichen! Constantins stara wiara ist die lat. wie sie vor Photius war. Ein schöner Missionär St. Cyrill, wenn er Götzenopfer und bezczestnych ženitw nicht hindert! Offenbar haben sie falsch gelesen oder ist's falsch geschrieben; das nie muss weg, und die Stelle aus Malachias ist eine Fortsetzung seiner Argumentation. Sed ita iam satis est. Von Ihrem prawodawstwa habe ich nur den Iten Band; auch Kucharski fehlt mir. Doch den kann ich leichter haben als Ihre drey Theile ohne I beim Buchhändler. Herr St*** ist mit seiner Ausbeute hier zufrieden. Vale et rescribe.

Hrn Dr Maciejowski Pr. in Warschau.

tuo Kopitario.

Verte!

An Dobrowski's Palinodie ist kein wahres Wort; er war 14 Tage in Wien, fuhr dann am 17. Dec. nach Brünn, wo er erkrankte und starb. Ergo ego vidi illum omnium *ultimus*! und mit der alten Ueberzeugung; auch Illaff.'s und der ganz clique *Conspiration*, wie er sagte, machte ihm argen Verdruss. Das Fragm. Joh. traute sich Hanka bei Dobrowski's Leben nicht herauszugeben,

---

[1]) Es sind »Pamiętniki o dziejach, piśmiennictwie i prawodawstie Słowian« (1839 in Petersburg und Leipzig in II Bänden erschienen) gemeint.

[2]) Kopitar verstand darunter seine polem. Schrift Hesychii glossographi discipulus. Vergl. dort S. 56—58.

denn dieser hatte gedroht alle Impostoren zu demasquiren. Tu cave, ne sis nimis credulus, nunc bohemis nunc aliis benignus nimis. Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni. Mit Göttern ist's freulich gut sein [1]?

A tergo: Herrn Dr. v. Maciejowski, corr. Mitglied der Archäographischen Commission im Ministerium der Volksaufklärung etc. etc., in Warschau.

Ein Brief Vuk Karadžić's an Fessl.

Im II. Bande des Briefwechsels der Slavisten aus dem Ende des vorigen und dem Anfang dieses Jahrhunderts (Neue Briefe, Berlin 1897) sind von der Correspondenz Kopitar's mit Fessl nur Auszüge mitgetheilt worden (S. 317 ff.). Alle Bemühungen, in dem Nachlasse Fessl's, der sich im böhm. Museum befindet, die Originalbriefe Kopitar's wiederzufinden, blieben bisjetzt erfolglos. Vielleicht hat der verstorbene Vrt'átko den Schatz so gut aufgehoben, dass man ihm noch nicht auf die Spur gekommen ist! Prof. Pastrnek, der sich im Jahre 1897 Mühe gab, meinen Wünschen nachzukommen, fand in dem Nachlass Fessl's nur den nachfolgenden Brief Vuk's, den ich nach seiner genauen Abschrift mittheile, um den Herren in Belgrad die von uns allen sehnlichst erwartete Ausgabe der ganzen Correspondenz Vuk's zu erleichtern.

Пречестњејши Господине, високопочитајеми пријатељу!

Са особитом жалости шаљем вам ваш (или управо наш заједнички) рукопис о Србији. Највећи је узрок, што га нијесам могао штампати овај, што

---

[1]) Zum besseren Verständniss des Postscriptums dieses Schreibens theilt Herr Francev aus einem Briefe Maciejowski's an Hanka (vom 20. Dec. 1839) folgende Stelle mit:

»Z Wiednia pisano do mnie, a między innemi wyrażono się do mnie tak: ‚Dobrowski sagte mir kurz vor seinem Tode, die ganze clique Conspiration, wie er sagte, machte ihm argen Verdruss . . . etc.' Nie wiem, co to ma znaczyć. Powiedział mi P. K., że napisze recenzyą moich Pamiętników w Pamflecie, który wychodzi we Wiedniu; nie wiem, czy ią iuż napisał. Racz mi o tem donieść i powiedzieć wszystko, co tylko wiesz.« . . . .

Auf dasselbe nehmen auch folgende Worte Maciejowski's, die er am 9. Mai 1840 an Pogodin schrieb, Bezug:

»Musisz Pan o tem wiedzieć, że zaraz po odjechaniu Jego z Warszawy odebrałem list od p. Kopitara, datowany z Wiednia dn. 7 (?11?) Września 1839. W tym liscie wynurza mi swój żal, że i ja należę do tak zwanej clique conspiration (czego ja wcale nie rozumię), i że się trzymam tych samych zasad, co Czesi i insi Słowianie. Ostrzega, że napisze krytykę Pamiętników mojich, i t. d. Dowiaduję się teraz z wyżej przytoczonego numeru Gazety wiedeńskiej (Wiener Hofzeitung v. 12. März 1840, Nr. 72), że dotrzymał słowa, i zaraz zapisałem sobie to dzieło, alem go dotąd nie otrzymał. Będziemy walczyć za wielką prawdę historyczną, która co raz to więcej zajmuje mnie.«

В. Мацѣевскій — М. П. Погодину, 9 мая 1840 г.

сти (sic!) ви с оним, што сам вам ја дао и казивао, помијешали оно, што стоји у Аустријском војничком журналу (Oesterreich. Militär-Zeitschrift); пак ја нијесам ћео (нити сам могао) да потврђујем ствари, које нијесу истините. Из различни биљега и поправљања на вашему рукопису видиһете, да сам ја врло желио и дуго се трудио, да ваш рукопис поправим и наштампам; но никако нијесам имао с ким са свим га по вољи прерадити; него сам најпослије прошавшега љета с Берлинским професором доктором Ранке начинио са свим нову књижицу о Србији (die serbische Revolution), од које вам ево овђе један екземплар шаљем. Не сумљам, да ћете из ове књижице видити, да засад о времену Карађорђија и Милоша Обреновића ништа више није нужно штампати; али ваше описаније народа Српскога под Турцима, које је у овој књижици врло кратко, мислим да би и сад било вриједно штампати, и ја би га сам штампао, да имам новаца.

Знајући ја, да се ви око овога посла нијесте ни за какав свој добитак трудили, до само за моју љубав и пријатељство, и за ползу (Nutzen) и славу народа Српскога, нимало не сумљам, да ћете ми опростити, што се овако догодило, те овај (иначе славни и свагдашње благодарности вриједни) посао ваш (није) могао на свијет изићи. Ако ја сву грађу моју за Српску историју начисто саставим, и да Бог и срећа, те се с вама опет, али на дуже вријеме, ђе састанем, онда ћемо ми цијелу историју Српску на ново писати. И сад да сте ви којом срећом овђе остали, ми би ово давно издали на свијет.

Шаљем вам такођер моји пет Српски књига (4 данице — од године 1826, 1827, 1828 и 1829 — и Милоша Обреновића), од који ћете у свакој наћи понешто о Србији.

Имам срећу јавити вам, да ме је Руски цар Никола I. (још 4[га] Јунија 1826[те] године) помиловао годишњом пенсијом од сто дуката »во уваженіе засвидѣтельствованія Министромъ народнаго просвѣщенія о пользѣ приносимой Славянской словесности« (т. ј. за Српски рјечник и за пјесме).

Г. Копитар поздравља вас љубезно, а ја препоручујући се за свагда вашој љубави и пријатељству, с истинитим високопочитанијем јесам

Ваше Пречестности

у Бечу 8. маија (по Римск.) покорни слуга
1. Jun. 829 Вук. Стеф. Караџић.

Auf dem Umschlag: S[r] Hochwürden Herrn Abbé J. Fessl (P. T.) in Grätz.

Zwei Briefe Aug. Schleicher's an Gj. Daničić. *)

1.

Hochgeertester Herr!

Hiermit bestätige ich verbindlichst dankend den richtigen empfang der mir gütigst gesanten drukschriften.

---

*) In der Belgrader Nationalbibliothek werden unter Nr. 255 des Hand-

Für die mir von seiten der Jugoslavenska Akademija gewordene auszeichnung werde ich mich beeren nach empfang des diploms meinen dank auss zu sprechen.

Herzlichen dank für Ire werten zeilen vom 29ten oct. Nach Irer berichtigung der in umlauf gesezten formen des genit. plur. im südslawischen sehe ich nun freilich keinen weg zur erklärung der selben, da sich der deutung der in rede stehenden endungen auss -ъ doch auch erhebliche bedenken in den weg stellen.

Solten Sie ein mal von einem Irer jungen landsleute, der fest in seiner muttersprache ist, hören, dass er sprachwissenschaft studieren will, so bitte ich in wo möglich auf einige zeit hierher nach Jena zu dirigieren. Ich möchte nämlich serbisch, das ich nur ein mal habe sprechen hören, ganz genau, wo möglich bis zum sprechen, namentlich bezüglich der aussprache mir an eignen; für die mühe mich im serbischen zu unterweisen bin ich erbötig privatissime sed gratis sprachwissenschaftlichen unterricht zu geben, bei geübteren die aussarbeitung von abhandlungen u. s. w. zu leiten, sanskrit oder zend u. s. f. zu lesen, kurz den betreffenden in die schule zu nemen [1]. Polnisch habe ich früher gesprochen, was mir jezt beim polabischen ser zu statten komt, čechisch natürlich besser, auch spreche ich etwas russisch, nur beim südslawischen habe ich es zu lebendiger vertrautheit mit der sprache noch nicht gebracht. Ser erwünscht wäre mir auch ein Bulgare, obschon die Cankofsche grammatik im ganzen die aussprache treu wider gibt. Für meine zwecke genügt nicht die bekantschaft mit der sprache auf dem papiere, wo irgend möglich, muss ich mir die sprache selbst lebendig machen.

Beiligendes blatt darf ich wol ersuchen gelegentlich Hrn. Prof. Jagić zu geben [2].

In hochachtungswoller egebenheit

Jena, am 28ten nov. 1867. Ir

Aug. Schleicher.

---

schriftenkatalogs »drei Briefe A. Schleicher's an Gj. Daničić« vom 24. Oct., 28. Nov. und 20. Dec. 1867 angeführt. Der erste ist schon von Daničić in seinem Vortrag »Диоба словенских језика Ђ. Даничића у Биограду 1874« abgedruckt. Die beiden anderen theile ich jetzt nach einer vom verstorbenen Dr. Gjorgjević gemachten Abschrift mit. *V. J.*

[1] Auss Russland waren schon öfters zu disem zwecke junge leute auf statskosten hier.

[2] Der an mich gerichtete Brief lautet so:

Hochgeertefter Herr!

Gestatten Sie mir Inen für Ire werte freundliche gabe meinen verbindlichften dank auß zu fprechen.

Im nächften hefte der von Kuhn und mir herauß gegebenen Beiträge, welches jedoch erft im laufe des nächften jares erfcheinen wird, werden Sie eine kurze anzeige Irer treflichen Gramatika jezika hèrvatskoga finden.

In aufrichtiger hochachtung

Jena, am 27ten Nov. 1867. Ir ergebenfter

Aug. Schleicher.

Herrn Professor Vatroslav Jagić.

2.

Hochgeertester Herr!

Verzeihen Sie, dass ich Ire werte zuschrift vom 5. d. m. erst heute beantworte. Mit dank folgt anbei das mir gütigst gesante werk zurück; ich besitze es längst, so wie auch Ire мала српска граматика v. j. 1850.

Was den genit. plur. betrift, so kan über die volkommene richtigkeit Irer ansicht hinsichtlich der betonung und überhaupt der vocalisation der silbe vor der endung dises casus (altbul. -ъ) nicht der geringste zweifel obwalten.

Dagegen ist die anname, dass später ein vocal hier an gefügt sei im höchsten grade bedenklich. So weit meine kentnis in den sprachen reicht kenne ich innerhalb und ausserhalb des indogermanischen nur ein einziges sicheres beispil, nämlich in der deutschen grundsprache und von da im gotischen gebliben und in den anderen deutschen sprachen in seiner wirkung sichtbar (Comp. § 203, 3, 6). *taj*, *ovaj* u. s. f. haben wol sicher *az*[1]; das *j* vermag ich freilich nicht sicher zu erklären. Und es bleibt auch im genit. pl. nichts anderes übrig als an -ъ zu denken[2]. Wenn in den ältesten serb. sprachdenkmalen die endung -*a* nicht erscheint, so ist diss villeicht kirchenslawischem einflusse zu zu schreiben. Es würde mich vil zu weit füren auf die gründe ein zu gehen, die mich nunmer zu der eben aussgesprochenen anname bewegen. Nur so vil sei bemerkt, dass offenbar die slaw. sprachen neben dem altbulgarischen mer altertümliches bewart haben, als man gewönlich vorauss sezt. Auch das polabische kent -ъ als vollen vocal u. s. f.., die serbisch-slovenischen genitive der pronominalen declination auf -*ga*, -*g* weisen auf -гъ nicht auf -го u. s. f.

In aufrichtiger vererung und ergebenheit

Jena, am 20ten Dec. 1867.

Ir

Aug. Schleicher.

---

† Dr THEODOR ELZE.

Im Alter von 77 Jahren verschied am 27. Juni 1900 in Venedig Dr. Theodor Elze, evangelischer Pastor ausser Dienst.

Elze gehört zu den verdienstvollsten Erforschern der slovenischen Literatur- und Culturgeschichte. Denn ihm danken die Slovenen vorzugsweise die Aufdeckung und Enthüllung der interessantesten, wichtigsten und rühmlichsten Periode ihrer Culturentwickelung, nämlich der slov. Reformation. Die Periode des Protestantismus brachte den Slovenen die Anfänge ihrer Literatur und bildet geradezu die Wiedergeburt der slovenischen Individualität. Elze erforschte allerdings in erster Linie die Geschichte des Protestantismus in Krain, und da dieser gleichbedeutend ist mit der Wiedergeburt des

---

[1]) Miklos III. § 447.

[2]) Майкова Исторія сербск. яз. стр. 622 сл.

slov. Volkes, so gebührt ihm auch ein Andenken in der Geschichte der slav. Philologie*).

Geboren wurde Elze im Jahre 1823 in Alten bei Dessau in Anhalt. Er studirte zuerst zu Dessau und vom J. 1842 bis 1845 an den Universitäten zu Tübingen und Berlin. Nach vollendeten Studien lebte er sechs Jahre in Italien, Deutschland und Oesterreich, und wurde 1852 protestantischer Pfarrer in Laibach. Von da kam er im J. 1865 nach Meran, und vom J. 1869—1891 diente er in Venedig, wo er auch starb.

Elze war äusserst arbeitsam; seine freie Zeit widmete er hauptsächlich geschichtlichen Studien, aber ausserdem interessirten ihn auch die Numismatik und moderne Sprachen. Er sprach deutsch, französisch, italienisch und englisch; slovenisch hatte er soviel erlernt, dass er Dalmatin's Bibel leicht lesen und verstehen konnte.

Als er im J. 1852 nach Laibach kam, fand er dort einen Kreis von Männern, die eifrig das Feld der heimischen Geschichte bestellten. Es bestand ein historischer Verein, der sein Archiv, seine Bibliothek hatte und auch »Mittheilungen« herausgab. Diesem Vereine schloss sich Elze an und widmete sich besonders der Erforschung der Reformation in Krain. Er beabsichtigte eine krainische Geschichte des XVI. Jahrh. zu schreiben, aber die Materialien schwollen ihm immer mehr und mehr an, und beim Sammeln überraschte ihn das Alter; theilweise lag aber der Grund auch darin, dass er der südslavischen Sprachen nicht vollkommen mächtig war.

Elze sammelte die Materialien für seine Studien in verschiedenen Archiven Krains, wobei er als Protestant mancherlei Schwierigkeiten und Hindernissen begegnete. Im Laufe der Studien überzeugte er sich auch, dass Krain nur wenig Urkunden berge, deshalb ging er nach Deutschland und fand dort namentlich in Stuttgart und Tübingen eine grosse Menge von Büchern und Urkunden, die er fleissig excerpirte. So glückte es Elze, dass er manches Buch aus der protestantischen Periode, von dem man keine Ahnung hatte, aufdeckte und beschrieb; von allen diesen Büchern pauste er sich auch die Titelblätter ab und erwarb so eine herrliche Sammlung.

Im J. 1863 erschien von ihm »Die Superintendenten der evangelischen Kirche in Krain während des sechzehnten Jahrhunderts. 1863«. Darin bot er die Lebensbilder folgender Männer: Primus Trubar, Sebastian Krel, M. Christoph Spindler, Bartholomäus Simplicius und M. Felician Trubar.

Elze's Schriften erreichten eine schöne Zahl und die Abhandlung »Die Universität Tübingen und die Studenten aus Krain« brachte ihm das Ehrendoctorat der Universität Tübingen.

Die wichtigsten Schriften Elze's — mit Ausserachtlassung der numismatischen, germanistischen und belletristischen und ohne Anspruch auf Vollständigkeit — sind:

1. *Kurze Geschichte der evang. Gemeinde in Laibach im 19. Jahrhundert.* Evang. Glaubensbote. Villach 1856.

---

*) Eine kurze Darstellung des Lebens Elze's und seiner Schriften ist in der Zeitschr. »Ljubljanski Zvon«, 1893, S. 622, der einzelne Daten entnommen sind.

2. *Die Einweihung der neugegründeten evangel. Andreaskirche in Cilli* am 25. März 1857.
3. *Primus Truber's Denkmal in Derendingen.* Mittheilungen des histor. Vereins für Krain 1861, S. 63.
4. *Die Anfänge der Buchdruckerei in Krain.* Ibidem 1861, S. 90 u. 1863, S. 11.
5. *Budget des evangelischen Gymnasiums in Laibach.* Ibid. 1862, S. 110.
6. *Primus Truber.* Ergänzungsheft zum Lesebuche f. d. oberste Classe der evangelischen Hauptschulen in Oesterr. Wien 1863.
7. *Die evangelischen Kirchenräthe in Steiermark, Kärnten, Krain und Görz während des XVI. Jahrh.* Prot. Blt. f. d. evang. Oesterr. 1863, Nr. 35.
8. *Die Superintendenten der evangelischen Kirche in Krain während des sechzehnten Jahrhunderts.* Wien 1863. 8°. VIII + 60.
9. *Zur Geschichte der evang. Kirchenbegängnisse in Innerösterreich während des XVI. Jahrh.* (Prot. Blt. f. d. evang. Oesterr. 1864, Nr. 13).
10. *Ueber Hitzinger's Berichtigung einiger Punkte in Primus Truber's Leben.* Mitth. des histor. Ver. für Krain 1864, S. 85.
11. *Besprechung von Radics' Herbart VIII von Auerperg.* Blt. aus Krain Nr. 13, 14, 15.
12. *Primus Truber und die Reformation in Krain* (Herzog's Realencyklopädie für protest. Theologie und Kirche. Band XXI. Gotha 1866).
13. *Besprechung von: Kausler und Schott: Briefwechsel zwischen Christoph, Herzog v. Würtemberg, und Peter Paul Vergerius* (Lit. Centralblatt in Leipzig 1876. Nr. 8).
14. *Die Universität Tübingen und die Studenten aus Krain.* Tübingen 1877. 8°. IV + 109.
15. *Die Anfänge des Protestantismus in Krain* (Jahrbuch der Gesellschaft f. d. Gesch. des Protest. in Oesterr.). 1880.
16. *Paul Wiener, Mitreformator in Krain, Gebundener des Evangeliums in Wien, erster evang. Bischof in Siebenbürgen.* Ibid. 1882.
17. *Die frühesten Opfer des Protestantismus in Kärnten.* Ibid. 1883.
18. *Geschichte der prot. Bewegungen und der deutschen evang. Gemeinde in Venedig.* 1883.
19. *Die slovenischen protestantischen Gesangsbücher des 16. Jahrh.* Ibid. 1884.
20. *Zur Geschichte der Reformation in Krain.* Ibid. 1891.
21. *Die slovenischen protestantischen Katechismen des XVI. Jahrh.* 1893.
22. *Die slov. protest. Gebetbücher.* Ibid. 1894.
23. *Die slov. protest. Lehrschriften* (Zeitschr. f. prot. in Oesterr.). 1894.
24. *Die sloven. protest. Druckschriften des 16. Jahrh.* Venedig 1896.
25. *Primus Truber's Briefe.* Mit den dazu gehörigen Schriftstücken. Bibliothek des litterarischen Vereines in Stuttgart. 215. Publication. Tübingen 1897.
26. *Die Rectoren der krainischen Landschaftsschule in Laibach während des 16. Jahrh.* (Jahrb. der Gesellschaft für die Geschichte der Protest. in Oesterr.). Wien 1899.
27. *Slov. protest. Postillen.*

St. Paul, im August 1900. *Fr. Vidic.*

Sachregister.

Namenregister.

Wortregister.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Fortsetzung auf der vierten Seite des Umschlags.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

ALTKIRCHENSLAVISCHE GRAMMATIK

Fortsetzung von der dritten Seite des Umschlags.

Stoffes in's Gedränge. In letzterer Zeit sind auf diesem Gebiete allerdings vortreffliche Arbeiten erschienen, sodass man sich nun schon leichter ein Urteil in dieser Hinsicht bilden kann. Neben Delbrück's Vergl. Syntax (in Brugmanns Grundriss) muss hier Brugmanns Griechische Grammatik, 3. Aufl. (1900) und die lateinische Grammatik von Friedr. Stolz und J. H. Schmalz, 3. Aufl. (1900), deren syntaktischer Teil eben von letzterem herrührt (beide in Iw. Müllers Handbuch der klass. Altentumswissenschaft) genannt werden. Die Art und Weise nun, wie Schmalz die Syntax behandelt, verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als er hier den theoretischen Postulaten des John Ries möglichst gerecht zu werden trachtete. Man ersieht eben aus dieser Arbeit, wie etwa eine Syntax beschaffen sein muss, welche den neueren und gewiss berechtigten Anforderungen entsprechen soll.

Es wäre interessant zu sehen, wie sich V. Jagić die Lösung dieser Aufgabe in der Praxis denkt. Leider ist bis jetzt nur die erste Hälfte seiner Beiträge zur slav. Syntax erschienen (Denkschriften der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Phil. hist. Cl. Bd. XLVI, 1899. 4°. 88 S.), die ein sehr reichhaltiges Material bietet. Es geht daraus hervor, dass Jagić an einem jedenfalls originellen Aufbau der Syntax arbeitet. Freilich ist auf eine allgemeine Zustimmung in solchen Fällen kaum zu rechnen. So wird man vielleicht auch nicht damit einverstanden sein, dass ich z. B. das Verbum hinsichtlich der Art seiner Handlung in die Formenlehre einbeziehe und in der Syntax nur auf jenen vorangehenden Abschnitt verweise. Aber ich glaube, dass ein solches Vorgehen zu rechtfertigen ist, wenn man einmal die Syntax nicht als Bedeutungslehre aufgefasst hat, da ja die Art der Handlung vielfach mit der Conjugationsklasse, die doch in die Formenlehre gehört, innig zusammenhängt, und da ferner die Bildung des Futurums diese Lehre voraussetzt.

Wenn in der Syntax Beispiele aus dem Evangelientext ohne Angabe der Quelle citiert werden, so sind sie immer dem Codex Marianus entnommen. In diesem Falle stimmen aber, wenn nicht das Gegenteil angegeben, vielfach damit Cod. Zogr. und mitunter selbst auch die anderen Evangelientexte überein.

In der Lautlehre blieben hie und da die Beispiele nach dem lateinischen Alphabet, wie sie eben ursprünglich geschrieben waren, geordnet. Da ihre vollständige Aufzählung hier nicht angestrebt werden konnte, ist jedenfalls diese abweichende Anordnung nicht von Belang.

Unter den Textproben erscheinen auch solche, die sich bei Leskien vorfinden, damit jene Studierende, die das Leskien'sche Handbuch besitzen, selbes auch bei den praktischen Übungen, für die sie ja bestimmt sind, benützen können.

Fast alle Correkturbogen las mit mir auch Herr R. Nachtigall, wofür ich ihm hier Dank abstatten muss; einige Druckfehler sind freilich dennoch stehen geblieben und werden — soweit sie schon eruiert wurden — zum Schlusse mit anderen Berichtigungen und Ergänzungen angeführt.

Wien, Juli 1900. **W. Vondrák.**

Für die Redaction verantwortlich: Prof. Dr. A. Brückner in Berlin.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.




4 099 696 585